Romantiſche Erzählungen

aus

der Geſchichte Englands.

Nach

dem Engliſchen des H. Neele.

von

Eduard von Bülow.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Leipzig,
C. H. F. Hartmann.
1828.

1931. 855

Vorwort des Ueberſetzers.

Dieſe zwölf Erzählungen ſind aus einer Folge hiſtoriſcher Erzählungen: The Romance of History. England, by Henry Neele. 3 Vol. London. 1828. genommen, die, wie der Verfaſſer vorwortlich verſichert, ſämmtlich auf hiſtoriſchen Thatſachen beruhen, welche er meiſtens nur ausſchmückte, nie im Weſentlichen verunſtaltete. Er hat aus den alten Annalen- und Chronikenſchreibern: Froiſſart, Hall, Philip de Comines, Walſingham, Eadmer, Geoffray von Monmouth, Giraldus Cambrenſis, Hardyng, Stanton, Cam-

den, Hollinshed, Hayward und Stowe [illegible], deren allgemeinere Beachtung er dem Publikum an's Herz legt, und die er, wo er ihnen ganz getreu folgte, in den Erzählungen zum öfteren selbst anführt.

Ich fand das Verdeutschen der ganzen Sammlung unzulässig, glaube aber diese, das Drittel umfassende, Auswahl vertreten zu können.

Inhalt.

1. Des Königs Rufus Traum . . . . .
2. Die Eroberung von Normandie . . . .
3. Das Bildniß . . . . . .
4. Graf Ranulph und ſein Page . . . .
5. Des Spaniers Auslöſung . . . . . .
6. Iſabella von Medina . . . . . .
7. Der Abt von Weſtminſter . . . . . .
8. Die Hexe von Eye . . . . . .

Seite

Die weiße Rose von England 213

Die Reformationseiche 262

Katharina Gray 291

Goodrich-Castle 311

Des Königs Rufus Traum.

„Ist morgen nicht St. Petri Kettenfeier?“ sagte König Wilhelm der II., den man, seiner rothen Haare wegen, den König Rufus nannte. Er saß von den Großen seines Reichs und von Höflingen umgeben, im Prunksaale des Schlosses Winchester.

„So ist es, mein König,“ antwortete der Abt von Westminster, „es ist ein Tag, den unsere Kirche allen ihren Kindern befiehlt, besonders heilig zu halten.“

„Meint Ihr, ehrwürdiger Vater?“ fuhr der König fort; „nun so soll heilige Mutter-Kirche einmal gestehen, daß ich ein frommer, gehorsamer Sohn bin; denn ich gedenke den Tag andächtiglich zu verbringen und den flinken Hirsch im neuen Walde zu jagen, von Tages Anbruch bis zu Tages Ende.“

„Gott verhüte, hoher Herr,“ sagte der Abt, sich kreuzend und segnend, „daß Ihr so feierlichen Tag auf solche Weise entheiliget; Ihr würdet die Rache des Himmels auf Euch niederziehen, vor der Ihr so sehr gewarnt seid.“

„Nun, bei'm heiligen Lukas, Vater!“ sagte der König, „Du wirst mich toll machen. Wie und warum hab' ich des Himmels Zorn auf mich geladen? Weil ich einem albernen alten Bischoff in Rom nicht zuließ, alle Mitran- und fetten Pfründen meines Königreichs wegzugeben? Weil ich nicht St. Peter und St. Paul anrufe, für mich zu unserm Herr Gott zu beten?“

„Verspottest und verhöhnst Du nicht,“ nahm der Abt wieder das Wort, „ohn' Unterlaß, wie eben jetzt, unsere heilige Religion? Beraubst nicht die Stätten der Kirche ihrer Schätze? Hast Du nicht den Altären die Spenden entwendet, den Kapellen ihre heiligen Reliquien? Zechst Du nicht in Deinen wilden Gelagen aus den heiligen Kelchen? Deckst Deine unzüchtigen Dirnen nicht mit Gewanden, der heiligen Jungfrau geweiht?“

„Schuldig, ehrwürdiger Vater, schuldig, schuldig!“ sagte der König, „nur laß mich morgen noch jagen, dann beicht' ich Dir für diese und alle anderen Sünden, und Königs Rufus übrige Lebenszeit soll in Buße und Gottseligkeit vergehen. Komme was kommen mag, morgen muß ich jagen!“

Des Königs Gefolge jubelte wilden Beifall. „Gott vergeb' Euch!“ sagte der Abt und kreuzte sich.

„Amen! Amen!“ hallten mehrere Geistliche nieder, die um die Königliche Tafel saßen. Der König stand auf, sich zur Ruhe zu begeben, das Gelag war zu Ende und die tobende, jauchzende Schaar verließ den Saal.

„Wecke mich morgen mit Tagesanbruch, Wal-

cher Tyrrel," sagte der König; „ich will diese Jagd halten, trotz allen grämlichen Pfaffen der Christenheit."

„Verlaßt Euch auf mich, mein Lehnsherr," sagte Tyrrel: „ich werde zu guter Zeit bei Euch sein. Dort kommt aber der Lord von Mans, Euch, bevor Ihr der Ruhe pflegt, sein Gesuch vorzubringen."

„Bei'm heiligen Lukas!" rief der König: „die Pfaffen haben dem schwachköpfigen Betling eingeschwatzt, er könne seine Seele nur retten, wenn er sich zu den Bannern Peters des Eremiten schaare; und mir sei seine schmucke Baronie in Normandie, derweil er und seine tollen Ritter auf der Narrenfahrt zum heiligen Lande sich befänden, so unverletzbar, als starrten ihre Speere von den Wällen seiner Stadt dem Stürmenden entgegen."

„Heil und Segen meinem Gebieter!" sagte der Baron, trat zum König und beugte ein Knie vor ihm. „Ich bin bereit, mit meinen Schaaren von dannen zu ziehen, das heilige Grab aus der Ungläubigen Händen zu erlösen; und ich bin gewiß, Ihr werdet während meiner Abwesenheit in so löblicher Sache, mein Besitzthum unangefochten lassen."

„Geht, wohin es Euch beliebt," antwortete der König, „ich nehme Eure Stadt."

„Mein Lehnsherr," erwiederte der Baron: „Mans ist mein rechtmäßiges Erbe, und zweifelt Ihr daran, so laßt mich es vor würdigem Gerichte darthun."

„Ich will mit Euch rechten," fuhr Wilhelm

fort, „wo und wenn Ihr wollt; meine Anwalde sind meine Schwerdter, Speere und Pfeile.“

Der König wollte sich entfernen, der Baron faßte aber den Saum seines Kleides und rief: „Höre mich an, o König! willst Du einem Kreuzfahrer den Weg nach dem Grabe des Heilandes vertreten? Ich schwinge meinen Speer nicht aus eigennütziger Absicht; ich will nicht mein Gebiet erweitern oder Schätze häufen; ich entscheide mein Schwerdt für die Sache Dessen, der Dir Wilhelm Rothhaar Deine Macht gab, der über Könige und Fürsten richtet. Mit dem Zeichen des Kreuzes lasse ich meinen Schild schmücken, meinen Helm, meinen Sattel und meine Rosse, und ist in dem Dienste des Herrn, befehle ich meine Sache dem Schutze des Himmels.“

Der Baron entfernte sich stolzen Schrittes und mit ruhiger Stirn. König Rothhaar lachte, und unbewegt von der Feierlichkeit in Ton und Geberde des Lehnsmannes entgegnete er: „Thut wie Euch gut dünkt, Ritter! Ich möchte nicht mit Kreuzesrittern streiten, aber, bei'm heiligen Lukas! ich will das Land zurück, das meines Vaters war. Seht Euch wohl vor, befestigt Eure Stadt und schürt Feuer an in den Herzen Eurer Vasallen, denn, wahrlich, ich gedenke bald, mit hundert tausend Lanzen an die Thore zu klopfen.“

Der König begab sich in seine Schlafkammer, aber nicht zur Ruhe. So furchtlos und verwegen er auch war, schrack sein Gemüth doch zuweilen vor seinen Gottlosigkeiten zurück, und in der Abgeschirrtenheit der Nacht konnte er ruhig

und ungestört der räuberischen, tyrannischen Lebensart nachdenken, die er befolgte, der Eifersucht und Unzufriedenheit, womit die meisten seiner Unterthanen seine Herrschaft duldeten, und der Macht, Hinterlist und des verwundeten Stolzes der Geistlichkeit.

Und diese Macht belasteten überdies unerklärbare, schlimme Ahndungen seine Brust, er erschrack vor seinem eignen Schatten, als er mit ungleichen, hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, und schauderte bei dem Aufschrei der Eule oder bei dem dumpfen Flügelschlag der Fledermaus gegen die Fensterbrüstung. „Was will dies Zagen?“ sagte er,“ bin ich nicht König von England? Errang nicht meines Vaters Rechte die Krone, die er auf mich vererbte? Soll das Gemurmel hungriger Sachsen-Schelme, sollen die Verwünschungen unkutteter Spione des Bischoffs von Rom mich von meinem königlichen Sitze schrekken? Die Schelme müssen noch einmal auf dem Felde von Hastings streiten, der Bischoff seine dreifache Krone mit einem Helme wie dieser vertauschen,“ (er schwang den seinen empor) „ehe König Rufus auf rebellisches Murren oder auf päbstliches Anathema achtet.“

Durch dieses innere Selbstgespräch ein wenig beruhigt, dem Schutz des heiligen Lukas sich befehlend, was er bei aller Verachtung, die er gegen Priester und Heilige zur Schau trug, nie, keinen einzigen Tag unterließ, versuchte er sich dem Schlummer zu ergeben. Seine Sehorgane schlossen sich wohl, aber sein inneres Auge war peinlicher erregt als jemals. Manchmal war es

ihm, als sei er von Feinden umgeben, die mit wütenden Geberden und entblößten Waffen über ihn herfielen, während er sich gleichsam wie mit Zauberkraft an den Boden gefesselt fühlte, unfähig, auch nur ein Glied zu rühren. Einmal träumte ihm, er sähe einen edlen Falken, mit goldner Krone auf dem Kopfe, mit rothem Gefieder wie seine eignen Locken; er wollte sich in die Lüfte emporschwingen, aber eine große, weiße Eule krallte ihn an und tödtete ihn im Fluge. Der Traum aber, der seiner Einbildungskraft am ärgsten zusetzte, spiegelte ihm ihn selbst vor, auf dem Rücken in einem großen, großen Walde ausgestreckt, alle Adern seiner Arme geöffnet, häufiges Blut daraus hervorströmend.*) Dreimal erwachte er aus dem Traume, versank eben so oft wieder in ihn, und jedesmal mit immer lebhafterem, schmerzlicherem Bewußtsein. Endlich als der letzte Blutstropfen aus seinen Adern zu träufen schien, als der kalte Tod sein Herz umfassen wollte, war es ihm, als dröhne eine Stimme in sein Ohr, furchtbar wie die Stimme des Todesengels, er schrack aus dem Schlafe auf, das graue Dämmerlicht des Morgens strömte zwischen den Eisengittern des Fensters hindurch und sein getreuer Begleiter, Walther Tyrrel, stand an seinem Bett.

„Ha! guter Tyrrel!“ sagte er: „Du hast mich aus unheimlichem Traume gerissen. Mich däuchte, Tyrrel, ich läge wund und blutend — doch, was! was sollte ich Deine Ohren belästi-

*) Hollinshed.

gen, mich selbst peinigen, meinen Schatten wieder herauf zu beschwören! Das sinnlose Geschwätz der verwünschten Mönche hat meine Sinne verstört. Gutes Neues vom wackern Abt von Westminster?"

„Er ist in der Schloßkapelle und betet: der Zorn des Himmels, den Ihr, wie er meint, im Begriff ständet, auf Euch zu laden, möge von Eurem Königlichen Haupte abgewendet werden."

„Und heut' ist St. Petri Kettenfeier!" sagte Wilhelm und schien Tyrrels Rede zu überhören. „Bei St. Lukas! die heilige Himmelssonne scheint heut so weltlich sein zu wollen, als König Rufus selbst, sie hat ihre hellglänzendsten Strahlen angethan und sendet ihre Lichtpfeile nach hier und dorthin; und die Wolken schwinden vor ihrem Antlitz so eilig wie der leichtfüßige Hirsch der Waldung vor meinen Wurfpfeilen dahinfliehen wird."

„Es ist ein herrlicher Morgen, Sire, Eure Getreuen erwarten Euch, und Euer stattlicher Normannenhengst zerstampft den Boden vor Ungeduld nach dem thaufeuchten Rasen des Forstes."

„Hilf mir, hilf mir, guter Tyrrel! Rasch, rasch, mein Wams, meine Hosen! Was sollen diese nichtswürdigen Hosen? Sie scheinen neu, sind aber verdammt altmodisch. Sag, was kosten sie, Tyrrel?"

„Sie kosten, wie ich von Eurer Hoheit Diener weiß, drei Schillinge."

„Der niedrige Wicht!" schrie Rufus. „Sind ein Paar Hosen, die drei Schillinge kosten, werth, von einem Könige getragen zu werden? Geh', geh',

guter Tyrrel," sag' ihm, er solle mir ein Paar bringen, das eine Mark Silber koste. — *)

Tyrrel brachte ein anderes Paar Hosen, an denen Anschein der König mehr Wohlgefallen fand. „So," sagte er, „diese schicken sich besser. Nun meinen Jagdhut, meinen vollen Köcher, und nun rother Normann, sollst Du den König von England auf Deinem Rücken tragen."

Zur Jagd bereit, entstieg der König zu den Thoren des Schlosses, wo sein getreuer Hengst gellend aufwieherte und den Boden zerstampfte, als er den ungeduldig erwarteten Herrn erblickte.

Der Königliche Jäger wollte eben aufsteigen und hatte schon einen Fuß im Steigbügel, als ein Barfüßermönch, dessen Anblick die Strenge verrieth, mit der er die Regeln seines Ordens befolgte, auf ihn zudrang, seinen Arm festnahm und ausrief: „Geh' heute nicht zum Wald, hoher König; im Namen der Mutter Gottes beschwöre ich Dich, geh' nicht!"

„Und warum nicht, guter Vater?" sagte der König lächelnd.

„Es ist St. Petri Kettenfeier!" fuhr der Mönch fort, „ein Tag, den Du um Gottes und aller guten Engel willen, heilig halten sollst."

„Nun, ehrwürdiger Vater," erwiederte Wilhelm, „scheint denn nicht die Sonne, und singen die Vögel nicht, und jagt das muntere Reh nicht im Walde, am Tage St. Petri Kettenfeier? Und warum sollte der arme König von England an diesem Tage der Freuden entbehren,

*) [illegible]

die Gott der Herr, dem geringsten seiner Geschöpfe gönnt?"

„Ich hatte einen Traum," sagte der Mönch feierlich, „einen gräßlichen Traum, wie Weise ihn nimmermehr sehen und vergessen, sondern tief im Herzen bewahren."

„Einen Traum?" sagte der König und seine Wangen erblichen. „Einen Traum, guter Vater? — was geht mich Dein Traum an?" rief er mit erzwungener Lache. „Du bist ein ächter Mönch! Wahrhaftig, träumst, um Dir ein Stück Geld zu verdienen, was am besten in Deinen Kram paßt. Nun, ein Jeder hilft sich auf seine Weise. — Laß ihm hundert Schillinge zahlen, Walther Tyrrel; aber er soll in Zukunft Anmuthenderes, uns mehr Heil Verkündendes träumen."

Des Königs Fuß war abermals in dem Steigbügel, und er wollte schon seinem Gefolge zum Aufbruch winken, als der Mönch ihm nochmals den Weg vertrat.

„Du mußt meinen Traum hören, König, und rügtest Du meine Verwegenheit mit augenblicklichem Tode! Ich träumte in meinem Schlafe einen Traum, in dem sah ich Dich, o König! das Bild des gekreuzigten Christ zernagen. Du faßtest das Bild in Deine raubgierigen Hände, zernagtest es mit Deinen heißhungrigen Zähnen und wolltest ihm die Beine vom Körper trennen."

Der König versuchte abermals ein Lächeln zu erzwingen, aber der Mönch sprach mit gebietender Feierlichkeit und Kraft; augenscheinlich theilten die Umstehenden seine Gefühle, und ihre

Mienen das tiefe Interesse, mit dem sie der Erzählung lauschten.

„Ich sah Dich in gottloser Gier versuchen, ihm die Beine abzureißen; und als Du die grausige That vollbringen wolltest, sah ich, wie das Abbild seine Beine erhob und Dich zu Boden stieß.“

„Es war nur ein Traum, mein Gebieter,“ sagte Tyrrel, da er sah, wie des Königs innere Bewegung sich in seinem Antlitz kund gab.

„Ja, aber doch wunderseltsam, Walther! Still, still, ich bitte Dich, sei still!“

„Ich sah Dich fallen,“ sprach der Mönch weiter. „Blind und platt lagst Du auf der Erde, und eine feurige Flamme kam aus Deinem Munde und so unmäßiger Rauch, daß die Luft sich verdunkelte.*) Nun deute mir meinen Traum, Herr König.“

„Guter Vater,“ sagte der König, „ich kann ihn nicht deuten. Helle Du meine Dunkelheit auf durch Deine Auslegung.“

„Das heilige Abbild,“ sagte der Mönch, „war ein Sinnbild der heiligen Vorschriften der Kirche, und Dein gottloses Unterfangen, es zu entstellen und zu verstümmeln, stellte Dein tägliches Uebertreten dieser Vorschriften und die Unheiligkeiten vor, welche Du eben im Begriff bist zu wiederholen. Das Uebrige, Du gottvergessener König, lege Dir selbst aus. Und begieb Dich in den Wald und jage, wenn Du es wagst, den wilden Hirsch!“

*) Hollinsched.

Der Mönch heftete sein helles graues Auge einen Augenblick auf den König, hüllte sich tiefer in seine Kutte, machte das Zeichen des Kreuzes vor seine Stirn und verschwand unter der versammelten Menge.

„Tyrrel!“ sagte der König, von diesem seltsamen Ereigniß eingeschüchtert und beschämt, doch aber mit lüsternen Blicken die Jäger und Bogenschützen in Jagdkleidung betrachtend, die um ihn herum standen, und das feurige Roß, das jetzt noch ungeduldiger wieherte und ihm sein Zaudern vorzuwerfen schien. „Was sagst Du dazu, Walther Tyrrel?“

„Träume, mein König, sind Gottes Stimme,“ sagte Tyrrel, „und wer weise ist, erprobt sie nicht auf seine eigne Gefahr und sein Verderben.“

„Entlaß das Gefolge, Tyrrel,“ sagte der König seufzend, „laß meinen Normann absatteln; nach Tische sprechen wir weiter davon; bis dahin gehab Dich wohl!“

Der Morgen schlich träge vorüber, Mittag kam herbei und der König saß mit seinen Höflingen abermals in dem Prunksaale. Wilhelm war noch mißmuthig und niedergeschlagen über den Verlust der Jagd und über des Mönchs und seine eignen Träume, die ihm, wie er sich nicht aus dem Sinne schlagen konnte, Unglück verkündeten. Der Abt von Westminster und die übrigen Geistlichen lasen die Gedanken, die sein Inneres erschütterten, und um nicht, was sie als heilsame Wirkung auf sein Gemüth erachteten, zu stören, versuchten sie nicht, das düstere Schweigen zu brechen, in das der Monarch versunken war. Der Baron von Mans, Sir Wal-

ther Heinrich, und die anderen Edlen und Ritter fühlten sich von des Königs Unmuth angesteckt und das Gastmahl verging traurig, langweilend und in fast gänzlicher Stille. Als aber der Becher in der Tafelrunde umherging, begann die Kälte, die des Königs Gemüth umfing, nach und nach aufzuthauen. Er lauschte nicht ungnädig den Scherzen, zu denen rückkehrende Heiterkeit die Höflinge antrieb, lächelte über den possenreißenden Hofnarren, dessen Späße und Witze bis jetzt stumpf und wirkungslos in sein Ohr getroffen hatten. „Beim Himmel!“ sagte er endlich, „ich wünschte, diese St. Petri Kettenfeier wäre wohl zu Ende. Füllt mir noch Einen Becher, Schenk! — Zum Henker!“ fuhr er fort, indem er den Becher, woraus er eben getrunken hatte, bei Seite warf und einen von fast doppelter Größe ergriff: „Die Sorgen eines Tages wie dieser, können nicht in gewöhnlichem Humpen abgeschwemmt werden.“ Und als er ihn ausgestochen hatte, rief er: „Wo ist Eustach Fitzhardinq, mein Minstrel? Ach, vergieb, mein wackrer Troubadour, ich sah Dich nicht, sing', sing', guter Eustach, sing ein lustiges Lied.“

Der Minstrel, der, wie die übrige Gesellschaft, während des Banketts betrübt und schwermüthig an der Tafel gesessen hatte, ohne von seinem Herrn ein einziges Mal um eine Probe seiner gaya sciencia angesprochen zu werden, ward nun mit einem Male belebt, sein Auge flammte auf, seine Wangen erglühten, er bog sich zu seiner Harfe hinab, schlug volle Akkorde an und ließ einen Gesang der Liebe ertönen, der die Gesellschaft mit neuem Geiste beseelte. Scherz

und Lachen erſcholl rings umher, die Becher wurden immer und immer geleert und gefüllt, es folgte Geſang auf Geſang und zuletzt ſagte der König:

„Guter Euſtach, kannſt Du uns einen Jagdgeſang geben? Unſer ehrwürdiger Pater hat uns verboten, Pfeil und Wurfſpies heute zu entſenden; aber ein Lied von der guten grünen Haide würde unſeren Ohren doch wohlthun, uns ein wenig für den Verluſt der Jagdluſt entſchädigen.“

„Ich ward,“ erwiederte der Minſtrel, „im grünen Walde geboren und erzogen, mein Fürſt!“ Und in der Rückerinnerung an die frohen Tage der Jugend ſtimmte der Sänger ein ſo begeiſtertes Lied an von den Freuden und der Freiheit des Jagd- und Waldlebens, daß der König, als es geendet war, plötzlich von ſeinem Sitz auffſprang und rief: „Zum Wald denn, zum Walde, ihr luſtigen Geſellen allzumal! Bei St. Lukas! Wir haben dieſem winſelnden Abte nur allzulange williges Gehör geliehen. Ein einziges Deiner Lieder, Euſtach, ſticht alle ſeine läſtigen Sermone um ſo vieles aus, als das grüne Laub und die winkenden Zweige des Waldes die abgeſchmackten Gothiſchen Zierrathen, mit denen der Dummkopf, der dieſe Halle erbaute, ſich bemüht hat, ſie nachzuahmen. Zum Walde, zum Walde! Sattelt meinen Normann! Tyrrel, Fitzharding, Bevis, fort mit uns, fort!“

Des Königs Wille und Ungeſtüm war ſo ſtark und heftig, daß Niemand verſuchte, ihm Gründe entgegen zu ſtellen, oder ihm von ſeinem Vorhaben abzurathen. Wein und Geſang hatten

überdies sein ganzes Gefolge in ähnliche Stimmung gebracht und Alle brannten, sich für die eingebüßten Morgenfreuden durch verdoppelte Jagdtrunkenheit des Nachmittags schadlos zu halten. Nach wenigen Minuten waren der König und sein Hof beritten und eilten dem Walde zu. Viele erschreckende Wahrzeichen ergaben sich, als die Jagd sich in Bewegung setzte, und Alle, die sie bemerkten, gaben den König verloren. Einige versicherten, gesehen zu haben, daß Vögel seltsamer Art und arger Vorbedeutung des Königs Haupt umschwirrten; man sagte sich, wie er bei vollem Sonnenscheine dahin geritten wäre, habe man den Schatten des Pferdes, aber keinen Schatten des Reiters auf der Erde gesehen. Die Jagd gelangte nach dem neuen Walde, die Hüfthörner klangen munter durch die grünen Irren, und es dauerte nicht lange, so schoß ein edler Hirsch aus dem Dickigt hervor. „Zurück, zurück!“ rief Einer dem Könige zu: „er hat ein arges Auge, seine Hufe und Enden sind nicht die eines sterblichen Hirsches.“ Der König achtete nicht darauf, er jauchzte vor Lust auf beim Anblicke des stattlichen Wildes, spornte sein Roß an und zwang es mit solchem Ungestüm weiter, daß außer Tyrrel keiner seiner Begleiter im Stande war, ihm zur Seite zu bleiben. Zu gleicher Zeit verfolgte der Hirsch seinen Lauf unverletzt durch Bäche, über Hügel und durch das Dickicht des Forstes, und kein Pfeil seiner Verfolger vermochte ihn zu erreichen. Nur König Rufus kam ihm sichtlich immer näher und näher, er legte den Pfeil seinem Bogen auf, und festen

Auges entsandte er den gefiederten Todesboten zum sicheren Ziele. Der Pfeil schien in dem Herzen des Thieres zu haften und der König rief: „Sieg! Tyrrel, Sieg! Ich hab' ihn getroffen;" aber zu seinem Erstaunen sah er den Pfeil langsam zu Boden sinken und den Hirsch frisch und gesund wie vorher weiterspringen. „Bei St. Lukas!" rief er, „das ist wunderbar, noch niemals hab' ich mein Ziel gefehlt." Er erhob seine Hand, sein Auge gegen die blendende Sonne zu schützen, und starrte dem fliehenden Thiere und seiner Fährde nach; in dem Augenblicke prallte aber ein zweiter Hirsch mit Blitzesschnelle aus dem Gestrüpp hervor. Sir Walther Tyrrel schoß nach ihm, der Pfeil irrte von seiner Bahn ab und traf in die, durch den erhobenen Arm entblößte Hüfte des Königs. Der Monarch stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte vom Pferde. Tyrrel stieg ab, rannte auf ihn zu, sah die Blässe des Todes in seinen Zügen. Wilhelm war unfähig, ein Wort hervor zu bringen, er griff mit der einen Hand nach dem Pfeile, brach den aus dem Körper hervorragenden Theil ab und sein Haupt sank wie Blei zu Boden. Noch ein Angstschrei entfuhr den schwarzblauen Lippen, krampfhaft durchzuckte es seinen ganzen Körper und der Geist des Königs Rufus entfloh auf immer.

„Fluch meinem unseligen Arm!" sagte Tyrrel; „Fluch dieser unseligen Jagd zu St. Petri Kettenfeier! Ich habe dem edelsten Herzen in England den Tod gegeben, und wollte ich warten, bis das Gefolge heran kommt, möchte meine

Schützenkunst wohl damit belohnt werden, daß ich an einem dieser Bäume baumelte. — Aber du mein wackrer Renner," rief er und sprang auf sein Pferd, „mußt nun all' deine Kraft und Schnelle aufbieten, und deinen Herrn von schmählichem Tode retten."

Er jagte durch den Wald mit der Pfeilschnelle seiner leichtfüßigen Bewohner, und ehe noch die Gefährten der Jagd des Königs Leichnam aufgefunden hatten, war Walther Tyrrel schon sicher am Bord einer Barke, die mit dem günstigsten Winde der Küste von Normandie zusegelte.

Die Eroberung von Normandie.

Die Folgen der unglücklichen Schlacht bei Haſtings wurden von den Engländern lange ſchwer empfunden und tief beklagt. Die Blüthe des Landesadels hatte in ihr das Leben verloren; von den Ueberlebenden waren die Meiſten des Landes verwieſen und die Wenigen, die ſich hatten bewegen laſſen, die ihnen von dem Eroberer angebotenen Bedingungen anzunehmen, fanden bald, daß man ihren Untergang nur bis zu gelegenerer Zeit verſchoben hatte, und wurden in Kurzem in den Kerker oder zum Richtplatz geführt. Auch die gemeinen Leute empfingen ihren vollen Theil an der Tyrannei der beiden Wilhelme. Die Normänniſchen Barone, die Grundherren wurden, betrachteten ſie als förmliches Eigenthum und glaubten ſich berechtigt, alle nur erſinnlichen Unterdrückungen und Grauſamkeiten gegen ſie zu begehen. Widerſtand war vergebens, Klagen waren fruchtlos und das dereinſt hochherzige Volk der Engländer verſank nach und nach in einen Zuſtand ſtiller, duldſamer Sklaverei.

Faſt ein halbes Jahrhundert war ſchon verfloſſen ſeit dem Kampfe bei Haſtings, und dennoch bluteten und ſchmerzten die Wunden der Nation noch ſo friſch, als wären ſie geſtern ge-

schlagen. Da durchdrang ein allgemeiner Freudenruf das ganze Reich, mit der Nachricht vom Tode des Königs Rufus. Dieser Monarch hatte allen Haß ererbt, den sein Vater sich verdiente; erwarb sich aber keineswegs die Achtung, die die bittersten Feinde des Eroberers dessen kriegerischen Talenten zollen mußten. Sein unheiliger Lebenswandel, offene und unverhehlte Verachtung der heiligen Schrift und der Vorschriften der Kirche, hatten ihm auch die Geistlichkeit entfremdet; und so betrachteten Priester sowohl als Laien seinen Tod als ein Gericht, das er selbst, nach jenen durch Gottlosigkeit, nach diesen durch Tyrannei auf sein Haupt geladen habe. Nunmehr waren alle Gemüther mit der Frage beschäftigt, wer sein Nachfolger sein werde. Die Normänner beeilten sich, die Krone auf die Stirn seines älteren Bruders Roberts, Herzog von Normandie, zu drücken, der, in Betracht früherer Geburt allerdings selbst noch gültigere Ansprüche auf dieselbe hatte, als der verstorbene König; die Augen der Engländer richteten sich dagegen verlangend auf den jungen Prinzen Heinrich Beauclerc, der in England geboren war, zu den unterrichtetsten Männern seiner Zeit gehörte, und mit vielen Vorzügen des Geistes und der Person ausgestattet, immerdar mehr Achtung und Mitgefühl für die Leiden des Volks gezeigt hatte, als sein Vater oder irgend einer seiner Brüder. Prinz Heinrich war im Gefolge seines Bruders mit nach dem neuen Walde geritten, da er aber entweder kein so gewaltiger Jäger war, oder keinen so großen Gefallen an der Jagd

fand, war er in beträchtlicher Ferne hinter dem Könige zurückgeblieben. Er hatte auf das Benehmen seines Bruders und die Stimmung des Volks gegen ihn genau Acht gehabt und aus Beidem geschlossen, daß, wie unterwürfig das letztere auch scheinen möge, es doch das Joch, unter dem es seufzte, nicht lange ertragen und die erste günstige Gelegenheit ergreifen werde, es abzuschütteln. Als er so in trüber Stimmung seines Weges ritt, griff Jemand in die Zügel seines Pferdes und eine tiefe, feierliche Stimme rief:

„Heil, Heinrich, König von England!"

Der Prinz schrack auf, richtete sein Haupt empor und erblickte dicht vor sich einen alten Mann in geistlicher Kleidung. Seine Kutte war von dem Kopfe zurückgefallen und sein langes weißes Haar strömte in reicher Fülle von den Schultern herab. Tiefe Furchen zogen sich seinem Antlitz entlang; doch selbst jetzt noch, bei vorgerücktem Alter, leuchtete es von seltsamem Ausdrucke der Majestät und hellen Verstandes wieder. Sein lichtes blaues Auge schien Feuer zu flammen und um seine Lippen schwebte ein Lächeln, das ein Gefühl der Uebergewalt und Herrschaft zu verrathen schien.

Heinrich hatte Hand an sein Schwerdt gelegt, ließ sie aber bei'm Anblick des alten Mannes zurücksinken.

„Wie meinst Du das, verwegener Mönch?" sagte der Prinz. „Wie wagst Du, mich König von England zu nennen, da Wilhelm Rufus lebt?"

„Er lebt noch," erwiederte der Mönch; „aber

höre mich, Heinrich Beauclerc," fügte er hinzu und wieß nach Westen, wo die Sonne schnell ihrem Sinken zueilte: „ehe seine Scheibe vom Horizonte schwand, wird die Sonne seines Lebens auf immerdar untergegangen sein."

„Laß Dein unnützes Geschwätz," sagte der Prinz, und versuchte, wiewohl vergebens, die Zügel seines Pferdes dem Mönche zu entziehen.

„Heil! Heinrich Beauclerc," wiederholte dieser; „Du wirst bald König von England sein, Du wirst die alte Sachsenlinie auf den Thron dieser Reiche wieder einsetzen und mit Englischen Herzen und Händen das Land des Eroberers erobern!"

In diesem Augenblicke drang ein gräßlicher Schrei durch den Wald und der Mönch faßte Heinrichs Arm von Neuem und zeigte nach Westen. Die Sonne schwebte am Saume des Horizontes und war im Nu hinter ihm versunken. Verwundert blickte der Prinz nach dem Mönche, aber der geheimnißvolle Mahner war verschwunden. „Das ist mehr als seltsam," sagte er zu seinen Begleitern, „kennt ihr diesen Mann?"

„Es ist der wahnwitzige Mönch von St. Johannes," sagte ein Page; „er focht auf der Seite der Sachsen bei Hastings und ward für todt auf dem Felde gelassen. Einige barmherzige Brüder von Waltham, die das Schlachtfeld besuchten, um Verwundeten dienstlich zu sein, entdeckten noch Zeichen des Lebens in ihm und trugen ihn nach der Abtei. Es gelang ihnen, seine Wunden zu heilen, sie konnten aber nimmer über ihn gewinnen, seinen Namen oder Rang

zu nennen. Aus dem Reichthum seiner Kleidung und dem Werthe der Juwelen, die man bei ihm fand, schloß man, er müsse ein Sachse von hohem Stande gewesen sein. Nachmals ließ er sich in den Orden St. Johannes von Chester aufnehmen und hat sich durch seine Frömmigkeit und Büßungen Ruf erworben, man glaubt aber, sein Unglück habe ihm den Verstand benommen."

„Seine Stimme klang weissagend in mein Ohr," sagte der Prinz, „und der Schrei traf wunderbar mit Sonnenuntergang zusammen. Der Himmel bewahre unsern Königlichen Bruder! Laßt uns den Wald nach ihm durchforschen."

Des Mönches Worte hatten wahrgesprochen. Man fand Wilhelm Rufus entseelt im Walde, und nach wenigen Stunden ward Heinrich Beauclerc in Winchester zum König von England ausgerufen.

Die ganze Nation segnete Heinrichs Erhebung auf den Thron. Nur wenige Anhänger seines Bruders versuchten das Interesse des Herzogs von Normandie zu fördern, der jedoch eben damals als Kreuzfahrer im gelobten Lande war. Er hatte sein Land, eine Beute innerer Fehden, verlassen und die ganze Zeit seiner Regierung bot nur ein stetes Bild von Trägheit und Wankelmuth dar. Als er vom Kreuzzuge zurückkam, beschloß er, zu Erlangung der Krone seines Vaters einen Versuch zu machen, und landete in dieser Absicht mit einer furchtbaren Armee in Portsmouth. Die Engländer befürchteten eine Wiederholung der verhängnißvollen Szenen bei Hastings. Sie versammelten sich um ihren ein-

geborenen Herrscher und gaben durch das ganze Land den Feinden einen solchen Geist des Widerstandes kund, daß Herzog Robert vor entscheidendem Schlage seinem Unternehmen Einhalt that und sich am Ende entschloß, seinen Bruder im ruhigen Besitz der Krone zu lassen und nach Normandie zurückzukehren.

Während dessen fuhr Heinrich fort, sich durch Kraft, Weisheit und Gerechtigkeit seinem Volke lieb zu machen. Er unterdrückte alle Gewaltthätigkeiten, schaffte das vorherrschende System des Faustrechtes ab, machte den Vermittler zwischen übermüthigen Baronen und unterjochten Vasallen, und erwarb sich durch seine Entschlossenheit und Unpartheilichkeit den Zunamen des „Löwens der Gerechtigkeit." Er gab dem Volke in der Charte einige der alten Sächsischen Freiheiten zurück, und machte seinen Willen bekannt, Mathilden, Tochter des Königs von Schottland und Margarethens, der Schwester Edgar Athelings, zu heirathen, die in gerader Linie von den alten Sächsischen Beherrschern von England abstammte.

Die Worte des Mönches von St. Johannes hatten tiefen Eindruck auf sein Inneres gemacht. Ein Theil der Prophezeihung war erfüllt: er war König von England; der andere Theil aber, daß er das alte Sachsengeschlecht wieder auf den Thron setzen werde, schien mit dem ersteren durchaus unvereinbar, denn er selbst war Normännischer Abkunft und alle seine Ansprüche beruhten nur auf der Eroberung seines Vaters.

Nur erst am Morgen seiner anberaumten Hochzeit, als er in feierlicher Prozession aus sei-

neuen Palast in Westminster nach der Abtei wandelte, um dort die Zeremonie vollziehen zu lassen, blitzte die Wahrheit in seine Seele, daß er eben durch diese Handlung des Mönches Weissagung erfülle.

„Seltsam," sagte er zu Anselm, Erzbischoff von Canterbury, der ihm zur Rechten ging," durch diese Heirath bestätige ich die prophetische Verkündigung des Mönches von St. Johannes, die er mir im neuen Walde am Todesabende des Königs Rufus gab, ... dem Gott seine Sünden vergeben wolle," fügte er hinzu und kreuzte sich.

„Es schmerzt mich zu hören, mein König," sagte der Erzbischoff, „daß das Geschwätz eines fanatischen Betrügers Euch so tiefen Eindruck hinterlassen hat. Was der Weissagung gemäß geschehen ist, liegt ganz in dem natürlichen Lauf der Dinge. Des Königs Rothhaar heftige, unbesonnene Lebensweise ließ ein schnelles Ende voraussehen, und daß der weiseste und vortrefflichste Prinz in Europa eine Prinzessin heirathet, deren Tugenden und Vorzüge den seinigen so gleichen, würde sicherlich geschehen sein, hätte dieser bekuttete Träumer auch niemals das Licht der Welt gesehen."

„Gewiß, gewiß, guter Anselm," sagte der König, aber in einem Tone, der dem Erzbischoff vermuthen ließ, sein Herz möge nicht so von den Gründen überführt sein, als seine Lippen bekannten. „Der Mönch," nahm der Erzbischoff ferner das Wort, „versprach auch, Eure Gnaden würden das Land des Eroberers mit Englischem

Herzen und Händen erobern. Dieſer Umſtand möchte wohl außer dem Bereiche der Wahrſcheinlichkeit liegen, denn Eure Gnaden und der Herzog von Normandie haben einen Frieden geſchloſſen, den der Himmel ſchützen wolle, und dem zufolge Ihr Euch gegenſeitig den ungeſtörten Beſitz Eurer Reiche, und Euren beiderſeitigen Unterthanen den vollen Genuß ihrer Rechte in beiden Reichen zuſichert.

Der König antwortete nicht; er konnte ſich aber nicht ſo leicht von dem Plane trennen, den er ſeit lange ſchon hegte, ſeiner Herrſchaft die Erblande ſeines Vaters zu unterwerfen; und er wußte, die Stimmung des Engliſchen Volkes, das nach einer Gelegenheit verlangte, der Normandie entgelten zu laſſen, was Wilhelm und die Seinen an England verſchuldeten, werde ihm bei jedem Angriff auf die Länder ſeines Bruders ſehr zu Statten kommen. Die freudigen Zurufungen, mit denen die Menge ihn jetzt begrüßte, als er der Abtei zuſchritt, beſtätigten ihn in der Sicherheit, mit der er auf ſie rechnen zu können glaubte, und mit ſtolzem Anſtand, frohlockenden Geiſtes, betrat er die Schwelle des heiligen Hauſes.

Die Prinzeſſin Mathilde war vor ihm angekommen. Die Schottiſchen Barone, die ſie vom Hofe ihres Vaters hergeleitet hatten, und weibliche Dienerſchaft umgaben ſie. Der enthuſiaſtiſche Beifall des Volkes hatte ſie auf ihrem Wege begrüßt: Einige riefen des heiligen Eduards Segen über ihr Haupt; Andere frohlockten, daß das Elend von Haſtings nun zu Ende ſei; An-

dere wollten eine wunderbare Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen der Abbildungen ihres gefeierten Ahnherrrn, des großen Alfreds entdecken.

Der König und die Prinzessin waren Beide unter den Segenswünschen und unter freudigem Jubel Aller, die sie erblickten, in die Abtei getreten. Die Barone und die bei der Gelegenheit dienende Geistlichkeit folgten ihnen zum Altare, und der Erzbischoff wollte eben die Zeremonie beginnen, als eine Stentorstimme aus entfernter Gegend der Kirche: „Halt!" rief. Aller Augen wandten sich nach ihr hin und man sah einen Geistlichen, sein Antlitz tief in die Kutte verborgen, von dem östlichen Säulengange langsam heranschreiten. Er nahete dem Altare, schlug seine Kappe herunter und der König und seine Begleiter erkannten alsbald den Mönch von St. Johannes.

„Welch neuer Einfall, ehrwürdiger Vater?" sagte der König, indem er ein Lächeln erzwang, augenscheinlich aber dem lästigen Mönche mehr Achtung zugestehn mußte, als er kund geben wollte.

„Ich sagte," rief der Mönch, „zu jenem Normännischen Priester, Halt! Dies ist keine Gelegenheit, an der, wenn ein als Engländer geborner Prinz die letzte Erbin des alten und berühmten Sächsischen Geschlechts heirathet, ein Neustrischer Geistlicher durch seine Zudringlichkeit die Heiligkeit der Zeremonie verletzen darf."

Verworrenes Beifallsgeschrei folgte der Rede des Mönchs. Des Erzbischoffs und der Nor-

männischen Barone Mienen verfinsterten sich, aber das größtentheils aus Sachsen bestehende Gefolge des Königs Heinrich so wie die mit der Prinzessin gekommenen Schottischen Edlen theilten offenbar die beifälligen Gesinnungen der Menge.

„Und wo," sagte der Erzbischoff stolz, „wenn ein Normännischer Priester die hohe Trauung nicht vollziehen darf, soll einer gefunden werden, ehrenreich und vornehm genug, um zu diesem Amte berechtigt zu sein?"

Der Mönch lachte laut und bitter auf, daß es durch die Wölbung der Abtei vielfach wiederhallte. „Wo?" sagte er, „Du armseliger Priester! wo er gefunden werden soll?" Er fuhr mit der Hand an seine Seite, als suche er nach einer Waffe; als aber sein Blick auf seine Priesterkleidung traf, umwölkte sich seine Stirn und sein Antlitz ward bleich wie Asche. „Still, still, mein Herz, still!" murmelte er halb hörbar vor sich hin, „es ist noch nicht Zeit: aber, Herr König, ich sage Dir, laß diesen Sachsenhänden die untrennbaren Bande knüpfen zwischen Dir und jener schönen Prinzessin, daß auf solche Weise ein Mensch, der Ursache alles Unheils seines Landes war, Einiges wieder gutmache, daß er das Werkzeug des Heils und Trostes dieses Unheils werde."

Die Volksmenge erneute ihren Beifall über diese Worte des Mönchs; der Normännische Erzbischoff zog sich scheu und beschämt von ihm zurück, und der König staunte ihn mit gemischtem Ausdruck von Ehrfurcht und Verwunderung an. „Ich weiß nicht, wer oder was Du bist, geheim-

nißvoller Mann," sagte der Monarch, „aber ich habe gute Gründe, Dich in irgend einer Art mehr und beſſer zu glauben, als Deine Kleidung verkündet. Es ſei alſo, wie Du wünſcheſt; traue mich mit dieſer hohen Fürſtin; und der Himmel gebe, daß dieſe Ehe ſo ausfalle, wie Du ſagſt: zum Heil und Troſte meines Volkes!"

Der Mönch fügte die Hände des Königlichen Paares zuſammen und ſprach ſeinen Segen mit einer Inbrunſt und einem Enthuſiasmus, die ſelbſt den Erzbiſchoff Anſelm und ſeine Anhänger zu ergreifen ſchienen. König und Königin knieten vor dem Altar nieder, die Volksmenge warf ſich zu Boden, und ein freudig-feierlicher Kirchengeſang beſchloß die Zeremonie. „Und nun, o König," ſagte der Mönch „erinnere Dich unſerer letzten Zuſammenkunft." „Ich erinnere mich ihrer auf das Deutlichſte," ſagte der König," und werde ſie ſo leicht nicht vergeſſen."

„Ich weiſſagte Dir damals," fuhr der Mönch fort, „es würde Dir, Heinrich Beauclerc, Dreierlei begegnen: Du würdeſt König von England werden; würdeſt die alte Sächſiſche Linie wieder auf den Thron ſetzen; und mit Engliſchen Herzen und Händen das Land des Eroberers erobern. Ging das Erſte nicht faſt eben in dem Augenblicke in Erfüllung, wo ich es Dir damals ſagte? Iſt nicht das Zweite jetzt bei meinem zweiten Beſuche mittels Deſſen Hände geſchehen, Deſſen Lippen es nannten? Und wenn Du mich zum dritten Male ſiehſt, König Heinrich, wird das Dritte geſchehen, ehe wir ſcheiden und dann werden wir auf immer ſcheiden."

Der Mönch sprach diese Worte in sehr dialektischem, feierlichem Tone, hüllte sich tiefer in sein Gewand, ergriff seinen Stab und wanderte langsam den Gang hinab, aus dem er hervorgetreten war. Die Volksmenge wich nach beiden Seiten aus, Viele knieten, als er vorüber ging, nieder und flehten um seinen Segen und so verließ er mit gesenktem Haupte und gemessenem Schritt die Abtei.

„Was sagt Ihr nun, Mylord Erzbischoff?“ fragte der König, indem er sich zu dem erstaunten und gekränkten Anselm wandte.

„Mein König,“ sagte der Prälat, er ist wahrlich ein Betrüger; wenn gleich, als ich drauf und dran war, ihn zur Rede zu stellen, Etwas in seinem Auge und auf seiner Stirn lag, das mich der Macht der Sprache beraubte. Es schmerzt mich, Euer Hoheit so fest von den alten Künsten umstrickt zu sehen, in denen dieser Sächsische Mönch gar große Meisterschaft besitzt mag. Euer Königliches Wort und das Wort Eures fürstlichen Bruders Robert sind zu heilig verpfändet, als daß die Weissagung dieses Träumers sich jemals erfüllen könnte.“ Während der Erzbischoff sprach, hörte man vor den Mauern der Abtei den Klang eines Hornes, und gleich darauf ward ein Reiter eingelassen, dessen Kleidung und Attribute ihn für einen Herold ergaben, und der auf den Ort zuritt, wo der König stand.

„Was giebts?“ sagte Heinrich, der sogleich den Normännischen Herold erkannte. „Was beliebt unserm theuern Bruder?

„Ich muß um Euer Königliche Gnade bitten," sagte der Herold, „ehe ich mich meines Auftrags zu entledigen wage, denn meine Worte werden übel in Euer Ohr klingen."

„Sprich," sagte der König, „Du weißt, daß Dein Amt Dich vor Allem schützt."

„Dann," sagte der Herold und warf seinen Stab zur Erde, „habe ich vom König Robert, Deinem und meinem König, Deines Vaters ältestem Sohne, den Befehl, Dir dieses Fehdezeichen zuzuwerfen und Dich zu ermahnen, sofort auf dieses schönen Reiches Krone zu verzichten, die Du durch Unrecht und Verrätherei auf Deinem Haupte trägst. Welche Antwort soll ich Deinem geliebten Bruder hinterbringen?"

„Antworte nur zuvor," sagte der König, mit bitterem Lächeln, „wo unser geliebter Bruder gegenwärtig weile?"

„Er ist in Tinchebray in Normandie," sagte der Herold, „wo er seine Streitkräfte versammelt hat, die nur auf einen Wink seines Fingers harren, um die Küsten dieses Reiches zu überströmen und sein gerechtes, billiges Verlangen zu erfüllen."

„Ist also sein Geheiß?" antwortete der König; „Nun, so dünkt mich, würde es unhöflich sein, wollten wir dem König Robert, wie Du ihn nennst, der uns so nah ist, Antwort auf sein freundliches Entbieten durch einen Boten senden. Wir wollen in Person in Tinchebray ihn besuchen und wenn die Gründe, mit denen wir ihm zu beweisen gedenken, daß sein Verlangen unstatthaft ist, nicht gnügen, dann müssen wir

freilich das Diadem unſerer ſchwachen Stirn entwinden und der ſeinen aufdrücken. Was meint Ihr, unſre Lords und Ritter, und Ihr, die Ihr nicht minder uns werth ſeid, wackre Freiſaſſen? Wollt Ihr nach Tinchebray uns begleiten?"

„Heil unſerm König Heinrich!" riefen tauſend Stimmen; „Heil unſrer Königin Mathilde! Nieder mit den Normännern! Sieg und Rache!"

„Ihr habt Eure Antwort, Herr Ritter," ſagte der König, ſich zum Herold wendend. „Bringt ſie ſchnell zu unſerm Bruder und ſagt ihm, daß wir keine Zeit verlieren werden, Eure Botſchaft durch unſre Gegenwart zu beſtätigen. — Man begleite ihn und erweiſe ihm alle Achtung, die ſeinem Stande und ſeinem Amte gebührt." — „Und was ſagt Ihr nun, Mylord Erzbiſchoff?" fügte der König lächelnd hinzu. Aber der Erzbiſchoff war verſtummt und begleitete den Königlichen Zug ſchweigend nach dem Palaſte. —

Es war am 14ten Oktober 1107, daß das Engliſche Heer, unter dem Oberbefehle des Königs, vor dem Kaſtell von Tinchebray anlangte, das Robert von Belesme für den Herzog von Normandie beſetzt hielt. Es war der vierzigſte Jahrestag der Schlacht bei Haſtings, der Geburtstag des Königs Harold und der Tag, an dem er Krone und Leben verlor. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als des Königs Krieger ſchon des Schloſſes anſichtig wurden und gewahrten, daß die Veſte nicht auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſondern daß Herzog Robert noch vor ihnen mit zahlreichem Heere zum Entſatz anges

kommen war und vortheilhafte Stellung eingenommen hatte.

„Sieh hier!“ sagte ein Ritter in schwarzer Rüstung, der zu dem König heranritt und ihm seinen Schild zeigte, und die Spuren mancher Lanze und manches Pfeiles auf dessen Fläche.

„Wer bist Du, Freund?“ fragte der König, „der Du seit unserer Einschiffung von England so oft schon Dich in meine Nähe drängtest? Ich mag nicht gering von Deiner Tapferkeit denken, obgleich ich Dich nicht kenne; aber ich zweifle nicht, daß wohl fünf hundert Andere in meinem Heere sind, die Dir nicht nachstehen, und denen es nicht minder, als Dir, zukommen möchte, so vertraulich, wie Du, mit mir umzugehen.“

„Mag sein,“ erwiederte der Ritter, „aber dieser Schild schützte bei Hastings diesen Arm, und weder Arm noch Schild ist seit jenem Tage wieder im Felde erschienen. Damals focht ich gegen die Normannen, und sie eroberten England; nun fechte ich heut' abermals gegen sie und will Dir mit Gottes Hülfe beistehen, Normandie zu erobern.“

„Du scheinst ein mannhafter, kraftvoller Ritter,“ sagte der König, „und Dein Ansehn widerspricht Deinen Worten, daß Du vor beinahe funfzig Jahren Waffen getragen habest. Doch, der Himmel vergebe Dir, wenn Du Unwahrheit sprichst und lasse unsrer guten Sache Deine Falschheit nicht entgelten! Es verlangen jetzt wichtigere Dinge meine Sorge und Gegenwart, als daß

lich [illegible] Deiner [illegible] Bahn Gehör geben könnte.“

Das Mittelreffen der Normannen führte der Herzog selbst an, den rechten Flügel der Graf von Mortaigne, den linken Robert von Belesme. Ihre Reiterei war nicht so zahlreich als die der Engländer, ihr Fußvolk aber überwog das der Königlichen bei Weitem. Robert hatte sich noch nie so zu seinem Vortheile gezeigt, als er an diesem Tage sich zeigte; vor dem Beginn der Schlacht sah man ihn allerwärts seine Truppen ermuthigen und anreizen, sich an diesem Tage würdig der bei Hastings gewonnenen Lorbeeren zu zeigen, weil sie außerdem von eben dem Volke unterjocht werden würden, das sie damals so glorreich besiegten. Auch der Graf von Mortaigne und Robert von Belesme, Heinrichs geschworene Feinde, die nichts von seiner Gnade zu hoffen hatten, wenn er siegte, strengten sich unermüdlich an, den kriegerischen Eifer ihrer Schaaren zu entflammen. Das ganze Heer fühlte sich von dem Geiste seiner Führer ergriffen und stürzte sich, gleich seinen tapferen Vorfahren bei Hastings, den Gesang Rollo's singend, wuthentbrannt auf den Vortrab der Engländer. Der Andrang war unwiderstehlich, die Reihen der Engländer brachen und die Normannen stürmten mit Siegesgeschrei auf die Hauptmacht der Engländer los, an deren Spitze König Heinrich selbst stand. Robert von Belesme brach sich durch die feindlichen Schaaren Bahn, schrie mit lauter Stimme den Namen Heinrich aus und forderte ihn, wofern er Ehre und Tapferkeit besäße, auf, sich

ihm zum Kampfe zu ſtellen. Dieſer Krieger ſtand im Rufe, mit dem Böſen verſchworen zu ſein und erregte durch ſeine Nähe ſolches Entſetzen, daß Alles vor ihm floh und den König faſt allein der Wuth Belesme's und ſeiner Schaar ausgeſetzt ließ. Dennoch hielt Heinrich mit einer geringen Anzahl Freunde Stand, vertheidigte ſich tapfer, aber ſeine Kräfte nahmen ſichtlich ab und ſeine Freunde ſanken, einer nach dem andern, an ſeiner Seite zu Boden.

„Zu Hülfe, Engländer, zu Hülfe!“ ſchrie er, indem er ſeine Kräfte von Neuem zuſammenraffte. „Denkt an Haſtings, Normannen!“ rief Belesme, griff von Neuem wüthend an und der König ward aus dem Sattel gehoben.

„Denkt an Haſtings!“ hallte eine furchtbare Stimme wieder, „vergeßt Haſtings nicht, Engländer!“ Und der ſchwarze Ritter, den wir ſchon nannten, ſprengte mit einer zahlreichen Schaar herbei und ſchmetterte Belesme zur Erde.

„Auf, Sire,“ rief er, indem er dem König wieder in den Sattel half; „der Graf von Mayne hat Mortaigne's Truppen aus dem Felde geſchlagen; Herzog Robert wird hart von dem Grafen von Mellent bedrängt, und können wir nur Belesme's Schaaren zurücktreiben, iſt der Sieg und Normandie unſer. Noch einmal, Engländer, denkt an Haſtings!“

Bei dieſen Worten drückte der unbekannte Ritter ſeinem Roſſe die Sporen in die Seiten und drang in den dickſten Haufen der Feinde. Der König und ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel, und als auch die Schaaren des Grafen

Holias von Mayne, die Mortaigne vertrieben hatten, zu ihnen ſtießen, vermochte ihnen nichts mehr Widerſtand zu leiſten. Das Gemetzel war unendlich. Die Pfeile der Engländer verdunkelten die Lüfte und jede Engliſche Lanze triefte vom rothen Blut der Feinde. Vor Allen aber ſtürmte der ſchwarze Ritter wie ein Todesengel über das Schlachtfeld und wo er nur hinkam, ſanken die Feinde unter ſeinen Streichen oder flohen von dannen. Denkt an Haſtings!" ſchrie er den Engländern ohne Unterlaß zu, und dieſe Worte, die anfänglich von den Normänniſchen Feldherren waren angeſtimmt worden, ihre Krieger an den alten glänzenden Sieg zu mahnen, verbreiteten ſich jetzt windſchnell durch alle Reihen der Engländer und ſchienen ihren Armen herkuliſche Stärke zu leihen, wenn ſie ihre Wurfſpieſe unter die Feinde ſchleuderten oder ihre gefiederten Todesboten ihren Bogen entſanden. Wo nur ein Trupp ihres Heeres zu ermatten oder zu wanken begann, ertönte der Zuruf: „Denkt an Haſtings!" wütheten ſie neugekräftigt in die Feinde; und wenn der Engliſche Krieger die Todeswunde in ſeinen Gliedern fühlte, rief er mit dem letzten Athemzuge ſeinen Gefährten zu: „Denkt an Haſtings!" und ſtarb mit einem Lächeln auf ſeinen Lippen. Bat der Normänniſche Gefangene um Gnade, ſo war die Antwort: „Denk an Haſtings!" und ſein Kopf rollte in den Staub.

Während deſſen widerſtanden der Herzog von Normandie und ſeine Krieger mit ungleichen Kräften, aber ungeminderter Tapferkeit dem Andrange des Grafen von Mellent. Die beiden

Abtheilungen ſeines Heeres waren geſchlagen und zerſtreut und die Hauptmacht der Engländer wandte ſich nun gegen ihn unter Anführung des Königs Heinrich ſelbſt. Dennoch focht er mit unglaublicher Tapferkeit, ja er hatte ſich ſelbſt einen Weg durch die Reihen der Anſtürmenden gebahnt und da er wohl beritten war, ſein Gefolge weit hinter ſich gelaſſen, als er ſich plötzlich von dem ſchwarzen Ritter und einer auserleſenen Schaar Feinde umgeben ſah, die während des ganzen Treffens kaum von ihm gelaſſen hatten.

„Ergieb Dich, Herzog von Normandie!“ ſagte der Ritter, „ergieb Dich, oder Deine Tage gehen zu Ende.“

„Ich ergebe mich keinem Menſchen,“ ſagte der Herzog, „wenn er mich blos auffordert, es zu thun. Ich ergebe mich Niemand, deſſen Rechte mich nicht zwingt, es zu thun.“

„Nun ſo ergieb Dich dann mir!“ ſagte der Ritter, und ſein Schwerdt donnerte auf die Bruſt des Gegners herab, daß er in eben dem Augenblicke den Staub küßte. Lautes Beifallsgeſchrei der Zuſchauenden, das raſch in der ganzen Ebene wiederhallte, verkündete die Gefangennahme des Herzogs von Normandie.

Die Schlacht war alsbald zu Ende. Die Normannen ſtreckten die Waffen, einige flohen, einige wurden niedergehauen, und vier hundert Ritter und zehn tauſend Krieger zu Gefangenen gemacht.

Bruder,“ ſagte König Heinrich, zu dem Orte tretend, wo man den Herzog feſt hielt, „Ihr habt uns einige Koſten und Beſchwer erregt, hier

herüber zu kommen, um auf Eure höfliche Botschaft zu antworten; doch würde es undankbar sein, wollten wir, bei solchem Erfolge Euch deshalb grollen. Da es uns aber in Zukunft nicht immer gelegen sein möchte, auf Eure Sendungen zu entgegnen, so haben wir beschlossen, Euch unsrer königlichen Person näher zu bringen; Cardiff Castle ist nicht in so unbequemer Ferne von unserm Palast als Tinchebray.

„Ich bin in Eurer Gewalt, Heinrich," sagte der Herzog finster, „und muß mich dem Willen des Himmels unterwerfen. Thut mit mir nach Eurem Gefallen; der Fluch, den unser Vater auf sich lud, als er ein friedliches Königreich überfiel, ruht auf mir."

„Wo ist aber der schwarze Ritter?" fragte der König, „wo ist unser tapferer Befreier, der so viel zu dem glorreichen Ausgange dieses Tages beitrug?"

„Er steht dort," sagte ein Page und wieß zur Linken des Königs, „und ist, ich fürchte, schwer verwundet, denn er vermag kaum zu athmen und scheint nicht mehr im Stande zu sein, seinen wankenden Körper aufrecht zu erhalten."

Nahet Euch, tapferer Mann," sagte der König; „ich hoffe, Ihr habt nicht schwerere Wunden, als ein geschickter Arzt zu heilen vermag?"

„Ich bin nicht verwundet," sagte der Ritter, „aber meine Lebenszeit ist vorüber. Ich habe diesen Tag erlebt; es ist genug, und nun will ich in Frieden enden."

Des Ritters Stimme ſchien ſeltſam verändert; während der Schlacht hatte ſie das ganze Feld beherrſcht und jetzt war ſie ſchwach und zitternd. „Oeffnet ſein Viſir,“ ſagte der König, „ich muß dieſe Stimme ſchon vorher vernommen haben.“

Man ſchlug das Viſir des Ritters auf, und den verwundrungsvollen Augen des Königs und ſeiner Begleiter zeigten ſich die Züge des Mönches von St. Johannes.

„Sagte ich Dir nicht, o König! daß, wenn Du mich zum dritten Male erblickteſt, das dritte Ereigniß, die Eroberung von Normandie geſchehen ſein würde, vor unſerm Scheiden?“

„Ja, heiliger Vater!“ ſagte der König, „Du haſt Dich als einen Apoſtel der Wahrheit bewährt.“

„Ich ſagte auch,“ fügte der Mönch hinzu, ſeine Züge veränderten ſich und ſeine Stimme zitterte heftiger als zuvor, „wenn wir ſchieden, würden wir auf immer ſcheiden. Aber noch ein Wort habe ich für Dich und Deine Ritter und Barone hier um uns, was ich nicht gern unausgeſprochen mit mir aus der Welt nehmen möchte.“

„Unterſtützt ihn,“ ſagte der König, „er ſinkt!“ Zwei Pagen eilten dem Mönch zu Hülfe, deſſen Kräfte zuſehends abnahmen.

„Sprich es aus, alter Mann!“ ſagte der König, „wer und was biſt Du?“

„Dieſer Tag,“ ſagte der Mönch, „iſt der achtzigſte Jahrestag meiner Geburt, der vierzigſte

meines schmählichen Falles und des Falles meines Vaterlandes; aber, dem Himmel sei Dank, das Land meines Vaters ist von seinem Falle erstanden, und ich mag nun in Ruhe und Frieden mein Leben beschließen."

„Enthülle Deinen Namen," sagte der König, „noch sprichst Du in Räthseln."

„Mein Name," sagte der alte Mann, und die ungeheure Kraft seiner Stimme schien, als er ihn aussprach, einen Augenblick zurückzukehren, „ist Harold! Harold der Sachse, Harold der König, Harold der Besiegte!" Ein bitterer Seufzer rang sich aus seinem Herzen, als er das letzte Wort aussprach und er senkte sein Haupt einen Augenblick nieder. Der König und sein Gefolge betrachteten mit dem tiefsten Interesse den Mann, den sie schon seit so langer Zeit unter den Todten wähnten. Selbst der gefangene Robert vergaß sein eigenes Unglück über die Gegenwart des dereinst mächtigen Widersachers seines Vaters. Endlich schien Harold seine Bewegung zu bekämpfen, und er sah noch einmal auf die versammelten Fürsten und Barone.

„König von England!" sagte er, seine hohe Gestalt aufrichtend und seine Hände über das Haupt des Monarchen breitend, „sei Du gesegnet! Du hast das alte Geschlecht auf den Thron zurückgeführt, Du hast das Land des stolzen Eroberers erobert; Deine Herrschaft sei lang und segensreich! Deinem Stamme werden Könige entspringen, in deren Adern das reine Blut der Sachsen strömt, Jahre und Menschenalter werden vorübergehen, und dieses Geschlecht wird

immer noch auf dem Throne von England herrſchen.“

Seine Stimme blieb aus, ſeine Augen trübten ſich, ſeine erhobenen Arme ſanken kraftlos an ſeinen Hüften nieder, und er ſank, ein lebloſer Körper, in die Arme der Umſtehenden *).

*) Kingthon verſichert nach Giraldus Cambrenſis: Harold ſei in der Schlacht bei Haſtings nicht erſchlagen worden, ſondern ſei geflohen und habe ſich in eine Hütte begeben, nahe bei der St. Johannes-Kirche in Cheſter, wo er als Einſiedler geſtorben ſei. Er ſoll ſich auf dem Sterbebette, in ſeiner letzten Beichte zu erkennen gegeben, und zu der Zeit, als Kingthon lebte, ſoll man noch ſein Grab gezeigt haben. Dieſelbe Geſchichte erzählt ein Zeitgenoſſe Eadmar, den Malmsburn einen Hiſtoriker nennt, der wegen ſeiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe Lob verdient.

Das Bildniß.

„Wunderähnlich!“ sagte Graf Milo, der Constable von England, als er in seinem Cabinet in Glouceſter Caſtle saß und aufmerksam ein Bildniß betrachtete, das er in der Hand hielt.

„Wunderschön!“ sagte seine Gemahlin, die sich unbemerkt hinter ihn gestohlen hatte; „und mich dünkt, wäre es eine Frau und kein Mann, möchte ich ein wenig eifersüchtig über die Andacht werden, mit der Ihr es zu betrachten scheint.“

„Wüßteſt Du, wen es vorstellt,“ erwiederte der Großconstable, „es würde Dich nicht Wunder nehmen, daß ich es mit Intereſſe betrachte.“ „Und welches geheimnißvolle Weſen,“ fragte die Dame, „hat denn der Künſtler auf dieſem Elfenbein verewigt?“

„Alan von Britannien,“ sagte Graf Milo.

„Ha! den stattlichen Grafen von Richmond! Und wie kommt es, daß ein getreuer Unterthan der Kaiſerin Mathilde solchen Antheil an dem Bildniß eines Mannes nimmt, der des Königs Stephan rechte Hand und geheimer Rath iſt, und der gefürchtetſte Krieger in dem Heere des Uſurpators?“

„Höre mir einen Augenblick zu, Kind, und Deine lobenswerthen Befürchtungen werden schwinden. Die Kaiserin hat sichere Nachricht, daß Graf Alan verkleidet auf geheimer Sendung des Königs Stephan an die Prinzessin von Wales begriffen ist, um sie in ein Bündniß mit seinem Herrn gegen die Kaiserin zu ziehen. Unsere Monarchin ist begierig, sich an diesem Manne für alles Unheil gerächt zu sehen, das er ihr zugefügt hat, besonders wegen des Antheils, der ihm an der Thronerhebung des Königs Stephan zukommt, und wegen des Anschlags, durch den er das Fort Galclint überwältigte. Sie hat demnach Bildnisse von ihm fertigen lassen und an die Befehlshaber aller Festungen an den Ufern der Severne mit dem Befehle gesandt, ihn festzunehmen und lebendig oder todt nach Pristol zu senden. Das Letztere würde, nach meinem Dafürhalten, wahrscheinlich der Zustand sein, in dem man ihn bei Hofe am liebsten empfinge, und in den er sonst wohl sehr bald nach seiner Ankunft versetzt werden würde."

„Entsetzlich!" rief die Dame; „und diese edlen Züge gehören dem weitberühmten Krieger an, den Graf Milo im Sinne hat, dem Messer des Mörders preis zu geben?"

„Sage das nicht, gute Adelaide; ich erkenne in diesen Zügen einen Mann, dem ich mit allen Banden der Dankbarkeit eigen bin."

Der Constable erinnerte seine Gemahlin an einen Umstand, den er vordem häufig erzählt hatte, und von dem auch der Leser in Kenntniß

geſetzt werden muß. Graf Milo hatte vor einigen Jahren unter König Heinrich dem Erſten gegen deſſen Bruder, Robert, in Normandie die Waffen getragen, und da er durch den Verluſt ſeiner Sachen und alles mit ſich genommenen Geldes in die äußerſte Noth verſetzt worden war, wandte er ſich auf ſeiner Rückreiſe an den Grafen Alan, mit dem er zufällig zuſammen kam, und bat ihn dringend, ihm in ſeinem Elend beizuſtehen. Alan kannte ihn ganz und gar nicht, ließ ſich aber von Mitleid rühren und händigte dem Fremden ſechs Goldſtücke mit einem Freimuth ein, der die Gabe unſchätzbar machte. Milo empfing ſie mit dem heißen Wunſche, daß er vor ſeinem dereinſtigen Ende noch in den Fall kommen möge, ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Jetzt ſchien dieſer Fall eintreten zu können. Die Kaiſerin und ihr Bruder, Robert, Graf von Gloucester, hatten ihm die Hauptleitung der an den Ufern der Severne nach Alan anzuſtellenden Forſchungen anvertraut, und alle anderen Autoritäten in jenen Gegenden waren der ſeinigen untergeordnet. Er hatte dieſes Amt empfangen, ohne zu ahnen, daß er gegen ſeinen Wohlthäter handele, denn Alan hatte ihm damals ſeinen Namen nicht genannt. In dem Augenblicke aber, als er das Bildniß empfing, erkannte er auch in ihm ſeinen Freund, und nahm ſich vor, Alles zu deſſen Erhaltung aufzubieten.

„Ein Engelantlitz!“ ſagte die Dame, nachdem ihr Gemahl das Zimmer verlaſſen hatte. „Möge Unglück Jeden treffen, der ihm wehe thut!“

Die Lady Adelaide war außerordentlich schön und liebenswürdig, und bedeutend jünger, als ihr Gemahl, der sie aus einem Kloster entführt hatte, in dem sie, nach dem Willen ihrer Eltern, so lange bleiben sollte, bis diese einen Mann für sie würden erwählt haben. Als der Reiz der Neuheit dieses romantischen Abenteuers abgetragen war, empfand sie nach und nach, daß Gemüths- und Lebensart ihres Gatten ihr so wenig angemessen waren, als sein Alter. So weit kalte Höflichkeit und achtungsvolle Aufmerksamkeit gingen, hatte sie keine Ursache, sich zu beklagen; sein Leben war aber im Felde und in Festungen vergangen, und Adelaidens warme Gefühle und Enthusiasmus waren Dinge, die er entweder nicht begriff, oder auf die er als auf kindisches Wesen und auf Schwachheiten niedersah. In der Grenzstadt Gloucester eingekerkert, erblickte sie nichts, als rauhe, grimmige, in Eisen gehüllte Krieger, gegen die Graf Milo immer noch ein Ausbund von Anmuth und Eleganz genannt werden konnte. Sie konnte nicht umhin, das strahlende Auge, die lebhaften Gesichtszüge und das einnehmende Wesen, welches Alles das Bildniß des Grafen von Richmond verrieth, mit ihrer kalten, zurückschreckenden Umgebung zu vergleichen. So drohend auch die Gefahr war, der Alan sich aussetzte, wagte er sich in die Stadt, wünschte sie dennoch seine Ankunft; es vergingen aber Tage und Wochen, ohne daß er erschien. Graf Milo fing an zu hoffen, er werde höher hinauf über die Severne gesetzt sein und das Waleser Gebiet sicher erreicht haben. Eines

Abends, als der Constable durch die Straßen von Glouceſter wandelte, ging ein Mann, dicht in einen Mantel gehüllt, an ihm vorüber, deſſen Geſtalt ihn ſehr an Denjenigen erinnerte, nach dem er forſchte. Er näherte ſich ihm und grüßte. Der Fremde erwiederte den Gruß, ſchlug ſeinen Mantel zurück und entblößte Geſichtszüge, in denen Milo ſich nicht irren konnte.

„Wollt Ihr wohl ſo gefällig ſein, Herr!“ ſagte der Conſtable,“ mich dort in jenes Haus zu begleiten? Ich wünſche einige Worte mit Euch zu ſprechen.“

„Wie, Herr,“ ſagte Alan, „ich zweifle, daß das weiſe von mir gehandelt ſein würde; und was ihr mir zu ſagen habt, kann ich hier eben ſo wohl vernehmen, als dort, ſagt es alſo heraus.“

„Die Nachricht, die ich Euch mitzutheilen habe,“ ſagte Milo, „iſt von Wichtigkeit, und ich möchte nicht, daß alle Wandhorcher von Glouceſter das Geheimniß theilten.“

„Ihr habt ein ehrliches Geſicht,“ ſagte Alan, und ließ die Hand von ſeinem Schwerdte abgleiten, das er gefaßt hatte, „und ich will unbeſonnen genug ſein, Euch zu folgen.“

Der Conſtable führte ihn nach ſeinem Hauſe, und er und ſein Gaſt hatten ſich nicht ſobald niedergeſetzt, als er ſich raſch zu ihm mit den Worten wandte: „Mylord von Richmond, Ihr ſeid mein Gefangener!“

„Was das?“ ſagte Alan, und riß ſein Schwerdt aus der Scheide, „dann würde es nicht ſchön ſeyn, ließe ich Euch das ehrenvolle Amt eines Kerkermeiſters ganz umſonſt verwal-

ten. — Aber wie? wer iſt das?“ ſagte er innehaltend, „ich muß dieſe Züge ſchon geſehen haben!“

„So iſt es,“ ſagte Milo, „Ihr erinnert Euch gewiß noch eines armen Kriegers von Königs Heinrichs Armee, den Ihr in dem kleinen Dorfe Mavigny aus der Noth zogt, und der Euch mit der Hoffnung verließ, dereinſt eine Gelegenheit zu finden, Euch ſeine Dankbarkeit darzuthun.“

Alan erkannte den Grafen ſogleich wieder und dieſer ſetzte ihn von der Wachſamkeit und dem bittern Haß in Kenntniß, den die Kaiſerin gegen ihn unterhielt und zeigte ihm das Bildniß. Dann beſchwor er ihn, ſein gefahrvolles Unternehmen aufzugeben und trachtete ihn von der Unmöglichkeit zu überzeugen, ſeinen Weg fortzuſetzen, ohne getödtet oder gefangen zu werden. Der kühne Alan blieb gegen alle Vorſtellungen taub, und äußerte, da er einmal die Sendung übernommen habe, die ihm durch das Vertrauen ſeines Monarchen geworden, ſo ſei er feſt entſchloſſen, in ihr, allen Gefahren und Hinderniſſen zum Trotz, auszudauern. Nur ſo viel ließ er ſich von Milo einreden, daß es Tollheit ſein würde, die Reiſe ſchon in den nächſten Tagen wieder anzutreten, indem weit und breit im Lande Soldaten nach ihm ausgeſandt wären. Milo bot ihm ein Aſyl in ſeinem Hauſe an, bis die erſte Hitze der Verfolgung vorüber ſei, und verſprach, ihm ſodann einen getreuen Pagen mitzugeben, der ihn auf dem ſicherſten, kürzeſten Wege nach Wales bringe. Nachdem Alan in das Anerbieten ge-

willigt hatte, ward er als ein alter, lang aber entfremdeter Freund, der so eben aus dem heiligen Lande zurückkehre, der Familie vorgestellt. Er wußte sich so geschickt zu verstellen, daß, ungeachtet man allgemein das Bildniß gesehen hatte, es doch fast unmöglich war, ihn zu erkennen. Der listige Graf hatte schon so viele weit bedenklichere Gefahren bestanden, daß die Verstellung seiner Person ihm jetzt als ein bloses Spiel vorkam. Er scherzte und lachte und ging so sehr auf die Eigenthümlichkeiten Aller, auch der Geringsten, ein, die um ihn waren, daß, wäre er auch wirklich als Graf von Richmond erkannt worden, wohl selbst die der Kaiserin allerergebensten Anhänger im Schlosse nicht das Herz gehabt haben würden, Hand an ihn zu legen. Indessen hatte er noch nicht zwei Tage im Schlosse verlebt, als er nicht umhin konnte, der Lady Adelaide ganz besonderes Betragen gegen ihn zu bemerken. Für gewöhnlich, namentlich in Gegenwart ihres Gatten, schwermuthvoll, erschien sie ihm, war sie zufällig mit ihm allein, fröhlich und belebt, und mußten sie sich dann trennen, flossen ihre Augen häufig von Thränen über. Manchmal, wenn aber Schüchternheit und Schaam ihre Lippen verschloß, schien sie im Begriff, ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Diese Anzeichen mochten sich etwa während vierzehn Tagen ergeben haben, als die Wahrheit, daß er ein Gegenstand der unerlaubten Zärtlichkeit der Dame geworden sei, ihm plötzlich klar ward. Sein Entschluß, das Schloß ungesäumt und auf jede Gefahr zu verlassen, stand sogleich fest. Der Friede und die Ehre

seines Freundes, der für seine Erhaltung so sehr viel gewagt hatte, waren ihm jetzt heiliger als sein eignes Wohl, und die Reize der Lady Adelaide der Art, daß er befürchten mußte, er werde zu seiner und ihrer Sicherheit nicht lange in ihrer Nähe verweilen können.

„Ich muß fort, mein Freund!" sagte er zu dem Constable; „ich darf nicht länger weilen, und König Stephans Auftrag unvollzogen lassen, und hätte die Kaiserin zu meiner Verfolgung Legionen aufgeboten."

„Nur jetzt dürft Ihr noch nicht fort, mein theurer Herr," erwiederte Graf Milo, „die Gefahren, die Euch drohten, haben sich schon sehr vermindert, und ich bezweifle nicht, daß die Kaiserin in wenigen Tagen anfangen wird, an der Wahrhaftigkeit der Nachrichten zu zweifeln, die man in Betreff Eures Weges gegeben hat, und daß sie ihre Truppen an Orte zurückzieht, wo sie ihrer weit mehr bedarf."

Die Dame unterstützte ihres Gemahls Zureden zwar nur mit gebräuchlichen Gemeinsprüchen, aber ihre Augen sprachen weit beredter und eindringlicher, obschon mit nicht besserem Erfolge.

„Dank, mein ehrwürdiger Bewirther, Dank, edle Frau!" sagte Alan, „aber ich muß Euch noch diesen Abend verlassen."

„Nun," sagte der Constable, „wenn Ihr denn zu so eiliger Abreise entschlossen seid, so verschiebt sie wenigstens bis zum kommenden Morgen. Tages Anbruch wird die schicklichste Zeit sein, Eure Flucht in's Werk zu setzen und ich will Euch mit dem schnellsten Renner versehen lassen

und Euch einen sicheren Pagen mitgeben, der mit Wegen und Stegen, die Ihr zu nehmen und zu meiden habt, wohl bekannt ist und Euch glücklich an den Ort Eurer Bestimmung bringen mag. Er ist ein sanfter, zarter Bursche, aber auf seine Treue und Erfahrung könnt Ihr bauen."

Gegen diesen vernünftigen Vorschlag vermochte Alan keine Einwendungen zu machen und sagte also zu, noch eine Nacht im Schlosse zu verbringen. Er beschleunigte sein Abendessen und verließ seine gastfreundlichen Wirthe zeitig, um sich zu der anstrengenden Reise des nächsten Morgens durch stärkenden Schlummer zu bereiten.

Er verbrachte die Nacht ruhelos und unter peinigenden Gefühlen, die eben so sehr in der übereilten Reise, als in deren Beweggründen beruhten. Er war sich auch sehr wohl der Zurückhaltung bewußt, mit der er von seinem Freunde Abschied genommen hatte, und die sich in seinem Aeußern mußte kund gegeben haben. Auf irgend eine Erklärung einzugehen, würde doch nur weit tiefere Wunde geschlagen haben, als Rechtfertigung seines Betragens geheilt hätte. Diese Betrachtungen beunruhigten Alans Gemüth während des größeren Theiles der Nacht, und er war noch nicht lange in die Arme des Schlafes gesunken, als ihn die Stimme des Pagen wieder erweckte, und er das graue Dämmerlicht des Tages durch das Fenster seines Zimmers strömen sah. Er rüstete sich eilig zu der Reise und begab sich hinab zum Pagen, dessen

ſanftes, knabenhaftes Weſen völlig der Beſchreibung des Grafen Milo entſprach.

„Stehen unſere Roſſe bereit, guter Knabe?“ ſagte Alan, „wir haben heut' ein tüchtiges Stück Weges zurückzulegen. Es iſt keine Falkenjagd, zu der wir ausreiten, wo meine ſchwerſte Aufgabe ſein würde, einer Schönen den Sporen zu halten, oder ihren Falken glatt zu ſtreichen, wenn er ſich das Gefieder verwirrte.“

„Es iſt Alles bereit,“ ſagte der Knabe, „ein Ritt von zwölf guten Stunden bringt uns in Sicherheit.“

Sie ſchwangen ſich in den Sattel. Der Knabe gab ein Zeichen, man ließ die Zugbrücke nieder, und ſie befanden ſich alsbald außerhalb der Citadelle. Der Page zeigte ſodann ſeines Herrn Siegelring der Wache am Stadtthore vor, und man ließ ſie ungehindert über die grünen Gefilde längs den Ufern der Severne enteilen. Alan warf noch einen Blick auf das hohe Schloß zurück, das weit über die anderen Gebäude der Stadt emporragte. Er unterſchied den Thurm, in dem ſein Wirth und ſeine Wirthin ſchliefen, und ſein Blick ſtarrte ſo lange und unabgewendet dahin, daß er nicht gewahrte, wie aufmerkſam das helle Auge des Pagen auf ihm ruhte.

„Dort iſt des Conſtables Schlafgemach,“ ſagte der Page. Alan erſchrack über den Klang dieſer Stimme. „Ja,“ antwortete er, „und er möge lange die Gewalt ausüben, die er jetzt ſo würdig handhabt; lange auch an der Seite ſeiner ſchönen Gemahlin der Segnungen der Liebe

und des häuslichen Glückes ſich erfreuen, deren Niemand würdiger iſt als Beide!"

„Es iſt ein bitter kalter Morgen, Herr!" ſagte der Page, „laßt uns eilen!"

Des Pagen Rath war zeitgemäß, denn Alan ſchien gleichſam an die Stadt gefeſſelt, und jetzt, da er ſich den verzweifelten Schritt abgezwungen hatte, ſich dem magiſchen Kreis ihrer Reize zu entziehen, konnte er ſich des Gedankens an Adelaidens Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht entſchlagen. Als die Mauern und Thürme von Glouceſter nach und nach aus dem Geſichtskreis ſchwanden, war es ihm, als habe er die letzten Bande gebrochen, die ihn zu der Lieblichen zogen.

„Seit wie lange iſt Euer Herr vermählt?" fragte er den Pagen.

„Seit ſieben langen Jahren," antwortete der Knabe.

„Warum lange Jahre?" ſagte Alan. „Iſt Lady Adelaide nicht eine ſo ſchöne Dame, als jemals einem Hofe zur Zier gereichte, und iſt ihr Gemahl nicht ein ſo tapferer und edler Ritter, als jemals unter einem Banner focht?"

„Gewiß, Herr; aber ein Schwerdt, ſo ſtrahlend wie Demant, eine Stirn ſo hart, und ein Herz ſo kalt, mögen wohl Lorbeeren vom Feinde erringen, beſiegen aber kein weibliches Herz."

„Knabe, Deine Lippen beben, indem Du ſprichſt, Dein Antlitz erbleicht. Was bedeutet dieſe Bewegung? Du biſt doch gewiß nicht raſend genug, zu hoffen, der Lady Adelaide Herz nehme Theil an Dir?"

„Meine Wangen," antwortete der Page, „scheinen ihr nicht minder schön als die ihren. Aber sie liebt Euch, Euch nur allein."

Alan schauderte vor dieser seltsamen Erklärung zurück, und wollte dem Pagen eben in nicht freundlichem Tone antworten, als er bemerkte, daß derselbe bleicher und bleicher ward, und seine Augen sich schlossen; und hätte er ihn nicht in seinen Armen aufgefangen, würde er zu Boden gesunken sein. Alan richtete den Pagen empor, stieg dann ab, und legte ihn in einem Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit zur Erde; worauf er aus dem Flusse Wasser herbeiholte, des Knaben Wamms öffnete, ihm den Jagdhut abnahm, und dessen Brust eben mit dem erfrischenden Elemente benetzen wollte, als ihm zu seinem höchsten Erstaunen der Busen eines Weibes entgegenwallte, deren dunkelbraune Locken in reicher Fülle in den Nacken herabfielen: er gewahrte, daß Wangen und Augenbraunen, die Verkleidung zu unterstützen, gefärbt waren, und erkannte, mit einem Worte, Lady Adelaiden.

Es währte einige Zeit, ehe es ihm gelang, sie in's Leben zurückzubringen, endlich öffneten sich ihre schwarzen Augen von Neuem, aber ein Seufzer war der einzige Dank, den ihre Lippen enthauchten. Alans Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick; die Unterbrechung seiner Reise auf dem gefährlichsten Punkt des Weges hatte den wenigsten Theil daran; aber er konnte selbst den Schein nicht ertragen, das Weib seines Freundes zu entführen, und war doch eben so wenig im Stande, sie schutzlos und allein zu verlassen und

der Rache ihres Gemahls preiszugeben. Was er auch ersinnen mochte, in jenem Fall ward seine Ehre, in diesem Dankbarkeit und Frauendienst gekränkt, und seine Sicherheit blieb in beiden sehr gefährdet.

„Ich sehe," sagte die Dame, als ihr seine Unentschlossenheit bemerkbar ward, „daß Ihr mich verachtet; wohl! Ruhe und Frieden wohnen dort im Bette der Severne, wenn nicht Mitleid und Rettung an ihren Ufern."

Bei diesen Worten machte sie eine heftige Bewegung dem Flusse zu, Alan hielt sie zurück. „Um des Himmels willen, edle Frau," sagte er, „richtet mich nicht so vorschnell. Warum aber dieser übereilte Schritt? wie könnt Ihr Euch einem Manne anvertrauen, der selbst ein Wanderer und Flüchtling ist, und so viele Schönheit nicht zu schätzen vermag?" Als er dies gesprochen hatte, ertönten nicht fern hinter ihnen Hufstritte. „Ach!" schrie die Lady auf, „das ist Graf Milo, rettet mich, rettet mich! zu Pferde, zu Pferde, hört! wenn Ihr Euer und mein Leben erhalten wollt."

Die plötzliche Ueberraschung, der dringende Eifer seiner Gefährtin ließen Alan keine Zeit, zu überlegen. Sie bestiegen ihre Rosse so eilig es ihnen möglich war und strengten alle Kräfte an, sich von ihren Verfolgern zu entfernen. Es war jedoch nicht zu verkennen, daß die Hufstritte hörbarer wurden und näher und näher kamen. Bei einer scharfen Wendung des Weges konnten sie zurückschauend fünf wohlberittene und wohlbewaffnete Männer, vor ihnen her den Grafen Milo auf Bogenschußweite hinter sich erblicken.

„Halt, Verräther, Memme, Räuber!“ schrie der Gouverneur, und richtete die Spitze eines Pfeiles auf sie, „oder Du und Deine Schöne habt keinen Augenblick länger zu leben.“ Da Alan sah, daß alle Hoffnung zu entfliehen vergebens war, hielt er sein Pferd an und wartete ruhig die Herankunft seines Verfolgers ab. „Mylord,“ sagte er, „ich kann den Schimpf verzeihen, mit dem Ihr mich so eben kränktet.“ „Verzeihen!“ schrie ihm Milo zu, indem er sein Schwerdt zog und seinen Bogen von sich warf. „Verzeihung sollst Du mit Deinem Blute erkaufen, Bösewicht; dieser gute Stahl und dieser Arm genügen.“ Alan verhielt sich nur vertheidigend gegen den Angriff, blieb aber auch so kalt und besonnen, daß seines Widersachers Schwerdt kaum mit dem seinen zusammengetroffen war, als es auf funfzig Schritte weit aus dessen Hand flog.

„Schurken!“ rief der Constable seinen Begleitern zu, die in diesem Augenblick gleichfalls herangesprengt kamen. „Umgebt ihn, ergreift ihn, es ist Alan von Brittanien!“

Jeder Mund wiederholte diesen Namen mit dem Tone des Staunens und Frohlockens, und Alan war alsbald umzingelt und entwaffnet. Er erkannte jetzt das Kritische seiner Lage. Gelang es ihm nun auch selbst, den Grafen Milo von der Ungerechtigkeit seines Argwohns zu überzeugen, was beinahe unmöglich zu sein schien, so war der Letztere doch so weit gegangen, daß es, selbst wenn er es gewünscht hätte, nicht mehr in seiner Macht stand, ihn zu retten, denn die Nach-

richt von seiner Gefangennahme gelangte ohne Zweifel sogleich zu den Ohren der Kaiserin.

„Die Kerker von Glouceſter," sagte er bei sich, als er zwischen zweien von Milo's Knechten ritt, „werden mich wenige Tage in ihren finsteren Mauern herbergen; und dann wird das Schwerdt, oder der Strick oder Gift allen Dem in Alan von Brittanien einen Pfad in jene Welt bahnen, was der hochherzigen, großmüthigen Kaiserin in dieser ein Dorn im Auge ist."

Scharf bewacht ritten beide Gefangene, der Ritter sowohl als die Dame, nach Glouceſter zurück, während Milo trüb' und mürrisch folgte. Der Freund, für den er noch am vorigen Abende so viele Achtung und Verehrung empfand, das Weib, das er bei aller Kälte und Zurückhaltung zärtlich liebte, mußte er nun als Verbrecher und Gefangene vor sich hinführen sehen, und wenigstens Eines von Beiden war dem Tode geweiht. Zuweilen drängte sich die Szene im Dorfe Marigny, wie Alan, mit den offenen, edlen Zügen seine Hand ausstreckte, mit der lebhafteſten Klarheit in sein Gedächtniß; dann sah er diese Hand wieder kalt und regungslos, dies Antlitz bleich und geschwollen, nach gewaltsamem, verrätherischem Tode. Aber der Zerstörer seiner häuslichen Glückseligkeit, der Elende, den er an seinem eignen Herde Schutz verliehen, und der ihm zum Dank dafür seinen Stolz und seine Zierde geraubt hatte, war ein Wesen, das keine Qual und keine Schande zur Genüge strafte. Jetzt war ihm die Uebereiltheit seiner Abreise, die Verlegenheit erklärlich, mit der er von ihm Ab-

ſchied nahm, und alle Gefühle des Zwanges und Kummers, mit denen Alans Zartgefühl ihn manchmal bei dem Gedanken an die gegenſeitigen Verhältniſſe überwältigte, wurden nun als Furcht und Reue eines Verführers und Verräthers ausgelegt. Bleich und ſtumm, faſt leblos, mit geſenktem Haupte und entbundenem Haar, ritt Adelaide zwiſchen zwei Dienern, denen ihr leichteſter Wunſch ehedem Befehl war, ihr leiſeſtes Lächeln zum Entzücken gereichte. Die ſchwere Eintönigkeit der Hufſtritte ward von Nichts unterbrochen, als zuweilen von einem tiefen Seufzer Adelaidens, oder auch wohl von einer gefälligen Prorengaliſchen Melodie, die Alan pfiff; der, ausgenommen, wenn er einen mitleidsvollen Blick auf Adelaiden warf, von der er zu fern war, als daß er hätte Worte mit ihr wechſeln können, die ganze Sache ſo ſorglos aufzunehmen ſchien, als ob ſie zu ſeiner Beluſtigung vorgenommen wäre.

Da ſich weder auf dem Rückwege nach Glouceſter, noch bei der Ankunft daſelbſt etwas der Erwähnung Werthes ereignete, mag es genügen, dem Leſer die einfache Nachricht zu geben, daß Alan zwar abermals in dem Schloſſe beherbergt ward, dieſesmal jedoch in einem, hundert Fuß unter dem Bette der Severne, gelegenen Kerker, von Gittern und Schlöſſern der ſtärkſten Art verwahrt. Er mußte ſich nunmehr die unwürdigſte Behandlung gefallen laſſen, und folgerte daraus ſehr natürlich, daß man wohl nicht im Sinn haben möge, ihm mit einem Aufenthalte, weder in dieſem Kerker, noch auf der Welt überhaupt, lange beſchwerlich zu fallen. Dennoch

verbrachte er einen ganzen Tag an diesem Ort, ohne den erwarteten Mörder nahen zu sehen, und aß mit großem Appetit von den Lebensmitteln, mit denen man ihn reichlich versorgte, ohne erst lange zu untersuchen, aus welchen Bestandtheilen sie bereitet wären. Und ob er schon mit Niemandem sprechen konnte, war er doch nicht ohne Gesellschaft, denn aller halben Stunden öffnete der Kerkermeister die Thür des Gefängnisses und blickte herein, ob Alles noch in gehörigem Zustande sei. Es verging ein zweiter Tag auf eben diese Weise, und es suchte ihn nunmehr nicht sowohl Furcht vor seinem eignen Tode, als das stärkste Verlangen heim, die Sendung zu vollziehen, die sein Königlicher Gebieter ihm anvertraut hatte. Es kam die dritte Nacht, und, müde, seine Mörder zu erwarten, war er in tiefen Schlaf versunken, als er sich bei seinem Namen gerufen hörte und erwachte.

„Ich bin bereit, ich bin bereit!" sagte er, emporschreckend, „Ihr habt lange angestanden zu kommen."

„Still, still, nicht so laut," sagte Lady Adelaide; denn als der Schimmer der Lampe, die sie in der Hand hielt, auf ihre bleichen, und doch noch schönen Züge traf, entdeckte er, daß sie es war. „Ich habe sie durch Verstellung überlistet. Sie glaubten mich zu matt und schwach, selbst mein Haupt vom Kissen zu erheben, und unterließen deshalb, mich mit Riegel oder Schloß zu bewahren, gaben mir nur eine einzige Wärterin, die jetzt in zu gesunden Schlaf

versunken liegt, vor lichtem Tage zu erwachen. Ihr müßt fliehen."

„Zeigt mir, wie, schöne Frau, und ich will es mir nicht zweimal sagen lassen."

„Es führen zwei geheime Gänge aus diesem Kerker; der eine nach dem Zimmer, aus dem ich eben zu Euch komme, der andere (und sie berührte eine geheime Feder in der Mauer, aus der sich sogleich eine Thür, mit der Aussicht auf eine Treppe, eröffnete) wird Euch durch unterirdische Gänge aus Schloß und Stadt geleiten, und Ihr müßt dann sehen, wie Ihr mit Geduld und Klugheit allen Verfolgungen Euch entziehet. Der Bote der Kaiserin, der den Befehl zu Eurer Ermordung überbringt, wird stündlich erwartet. Ihr habt also die größte Eile."

„Wie kann ich aber Euch, von Gefahren umgeben, hier verlassen? und selbst wenn ich Euren Rath befolge, wird mein vorsichtiger Kerkermeister doch schon wieder in einer Viertelstunde nachsehen, ob ich noch da bin, man wird mir nachsetzen und mich augenblicklich wieder nach Glouceſter zurückbringen."

„Fürchtet Nichts für mich," sagte sie, „mein Schicksal ist beschlossen; in wenigen Tagen werde ich meinen Eltern zurückgegeben. Gebt mir nur Euren Mantel, ich werfe ihn um mich, vertrete Eure Stelle dort auf jenem Lager, und hintergehe so die Wachsamkeit des Kerkermeisters bis zum Morgen, wo Ihr aus aller Gefahr seid."

„Dank, Dank, großmüthige Frau," sagte Alan, und küßte inbrünstig ihre Hand; er hörte aber den Kerkermeister den Riegel der äußeren Thüre

zurückschieben, warf ihr haſtig ſeinen Mantel um, und verſchwand hinter der geheimen Thür, während ſie ſich auf das Lager warf und ſich in tiefen Schlummer verſunken ſtellte! —

„Iſt die That vollbracht?“ ſagte Graf Milo zum Kerkermeiſter, als er etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch an die Thüre des Gefängniſſes kam.

„Der Bote der Kaiſerin ward nicht einen Augenblick länger als nöthig aufgehalten, Euer Gnaden ſein Beglaubigungsſchreiben abzuliefern und Eure Vollmacht zu empfangen.“

„Und wie ertrug der Gefangene ſein Schickſal?“ fragte der Graf mit hoher, halblauter Stimme.

„Er war in tiefen Schlaf verſunken,“ ſagte der Kerkermeiſter, „er ſeufzte ſchwer auf, als des Normanns Eiſen in ſeine Bruſt drang, dann floh ſein Geiſt auf immer von dannen.“

Der Conſtable barg ſein Antlitz in ſeine Hände, ſtöhnte aus tiefer Bruſt empor, und ſeine rieſige Geſtalt zitterte wie Espenlaub.

„Führe mich zu ihm,“ ſagte er, „ich will noch einmal das Antlitz deſſen ſehen, der, wenn er auch als mein bitterſter Feind ſtarb, doch dereinſt mein Freund war.“

Die Kerkerthür ward geöffnet, und der Gemordete ganz in Blut gebadet, lag tief in ſeinen Mantel gehüllt am Boden; welches war aber der Anweſenden Entſetzen, als ſie den Leichnam enthüllten und die todtenbleichen Züge Adelaidens erblickten, aus der das Leben ſo ſchnell geflohen zu ſein ſchien, daß ſich, außer der Wunde in ihrer

Bruſt, kaum irgend ein Zeichen gewaltſamen Todes an ihr ergab.

Wenige Erkundigungen genügten zur Entſchleierung des ganzen Geheimniſſes. Adelaide, die Jedermann in einem Zuſtande ſolcher Schwäche und Erſchöpfung wähnte, daß ſie ſich kaum von ihrem Lager aufrichten könne, hatte, wie ſchon geſagt, den feſten Schlaf ihrer Wärterin benutzt, (die ſie nicht eher als am folgenden Morgen vermißte, wo ſie geweckt wurde, auf des Conſtables Fragen zu antworten) und war durch die geheimen Gänge des Schloſſes, die nur ſie und ihr Gemahl kannten, nach dem Kerker geſchlichen. Dort bewirkte ſie, wie der Leſer geſehen hat, Alans Flucht, und ſank, nachdem ſie ſeinen Platz auf dem Lager eingenommen hatte, in tiefen Schlummer. Der Bote der Kaiſerin langte in der Stille der Nacht mit dem Befehl an, Alan zu ermorden, und Adelaide empfing für den Mann, für den ſie ſoviel gewagt hatte, den Todesſtreich.

Graf Ranulph und sein Page.

Johann-ohne-Land segnete das Zeitliche zu einer Periode, wo die Angelegenheiten seines Reiches in sehr kritischem Zustande waren. Durch Treulosigkeit und Tyrannei hatte er die Liebe, sowohl des Adels als des Volkes, verscherzt, fremde Fürsten zogen von seiner Lage Vortheil. Der Pabst hielt ihn in einer gewissen Botmäßigkeit; der König von Schottland verwüstete die nördlichen Provinzen von England, und der König von Frankreich riß Johanns Continentalbesitzungen an sich. Prinz Louis, der Dauphin, landete selbst, aufgefordert von den unzufriedenen Baronen, sich die Krone zuzueignen, mit einer furchtbaren Armee Franzosen in England, zog nach London, wo die Bürger ihn mit Enthusiasmus empfingen und ihm huldigten, und bemächtigte sich Dovers, Windsors und anderer festen Plätze, so daß Johann, der, zur Zeit seines Regierungsantritts, ausgedehntere Ländereien besaß, als irgend ein Englischer Herrscher vor ihm, zuletzt den Beinamen ohne Land empfing. Ueberdies erhöhete sein Tod, der zu einer Zeit erfolgte, wo der bestimmte Thronerbe erst neun Jahr alt war, die Hoffnungen der Feinde; und wie Louis siegend das Königreich durchzog,

öffnete ihm faſt jede Stadt, vor der er erſchien, die Thore, und empfing ihn mit dem äußerſten Enthuſiasmus.

Ein anderer, dem Uſurpator günſtiger Umſtand war der, daß alsbald nach des Königs Tode der junge Prinz Heinrich verſchwand. Entweder hatte man ihn erwiſcht, und Bosheit oder Liſt ſeiner Feinde ihn aus dem Wege geräumt, oder die Vorſicht und Klugheit ſeiner Freunde hatte ihn bewogen, ſo lange Louis Truppen im Lande ihre Wirthſchaft trieben, in einem Zeitalter, wo Ehrgeiz und Gewaltthätigkeit zur Beförderung ihrer Plane die ſchwärzeſten Mittel nicht ſcheuten, in irgend ein Verſteck zu flüchten.

Es gab unter den Groſſen des Reichs noch einige, die entweder perſönliche Anhänglichkeit an den jungen Monarchen, oder Zorn, ihr Vaterland unter der Herrſchaft von Fremden zu ſehen, abhielt, ſich den Reihen ſeiner Feinde anzuſchlieſſen, und die feſt in ihrer Treue beharrten. Der ausgezeichnetſte dieſer Männer war Ranulph, Graf von Cheſter, ein Edelmann von groſſen Talenten und groſſer Körperſtärke, der ſich unter Richard Löwenherz im heiligen Lande und in Normandie ausgezeichnet hatte, und ſich, nach dem Begräbniß ſeines Königlichen Herrn in der Kathedrale von Worceſter, mit tapferer Kriegerſchaar in's Schloß Lincoln warf, um es gegen die Angriffe des Dauphins zu vertheidigen.

Der Graf von Cheſter war klein von Geſtalt, und ſein Aeuſſeres durchaus nicht geeignet, die Aufmerkſamkeit des gewöhnlichen Beobachters zu feſſeln. Seine Stirn war hoch und bleich, ſein

Auge groß, schwarz und strahlend, und schien in gewissen Augenblicken Funken zu sprühen; im Uebrigen war er nervig, muskelhaft und gewandt, und im Kamf und Streit war es, als erringe sein ganzer Körper herkulische Verhältnisse. Gleichgültig gegen Gefahr und Beschwerden, fähig Alles, was er einmal unternommen hatte, bis zum Aeußersten zu treiben, von seinen Kriegern vergöttert, und vom gemeinen Manne als mehr als sterbliches Wesen angesehen, schien er ein Mann, eigends zum Schirm und Trost seines Landes in dieser Krise geschaffen. Seiner Ergebenheit der Sache des jungen Heinrichs kam Nichts als sein Haß gegen Louis und die Franzosen gleich, und in den Reihen der Feinde nannte man seinen Namen nie ohne den Ausdruck von Furcht und Entsetzen.

Am Abende der Beisetzung des Königs Johann, langte er einige Stunden früher als sein Gefolge im Schlosse Lincoln an, und es begleitete ihn nur ein einziger Page, mit dem man ihn, wie sie ihres Weges ritten, mit augenscheinlicher Vertraulichkeit, die sich nur schlecht mit ihrem beiderseitigen Standpunkt im Leben vertrug, hatte sprechen sehen.

Als sie an den Schloßthoren ankamen, erstaunte der Vogt nicht wenig, den vornehmsten Grafen absteigen, und mit der zärtlichsten Sorgfalt seinem jugendlichen Begleiter aus dem Sattel helfen zu sehen. Dann schien er sich plötzlich zu besinnen, schritt stolz über den Schloßhof hin, und der Page folgte ihm mit dem Ausdrucke der äußersten Demuth und mit entblößtem

Haupte. Der Knabe war von ſchwachem, zärtlichem Körperbau, ſeine Züge verriethen aber ungemeine Schönheit und durchdringende, ſein Alter und ſeinen Stand weit hinter ſich laſſende Verſtandesgaben. Seine langen, goldnen Locken fielen ſeinen Schultern entlang, und wie er durch die Reihen der am Eingange verſammelten Untergebenen ſeinem Herrn nachſchritt, bedeckte tiefe Röthe ſeine zarten Wangen, und ſeine Bruſt wogte, wie unter irgend einer ſtarken, unzähmbaren Leidenſchaft empor.

„Es iſt eine Dirne, es iſt eine Dirne,“ ſagte Adam Foreſt, der Falkonier, dem Schloße wogte in's Ohr. „Bei'm heiligen Kreuz! nun kann ich mir wohl erklären, warum unſer edler Graf ſolche Eile hatte, von der Lady Conſtanze geſchieden zu werden. Es war eine edle, wunderſchöne Dame, wenn auch manchmal ein kleiner Teufel. Der Tod ihres erſten Eheherrn und ihres fürſtlichen Sohnes Arthur (möge Gott dem König Johann dieſe That vergeben!) brachten ſie faſt um den Verſtand. Dieſe Dirne ſoll wahrſcheinlich ihren Platz einnehmen, und bei der heiligen Jungfrau! der Graf hat wieder nach ſeinem alten Geſchmack gewählt.“

„Schweig Meiſter Adam,“ ſagte der Vogt, „Du willſt immer und immer weiter und beſſer als andre ehrliche Leute ſehen; warum ſollte unſer gnädiger Herr ſeine Braut in ſolchem Aufzuge mit ſich herumführen? Es iſt ein recht netter Burſche, den man dem Grafen, wahrſcheinlich Eigenſchaften halber, empfohlen hat, die das Anſehen ſchon rechtfertigen werden, in dem er ihn zu halten ſcheint.“

„Schweigt und denkt was ihr wollt, Walter Lockesley," entgegnete der Falkonier; „ob er sie zu seiner Braut erkohren hat, weiß ich nicht; mein bester Falke mag aber zum Teufel gehen, wenn ich hundert Mark für ihn verwettete, wenn dieser Page, den Graf Ranulph mit nach Lincoln Castle bringt, nicht eine Dirne ist. Gieb einmal Acht, wenn die Barone, die er hieher beschieden hat, ankommen, ob der eifersüchtige Graf wohl wagt, seinen Pagen vor ihnen sehen zu lassen."

Des Grafen nachmaliges Benehmen bestätigte Walter Foresis Muthmaßungen gänzlich. Stolz und fremd, wie er sich gewöhnlich gegen Untergebene betrug, blos höflich, wie gegen seines Gleichen, ließ er dem jungen Fremden die ehrerbietigsten, unabläßigsten Aufmerksamkeiten widerfahren. Manchmal sah man den Knaben wohl seinen Steigbügel halten, seine Lanze tragen; dies waren aber Dienstleistungen, die der Graf eher duldete, als erheischte, und die er mit schlecht verborgenem Widerwillen und Beschämung annahm. So oft er sich einen Augenblick von den nothwendigen Anstalten zur Vertheidigung des Schlosses, und von den zahlreichen Unterhandlungen mit, aus allen Theilen des Königreichs, zuströmenden Boten, abmüßigen konnte, verbrachte er ihn in Gesellschaft seines Pagen. Nach und nach kamen endlich die Edeln und Ritter an, die er auf das Schloß eingeladen hatte, um über die, zu Vertreibung der Franzosen, und zu Aufrechthaltung der Gerechtsame des jungen Heinrichs zu nehmenden Schritte zu

rathschlagen, und Adam Forest schüttelte den Kopf und sah den Schloßvogt mit bedenklichen Mienen an, als er bemerkte, daß der junge Meister Fitzjehn sich nicht länger, weder auf der Terrasse, noch in der Halle, noch sonst an einem Orte, den er vorher zu besuchen pflegte, blicken ließ, und sich sorgsam in der Abgeschiedenheit und dem Versteck seines Zimmers verborgen hielt.

'S ist eine Dirne, 's ist eine Dirne," sagte er zum Schloßvogt, „was meinst Du nun, Meister Lockslev?"

„Ja, Du bist ein wunderlicher Kauz, Meister Forest," entgegnete der Andere, „Du mußt, meiner Treu, in die schwarze Kunst pfuschen."

Der Falkonier zog eine afterweisere Miene als jemals, und legte den Finger auf die Lippen, wie um seinem Genossen Stillschweigen aufzuerlegen; denn, obschon er nicht eingestand, daß er in Dingen erfahren sei, die mit dem Scheiterhaufen oder mit dem Strick bestraft wurden, wollte er doch nicht durch förmliches Läugnen den Ruf der Weisheit und geheimes Wissens aufgeben, den der Schloßvogt ihm zugestand.

Im Verlauf der Zeit wisperte der Schloßvogt die Entdeckung des Falkoniers dem Schildknappen des Grafen zu, der Schildknappe des Grafen wisperte sie dem Schildknappen des Sir Richard Plantagenet, und der Schildknappe Sir Richards seinem Herrn zu; sein Herr wisperte aber nicht, sondern sagte sie gerade heraus zu den andern Rittern und Baronen, und vielfältig und laut scherzte und spottete man auf Kosten des

Grafen Ranulphs und der irrenden, vermeintlichen Dame.

„Wie geht es Euch, mein wackrer Graf?“ sagte Plantagenet, als er den Lord von Chester mit besorgten, niedergeschlagenen Mienen herankommen sah; „Ihr scheint diesen Morgen nicht ganz heiter. Habt wohl in dem Buche der Liebe gelesen, und eine Stelle hat Euch nicht so wie gewöhnlich gefallen? folgt meinem Rathe, Graf, wendet Euch nach einer andern Seite.“

Ein Ausdruck von Sorge und Unwillen, der in Ranulphs Antlitz nicht oft sichtbar war, verfinsterte es einen Augenblick, schwand aber schnell wieder, und gab seiner gewohnten Heiterkeit Raum.

„Ihr scheint ungewöhnlich lustig diesen Morgen, Sir Richard,“ sagte Ranulph, „darf ich wohl Anspruch machen, auch an Eurer Lust Theil zu nehmen?“

„Nein, nein, Mylord von Chester,“ erwiederte Plantagenet, „eben von Eurer Lust sprachen wir, an der keiner von uns so anmaßend ist, Theil nehmen zu wollen. Wir brachten die Gesundheit des jungen Fitzjehn aus, des netten, niedlichen Pagen, mit dem Ihr uns zu unserem Leidwesen bisher noch nicht bekannt machtet.“

„Er ist ein wackrer Jüngling,“ sagte der Graf, „und hat bessere Tage gesehen. Sein Vater fiel an meiner Seite, in der tapferen Vertheidigung des Schlosses Chester gegen den Dauphin, und empfahl meiner Vorsorge seinen verwaisten Sohn mit dem letzten Athemzuge an. Ich habe ihn zu meinem Pagen gemacht, und werde ihn,

wenn er das gehörige Alter erreicht, zu meinem Schildträger erheben. Ja, ich zweifle selbſt nicht, ſo viele gute Eigenſchaften habe ich an ihm wahrgenommen, er werde ſich ſehr bald die Ehre der Ritterſchaft verdienen: ſein größter Fehler iſt Verſchämtheit, die ihn abhält, um meine Perſon zu bleiben, während ich in meinem Schloſſe ſo viele hochgeſchätzte Gäſte herberge."

Ein ungläubiges Lächeln ſchwebte auf Plantagenets Lippen, und die Anderen ſchienen das Gefühl, welches es verkündete, zu theilen. Graf Ranulph ſah ſie mit einem ſtolzen Blick an, und fügte haſtig hinzu: „Aber Ihr Lords und tapferen Ritter, ich kam nicht, über Dinge meines Haushaltes mit Euch zu plaudern, oder Euch zu fragen, was Ihr von den Verdienſten meines Pagen haltet. Ich habe Dinge von größerer Wichtigkeit für Euch. Prinz Louis iſt auf dem Marſche nach dieſer Stadt, in Begleitung des Grafen von Perche, des ſogenannten Grafen von Lincoln und anderer Edlen, und an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Sie werden vor Sonnenuntergang hier ſein und die abtrünnigen Einwohner von Lincoln ihnen ohne Zweifel eilig die Thore öffnen."

„Steht es ſo, Mylord?" ſagte Plantagenet, „und Ihr habt noch keine Nachrichten von dem jungen Könige?"

„Noch keine, Sir Richard; ich zweifle aber nicht, daß er in Sicherheit iſt. Mylord von Pembroke wird ſchon für ihn geſorgt haben. Verborgenheit iſt ihm durchaus nöthig. Wüßte der Feind ihn zu finden, ſo möchten wohl ſelbſt

die Mauern dieſer Veſte nicht ſtark genug ſein, ihn gegen die Gewalt oder Liſt zu ſchützen, mit der man ſeiner Freiheit oder ſeinem Leben nachſtellen würde. Haben wir erſt einen entſcheidenden Schlag zu ſeinem Vortheil ausgeführt, ſo werden wir ihn nicht lange in unſerer Mitte vermiſſen."

„Ihr habt wohl Recht, Mylord," ſagte der Ritter gedankenvoll. „Wenn ſeine Gegenwart gleich ein gewaltiger Antrieb für unſere Freunde ſein würde: ſo iſt es doch wohl beſſer, daß er eine Weile im Verborgenen bleibt. Sollen wir denn aber zulaſſen, daß der Dauphin die Stadt in Beſitz nehme?"

„Ja," ſagte der Graf; „mit Zuſtimmung dieſer edlen und tapfern Streiter ſage ich ja. Die Stadt iſt der Anſtrengungen nicht werth, die man auf ihre Vertheidigung verwenden müßte, und iſt der Feind, dem unſere Kräfte unbekannt ſind, und der dieſe Veſte nur von gewöhnlicher Beſatzung bemannt glaubt, erſt in der Stadt vertheilt, ſo werden ihn die Pfeile der Bogenſchützen auf unſeren Thürmen um ſo beſſer erreichen, und es wird uns ein Ausfall zu rechter Zeit in den Stand ſetzen, ihn zu überrumpeln, die rebelliſchen Bürger anzuregen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, und das Land von dem Joche zu befreien, das dieſe Franzoſen ihm überwarfen."

Ein Zuruf der Billigung und des Beifalls der verſammelten Führer folgte der Anrede des Grafen, er war aber kaum vertönt, als ein zehnfach lauteres und heftigeres Geſchrei durch die Straßen der Stadt ſcholl. „Montjoie St. De-

nis! Dieu nous défend et notre Seigneur Louis!“ ſchrieen die Franzöſiſchen Truppen, als ſie durch die Stadtthore zogen, und die Volksmenge von Lincoln jubelte ihnen entgegen.

„Sie kommen, ſie kommen,“ ſagte der Graf, „nun meine Lords und Ritter, in die Thürme, und laßt uns unſer altes, ermuthigendes Feldgeſchrei nicht minder laut, als ihre beleidigenden Worte, in ihre Ohren donnern.“

Ehe jedoch die Führer in die Thürme gelangten, hatten die Krieger ein betäubendes Geſchrei: „Gott und St. Georg!“ angeſtimmt, das nicht Wenige in den volkerfüllten Straßen der Stadt, beſonders Solche, als im Bereich der Pfeile der Belagerten waren, aufnahmen, und offenbar von Herzen wiederholten.

„Sie haben Beſitz von der Kathedrale genommen,“ ſagte der Graf, deſſen ſcharfes Auge ſorgſam alle Bewegungen des Feindes beobachtete; „aber bei unſerer lieben Frau, ihrer Schutzpatronin, ſie ſollen nicht lange in dieſen heiligen Mauern hauſen. — „Ihr Lords und Ritter,“ fügte er hinzu, „ich habe ſichere Nachricht, daß man das Schloß nicht vor dem kommenden Morgen anzugreifen gedenkt; unterdeſſen werden unſere Verſtärkungen angekommen ſein und uns fähigen, ihnen die Spitze zu bieten. Einſtweilen will ich mich nach der Kathedrale begeben und eine Unterredung verlangen.“

Des Grafen Entſchluß ward eben ſo ſchnell ausgeführt, als gefaßt, und man ſah ihn alsbald hinter einem Herolde auf die Kathedrale zureiten. Das Volk ſtaunte mit gemiſchtem Gefühle

der Bewunderung und des Schreckens auf den gewaltigen Krieger, bei deſſen bloßem Namensklange ſie ſchon den Kopf verloren, und der ſo ruhig und ſorglos durch die, mit feindlichen Truppen beſetzten, Straßen ritt. Die Franzoſen hatten wirklich den Anſchein, zu bedauern, daß die Geſetze der Ehre ihnen nicht geſtatteten, den Krieg mit einem Schlage zu enden; und als der Graf von ſeinem Roſſe ſtieg und durch die Gänge der Kathedrale, die mit fremden Führern und aufrühreriſchen Baronen erfüllt waren, ſchritt, traf ein Gemurmel von Furcht und Verwünſchungen in ſein Ohr. Auf einem, vor dem Hochaltare errichteten, Throne ſaß der Dauphin, unter prachtvollem Baldachin, auf dem die vereinten Wappen von Frankreich und England in reicher Stickerei zu erblicken waren. Der Graf von Perche, ein famöſer Franzöſiſcher Krieger und Staatsmann, der auf König Philipps beſonderes Verlangen ſich ſeinem Sohne auf dem Zuge nach England angeſchloſſen hatte, ſtand zur Rechten deſſelben, und Gilbert von Gant, ein Engliſcher Ritter, der vom König Johann abgefallen und von Louis zum Grafen von Lincoln ernannt worden war, zu ſeiner Linken. Dieſer zog ſeine Stirn in Falten und legte die Hand an ſein Schwerdt, als der Graf von Cheſter dem Throne nahete, und als er ſich auf ein Knie niederließ, reichte ihm der Dauphin die Hand.

„Steh' auf, tapferer Graf, ſteh' auf, hochgefeierter Ranulph," ſagte der Prinz." „Es gewährt uns hohe Freude, Dich zu Deinem Gehorſam zurückkehren, und zum desfallſigen Zeichen

das Knie am Throne Deines rechtmäßigen Herrschers beugen zu sehen."

„Prinz," sagte Ranulph, indem er sich mit stolzem Anstand vor ihm hinstellte, „versteht mich nicht falsch; — aber nein, ich weiß, das könnt Ihr nicht. Ich beugte meine Knie vor Dir, einem wegen seiner Tapferkeit und edlen Sitte berühmten Prinzen meine Achtung zu bezeigen. Dies ist geschehen, und ich frage Dich, als getreuer, pflichtiger Unterthan des Königs Heinrich, warum Du dieses Reich durchziehst, angethan mit den grimmen Zeichen des Krieges, und warum Du mit bewaffneten Schaaren vor den Thoren dieses Schlosses erscheinst, das mein Königlicher Herr meiner Obhut vertraute?"

„Graf Ranulph," sagte Louis lächelnd, „mag wohl die Absicht meines Besuchs errathen. Um jedoch seinem Gedächtnis nachzuhelfen, daß er zu folgerechtem Schluß gelange, sage ich ihm, daß ich in der Absicht komme, diese Veste von ihm zurückzuverlangen, die ihm von einem Monarchen anvertraut ward, den die Großen des Reichs seiner Gewalt für verlustig erklärten, und dessen Krone von Rechts wegen mir, dem Gemahle der Prinzessin Blanka, der Nichte und gesetzlichen Nachfolgerin des entthronten Königs, zukommt."

„Prinz," sagte der Graf, „ich bin nicht gekommen, mit Euch Sylben zu stechen; Unrecht und Gewaltthätigkeit ermangeln nie der Gründe, das Unheil, das sie stiften, zu beschönigen; und den einzigen Grund, den ich Eurer Hoheit entgegensetzen werde, mögt Ihr auf unseren Wällen dort erblicken. Indeß will aber doch meinem ar-

men, befangenen Verstande die Rechtmäßigkeit der Gewalt nicht recht einleuchten, die nach Eurem Ausdruck den König Johann entthrohnt hat, und noch schwerer wird es mir, zu begreifen, nach welchem Rechte, selbst wenn wir von der Entthronung absehen, seine Nichte ihm auf dem Throne folgen soll, mit Nachsetzung seines rechtmäßigen Sprößlinges, des Königs Heinrichs, den uns Gott erhalten wolle."

„Wir hören sehr viel, Graf Ranulph," sagte Louis, „von König Heinrich, sehen aber von ihm desto weniger. Wie sollen die edlen Barone von England, die mich umgeben, sich überzeugen, daß der Sohn Johanns-ohne-Land wirklich am Leben ist? Müssen sie nicht vielmehr der Meinung sein, daß der standhafte Graf von Chester den Krieg in der Absicht fortsetzt, das Diadem um seine eigene Stirn zu schlingen?"

„Ob es wohl wunderbar zu nennen ist," sagte der Graf mit bedeutender Geberde, „daß das Lamm, so lange Wölfe auf der Ebene heulen, im Walde Zuflucht sucht! Wir verlieren aber Zeit."

„In der That, das thun wir," sagte der Graf von Perche vortretend, und ärgerlich über den Langmuth und die gute Art, mit denen Louis die scharfen Worte des Grafen aufnahm. „Ist dies der Mann," fügte er hinzu, indem er Ranulph von oben bis unten mit den Augen maß, „über den unsere Weiber und Kinder vor Furcht zittern und beben, dieser Zwerg, dieser winzige Abwurf der Menschheit?"

„Armseliger Lord von Perche!" sagte der Graf, und sein Auge sprühte Feuer, seine Hand

griff zum Schwerdte. „Ich gelobe zu Gott und der heiligen Jungfrau, der dieſe Kirche geweiht iſt, daß vor dem morgenden Abende ich Dir ſtärker und größer und gewaltiger erſcheinen will, als jener Kirchthurm!“ *)

Die beiden ergrimmten Barone ſchoſſen wüthende Blicke auf einander, und Ranulph verließ, nach ehrerbietiger Verneigung gegen den Dauphin, die Kathedrale.

Am nächſten Morgen, mit Tagesanbruch hallte das Schloß von geſchäftigem Lärm der Anſtalten zur Vertheidigung, ſo wie zum Ausfall wieder. Was erſtere anlangt, war das Schloß in der That ſchon vorher in ſo gutem Zuſtande, daß die großen Vorbereitungen des Grafen und der Seinigen wohl überflüſſig hätten erſcheinen können, hätten ſie nicht vielmehr einem furchtbaren Angriff gegolten, mit dem man den Feind heimzuſuchen gedachte. Frühzeitig klangen ſchon die Hörner der Feinde durch die Straßen von Lincoln, und forderten die Belagerten auf, herauszukommen, und ſich ihnen Mann gegen Mann zu ſtellen.

„Der Graf von Perche verhöhnt uns,“ ſagte Plantagenet, „und bewirft uns mit allen nur möglichen Schimpfnahmen, deren ſeine Zunge habhaft wird. Laßt uns hinausſtürmen, Mylord von Cheſter, unſere Kräfte ſind den feindlichen vollkommen gewachſen, obſchon ſie in ihrem Uebermuth wähnen, wir ſtanden ihnen an Zahl weit nach.“

---

*) Dugdale.

„In fünf Minuten, Sir Richard," ſagte der Graf, „wollen wir ihn eines Beſſern belehren. Binnen dieſer Zeit werde ich bereit ſein, den Angriff zu leiten."

„Er geht, von ſeinem Schatz Abſchied zu nehmen," ſagte Plantagenet lachend, „für einen ſo gewaltigen Helden hat er wahrhaftig ein weichmüthiges Herz. Laßt uns indeß immer nach der Pforte des Ausfalls gehen, daß wir, wenn es dazu kommt, bereit ſind."

Die Feldherren ſtiegen die Wendeltreppe des Thurmes hinab, die nach dem großen Schloßhof führte. Als ſie vor der Thür einer Kammer vorbeikamen, hörten ſie die Stimmen des Grafen und Pagen, und wenn auch die ſtrenge Stimme der Ehre dieſer Ritter und Edlen nicht eben gebot, ſtehen zu bleiben und zu horchen, fühlten ſie ſich doch nicht von ihr berechtigt, ihre Ohren vor der folgenden Zwieſprache zu verſchließen, und ſie ſtiegen ſicherlich, (wenn auch wohl unwillkührlich) um ein Wenig zögernder herab.

„Nein, nein, es iſt unmöglich," ſagte Ranulph. „Ihr ſetzt Euch ohne Noth und Nutzen der Gefahr aus. Zweifelt nicht, daß ich die unverſchämten Franzoſen demüthige und ſehr bald zu Euch zurückkehre."

„Aber ich will und darf nicht unthätig hier verweilen," erwiederte der Page, „während Ihr Euch ſo mannichfachen Gefahren bloßſtellt. Ich will Euch zur Seite am Ruhme oder Unſterne dieſes Tages Theil nehmen."

„S iſt eine hochherzige Dirne," ſagte Plantagenet, „aber auch eine einfältige. Sie ſprechen jetzt

so leise, daß ich keine Sylbe mehr erhaschen kann. Doch horcht, horcht! Des Grafen Stimme wird wieder hörbar."

„Wenn es denn so sein muß, so nehme ich Gott zum Zeugen, daß es gegen meinen Willen und Rath geschieht; wenn Ihr denn aber hinaus wollt, so dürft Ihr doch nicht waffenlos sein; und werden diese zarten Glieder im Stande sein, die Rüstung eines Kriegers zu tragen? Doch ich entsinne mich, daß ich als Knabe, wo ich das eiserne Waffenhandwerk nachspielte, das ich seitdem wohl so ernst als irgend Einer betrieben habe, eine schwächere, leichtere Rüstung besaß, die meinen Jahren und Kräften entsprach. Kommt mit mir, ich selbst will Euch wappnen."

Unterdessen waren die Franzosen bemüht gewesen, ihre Streitkräfte vor dem Schlosse aufzustellen; die Pfeile der Belagerten richteten aber so gräßliche Niederlage in ihren Reihen an, daß sie oft gezwungen waren, sich zurückzuziehen. Steine und anderes verwundendes Geräth wurden von den Mauern herabgeschleudert, und ein Stück fiel dicht vor den Füßen des Grafen von Perche nieder, nachdem es einen ihm zur Seite stehenden Ritter getödtet hatte.

„Der feige Zwerg!" rief er; „er wagt nicht, uns die Stirn zu zeigen. Sein ritterlicher Geist getraut sich nicht aus dem Gehäuse von Stein und Eisen hervor, in das er sich verkrochen hat. — Ha, bei'm heiligen Dionys! Doch! die Schloßthore fliegen auf. Montjoie! Montjoie! auf, Krieger, auf, zum Kampfe!"

Der Angriff des Grafen von Chester war so plötzlich und gewaltig, daß die Belagerer eine weite Strecke zurückgetrieben wurden, ehe sie von ihrem Staunen wieder zu sich kamen. Sie hielten sodann Stand, und bemühten sich, anfänglich mit großem Erfolge, die Angreifenden zurückzuschlagen. Die Schlacht wüthete in vollster Kraft. Pfeilhagel verfinsterten die Luft; die beiden, bald zurückfliehenden, bald vorwärts stürmenden Schaaren, wogten wie Ebbe und Fluth des Meeres hin und wieder, und das Getöse der Schlacht, Dieser Siegesgeschrei, Jener Wehgeheule, das Geklirre der Schwerdter und Rüstungen, und das furchtbare Gebrüll der Kämpfenden: „St. Georg!“ und „St. Dionys!“ erklang wie das Frohlocken irgend eines höllischen Geistes, der alle Elemente der Anarchie und des Mordens in Aufruhr gebracht hatte.

Der Graf von Chester schien allgegenwärtig; jetzt war er mitten in den Schaaren der Feinde und verbreitete rings um sich Tod und Entsetzen; in anderm Augenblicke sah man ihn mitten in seinem eigenen Heere, wo etwa Schwäche oder Unwille sich kund gaben, und er ermunterte, und von Neuem zur Schlacht antrieb. Jetzt warf seine Lanze den Grafen von Lincoln in den Staub, und der Huf seines Rosses knirschte auf dem Haupte des Besiegten; jetzt riß er dem Schlachtherolde das Horn aus der Hand und schmetterte mutheinhauchende Siegestöne hervor.

„Bei'm Himmel,“ sagte der Graf von Perche, „dieser Mann ist ein eingefleischter Teufel, sprengt er nicht durch die gräßliche Schlacht so leicht und

sorglos, als ob er in Windsor oder Westminster, zu Ehren seiner Schönen, turnirte? Und doch ruht Tod in seiner Rechten, und sein Schild scheint die Aegis der Pallas. Wer ist der Knabe, der ihm zur Seite reitet, als ob der kleine Held einen Schildknappen haben müsse im männlichen Verhältniß?"

„Es ist sein Page, Mylord," sagte ein Normännischer Ritter, „von dem wir so viel haben erzählen hören, und dessen Kleidung das einzige Männliche an ihm sein soll."

Ein furchtbares Geschrei, theils des Triumphes, theils der Verzweiflung, erstand jetzt, und der Graf von Perche sah die Abtheilung Engländer seines Heeres, die aus den abtrünnigen Baronen und ihren Streitern bestand, dem Stadtthore, hitzig verfolgt vom Grafen Ranulph und Sir Richard Plantagenet, zufliehen.

„Bei St. Dionys!" rief er, „es ist Alles verloren, wenn wir diese Verräther nicht zum Stehen bringen. — Ha!" fügte er hinzu, als ein zweites Geschrei, lauter und vollstimmiger als das vorhergehende, die Luft durchdröhnte, und er die Streitkräfte der Nachsetzenden und Fliehenden sich vereinen, und als Eine Masse auf sich und die geschwächte Schaar seiner ihn umgebenden Landsleute einstürmen sah. „Die Abtrünnigen! Die doppelten Verräther! Franzosen! noch einmal kämpft für Eure eigene Ehre und für die Ehre Eures Landes. Schreit Gott und St. Dionys! und stürmt in die Feinde."

„Gott und St. Dionys!" wiederholten die ritterlichen Franzmänner und begegneten dem An-

griff einer Macht, der ihrigen jetzt weit an Stärke überlegen. Der Graf von Perche behauptete seinen Ruf der Tapferkeit und Kraft; auf Keinen schmetterte seine Streitaxt nieder, den sie nicht zur Erde gebettet, und Keinen berührte die Spitze seiner Lanze, den sie nicht kopfüber aus dem Sattel geschleudert hätte. Endlich sah er den Grafen von Chester auf sich zukommen. Die beiden Krieger betrachteten sich einen Augenblick schweigend und regungslos, dann spornten sie ihre Rosse an und vereinten sich zum bitteren Kampfe. Der Graf schwang seine Streitaxt und führte einen gräßlichen Hieb auf Ranulph, doch dieser fing ihn mit solcher Kraft und Gewandtheit mit seinem Schilde auf, daß die Waffe weit aus des Angreifenden Hand flog. Als Chester die ungleichen Bedingungen gewahrte, zu denen sein Gegner zurückgeführt war, warf er seine eigene Streitaxt von sich, folgte dem Beispiel des Franzosen, und entblößte sein Schwerdt. Jetzt geriethen sie in kurzem, aber tödtlichem Streit an einander. Der Franzose richtete einen Hieb nach Ranulph, der dessen Schild spaltete, und ihm den Arm verwundete; doch richtete sich Chester in seinem Sattel empor, schwang sein Schwerdt nach dem Haupte des Gegners, schnitt ihm durch den Helm tief in's Gehirn, und der Graf von Perche sank blutend und entseelt zu Boden. Als die Franzosen ihren Führer gefällt sahen, ergriff sie panisches Schrecken, und sie flohen in allen Richtungen. Die Engländer verfolgten sie mit Siegesgeschrei, und schlachteten furchtbar.

„Auf, nach der Kathedrale!“ rief Ranulph; „dort ist der Dauphin, und vielleicht endet jetzt ein Augenblick den ganzen heillosen Krieg.“

Die siegreichen Schaaren richteten ihren Weg nach der Kathedrale, und langten eben zur rechten Zeit an, als Louis und sein geringes Gefolge beschäftigt waren, sich Bahn zur Flucht zu machen. Nachdem Graf Ranulph sie zurückgeschlagen, und Soldaten zu ihnen in die Kirche gesandt hatte, sie zu entwaffnen und fest zu nehmen, stiegen er und die vornehmsten Ritter und Barone seines Heeres von den Pferden und begaben sich zu ihnen.

„Mylord Dauphin!“ sagte der Graf, indem er dem am Altare stehenden Prinzen nahte, „wir sehen uns jetzt unter ein wenig anderen, als den gestrigen, Verhältnissen wieder, und Ihr mögt Euch jetzt wohl schwerlich einbilden, daß ich Euch meine Huldigung darzubringen komme.“

„Das Kriegsglück, Graf von Chester,“ antwortete der Prinz, „hat mich zu Eurem Gefangenen gemacht; Alles, was ich als Gefangener zu hoffen vermag, ist, daß der ruhmgekrönte Krieger, in dessen Gewalt ich gerathen bin, seinen Ruhm nicht durch unwürdige Behandlung derjenigen beflecken werde, deren Unglück seinen Triumph ausmacht.“

„Eure Hoheit und Eurer Hoheit Gefolge ist frei und fesselos unter einer Bedingung,“ antwortete Ranulph.

„Nennt sie,“ sagte Louis zweifelhaft.

„Wenn Ihr auf diesem heiligen Altar, bei unserer lieben Frau, deren Kirche dies ist,

und bei den heiligen Reliquien in diesem Schreine schwört, daß Ihr allen Ansprüchen auf das Königreich England entsagt; daß Ihr mit allem Eurem Gefolge das Königreich sonder Verzug verlassen, und wenn Ihr dereinst König von Frankreich seid, Normandie an die Krone England zurückgeben wollt."

„Ich beschwöre dies Alles," sagte Louis, „und möge Gott mich strafen, wenn ich meinen Eid breche."

„Amen! Amen!" hallte jede Stimme in der Kathedrale wieder.

„Und nun, Ihr edlen Lords von England und tapferen, stattlichen Ritter," sagte der Graf, „haben wir nur noch Eine Pflicht zu erfüllen, und auf eben die heiligen Reliquien, auf die so eben Prinz Louis geschworen hat, unserem König Heinrich, unter dem Namen des Dritten, unserem rechtmäßigen König und Herrn, Huldigung und Gehorsam darzubringen."

„Verzeiht, Mylord von Chester," sagte Wilhelm Longswood, Graf von Salisbury, einer der Pairs, die eben der Französischen Sache untreu geworden waren: „wir können uns unmöglich verstehen, einer Person zu huldigen, die vielleicht nicht mehr am Leben ist. Zeigt uns den jungen König, und wir sind bereit, ihm auf unseren Knieen den Eid der Treue zu leisten."

„Mylord von Salisbury's rückgekehrter Pflichteifer scheint wieder zu erkalten," sagte Plantagenet. „Der König ist unter der Obhut des Grafen von Pembroke, der ohne Zweifel für seine Sicherheit wohl gesorgt hat, und ihn uns zurück-

bringen wird, ſobald er erfährt, daß ſeine getreuen Barone nach ihm verlangen.“

„Nein, nein,“ ſagte Ranulph lächelnd, „Mylord von Salisbury's Einwurf iſt der Vernunft gemäß, aber ich bin im Stande, alle ſeine Zweifel zu löſen. Tretet hervor, Sire, und empfangt die Huldigung Eurer pflichtigen Vaſallen.“

Bei dieſen Worten führte er den Pagen in die Mitte des Kreiſes der verſammelten Barone, öffnete deſſen Viſir, und Alle erkannten ſogleich das ſchöne Antlitz, die blauen Augen und langen goldenen Locken des jugendlichen Heinrichs an.

„Gott erhalte unſern König Heinrich!“ ſagte Graf Ranulph, und tauſend Stimmen wiederholten den Ausruf. Der junge Monarch ward zu dem Throne am Altar geführt, den noch vor Kurzem Louis eingenommen hatte, und indem der Graf von Cheſter ihm den Beſitz ſeines Erbes in einem weißen Stabe, ſtatt des Zepters übergab, huldigte er ihn für ſeine Güter und Titel, und alle anweſenden Edlen folgten ſeinem Beiſpiel.*)

*) Dugdale. Hardyng.

Des Spaniers Auslösung.

In der großen Schlacht bei Najara in Spanien, die Eduard, der schwarze Prinz, dem Spanisch-Französischen Heere, unter Anführung Bertrand du Guesclins und des Grafen von Trastamare, abgewann, verrichteten die Engländer Thaten romantischer Tapferkeit, die zwar weniger als jene bekannt sind, wodurch sie sich in den Schlachten von Cressy und Poitiers auszeichneten, dem Nationalcharakter aber an und für sich zu nicht minderer Ehre und nicht minderem Ruhme gereichten.

Unter denen, die zum Lohn ihrer glänzenden Thaten an diesem Tage, auf dem Schlachtfelde von der Hand ihres glorreichen Feldherrn mit der Ehre der Ritterwürde belohnt wurden, waren zwei Schildknappen, Namens Robert Hawley und John Shackell. Diese Männer waren auch so glücklich gewesen, ihrer Tapferkeit einen noch wesentlichern Preis, durch Gefangennahme des Grafen von Denia, eines Spanischen Granden erster Klasse, zu erringen, dessen Lösegeld hinreichend sein mußte, sie in's Künftige aller Nahrungssorgen zu entheben. Nachdem ihnen der Graf, nach allem Fug und Recht, als Gefangener zugesprochen worden war, nahmen sie ihn mit

ſich nach England, wo er, bis man ihm aus ſeinem Lande die Summe von zehn tauſend Mark, als beſtimmten Preis ſeiner Freiheit, zuſende, ehrenvoll unterhalten, und zur Gegenwart des Königs und des Hofes gelaſſen wurde. Tage, Wochen, ja Monate gingen vorüber, und die erwartete Löſung kam nicht an.

Entweder hatten ſich Schwierigkeiten ergeben, das Geld von des Grafen Vaſallen in ſeiner Abweſenheit zu erlangen, oder bei der jetzigen unſicheren Verbindungsweiſe zwiſchen beiden Ländern war man unſchlüſſig, wie man das Geld nach England möge gelangen laſſen, oder, hatte man es ſchon abgeſandt, konnte es wohl gar in unrechte Hände gerathen ſein. Der ſtolze, hochmüthige Spanier fing nun an ungeduldig zu werden und ſich über die Fahrläſſigkeit ſeiner Vaſallen zu entrüſten, wenn die beiden Engländer gleich, im vollen Vertrauen auf ſeine Ehre und Großmuth, ihn nie um Zahlung drängten und fortfuhren, ihm mit der äußerſten Achtung und Höflichkeit zu begegnen. Endlich aber kam der Graf mit den Rittern zu einem Vertrag überein, daß er in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, um das Löſegeld einzutreiben, und daß er ſeinen Sohn, einen Jüngling von etwa ſiebenzehn Jahren, den Händen ſeiner beiden Gläubiger als Geißel überlaſſe für die gehörige Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten.

„Gehabt Euch wohl, edler Graf," ſagte Sir John Shackell, als er dem Gefangenen in die Bügel half, „Heil und Segen ſei mit Euch!"

Sir Johns Kamerad, Sir Robert Hawley ſprach ähnliche Geſinnungen aus, während der Jüngling ſein Geſicht feſt an ſeines Vaters Hand drückte und ſie mit Thränen badete.

„Lebt wohl, Ihr großmüthigen Ritter," ſagte der Graf, „nehmt mein langes, dankbares Lebewohl, und Du mein Sohn, ehe ich von Dir auf kurze Zeit ſcheide, ſchwöre mir, ſo wahr als Gott und unſere liebe Jungfrau ſich Deiner erbarmen, ſchwöre auf Deines Vaters Schwerdt, auf dieſes Schwerdt, das noch niemals, weder durch die Hand des Feigen, noch durch den Hauch des Verräthers entehrt ward, daß Du als treuer, pflichtiger Gefangner dieſer Ritter beharren, und auf keine Weiſe trachten willſt, mittelbar oder unmittelbar Dich ihrem Gewahrſam ohne ihre Zuſtimmung zu entziehen, bevor nicht die zehntauſend Mark Löſegeld Deines Vaters ihnen baar und richtig gezahlt wurden."

Der Jüngling kniete nieder, nahm ſeines Vaters Schwerdt, küßte das Gefäß, (eine zu jenen Zeiten ſehr häufige Aushülfe, in Ermangelung eines Kruzifixes) und rief aus: „Ich beſchwöre dies Alles feierlichſt, und es möge der Himmel mir lohnen in meinen künftigen Tagen, je nachdem ich dies Gelöbniß breche oder halte!"

„Nun denn," ſagte der Graf und warf ſeine Arme um des Sohnes Hals, „ſo lebe wohl, mein einzig geliebter Guzmann; nicht lange ſoll die Wahrhaftigkeit Deines Eides erprobt werden. Aber dennoch würde eines Denia Ehre Glauben verdienen, währte auch die Prüfung, ſo lange

er lebte. Leb' wohl, mein wackerer Knabe, ein trauriges aber kurzes Scheiden!"

Bei dieſen Worten beſtieg er ſein tüchtiges Roß, das ihm ſeine Gläubiger, gleichwie die Waffen, die er in der Schlacht führte, zurückgegeben hatten, bewegte ſeine Hand zum Zeichen des Abſchieds noch einmal gegen Guzman und die Ritter, gab ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte aus London, einem Hafen an der Weſtküſte zu, wo er ſich einzuſchiffen gedachte.

Der junge Graf Guzman von Denia verlebte, nach ſeines Vaters Abreiſe, ſehr zurückgezogene einſame Tage in dem Hauſe der Ritter, in Weſtminſter. Er ließ ſich niemals von ihnen überreden, den Hof zu beſuchen oder Theil an den Feſten und Vergnügungen zu nehmen, die ſein Vater nicht angeſtanden hatte, ſich zu gewähren. Selbſt König Richard und der Herzog von Lancaſter, hatten ihr angelegentliches Verlangen ausgeſprochen, daß der junge Graf Denia ihnen vorgeſtellt werde; der Spanier blieb hartnäckig in ſeiner Einſamkeit. Die Zeit verſtrich, und immer noch kam weder das erwartete Löſegeld aus Spanien an, noch irgend Nachricht vom Grafen Denia. Dieſer Aufſchub erklärte ſich aber hinlänglich durch die in den öffentlichen in England ankommenden Depeſchen enthaltenen Nachrichten. Es zeigte ſich, daß Peter der Grauſame, den die ſiegreichen Waffen des ſchwarzen Prinzen Eduard auf den Thron wieder eingeſetzt hatten, durch Tyrannei und Unterdrückung ſeine Unterthanen von Neuem ſo ſehr auf's Aeußerſte getrieben hatte, daß ſie noch einmal gegen ihn zu

den Waffen griffen, und seinen natürlichen Bruder, den Grafen Heinrich von Trastamare zum König von Castilien ausriefen. Der Graf von Denia, der sich nunmehr mit Don Pedro ausgesöhnt hatte, und mit äußerster Ergebenheit und Eifer in dessen Dienste getreten war, hatte seine Unterthanenpflicht eine Zeitlang der Ungeduld und Sehnsucht nach seines Sohnes Befreiung vorherrschen lassen, und war im Kriege gegen den Grafen von Trastamare und die Rebellen thätig. Dieser Kampf endete mit dem Untergange und Tode Don Pedro's und der friedlichen Thronbesteigung seines Nebenbuhlers. Eben die Boten, welche diese Nachricht nach England brachten, unterrichteten den jungen Grafen Denia, daß sein Vater im tapferen Kampfe, an der Seite seines Souveräns, sei erschlagen worden, er also jetzt Erbe von dessen Besitzungen und Titeln sei, daß aber der König die ersteren eingezogen habe, zur Strafe, wie er sich ausdrückte, für Denia's Empörung. Mit Einem Schlage denn seines Vaters, seines Erbes und seiner Freiheit beraubt, ergab sich Don Guzman dem tiefsten Kummer, den alle zarten Aufmerksamkeiten der Englischen Ritter nicht im Mindesten zu lindern im Stande waren.

Zur nämlichen Zeit fühlten sich die Ritter neben ihrer Theilnahme an dem jungen Gefangenen, oder vielmehr Gaste, in ihren eigenen Angelegenheiten sehr belästigt. In der gewissen Erwartung, binnen Kurzem in Besitz der stattlichen Geldsumme zu kommen, die der Graf zu seiner Auslösung bewilligt hatte, hatten sie einen

Aufwand gemacht und Ausgaben bestritten, die der geringe Sold der beiden Ritter keineswegs decken konnte. Die Zeitung vom Tode des Grafen Denia zog ihnen eine ganze Schaar Gläubiger auf den Hals, und die Aussicht auf den Bettelstab und Schuldthurm drohte ihnen mit der erschreckendsten Nähe. So lange sie indeß noch die vornehme Geißel in Händen hatten, durften sie hoffen, in den Stand zu kommen, ihre Umstände wieder zu bessern. Der Herzog von Lancaster, Johann von Ghent, der die älteste Tochter, Constanze, des verstorbenen Königs Pedro geheirathet hatte, machte in ihrem Namen Ansprüche auf die Krone von Castilien, und hob in England ein furchtbares Heer aus, mit dem er nach Spanien aufzubrechen, und diesen Ansprüchen Nachdruck zu verschaffen gedachte. Lief sein Zug glücklich ab, so war es außer Zweifel, daß er dem Grafen von Denia alle seine ihm entzogenen Reichthümer und Ehren zurückgeben werde, und der Graf war alsdann im Stande, die Summe seiner Lösung zu entrichten. Des Herzogs Ansprüche jedoch, die anfänglich die Hoffnisse der beiden Ritter belebten, führten am Ende deren gänzliche Vernichtung herbei.

Der Herzog von Lancaster, dessen Kopf voller Anschläge und Intriquen war, und der sich Alles erlaubte, was den Anschein hatte, sein eigenes Interesse und seinen Vortheil zu fördern, gewahrte bald, wie wichtig es für den guten Fortgang seines Unternehmens auf Castilien sein müsse, wenn er in seinem Gefolge einen jungen Granden von so altem Geschlecht und so bedeutenden

Beſitzungen, wie den Grafen von Denia, mit das hin bringe, und der überdieß noch ſo weſentliche Gründe hatte, für die Abſetzung des gegenwärtigen Monarchen zu wirken, den Tod ſeines Vaters zu rächen, und deſſen Erbe wieder zu erlangen. Johann von Ghents Geiz, oder vielleicht beſſer ſeine Armuth, geſtatteten ihm jedoch nicht, den beiden Rittern die Auslöſung des Grafen zu erſtatten, und er gab ihnen den kurzen und herriſchen Beſcheid, ihm den Gefangenen bei des Königs und ſeiner eigenen beſonderen Ungnade auszuliefern. Die Ritter gebrauchten bei Empfang dieſer Weiſung die Vorſicht, den Gefangenen bei Seite zu ſchaffen, und entgegneten auf des Herzogs Gebot, der Graf von Denia ſei nach den Geſetzen des Krieges ihr Gefangener und ſie würden ihn nicht eher herausgeben, bis man ihnen ſein Löſegeld entrichtete. Da ſie ſich wohl verſahen, daß dieſe Antwort nicht anders, als den Herzog von Lancaſter in Zorn verſetzen konnte, waren ſie des Schlimmſten gewärtig, gingen nie ohne Waffen aus, ja legten ſie ſelbſt in ihrer Behauſung nicht ab, außer wenn ſie ſich des Nachts zur Ruhe begaben, um ſtets im Stande zu ſein, jedem möglichen Verſuch auf die Freiheit ihrer Perſonen zu begegnen. Der Herzog würde ſehr gern die Beleidigung vergeben und vergeſſen haben, die die Ritter ſich gegen ſeine Auctorität erlaubten, wenn er nur im Stande geweſen wäre, das Verſteck des jungen Grafen auszukundſchaften, den nach ſeinem Dafürhalten die Ritter wahrſcheinlich in unfreiwilligem ſtrengem Gewahrſam hielten; wie genau und emſig aber auch

seine Schergen überall nachforschten, wo man den geheimen Schatz nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen konnte, erlangten sie doch nicht die allergeringste genügende Auskunft.

Sir Robert Hawley und Sir John Shackell saßen eines Nachmittags finster und mürrisch an einem Tisch inmitten eines großen prachtvoll ausgestatteten Zimmers in ihrem Hause in Westminster. Den Abstand zwischen der Kargheit ihrer jetzigen Mittel und ihrem ehemaligen Wohlleben, bezeichneten hinlänglich die Unordnung und Verwirrung, die bei aller Pracht ringsumher herrschten, die abgenutzten, erblichenen reichen Wandbehänge, die alten zerlöcherten Teppiche, mit denen der Fußboden belegt war; und der einzige Page, der statt der zahlreichen glänzenden Dienerschaft, die die Ritter ehemals umgab, jetzt im Zimmer anwesend war, schien den veränderten Vermögenszustand seiner Herren ganz wohl zu kennen, denn anstatt hinter ihnen zu stehen und aufzuwarten, saß er gemächlich in einem Lehnsessel am entgegengesetzten Ende des Zimmers.

„Es steht nicht sonderlich mit uns, Shackell," sagte Sir Robert Hawley, „ich wollte, wir hätten den Grafen Denia im Leben nicht gesehen, und wüßten nichts von der Schlacht von Najara zu erzählen! Aber dieser Raub-Herzog, der durch England mit feurigem Schwerdte zieht, und der unsere Personen und unser Eigenthum fordert, als sprächen König, Lords und Gemeine aus seinem Munde, soll uns nicht unangefochten

den Preis entwenden, den wir uns mit unserem Schweiß und Blut verdienten.“

„Bei'm Himmel,“ rief Shackell, „eher will ich das Schwerdt, das ich bei Najara zog, in Johann von Ghents Brust tauchen. Zum Teufel auch! So lange König Richard lebt, ist es kein Hochverrath, den Herzog von Lancaster umzubringen!“

In diesem Augenblick ward ein lautes Geschrei auf der Straße vernehmbar, und die Thüren des Hauses der beiden Ritter schienen mit Lanzenkolben heftig angegriffen zu werden, als ob mehrere Personen ungestüm Einlaß forderten. Sir Robert Hawley und der Page zogen augenblicklich von Leder.

„Wir müssen ihnen bis aufs Aeußerste widerstehen,“ sagte Hawley. „Es sind die Bewaffneten des Herzogs, die auszuführen kommen, was seine Boten begonnen und angekündigt haben, und die sich unserer Personen und unseres Eigenthums bemächtigen wollen, um uns zur Einwilligung in des Herzogs ungerechtes Verlangen zu zwingen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ sagte Shackell, „sie werden's nicht so weit treiben. Sie wollen blos das Verlangen wiederholen. Wir wollen sie anhören, vielleicht haben sie ihre Forderungen ein wenig herabgespannt.“

Da Hawley schweigend in seines Gefährten Vorschlag zu willigen schien, verließ der Diener das Zimmer, und kehrte bald darauf zurück, zwei von Kopf bis zu den Füßen geharnischte Ritter

mit drei Knechten einlassend. Hawley und Shackell sprangen auf und zogen ihre Schwerdter.

„In welcher Absicht," sagte Shackell, „dringt Ihr so gerüstet und mit entblößten Schwerdtern in die Wohnung friedlicher und harmloser Männer? Sir Ralph Ferries, wir haben an Eurer Seite bey Cressy und Najara gefochten, und Euch, Sir Alan Burhall, muß unser Ruf und Charakter wohl bekannt sein; welches Verbrechens sind wir schuldig, daß man uns diese Beleidigung zufügt?"

„Ihr habt wirklich das Ansehen von recht friedfertigen Leuten, Sir John," sagte Ferries; „selbst wenn Ihr an Eurem eigenen Herde sitzt, scheint es Euch nöthig, Euch in Eisen zu hüllen. Der Schuldige hat immer ein böses Gewissen, und fürchtet den Schatten seiner eignen furchtsamen Gestalt."

„Ich bin mir keines Verbrechens und keiner Schuld bewußt, Sir Ralph," entgegnete Shackell, „ich müßte denn deshalb Strafe verdienen, daß ich Ansprüche auf die Dankbarkeit Derer mir verdiente, die das Andenken an meine Dienste in Vergessenheit zu versenken, und mir den schwer errungenen Lohn dieser Dienste zu rauben trachten."

„Sir John Shackell und Sir Robert Hawley," sagte Burhall, „Ihr habt hartnäckig den Befehlen des Königs widerstanden und Euch geweigert, den Grafen von Denia in seine Hände zu überliefern, als Seine Majestät geruhten, ein solches Verlangen an Euch ergehen zu lassen."

„Seine Hoheit," sagte Shackell, „möge nur auch ferner geruhen, uns aus seiner Königlichen

Schatzkammer das geringe Lösegeld von zehn tausend Mark vergüten zu lassen, und der Graf ist frei von allen gegen uns eingegangenen Verbindlichkeiten."

„Sir John, Sir John!" sagte Ferries, „wollt Ihr mit Eurem Monarchen rechten und ihm Bedingungen vorschreiben? Ihr zeigt uns entweder den Aufenthalt des Grafen Denia an, oder macht Euch bereit, uns in den Tower zu begleiten."

„Zu Keinem von Beiden," sagte Hawley, „werde ich mich freiwillig verstehen. Zu dem Letztern kann man mich zwingen, aber das Erstere geschieht nicht, und wenn ich mit dem Leben dafür büßen müßte."

„So legt Hand an sie, Knappen," sagte Burhall und wandte sich zu seinen Leuten. „Ergreift sie im Namen des Königs."

Die Knappen drangen sogleich vor, die Ritter zu packen, diese setzten sich zur Wehr und schlugen, sammt ihrem Diener, der ein mannhafter, kräftiger Bursche schien, jeden Angriff so geschickt ab, daß Ferries und Burhall sich genöthigt sahen, ihren Knechten zu Hülfe zu kommen.

„Seid Ihr bei Sinnen," sagte Sir Alan, „Euch so starrköpfig der Königlichen Auctorität zu widersetzen?" Er bekam keine andere Antwort, als von Sir Robert Hawley's Schwerdt einen Hieb, der ihm den Helm spaltete und ihn zu Boden warf, während Hawley hinter ihm weg mit der äußersten Geschwindigkeit aus dem Hause floh. Die vier übrigen Kämpfer boten nun alle ihre Kräfte gegen Shackell und dessen Diener auf,

und es gelang ihnen, Beide zu entwaffnen. „Es iſt umſonſt, es iſt umſonſt, mein getreuer Alfred,“ ſagte Shackell, als er ſeinen wackeren Pagen ihm erfolglos beiſtehen ſah, „wir müſſen jetzt der Uebermacht unſerer Unterdrücker weichen; iſt aber noch Recht und Gerechtigkeit in England, ſo wird dieſe Gewaltthätigkeit nicht ungeſtraft bleiben. Es kommt wohl auch noch eine Zeit, mein hochherziger Knabe, wo ich im Stande bin, Deiner Treue und Deinem Muthe nach Verdienſt und Würden zu lohnen.“

„Ich verlange keinen andern Lohn, mein geliebter Herr,“ ſagte Alfred, „als den, Euch wieder in Freiheit zu ſehen, und im Beſitz des Löſegeldes, das Euch von Rechts wegen gebührt.“

„Schweig, ſchweig, Du Schwätzer!“ ſagte Sir Ralph Ferries, als er mit den Andern beſchäftigt war, Shackell zu binden, „und Ihr, Herr Ritter, redet nur nicht von Belohnungen, die Ihr Eurem Genoſſen ertheilen wollt, bevor Ihr noch nicht wißt, wie Ihr im Stande ſeid, Euren, dem Befehl Eures Königs geleiſteten, Widerſtand zu verantworten. — Einige von Euch, Knapven, mögt gehen und den andern Verbrecher aufſuchen. — Wie ſteht's um Euch, tapferer Sir Alan,“ fügte er hinzu, als er ſeinem Gefährten vom Boden aufhalf, „ich hoffe, Ihr ſeid nicht ſchwer verletzt?“

„Nicht ſchwer,“ entgegnete der Andere, ſich das Blut aus der Stirn wiſchend. „Des Schurken Streich war aber wohlgemeint. Laßt ihn nicht entwiſchen, mag aus ſeinem Spießgeſellen werden, was da wolle.“

„Berts und Walters," ſagte Ferries, „ſind ihm auf den Ferſen und werden ſeiner wohl habhaft werden. Ha! da kommen ſie. Wie? was? Ihr Schurken! was ſoll das heißen? was kommt Ihr ſchon zurück, und ohne Euren Gefangenen?"

„Herr Ritter," antwortete einer der Knappen, „er wird wohl den Namen Gefangener noch nicht ſo bald erhalten. Er hat ſich nebenbei in die Abtei geflüchtet."

„Ei ſo möge der böſe Feind," ſagte Sir Alan Burhall, heftig auf den Boden ſtampfend, „die Seelen der vermaledeiten Mönche zwicken und peinigen, die zuerſt durch den Bann von Freiſtätten für die Sicherheit der Mörder und Verräther ſorgten! Bringt den Gefangenen hier immer von dannen. Das Geheimniß, wo der Graf Denia ſteckt, iſt nicht minder wichtig, wenn es auch nur zweien Lipven anſtatt vieren abgefoltert wird; und, ich denke, der wackere Ritter wird wohl auch bald einſehen, daß in der Welt immer ein Ding beſſer als das andere iſt, wird ſich eines Beſſeren beſinnen und ſein Geheimniß kund thun."

Bei dieſen Worten wollten ſich die beiden Ritter mit ihren Knappen und mit Sir John Shackell in ihrer Mitte entfernen, als Alfred auf ſeine Kniee vor ihnen ſtürzte, Sir Ralph Ferries Hand ergriff, und ihn beſchwor, man möge ihm geſtatten, ſeinem Herrn im Tower Geſellſchaft zu leiſten. „Marſch, marſch, Taugenichts!" ſagte Ferries, „danke es Deiner Unbedeutendheit und Deinem geringen Stande, daß man Dich nicht als Gefangenen mit ihm hinſchleppt. Bei'm Him-

mel! ich habe wohl jüngere Laffen als Du bist mit den Galeeren Bekanntschaft machen sehen, wann der Kopf auf ihren Schultern sich einfallen ließ, sich mit Staatssachen unberufen abzugeben."

„Nein, nein, Herr Ritter," sagte Alfred, „wollt Ihr einen wackern Mann ungepflegt in den düstern Kerker des Towers bringen und ihm selbst den Trost versagen, daß ein getreuer Diener um ihn sei?"

„Es darf nicht sein, junger Freund," sagte Burhall, „der Ritter müßte sich denn geneigt zeigen, zu seinen Pflichten und seinem Gehorsam als ein getreuer Unterthan des Königs Richard zurückzukehren. Nichtsdestoweniger will ich aber einem Manne, der sich im Kriege hervorgethan hat, eine kleine Bequemlichkeit nicht versagen. Bist Du also willig, ihm täglich eine Stunde Deinen Beistand zu reichen, so magst Du ihn zur Mittagsstunde besuchen, wo Du ihm helfen kannst."

„Dank, Herr Ritter!" sagte Alfred, „Lausend Dank! Morgen denn, mein edler Herr, erwartet den Besuch Eures treuen Dieners."

Sir John Shackell hatte kaum Zeit, diesen neuen Beweis von der Treue und Ergebenheit seines Pagen anzuhören, als man ihn auch schon nach seinem Gefängnis abführte.

Alfred verbrachte die Nacht in einem Zustand peinlichster Besorgnisse, genügender Beweis seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn und des Mitgefühls, das ihm dessen unverdiente Leiden einflößten. Der Jüngling war lang und wohlgebildet, und von starkem kräftigen Gliederbau, sein Auge

lebhaft und feurig, und seine Gesichtsfarbe dunkel und selbst schwärzlich. Als er durch das Zimmer schritt, dessen alleiniger Bewohner er nunmehr war, warf er einen halb mitleidigen halb verächtlichen Blick auf die prächtige Ausschmückung. Zuweilen warf er sich auf sein Lager und versuchte, sich dem Schlummer in die Arme zu legen, eben so oft fuhr er nach kurzer Ruhe wieder empor, schritt von Neuem eilig und bewegt im Zimmer auf und nieder und schien tief mit einigen inneren Projekten oder Sorgen beschäftigt. Zuweilen rang er wohl die Hände und seufzte schwer auf; zog sein Schwerdt aus der Scheide und betrachtete angelegentlich dessen Spitze, oder ließ sein Antlitz an den geballten Händen ruhen und schien Stundenlang in stille, tiefsinnige Betrachtungen verloren. „Er muß befreit werden," rief er oftmals laut aus, „er muß befreit werden, und sollte ich seine Freiheit mit meinem Blute erkaufen." Und wenn er so durch das Zimmer schritt, schienen wohl seine männliche Gestalt, seine edle Haltung und seine ausdrucksvollen Züge, die solche Fülle und Stärke der Gefühle beseelte, ein Wesen zu verrathen, dem man an der Wiege nicht von dem niederen Stande vorgesungen hatte, den er im Leben einnahm. Die damaligen Bürgerkriege hatten jedoch vielen der ausgezeichnetsten Familien so seltsames Mißgeschick bereitet, daß es ein keineswegs unerhörter Fall war, in der dienenden, arbeitenden Menschenklasse Einzelne anzutreffen, deren Anstand und Sprache unwillkührlich zu der Vermuthung aufrief, daß sie wohl bessere Tage gesehen haben

möchten, die aber alle Fragen nur mit Seufzern oder Thränen beantworteten. Die Fröhlichkeit hingegen, mit der Alfred seinen Herrn gedient hatte und die fast auffallende Weise, mit der er oft seine Gesinnung kund gab, daß er sich ihnen in Rang und Ansehn unendlich unterlegen erachte, schien den Gedanken auszuschließen, daß er zu den ebengenannten Unglücklichen gehöre. Und doch konnte sich der Blick gekränkten Stolzes, den seine Augen in der Nacht annahmen, als er schweigsam und düster in dem einsamen Gemache einherging, gewiß nicht mit dem Wesen eines Dienenden vereinbaren. Endlich schien er von Kummer und Müdigkeit überwältigt zu werden, streckte sich dicht in seinen Mantel gehüllt auf das Lager und sank in tiefen Schlummer.

Sir John Shackell hatte während dessen in kleinem, entlegenem Gemach des Towers von London eine noch ruheloſere unbequemere Nacht durchwacht. Manchmal neigte er sich dem Gedanken zu, das Geheimniß vom Aufenthalte des Grafen den Untergebenen des Herzogs von Lancaster zu erschließen, da der Verlust der reichen Lösung doch dem Verluste seiner persönlichen Freiheit vorzuziehen sei, oder dem seines Lebens, das gegenwärtig auf dem Spiele stand. Dann gedachte er aber, wie unwahrscheinlich es sei, daß selbst der schranlenloſe Johann von Ghent es zu solcher Höhe treiben könne, und wie ungerecht er gegen Sir Robert Hawley verfahre, wenn er über ihren Gefangenen ohne seine Zustimmung verfüge. Dieſer letzte Gedanke festigte ihn in dem unabänderlichen Entschlusse, seinen Unterdrückern den Ort

zu verhehlen, wo er den jungen Grafen verborgen habe. In der Frühe des anderen Morgens ward er schon mit dem lästigen Zureden Ferries und Burhalls heimgesucht, die ihm die Narrheit und Nutzlosigkeit vorstellten, sich den Wünschen des Königs und des Herzogs zu widersetzen, und daß ihm durch Auslieferung des Grafen doch durchaus kein Schaden erwachse, weil derselbe ganz unfähig sei, jemals auch nur einen Heller des Löhngeldes zu entrichten. Sir John blieb unbeweglich; und um ihrer los zu werden, erklärte er beiden Rittern am Ende, er habe den Entschluß gefaßt, ihnen nicht weiter zu antworten, und, so lange man ihn gefangen halte, in unverbrüchlichem Schweigen zu beharren. Und er beharrte in diesem Entschluß auch in der That bis zu der zwölften Stunde, wo man seinen getreuen Alfred zu ihm ließ.

„Großmüthiges Wesen!" sagte der Ritter, „wie habe ich diese Güte an Dir verdient? Komm an mein Herz, Du Wunder von Treue!"

„Nein, nein," sagte Alfred, „ich kam nicht, diese kostbaren Augenblicke in eitlen Betheuerungen und Liebkosungen zu vergeuden. Sobald man Euer Mittagsmahl auf den Tisch gesetzt hat und Eure Wärter Euch meiner Bedienung überlassen haben, habe ich Euch etwas zuzuraunen." Die Wärter kamen herein, tischten die Speisen auf und gingen. „Eßt, eßt," sagte Alfred, „eßt so viel Ihr immer könnt, damit sie nicht vermuthen, daß wir Wichtigeres zu besprechen gehabt haben, und Euch das Essen darüber vergangen ist. Ihr müßt diesem Ort entfliehen und laufen was Ihr

laufen könnt, um in der Kirche zu Westmünster Zuflucht zu nehmen."

„Mein guter Freund!" sagte Sir John und schüttelte den Kopf, während ein melancholisches Lächeln seine Züge überflog; „jetzt spottest Du über mich; nein, auf welche Weise vermag ich diesem Orte zu entfliehen? Wäre es nur irgend möglich, so glaube mir, ich würde keine Zeit verlieren, in dem Heiligthume ein Asyl zu suchen."

„Du und ich, Sir John" sagte Alfred, sind so ziemlich von gleicher Größe und Gestalt, und vertauschest Du Deine Rüstung mit meiner Dienertracht und verhülltest Dein Antlitz unter meinem Hut, so gut als ich das meine hinter Deinem Visir verbergen kann, so könntest Du frei aus den Thoren des Towers wandeln und ich bliebe hier und verträte Deine Stelle."

Eine Thräne glänzte im Auge des Ritters und er ergriff, zum Zeichen herzlichen Dankes, des Dieners Hand. „Nein, nein, das darf nicht sein, Dank, Du treues Herz, tausend Dank! John Shackell würde lieber auf das Löhngeld, auf seine Freiheit und sein Leben verzichten, als Dich solcher Gefahr preisgeben. Lebe wohl! wenn dies Dein Vorsatz ist, so ist es besser, Du verläßt mich auf der Stelle, damit ich nicht in Versuchung gerathe, unwürdig zu handeln und darauf einzugehen."

„Nun dies ist wahre Hundstagstollheit," sagte Alfred, „was können sie mir zufügen? Haben sie den Betrug entdeckt, so wird es ihnen zu nichts helfen, wenn sie einen armen Diener

im Tower eingesperrt halten; bleibst Du aber, so ist Dein Leben in stündlicher Gefahr. Kurze Gefangenschaft, mir für die Zukunft die Lust zu solchen Streichen zu benehmen, ist die höchste Strafe, die sie über mich verhängen können."

„Nun, so mag es denn sein," sagte der Ritter, „und zaudere nicht, was auch aus mir werden möge, Dir Straflosigkeit auszuwirken."

„So eile, eile," sagte Alfred, „entwaffne Dich, damit Deine luchsäugigen Kerkermeister nicht hereinkommen, bevor wir mit dem Umkleiden fertig sind."

Dies sagend, half er seinem Herrn die Rüstung ablegen; und diese Arbeit kostete Zeit, denn, die Wahrheit zu gestehen, schien er eben nicht sehr damit bewandert. Wie es so langsam und träge von Statten ging, konnte er sich nicht enthalten, einige leise Flüche über sein eigenes Ungeschick auszustoßen; mit des Ritters Hülfe gelang es ihm aber zuletzt, ihn aller einzelnen Stücken zu entledigen, und er wollte eben die Beinschienen ablösen, als sie zu beiderseitigem Entsetzen hörten, daß die Schlüssel im Schloß der Kerkerthüre herumgedreht wurden und unmittelbar darauf Sir Alan Burhall vor ihnen stand.

„Wie? Was? Bursche!" sagte Burhall, „was soll das heißen?"

„Pfui, Herr Ritter!" sagte Alfred, dessen Geistesgegenwart ihn keinen Augenblick verließ, „pfui, sage ich, über Eure Knechte hier im Tower, die Sir John Shackells Rüstung einen ganzen Tag ungeputzt lassen. Er wäre ja gar nicht im Stande gewesen, vor seiner Gnaden,

dem Lord Conſtable zu erſcheinen, vor den er, wie man mir ſagt, noch heutiges Tages beſchieden werden wird, wäre ſein Diener nicht durch Eure gütige Erlaubnis, ihn zu beſuchen, im Stande, ihn ein wenig aufzuſchmücken."

Indem er dies ſagte, ſtellte er ſich emſig an, die einzelnen Theile der Rüſtung, die er eben ſeinem Herrn abgenommen hatte, zu reinigen, und ſchien für ſich über die Nachläſſigkeit, die ſich die Dienerſchaft des Towers hätte zu Schulden kommen laſſen, im Stillen fortzubrummen.

„Alberner Menſch!" ſagte Sir Alan lachend, „Dein Herr wird bald an Anderes zu denken haben, als an die Sorge für blanke Rüſtung oder hübſch vom Helme ſchattende Federn. Ich kam, Euch zu ſagen, Herr Ritter, daß die Zeit, die Ihr hier zuzubringen habt, ziemlich um iſt, und daß Ihr Euch bereiten müßt, mit mir vor dem Herzog von Exeter, dem Lord Conſtable des Towers zu erſcheinen."

„Das war ein ſchlimmer Augenblick," ſagte Alfred, als Burhall fort war und die Thür hinter ſich verſchloſſen hatte: „mit ein wenig Eile kann aber noch Alles gut werden. Nun Herr Ritter müſſen wir auf kurze Zeit einer den andern vorſtellen und Du mußt Dein Amt als Diener damit beginnen, daß Du Deinen neuen Herrn wappneſt. Mich dünkt, ich fühle mich ſo leicht unter dem Gewicht, als ob ich gleich Dir ein wirklicher Ritter wäre und in der Schlacht von Najara mitgekämpft hätte. Verlaßt Euch drauf, ſie verſehen ſich der Liſt nicht."

Als der Jüngling durch den Kerker schritt, schien seine neue Tracht ihm wirklich so angemessen, daß der Diener das Ansehn hatte, im Nu in einen Ritter verwandelt zu sein. Sir John Shackell war nicht saumselig, die abgelegten Kleider seines Dieners anzulegen, und er hatte dies Geschäft kaum beendet, als die Schlüssel im Kerkerschloß abermals knarrten und Sir Alan Burhall wieder eintrat. „Nun pack Dich, guter Freund," sagte er zu Shackell, „Deine Zeit ist um; ehe Du aber gehst, laß mich doch Deine Kleider ein wenig durchsuchen, damit Du nicht verrätherische Bothschaft bestellst oder, bei der heiligen Jungfrau! wohl gar etwas bei Dir hast, das uns dem jungen Grafen auf die Spur bringt." Indem er dies sprach, begann er ohne weitere Umstände alle Theile der Kleidung des verkleideten Ritters zu durchsuchen, wo nur die Möglichkeit vorhanden war, daß ein Brief oder Packet verborgen sein könnte. Den vermeintlichen Diener war es, wie sich denken läßt, während dieser Untersuchung, eben nicht sonderlich wohl zu Muthe.

Glücklicherweise war aber Sir Alan so sehr auf das Suchen erpicht, daß es ihm nicht einfiel, ihm in's Gesicht zu sehen. „Du magst laufen," sagte er zuletzt, „ich selbst will Dich aber bis an die äußere Towerpforte bringen, damit Du nicht etwa Gelegenheit habest, auf Deinem Wege Spione oder Verräther zu stempeln. — Herr Ritter," fügte er gegen Alfred gewandt hinzu, der in Shackells Rüstung in einem Zustande scheinbar größter Ermattung auf seinen

Sitz niedergesunken war, „ich werde gleich zurückkehren und dann müßt Ihr mich zum Herzog von Exeter begleiten.“ Der falsche Ritter verneigte sich und unterließ weislich, ein Wort zu äußern. Der Kerkermeister beachtete diesen Umstand jedoch nicht weiter, denn Sir John Shackell hatte ihm, wie wir wissen, gesagt, daß er, so lange er Gefangener sei, ein ununterbrochenes Schweigen gegen ihn beobachten werde. Burhall und Shackell verschwanden aus dem Gefängnis und ließen ihn allein.

Nach etwa einer halben Stunde kehrte Sir Alan zurück. „Erhebt Euch, Herr Ritter,“ sagte er, „der Herzog von Exeter will mit Euch reden, und gedenkt, nachsichtigerweise Euch durch seinen eignen Einfluß zu überreden, des Königs Befehlen zu gehorsamen, ehe man strengere Maßregeln ergreift, und Euch zwingt. Folgt mir.“

Alfred kam dem Bescheid langsam und unwillig nach und folgte Sir Alan durch die langen Windungen der alten Veste, die aus den Kerkern nach den Zimmern des Constables führten. Er hatte beschlossen, seine Maske nicht eher abzuwerfen als in Gegenwart des Herzogs von Exeter, denn er wußte wohl, daß jeder Augenblick späterer Entdeckung die Flucht seines Herrn in das Asyl der Westmünster-Abtei wahrscheinlicher gelingen lasse. Er hegte auch einige Hoffnung, daß der Herzog, dessen Bewunderung edler, ritterlicher Thaten bekannt war, Nachsicht mit dem Verbrechen haben werde, dessen er sich, durch Bewerkstelligung der Flucht seines Herrn schuldig machte. „Bei'm Himmel!“ sagte Bur-

hall, als er zuweilen zurücksah und die stattliche Figur seines Gefangenen wahrnahm, der hinter ihm drein mit stolzen Schritten durch die düstern Gänge des Towers schritt: „Schwerdthiebe und Kerker scheinen den Geist dieses stolzen Ritters nicht bändigen zu können. Sie haben keine andere Veränderung mit ihm bewirkt, als daß es mich dünkt, er schreite noch fester und stolzer einher als gestern. Der Lord Constable wird ihn aber schon zur Vernunft bringen; und das Einzige, was er hoffen kann, wenn er fortfährt zu trotzen, ist, daß man ihm die Wahl zwischen den Galeeren und dem Strange läßt."

In einem Richterstuhle auf mäßiger Erhöhung an dem einen Ende des großen gothischen Saales, der so düster war, daß selbst jetzt am lichten Tage mehrere Diener mit Fackeln leuchten mußten, saß der Herzog von Exeter. Dieser Edelmann war einer der ausgezeichnetsten Krieger seiner Zeit und doppelt verwandt mit der Königlichen Familie; da er selbst Halbbruder des Königs, Richard des Zweiten, und seine Gemahlin Tochter des Herzogs von Lancaster war. Zwei Schreiber saßen an einem Tische unter ihm, und verschiedene andere amtliche Personen, die mit den Angelegenheiten im Tower zu thun hatten, umgaben ihn. Zu seiner Rechten saß seine einzige Tochter, die schöne und anmuthvolle Lady Elisabeth Holland. Diese junge Dame hatte jüngst ihr siebzehntes Jahr angetreten und stand im Rufe, mit den Reizen ihrer Person nicht minder herrliche Eigenschaften des Geistes und Herzens zu vereinen. Sie war gewöhnt, sich zu

ihres Vaters Seite zu setzen, wenn die Pflichten seines Amtes als Constable des Towers ihn zum Richter aufriefen, und sie erschien dann nicht selten als Engel der Barmherzigkeit, indem sie die ernsten und düstern, obgleich strenggerechten unparteiischen Urtheilssprüche ihres Vaters milderte.

„Sir Alan Burhall," sagte der Herzog, „bringt Euren Gefangnen." Sir Alan schritt sogleich näher heran und stellte den verkleideten Diener dem Constable vor.

„Sir John Shackell," sagte der Letztere in ernstem Tone; „es thut mir leid, in Folge meines Amtes über einen so schätzbaren Ritter als Euch wegen keiner geringeren Anklage als der des Aufruhrs richten zu müssen. Ihr habt vorsätzlicherweise die Befehle des Königs unbeachtet gelassen und Euch seiner Auctorität widersetzt, Ihr habt die Waffen gegen Seiner Hoheit Abgesandte geführt, um sie in Erfüllung ihrer Pflicht zu hindern, und fahrt selbst jetzt, wie mir der gute Ritter Sir Alan Burhall versichert, eigensinnig fort, die allernachsichtigsten Anerbieten des Königs, wodurch Ihr Eure Freiheit wieder erlangen mögt, zu verwerfen. Sprecht, seid Ihr noch immer entschlossen, die huldreichen Vorschläge abzuweisen?"

Auf diese nichtswürdige Anrede, in der die ärgste, empörendste Tyrannei als ausgezeichnete Gnade und Gunst gefärbt ward, gab der Ritter keine Antwort. In der That verdiente sie wohl auch keine, selbst wenn Alfred im Stande gewesen wäre, eine zu ertheilen. In Wahrheit aber

war weder die schlimme Lage des Gefangenen, noch die Art der Herzoglichen Anrede Ursache, daß er im Schweigen beharrte; denn er staunte in sprachloser Verwunderung die Züge der Lady Elisabeth Holland an. „Sprecht!“ sagte der Herzog, „seid Ihr noch immer entschlossen, Herr Ritter! diese huldreichen Vorschläge nicht anzunehmen?“

„Sie ist es!, sie ist es!“ rief der Gefangene.

„Was murmelt Ihr da?“ sagte der Herzog. „Herr Ritter, was habt Ihr uns hier für einen tollen Menschen hergebracht? Weder sein Betragen, noch seine Stimme gehören Sir John Shackell an. Oeffnet sein Visir, ich will sein Gesicht sehen.“

Des Herzogs Befehl ward sogleich gehorsamt, und als man das Visir des Gefangenen geöffnet hatte, ergaben sich Gesichtszüge, die allen Anwesenden, außer Zweien, gänzlich unbekannt waren.

„Des Ritters Diener!“ rief Sir Alan Burhall aus: „bei'm Himmel! dieser Schurke hat mich hintergangen und seinen Herrn aus dem Tower geholfen, indem er statt seiner drinnen geblieben ist.“

„Ist es so!“ sagte der Herzog, stand von seinem Sitz auf und stampfte heftig gegen den Boden, während seine Lippen schäumten: „dann, bei St. Paul! soll er statt seiner eben sowohl am Galgen hängen, als im Kerker stecken. Fort mit ihm auf die Wälle! Hängt ihn dort auf, bis der letzte Athemzug des Gauners sich mit dem Elemente über uns vermischt!“

„Nein, nein, guter Vater," sagte Elisabeth, deren Erröthen und Staunen, als sie die Züge des Gefangnen zuerst wahrnahm, glücklicherweise von Niemand als von dem bemerkt worden war, dem Beides galt, und das jetzt wieder von ihren Wangen schwand und dem Ausdruck der größten Besorgnis und Unruhe Raum gab: „Hört den jungen Mann, ehe Ihr ihn einem grausamen, schmählichen Tode Preis gebt. — Sprecht, sprecht!" fügte sie, zu dem Gefangnen gewendet, hinzu, da sie sah, daß ihr Vater ihrer Bitte Gehör schenkte. „Aus welchem Grunde wart Ihr dem Gefangnen behülflich, aus dem Tower zu flüchten?"

„Der Gefangene war mein Herr, mein Gebieter, mein Erhalter," sagte Alfred, „meine Gründe, ihm zur Flucht zu verhelfen, waren Dankbarkeit und Verehrung zugleich das Dritte, was Euch, schönes Fräulein, so viele Edle ergeben macht, Bewunderung von Vortrefflichkeit und Tugend."

„Gefangner!" sagte der Herzog, „Euer Herr ist ein Verräther."

„Ich vermag nicht, um Worte mit Euch zu rechten, Mylord Herzog," antwortete Alfred: „will Euch aber zugeben, daß, wenn ein treupflichtiges Herz und ein tapferer Arm, wenn ein im Dienste des Vaterlands ergrautes Haupt einen Verräther ausmachen, mein Herr, Sir John Shackell, ein Verräther ist."

„Wen, in's Teufels Namen, haben wir hier vor uns?" sagte der Herzog. „Dies ist eben so wenig die Sprache eines Dienenden, als diese

Züge einem Menschen niederen Standes zugehörten. Nenne mir Deinen Namen, Bursche! wer und was bist Du?"

„Mein Name, großer Herzog," entgegnete der Gefangne, „ist Alfred Bohun; und ich bin der arme Knecht und Diener des wackeren Ritters, Sir Alan Shackell."

„Wir sprechen von Dir hernach ein Mehreres," sagte der Herzog, in dessen Innerem Bewunderung der Selbstaufopferung und Kühnheit des Gefangnen schon die Gefühle des Aergers und die Galle erstickt hatten, die seinen Busen anfänglich beherrschten. „Seht indessen zu, Sir Alan Burhall, daß Ihr den Diener in besserem Gewahrsam haltet, als den Herrn. Führt Euren Gefangnen in seinen Kerker zurück, und nun erwartet unsere weiteren Befehle über das, was mit ihm vorzunehmen ist."

Alfred ward abermals in sein Gefängnis zurückgebracht, hörte abermals die Thüren und Schlösser hinter sich knarren und schließen, und fand sich abermals als einsamen Bewohner des tiefen, engen, düsteren Gemaches wieder. Demungeachtet war er in angemessen heiterer, aufgeregter Stimmung, durch die Ueberzeugung, sein Herr sei gerettet; er begann zu hoffen, sein eigner Antheil an der Strafe werde nicht überscharf ausfallen; und sein Gemüth war also ziemlich frei, und fähig, sich mit angenehmeren Dingen als seither zu beschäftigen. Das Bild der Lady Elisabeth Holland erfüllte es ganz und gar; nur zweimal erst hatte er dieses Muster weiblicher Vollkommenheit mit Scheu erblickt, ihre

Augen hatten ſich für einen Augenblick begegnet, aber dieſer Augenblick war hinreichend geweſen, das Bild des Einen unaustilgbar in das Herz des Andern zu prägen.

Dieſe ätheriſche Bildung, dies ſtrahlende Auge, dieſe hohe, blendende Stirn, hatten in Alfred Bohuns Bruſt ſeitdem immerdar gelebt, und alle die gefahrvollen Abenteuer, in die er nach und nach verflochten wurde, waren nicht im Stande geweſen, ſie aus ſeinem Andenken zu löſchen. Der unerklärbare Eindruck, den der erſte Anblick der Lady auf ſein Herz gemacht hatte, wurde durch ihr zweites Begegnen verſtärkt, und er verdankte dabei ſogar ihrer Vermittlung ſein Leben.

War es alſo wohl zu verwundern, daß mit einem jugendlichen, empfänglichen Herzen, bei einem Zuſammenfluß ſo mannichfacher außergewöhnlicher, romantiſcher Umſtände, Alfred Bohun in Liebe zu einem Gegenſtande entbrannte, der ſo ſehr geeignet war, des Herzens innigſte [illegible] fühle aufzuregen? Er hatte eben noch nicht lange dieſen Zuſtand ſeiner Herzensangelegenheiten ergrübelt, als er die Thür ſeines Kerkers leiſe öffnen hörte, und mit klopfendem Herzen, bei dem ſchwachen Dämmerlicht, das ihn umfloß, eine weibliche Geſtalt auf ſich zukommen ſah. Die hagere, rauhe Figur Sir Alan Burhalls folgte und trug eine Lampe, die er zur Erde niederſetzte. „Lady!“ ſagte Burhall, „es iſt unmöglich, den Bitten eines ſo ſchönen Mundes zu widerſtehen. Ihr werdet indeſſen ſo gefällig ſein, Eure Unterredung mit dieſem jungen Manne nach Möglichkeit abzukürzen; ich werde draußen warten, und

Euch nach Eurem Zimmer zurückgeleiten.“ Bei dieſen Worten entfernte er ſich und ließ Lady Elſabeth mit Alfred Bohun allein.

„Süße Lady!“ rief der Jüngling, „wie verdiene ich ſolche Güte und Huld. Ihr habt mir das Leben gerettet, und gewährt mir ein Glück, das mir das Leben erſt über Alles werth und wünſchenswerth macht, das Glück Eurer Nähe.“

„Sprecht leiſer, mein Freund, um des Himmels willen, ſprecht leiſer!“ ſagte die Lady. „Verſteht mich auch, ich beſchwöre Euch, nicht falſch: Ich fürchte, daß ich einen verwegenen, nicht mädchenhaften Schritt gethan habe, indem ich Euch beſuche; ſchreibt ihn aber ja keinem anderen Beweggrunde als dem Intereſſe zu, das Eure außerordentliche Lage und Euer heutiges Betragen einflößen müſſen, ſchreibt es dem Verlangen zu, das mich erfüllt, Jemandem, der ſo augenſcheinlich weit über dem Stande iſt, den er für nöthig gefunden hat, eine Zeitlang zuzugehören, zu dienen.“

„Und verſteht auch Ihr, ſüße Lady, mich nicht falſch,“ ſagte Alfred, „und glaubt ja nicht, daß ich etwas Anderes bin, als was ich zu ſein ſcheine.“

„Nein, nein,“ ſagte die Lady lächelnd, „wie leichtgläubig und arglos mein Geſchlecht auch ſein ſoll und mag, ſo kann ich mich doch nicht überwinden, der Fabel Glauben beizumeſſen, daß Ihr Sir John Shackells Diener wäret. Als ich Euch das erſte Mal ſah, kamt Ihr aus dem Palaſte von Weſtmünſter, reich gekleidet und in Geſellſchaft eines bei Hofe wohlbekannten Mannes.“

„Ich bitte Euch, Fräulein," ſagte der Jüngling haſtig, „fragt mich nicht über dieſe Sache. Jetzt bin ich, was ich ſcheine. Ehre und Pflicht verbieten mir, etwas Anderes zu ſein."

„Seltſam!" ſagte die Dame, „daß Ihr, die Ihr an Höfen glänzen könntet, vorzieht, Euch im Kerker einſperren zu laſſen. Sagt mir Euren wahren Stand und Namen! Seid Ihr vielleicht einer der verleiteten Lords, deren verrätheriſche Anſchläge kürzlich entdeckt und vereitelt wurden? Mein Vater vermag bei dem König Alles, und ich vermag Alles bei meinem Vater; ich will Euch Verzeihung auswirken. Rettet Euch, ich beſchwöre Euch darum!"

Das Fräulein ſprach dieſe Worte äußerſt bewegt, ergriff in der Wärme ihrer Rede des Jünglings Hände und preßte ſie in die ihrigen. Eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, da ſie ſich der Uebereilung bewußt ward, und ſie würde ihre Hände zurückgezogen haben, hätte Alfred ſie nicht innig feſtgehalten.

„Theuerſte Lady! Nehmt Alles, was Alfred Bohun Euch geben kann, ſeinen tiefgefühlteſten Herzensdank für dieſe großmüthige Theilnahme an ſeinem Schickſal. Gönnt dem armen Gefangnen ein freundliches Andenken, und vielleicht kommt einſt noch eine Zeit, in der er wagen darf, das auszuſprechen, was er in ſeinem Herzen nährt, und was ihm jetzt zur unverzeihlichſten Verwegenheit gereichen müßte."

Das Fräulein ſah ihn mit einem Blick an, als wüßte und ahnete ſie nicht, was er meine, aber ihr abermaliges Erröthen beſagte wohl, daß

ihr Herz ihr den Sinn dieſer Worte richtig gedeutet hatte. Sie bedeckte ihr Antlitz einen Augenblick mit ihrer weißen Hand, und als ſie dieſelbe wieder hinwegzog, war die Röthe verſchwunden, waren ihre Züge ſo bleich wie Marmor. „Wenn Ihr alſo, Alfred Bohun," ſagte ſie, „das Erbieten meiner geringen Dienſte verwerft, ſo gehabt Euch wohl! Vergeßt aber nicht, wenn Ihr ihrer ja noch bedürftig wäret, daß Ihr ganz auf Eliſabeth Holland vertrauen könnt."

„Verweilt, verweilt noch, Lady!" ſagte der Jüngling, „verlaßt mich nicht ſo. Verſprecht mir, daß ich Euch wieder ſehe, daß ich Euch noch einmal ſpreche. Vielleicht überzeugt Ihr mich noch, vielleicht willigt ich noch in Euren Vorſchlag! Ich habe großen Kummer, — ich habe Niemand, Niemand außer Euch, dem ich ihn vertraue; — verſprecht mir, daß Ihr mich noch einmal ſehen wollt."

„Ich weiß nicht," ſagte die Lady, „ob ich es thun darf; da ich denn aber einmal ſoviel gewagt habe, ſo will ich auch noch weiter gehen, in der Hoffnung, Euch vielleicht aus einer Lage zu befreien, die, wie ich fürchte, ſehr gefahrvoll iſt. Morgen, um dieſelbe Stunde, beſuche ich Euch wieder."

„Ich dank' Euch, großmüthige Lady," ſagte Alfred, indem er niederkniete und ihre Hand küßte. „Alle gute Engel ſeien mit der Freundin des Traurigen und Gefangenen!"

Während dies Alles in dem Tower von London vorging, hatten ſich die beiden Ritter Sir Robert Hawley und Sir John Shackell vor der

Gewalt des Herzogs von Lancaſter und ſeiner Leute in die Kirche der Weſtmünſter-Abtei geflüchtet.

Zahlreiche Einladungen langten bei ihnen vom König und Herzog an; — ſchmeichelnde Verſprechungen, ernſtliche Drohungen, Scheingründe aller Art, Alles ward vergeblich angewendet, ſie zu vermögen, ihr Aſyl zu verlaſſen und einzugeſtehen, wo ſie ihren Gefangenen verborgen hätten. Die trotzigen Ritter blieben unbeweglich, behaupteten, daß entweder der Gefangene oder das Löhngeld ihnen gehöre, und erklärten, da König und Geſetze ſie nicht in ihren Gerechtſamen ſchützten, würden ſie fortwährend unter dem Schutze Gottes bleiben. So verſtrichen denn wohl ſechs Monate, und ſie blieben immer in dem Heiligthume, während des Herzogs Söldner ohne Unterlaß in der Nachbarſchaft umherſpionirten, in der Hoffnung, ſie außer dem Gebiet des Schutzortes zu betreffen und feſtzunehmen. Die Hauptſorge, die Sir John Shackell im Anfange dieſer Periode gehabt hatte, betraf das Schickſal ſeines hochherzigen Dieners Alfred; er empfing aber ſpäterhin mehrfache Mittheilungen von ihm, die alle beſagten, daß ihm außer dem Verluſte ſeiner Freiheit im Tower nichts abgehe und daß dieſer Verluſt, weit entfernt, ihm zur Laſt zu fallen, ihm vielmehr, in Gemäßheit von Umſtänden, die er, wie er ſagen ließ, ſeinem Herrn ſpäter mittheilen werde, eine Quelle des größten irdiſchen Troſtes ſei. Unterdeſſen war die Expedition des Herzogs von Lancaſter nach Caſtilien völlig zur Reife gediehen und man ſtand im Begriff, abzuſegeln. Johann von Ghent war aber äußerſt unwillig, England

ohne den Grafen von Denia zu verlaſſen, deſſen Name, wie er wohl wußte, ihm bei den eingebornen Caſtilianern gleichſam zur Loſung gereichen werde. Er entſchloß ſich alſo, den kühnen Schritt zu wagen und die Rechte der Freiſtätte zu verletzen, um in Beſitz der beiden Männer zu kommen, die er, ſollte es nöthig ſein, ſelbſt foltern zu laſſen gedachte, um ihnen ihren Gefangnen abzuzwingen. Er ſtellte ſeine auserkornen Kreaturen, die Ritter, Ralph Ferries und Alan Burhall an die Spitze einer Rotte von funfzig Bewaffneten, und befahl ihnen, nach der Abtei zu ziehen und alle Ueberredungskünſte und Liſten aufzubieten, um die beiden Ritter zu bewegen, ſich ihnen zu ergeben; ſollte aber Alles fehlſchlagen, bevollmächtigte er ſie, ſie, wenn es ſein müſſe, vom Altar wegzureißen und gefangen nach dem Tower zu ſchleppen. Als dieſe Rotte anlangte, fand ſie die Ritter mit Abt und Mönchen bei der Meſſe beſchäftigt. Sir Robert Hawley ſtand mitten unter den Betenden und Sir John Shackell kniete in dem äußeren Kreiſe, nahe da wo die Freiſtätte aufhörte. Beide Ritter ſowohl, als die Mönche waren in andächtigliches Gebet verſunken, und die feierlichen Klänge der Kirchenmuſik, die durch die langen Schwibbögen der Abtei ſchollen, erfüllten das Gehör und entzückten die Einbildungskraft Aller ſo ſehr, daß die Eindringenden bis zum Chore heranmarſchirt waren und Sir John Shackell umringt hatten, bevor irgend Einer ihre Anweſenheit bemerkte.

„Ergreift ihn, bindet ihn!“ war das barſch ertheilte Geheiß Sir Alan Burhalls. Die Mu-

ſik des Chores verſtummte plötzlich, die heiligen Symbole entfielen den Händen der erſchrockenen Mönche, und ſie würden aus der Abtei geflohen ſein, hätte nicht der Abt laut und gebietend ihnen die Weiſung ertheilt, zu bleiben. „Was?“ rief er aus, „fürchtet Ihr die Feinde des Herrn, derweil Ihr am Altare des Herrn ſteht? — Zurück! Ihr Söhne Belials, zurück!“ fügte er hinzu, indem er ſein ſilbernes Kruzifix über die Häupter der Soldaten ſchwang. Entweiht nicht die Stätte des Allerhöchſten mit Euren entblößten Schwerdtern!“

„Ehrwürdiger Vater!“ ſagte Burhall, beugte ſein Knie vor ihm und nahm eine Miene der tiefſten Ehrfurcht und Demuth an. Wir kommen nur auf den Befehl unſers Königs, um zwei heilloſe Verräther zu ergreifen. Wir kommen, die Kirche zu reinigen, nicht, in ihren geheiligten Räumen Gewalt zu verüben. Die Rechte einer Freiſtätte, ehrwürdiger Vater, ſollen gewiß nimmer ſo beiſpielloſen Verräthern zu gute kommen.“

„Sündiger Bruder,“ ſagte der Abt, ein wenig beſänftigt, durch den ehrfurchtsvollen Ton des Ritters, „haſt Du aus Unwiſſenheit gefehlt, ſo wollen wir ſelbſt Vergebung für Dich von Oben herabflehen, wenn Du Deine Reue und Zerknirſchung uns kund giebſt und den Ritter frei läßt, den Du ſelbſt am Altare ergriffen haſt. Damit Du aber wiſſeſt, daß er berechtigt iſt, der Vortheile dieſer Freiſtätte zu genießen, ſo höre die Akte des geſegneten Königs, Eduard des Bekenners, an, die dort unſer Bruder Dir vorleſen mag.“

Indem er dies sagte, winkte er einem am Altare stehenden Mönche, der vorschreitend ein altes Pergament entrollte, welches er zur Hand genommen hatte, und die folgenden Worte las: „Eduard, von Gottes Gnaden, König der Engländer. Ich thue hiermit kund und zu wissen allen zukünftigen Geschlechtsaltern der Welt, daß ich auf besonderes Verlangen unsers heiligen Vaters, des Papstes Leo, die heilige Kirche des gebenedeiten Apostels St. Peter, in Westmünster erneut und wiederhergestellt habe, und ich befehle hiermit an, und verordne für alle Zeiten, daß Jedermann, ohne Ansehn der Person und Standes, er mag kommen woher er will, aus welcher Ursache und welchem Vergehen es immer sei, und Zuflucht suche an dieser heiligen Stätte, in ihr Schutz finden soll, für sein Leben, seine Freiheit und sein leibliches Wohl; und ich verbiete fernerweit (bei Strafe ewiger Verdammniß) allen meinen, oder meiner Nachfolger Dienern, sich an Hab und Gut Derer zu vergreifen, die sich an besagte Stätte flüchteten; denn ich habe all ihr Besitzthum unter meinen besondern Schutz genommen, und gewähre ihnen, Einem wie dem Andern (so weit meine Macht auf Erden reicht), den Genuß aller möglichen Rechte und Freiheit; und wer dieses mein Privilegium beeinträchtigt oder ihm zuwider handelt, den erkläre ich seines Namens, seiner Ehre, Würden und Gewalt verlustig und verfluche ihn, wie den Hochverräther Judas Ischarioth, der unsern Heiland betrog, zu den ewigen Qualen der Hölle. Und ich will und gebiete, daß diese meine Schenkung so lange in

Kraft und Wirksamkeit bleibe, als man in England das Christenthum liebt und ehrt."

Ferries und Burhall hörten mit der tiefsten Aufmerksamkeit auf Alles, was der Mönch ablas, in der Hoffnung, irgend Etwas in der Schenkung zu ermitteln, das sie anwenden könnten, die beiden Ritter von den Vortheilen der Freistätte auszuschließen.

„Wortstreit hilft uns hier nicht weiter," sagte Sir Alan zu seinem Kameraden. —

„Wohl aber das Schwerdt," sagte der Andere; „darf man sich dem Willen eines lebenden Königs wegen dem eines vor dreihundert Jahren verstorbenen widersetzen? — Bursche!" fügte er hinzu, indem er seine Stimme erhob und sich zu seinen Leuten wandte: „ergreift Sir Robert Hawley!"

„Haltet ein! haltet ein!" sagte der Abt von Westmünster, „oder, im Namen der heiligen, gebenedeiten Dreieinigkeit, ich verfluche Euch und spreche den Bann der Kirche über Euch aus."

„Beachtet nicht das Geschwätz des besoffenen Pfaffen," sagte Sir Robert Ferries; „Soldaten König Richards, thut Eure Pflicht."

Die Krieger zauderten keinen Augenblick, ob sie dem Abte oder ihrem Befehlshaber zu gehorchen hätten. Sie nahten mit vorgehaltenen Lanzen Sir Robert Hawley. Die Mönche flohen nach allen Richtungen und ließen den Ritter allein in der Mitte der Kirche stehen.

„Bei'm Himmel!" rief Sir Robert aus, zog sein Schwerdt und hieb die erste Hellebarde zurück, die ihm zu nahe kam, „so stark Gott mich

gemacht hat, will ich jetzt Euer ungerechtes und unheiliges Vorhaben bekämpfen.“ Er ſchwang ſeinen Arm empor, und ſtand in vertheidigender Stellung, als einer der Bewaffneten auf ihn eindrang, und ihm mit ſeiner Hellebarde einen heftigen Hieb über den Kopf gab. Und unter dem Geſchrei der Volksmenge, die jetzt in die Abtei gedrungen war, den Flüchen der Soldaten, und den tief hervorgemurmelten Anathema's des Abtes und der Mönche, ſank der unglückliche Hawley ein blutender Leichnam zu Boden.

Der Unwille der Zuſchauenden geſellte ſich zu dem heiligen Entſetzen der Geiſtlichen. „Verflucht ſie, verflucht ſie in die tiefſten Tiefen der Hölle!“ riefen ſie aus. Die Mönche bedurften aber dieſer Aufmunterung nicht, ihre Drohungen zur Ausführung zu bringen. Die geweihten Kerzen wurden angezündet, und warfen einen plötzlichen Lichtglanz über die ganze Kirche, der faſt überirdiſch zu ſein ſchien, während der Abt die Excommunicationsformel ablas. „Im Namen Jeſus Chriſtus,“ ſo hieß es, „ſprechen wir, Abt und Brüder der heiligen Kirche des geſegneten Apoſtels St. Peter zu Weſtminſter, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, im Namen St. Peters, des vornehmſten aller Apoſtel, und in unſerm eigenen Namen, Excommunication und Fluch aus über Euch Sir Ralph Ferries, über Euch Sir Alan Burhall, und über alle Eure Henkershelfer, Anſtifter und Genoſſen, die Ihr an dem heutigen Tage die Privilegien dieſer Freiſtätte verletzt und Meuchelmord in dieſer heiligen Kirche begangen

habt. Seid alſo excommunicirt und verflucht, und geſchieden von aller menſchlichen Gemeinſchaft, und ausgeſtoßen aus dem Schooß der heiligen Mutter-Kirche, in der Vergebung der Sünden herrſcht. Anathema über Euch mit den Teufeln in der Hölle. Fiat! Fiat! Fiat! — Amen. So wie der Abt den Spruch geendet hatte, wurden die Lichter eben ſo plötzlich ausgelöſcht, als ſie waren angezündet worden, die ganze Verſammlung verſank wieder in Dunkelheit, widriger Geruch der ausdampfenden Kerzen drang umher, und die Mönche ſchrieen aus vollen Kehlen: „So möge jede Seele verlöſchen und in die Hölle ſinken, die dieſen Fluch empfangen hat.“

„Laßt uns aufbrechen, Ferries!“ ſagte Burhall. „Ich fürchte, unſere Gebieter werden wenig Urſache haben, uns für unſere heutigen Verrichtungen Dank zu wiſſen. Der Gefangene, den wir lebendig erwiſcht haben, muß in den Tower gebracht werden; den Leichnam des Andern mögen die Mönche immer kanoniſiren.“

Nachdem er dies geſagt hatte, ſetzten ſich die Soldaten, Sir John Shackell in ihrer Mitte führend, nach den Thoren der Abtei in Bewegung. Das Volk ſchien anfänglich geneigt, ihnen Widerſtand zu leiſten, nach augenblicklichem Bedenken wich es aber aus, ja floh beinahe zurück, während ein allgemeiner Ausdruck des Schauders durch die ganze Verſammlung lief, als ob Alles ängſtlich beſorgt ſei, nicht etwa durch Berührung der Kleider der Excommunicirten auch auf ſich Verdammniß zu laden: düſter und ſchweigend und unter nicht lärmenden zwar und nicht laut werdenden

Verwünschungen, aber unter tiefen, leis ausgesprochenen, ließ man die beiden Ritter mit ihren Bewaffneten und dem Gefangenen aus der Abtei.

Der Leser muß jetzt seine Aufmerksamkeit noch einmal dem Gerichtssaale im Tower von London zuwenden, wo den Tag nach den eben erzählten Ereignissen der Herzog von Exeter abermals präsidirte, unter Anderem auch die Anklage gegen Sir John Shackell zu untersuchen. Der Herzog hatte dasselbe strenge, würdevolle Ansehen, das ihm gewöhnlich eigen war, aber sein Gesicht trug die Spuren persönlichen, geheimen Kummers; er sprach tief und abgebrochen, und schien oftmals nur mit Mühe einen tiefen Seufzer zu unterdrücken, der sich aus seiner Brust stehlen wollte. Lady Elisabeth Holland war auch gegenwärtig, statt aber wie sonst zu ihres Vaters Rechten auf der Erhöhung zu sitzen, stand sie unten an der der Beklagten angewiesenen Stelle. Sie lehnte auf dem Arme einer Dienerin, ihre Augen waren roth geweint, und ihre ganze zarte Gestalt zitterte espengleich. Neben ihr stand Alfred Bohun, mit auf den Rücken gebundenen Armen, den Kopf aber erhoben, und in aufrechter, männlicher Stellung. An der anderen Seite der Schranken gewahrte man Sir John Shackell, nicht gebunden, aber zwischen Ferries und Burhall, die ihre entblößten Schwerdter in der Hand trugen. Den Hintergrund nahmen die in Scharlach gekleideten Königlichen Trabanten des Towers ein, ihre Hellebarden in den Händen; und einige Diener und sonstige Bewohner der Veste

hatten sich ebenfalls herzugedrängt, um, was vorgehen werde, mit anzuhören und mit anzusehen.

Bevor wir aber die Begebenheiten dieses Tages sich entwickeln lassen, müssen wir dem Leser sagen, was nach jener Zusammenkunft Alfred Borhuns und der Lady Elisabeth im Tower vorging. Die Lady hatte, wie man sich erinnern wird, versprochen, nächsten Tages wiederzukommen, und war diesem Versprechen getreu. Diese zweite Zusammenkunft blieb aber nicht die letzte, und jede nachfolgende vermehrte ihr Interesse am Schicksale des Gefangenen. Der Zusammenkünfte wurden immer längere, häufigere. Die Hochherzigkeit, die feinen Sitten und der gebildete Geist Alfreds, daneben die Schönheit seiner Gestalt und Züge und seine romantische Lage, begannen auf Elisabeths empfängliches Herz Eindruck zu machen. Auch der ungewisse Gedanke, daß seine Geburt und sein wahrer Stand höher seien, als es jetzt den Anschein hatte, bemächtigte sich ihres Gemüthes ganz und gar, und sie gab sich dem Einflusse einer Leidenschaft hin, dessen Gegenstand, wie sie vertrauend hoffte, ihres Gleichen von Geburt und Range sein müsse. Sir Alan Buxhall ward zuletzt dieser häufigen verlängerten Besuche müde und errieth die Art der Gefühle, welche die jungen Leute für einander hegten. Seiner eigenen Schuld bei der Sache bewußt, und besorgt, der Herzog von Exeter möge von Anderen erfahren, daß er seine Pflicht verletze, entschloß sich Sir Alan, dem Constable selbst von den Besuchen zu unterrichten, die dessen Tochter dem Gefangenen abstattete. Der belei-

digte Stolz und der Zorn dieses Edelmannes überstiegen alle Grenzen. Nur mit der äußersten Schwierigkeit ließ er über sich gewinnen, Alfred Bohun nicht sofort hinrichten zu lassen; und hätte Burhall ihm nicht den Weg zum Ausgange seines Zimmers vertreten, würde er unmittelbar in das seiner Tochter gestürzt sein und ihr das Schwerdt in den Busen gestoßen haben. Am Ende begnügte er sich damit, Alfred in schwere Ketten legen und seine Tochter in ihr eigenes Zimmer einsperren zu lassen, und verordnete, daß Beide am anderen Morgen vor ihm gebracht würden, um ihnen ihr Urtheil zu sprechen; und als Ferries und Burhall am Abende dieses Tages Shackell gefangen nahmen, traf es sich zufällig, daß der Ritter mit dem liebenden Paare zugleich vor Gericht erschien.

„Herr Ritter," sagte der Herzog von Exeter, „obgleich unser Gemüth in diesem Augenblick von der Last unserer eigenen Sorge niedergedrückt ist; obgleich eine Prinzessin, in deren Adern das Blut der Plantagenets rinnt, jetzt vor uns steht, schuldig, ihres Vaters Ehre und ihre eigene so weit vergessen zu haben, daß sie einem niedrigen, im Staube gebornen Knechte ihre Liebe zuwandte;" hier überwältigte ihn die Stärke der Leidenschaft und er mußte einen Augenblick innehalten; „gehen uns doch Beleidigungen, unserem Herrn und König zugefügt, Allem vor, und wir fragen Dich also, Sir John Shackell, ob Du noch immer entschlossen bist, Seiner Hoheit Gnade von Dir zu weisen, und ihm den Grafen von Denia nicht zu überliefern. Du siehst, welche

Folgen Deine Halsſtarrigkeit ſchon gehabt hat; es iſt in den Mauern einer geheiligten Freiſtätte Blut gefloſſen, und der Bann der Kirche hat getreue Kriegsdiener des Königs betroffen.“

„Es iſt nur zu wahr, o Herzog!“ ſagte Sir John Shackell, „daß man dies Heiligthum geſchändet und das Blut meines Freundes auf dem geweihten Boden vergoſſen hat. — Friede ſei mit ſeiner Aſche!“ fügte er hinzu und kreuzte ſich, „und Deine Rache, o Himmel! falle auf deren Häupter, die Deine Stätte entweihten und ihn ſeines Lebens, mich meiner Freiheit beraubten.“

„Geſchehenes iſt nicht zu ändern, Herr Ritter,“ ſagte der Herzog, „Todte ſind nicht wieder in's Leben zu erwecken, Friede ſei mit Sir Robert Hawley's Geiſt! Du, Herr Ritter, kannſt Deine Anhänglichkeit an Deinen verſtorbenen Freund nicht beſſer an den Tag legen, als indem Du das thueſt, was die Wiederanwendung ähnlicher Gewaltmittel verhindert. Gieb Deinen Gefangenen auf, und empfange des Königs Verzeihung.“

„Ich habe nichts verbrochen,“ ſagte der Rit„und bedarf keiner Verzeihung. Euch, Mylord Conſtable, kommt es zu, mich um Verzeihung zu bitten, daß Ihr mich ſo, allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen zum Trotz, gefangen haltet.“

„Bringt ihn in ſeinen Kerker zurück,“ ſagte der Herzog. „Und hat er ſich bis Morgen Nachmittag keines Beſſeren beſonnen, ſo laßt ihn den Tod des Verräthers auf Tower-Hill ſterben.“

Ein dumpfer Laut des Entsetzens klang durch die Versammlung, als der Herzog dies Urtheil gesprochen hatte; zur nämlichen Zeit aber drang von Außen ein lautes Geschrei heran: „Weicht aus! zurück! zurück! Platz für Mylord Bischoff!“ Die Thüren des Saales wurden aufgerissen und der Bischoff von London, der Abt von Westminster und viele andere Geistliche im Ornate traten ein.

„John Holland, Herzog von Exeter, Constable des Towers von London!“ sagte der Bischoff; „ich verlange von Dir den Ritter John Shackell zurück, der gesetzwidrig, gottloserweise aus der Freistätte der Kirche St. Peters zu Westminster geschleppt worden ist.“

„Morgen sollst Du ihn haben, Mylord Bischoff,“ sagte der Constable, „bald nach Mittag.“

„Bedenke, Herzog von Exeter,“ sagte der Bischoff, „welchem Unrecht und welcher Schändlichkeit Du den Stempel Deines hohen und ehrenwerthen Namens aufzudrücken im Begriff bist!“

„Mylord Bischoff,“ sagte der Herzog, „ich gehorche nur dem Befehle des Königs, meines Herrn, der mich über diese Veste gesetzt hat.“

„Im Namen des Herrn Deines Herrn, Herzog von Exeter! im Namen des Königs der Könige!“ sagte der Bischoff, „befehle ich Dir, diesen Mann in Freiheit zu setzen, oder ich schleudre gegen Dich den Bannstrahl und Fluch der Kirche!“

Der Herzog verlor die Farbe und seine Brust wogte heftig auf und nieder. Das Ansehn der Kirche und die Macht ihrer Beschlüsse war da-

mals so groß, daß selbst ein Edelmann von Exeters hohem Einfluß und Stande, ihr nicht ungestraft trotzen konnte. Er schien in seinem Innern in Ueberlegung zu ziehen, was er jetzt zu thun und zu lassen habe, und als jedes Auge auf seinem Antlitz ruhte, herrschte im ganzen Saal das tiefste Schweigen, das aber nach wenigen Minuten von lautem Trompetengeschmetter und dem Rufe unterbrochen ward: „Macht Platz! Macht Platz! Platz für den König von Castilien und Laon!" Die Saalthüren flogen abermals auf und Johann von Ghent trat ein, ein Zepter in der Hand, eine Krone auf dem Haupte, und mit dem Königlichen Mantel geschmückt; zahlreiche Lords und Ritter folgten ihm. Alle Anwesende erhoben sich, diesen König zu empfangen, und der Herzog von Exeter stieg von seinem Hochgestühle herab, führte ihn da hinauf und stellte sich ein wenig tiefer, ihm zur Linken.

„Sir John Shackell!" sagte der Herzog von Lancaster zum Gefangenen, „wir sowohl als unser Königlicher Herr und Neffe sind besorgt, der Bewegung der Gemüther ein Ende zu setzen, die in Folge der unglücklichen Ereignisse des gestrigen Abends in unseren guten Städten London und Westminster herrscht. Wir sind, mein guter Lord Bischoff, nicht minder besorgt, den von unseren Dienern im Uebermaß ihres Eifers begangenen Fehler wieder gut zu machen, und Etwas für das Wohl der Seele des in der Freistätte erschlagenen, unglücklichen Ritters zu thun."

„Du sprichst wie ein christlicher Prinz," sagte der Bischoff. „Die heilige Kirche ist willig,

ſelbſt die allergräßlichſten Verbrecher noch einmal in ihren Schooß aufzunehmen, wofern ſie eine aufrichtige Reue und Buße über und für ihre begangene Sündenthat verſprechen."

Der Herzog neigte ſein Haupt mit einem Ausdrucke der Demuth und Buße, wie der hochmüthige, herriſche Charakter ſeiner Geſichtszüge nur zuließ. — „Sir John Shackell," ſagte er, „vernehmt das gnädige Anerbieten Eures allerhöchſten Herrn des Königs. Entdeckt und übergebt den Grafen von Denia, der jetzt wahrſcheinlich in elender Dunkelheit ſchmachtet, unter der Obhut Eurer Söldlinge, und der König will Euch mit Ländereien belehnen, von jährlichem Ertrage von hundert Mark, und Euch fünfhundert Mark baar zahlen laſſen, Beides ſtatt der Auslöſung des Grafen Denia. Der König will ferner auch, zu Genugthuung der Kirche, auf ſeine eigenen Koſten, immerdar fünf Prieſter für die Seele Sir Robert Hawley's beten laſſen. Sagt denn, Sir John, und Ihr, ehrwürdige Prälaten, genügt Euch dies?"

„Im Namen unſerer heiligen Mutter-Kirche," ſagte der Biſchoff von London, „ich nehme das Erbieten des Königs an, nehme den über alle Betheiligte an dem Tode Sir Robert Hawley's ausgeſprochenen Bannfluch zurück."

„Und auch mir," ſagte Shackell, „genügen dieſe Bedingungen, wenn ich die Gewißheit haben kann, daß ſie treu und wahrhaftig vollzogen werden."

„Das Wort zweier Könige," ſagte der Herzog von Lancaſter und rollte ein Pergament auf

„und das Hauptsiegel von England geben Euch Sicherheit. Und überdies soll mein Schatzmeister, der neben Dir steht, Dir in dem Augenblicke die Summe von fünfhundert Mark vergüten, wo Du sagst, daß Du zufrieden bist."

„Nun, so versichr' ich Eure Gnaden denn," sagte Sir John, „daß ich zufrieden bin."

Der Schatzmeister des Herzogs trat sogleich zum Ritter und legte einen Beutel mit fünfhundert Mark in seine Hand.

„Und nun, Herr Ritter," sagte Johann von Ghent, „ist es an Euch, Euren Gefangenen herbeizuschaffen."

„Er steht vor Eurer Hoheit," sagte Shackell.

„Wie? was sagst Du?" rief der Herzog und sah rings umher. „Wir verstehen Dich nicht!"

„Löst diese unwürdigen Bande," rief der Ritter den Nächststehenden zu, und nahete Alfred Bohun, der mit gesenktem Haupte, gefesselt, als Verbrecher vor dem Hochgestühle stand. „Komm heran, Du Muster von Ehre und Treue, Guzmann, Graf von Denia, der Du, Deinen Eid zu halten, Dich zu eines armen Ritters Diener erniedrigtest, Deine Freiheit aufgabst und selbst Dein Leben in Gefahr setztest!"

„Der Graf von Denia, Dein Diener!" rief der Herzog von Exeter. „Knechte! entbindet ihn. Verzeih, Du edler, ritterlicher Grand, die unbewußte Kränkung, die ich gegen Dich verschuldete."

„Und sei mir willkommen, hochwillkommen, schöner Vetter," sagte der Herzog von Lancaster, indem er sich von seinem Sitz erhob und dem

Grafen entgegenging, „in Deiner wiedererlangten Freiheit.“

„Freiheit,“ sagte der Graf, „ist mir jetzt in der That willkommen, denn ich habe sie nicht auf Kosten meiner Ehre gewonnen. Kann ich, mein huldreicher Monarch, durch meine geringen Dienste und Anstrengungen, Eurer Königlichen Gemahlin, Lady Constantia, den Thron ihrer Vorfahren zu erringen, Euch die Schuld meiner Freiheit abtragen, so werde ich mich stolzer und glücklicher fühlen, als wenn ich nimmerdar Gefangener gewesen wäre.“

Der ganze Saal tönte vom Beifallsgeschrei der Anwesenden wieder, der Graf bewegte aber die Hand und bat um Schweigen. „Still, guten Freunde,“ sagte er, „ich bitte, seid still. Ich habe an Mylord von Exeter noch einige Worte zu richten. Meine Freiheit kann der Sache meines Souverains Vortheil bringen, aber sie kann nie zu meinem eignen Glück gereichen, wenn sie mir nicht zugleich mit einer anderen Gabe gewährt wird, mit der Hand,“ fügte er hinzu, indem er sich der Lady Elisabeth nahete und sie in seine Arme zog, „dieser schönen Lady.“

„Da hast sie,“ sagte der Herzog von Exeter, „mit so herzlich gutem Willen, als mit dem ich sie Dir vor einer halben Stunde hätte versagen müssen.“

„Liebe Elisabeth!“ sagte der Graf und drückte die nicht widerstrebende Braut an sein Herz. „Als ich von meinem ersten und einzigen Besuche des Palastes von Westminster zurückkam, wohin ich meinen verehrten Vater begleitete,

wollte mein Schickſal, daß ich Dich erblickte. Seitdem ſah ich Dich nur in dem Mauerbezirk des Towers wieder. Laß uns hoffen, daß wir, die wir uns in einem Palaſte zuerſt ſahen und in einem Kerker kennen lernten, recht lange, glückliche Jahre in der alten fürſtlichen Behauſung meiner Vorältern in Caſtilien zuſammen verleben mögen.“

Wir wiſſen nichts weiter in dieſer Geſchichte hinzuzufügen, als daß der Wunſch des Grafen von Denia ſich bewährte.

Isabella von Medina.

Im Jahre 1380, als Richard II. die Krone Englands trug, und Ferdinand I. die Krone Portugalls, gerieth der Letztere mit dem König von Castilien in Krieg, und fuhr dabei so schlimm, daß er, anstatt Eroberungen zu machen, den Feind in sein eigenes Land zog. Er wandte sich nunmehr an England um Hülfe, und wenn gleich dieses Land schon zur Genüge mit auswärtiger und innerer Fehde zu thun hatte, war der Herzog von Lancaster, der das Reich während der Minderjährigkeit des Königs beherrschte, und der wegen seiner Heirath mit Constantia, der Tochter Peters des Grausamen, selbst Ansprüche auf den Thron von Castilien machte, doch der Hoffnung, durch Truppensendung nach Portugall sein eigenes Interesse zu fördern. Nachdem das Parlament diese beabsichtigte Expedition gut geheißen und eine Unterstützung bewilligt hatte, übertrug er den Oberbefehl über dieselbe seinem Bruder, dem Herzog von Cambridge.

Der Herzog von Cambridge und das aus Engländern und Gascognern bestehende Heer, blieben geraume Zeit bei dem König von Portugall in Lissabon. Schon die bloße Kunde von ihrer Ankunft genügte, die Castilier zum Rückzuge zu

bewegen. Die Ankömmlinge hatten also Zeit, das Land kennen zu lernen, sich gütlich zu thun und Liebschaften und Heirathen einzugehen. Eine, zwischen der Tochter des Königs von Portugall und dem Sohne des Herzogs von Cambridge, übereingekommene Verbindung verlängerte ihren Aufenthalt in Lissabon und der Nachbarschaft noch mehr, und zog die Bande der Vertraulichkeit und guter Kameradschaft zwischen Engländern und Portugiesen fester. Einer der wegen Tapferkeit und Galanterie famösesten Ritter, im Heere des Herzogs von Cambridge, war Sir John Sounder, ein natürlicher Sohn Eduards, des schwarzen Prinzen. Dieser Ritter hatte sich bereits in den Kriegen in Frankreich, Flandern und Spanien sehr hervorgethan, und brannte jetzt vor Verlangen nach frischen Lorbeeren. Es war ihm daher auch gar nichts an dem Zustande der Unthätigkeit gelegen, in dem das Heer der Engländer in Lissabon verweilte, obschon er die Gunst des Königs und des Herzogs in hohem Grade genoß, und beide Fürsten ihm bei jeder Gelegenheit die hohe Achtung bezeigten, die sie für seine Verdienste hatten. Es traten aber sehr bald Umstände ein, die Sir John Sounders Aufenthalt in Lissabon ihm minder lästig als bisher machten, und ihm Furcht vor dem Zeitpunkte einflößten, der ihm ein Ende setzen werde.

Im Palaste des Königs von Portugall und unter den Hofdamen der Königin, befand sich Isabella von Medina, ein schönes, vorzugreiches Fräulein, die der Königlichen Familie fern verwandt und eine der ersten Zierden des Hofes

ner. Diese Dame hatte sich, sehr gegen ihre Neigung, mit Don Guzman, Bruder des Königs von Castilien, verloben müssen, und sezneten den, bald darauf zwischen diesem Monarchen und ihrem eigenen, ausbrechenden Krieg, als ein glückliches Rettungsmittel von der, von ihr verabscheuten, Verbindung. Sir John Sounder, jung, gallant und verliebt wie er war, sah nicht sobald Lady Isabella, als er sich tief von ihren Reizen befangen fühlte. Ihre Verwandtschaft mit dem Königlichen Blute von Portugall, machte die Leidenschaft, die der Englische Ritter für sie nährete, zu nicht viel Geringerem als Tollheit. Wie erlaucht auch die Wappenzeichen seines Schildes waren, schien doch der darin befindliche Bastardbalken seinem Glück ein unübersteigliches Hinderniß entgegenzusetzen. Indessen hatte er die Genugthuung, wahrzunehmen, daß Isabella ihn nicht mit gleichgültigem Auge betrachtete und daß sie an seiner Gesellschaft mehr als gewöhnliches Interesse zu finden schien. Es dauerte lange, ehe er Gelegenheit zu geheimer Unterredung mit ihr fand, er fand sie aber endlich; entdeckte der Geliebten seine Leidenschaft und empfing mit Entzücken von ihren Lippen das Geständniß, daß sie diese Leidenschaft mit gleicher Stärke erwiedere.

Nunmehr sahen sie sich häufig, obgleich sie den Anforderungen der Klugheit gemäß ihr Geheimniß fremden Augen so sehr als möglich verbargen.

Das Herz des Englischen Ritters schwelgte in Entzücken und alle seine Gedanken waren mit dem Vorhaben beschäftigt, seine Geliebte aus

aus dem Palaſt zu entführen und ſeine Verbindung mit ihr zu feiern.

Eines Abends jedoch, als der Ritter ſeine Schöne zur gewohnten Stunde in dem Theile des Palaſtgartens antraf, den man ihr überlaſſen hatte, beſagten ſeine bleichen Züge, die Verworrenheit ſeiner Rede und ſeine bewölkte Stirn, daß ein unvorhergeſehenes Unglück ſie betroffen habe.

„Liebſter Ritter!“ ſagte Iſabella und erwiederte ſeinen innigen Händedruck; „was iſt geſchehen? Sagt mir Alles, unerwünſchte Kunde verbreitet ſich ſchnell; und muß ich ſie denn vernehmen, ſo laßt es von den Lippen meines Geliebten ſein.“

„Wir müſſen ſcheiden, Iſabella,“ ſagte der Ritter troſtlos.

„Scheiden! o niemals, niemals!“ ſagte Iſabella; „es ſoll und darf nicht ſein. Ich will mit Dir in die weite Welt ziehen. Ich will auf dieſen Palaſt und alle ſeine Freuden verzichten. Wohl oder Wehe, Reichthum oder Mangel will ich mit Dir theilen.“

„Und doch müſſen wir ſcheiden,“ ſagte Sir John Sounder; „wenn auch nur auf kurze Zeit. Wenige Monate, Wochen, vielleicht Tage,“ und ſeine Züge erheiterten ſich, als er dies ſprach, „geben mich wieder meiner Iſabella zurück.“

„Tage, Wochen, Monate,“ ſagte Iſabella weinend, „o rechne mir nicht die läſtige Zeit her; ſie ſtörte bis jetzt noch niemals meine Gedanken, denn während Du mir ſo nahe warſt,

schien mir das Leben nur ein langer Tag des Glücks und der Liebe."

„Geliebte!" sagte der Ritter, "trockne diese Thränen. Heut' Abend verläßt der Herzog von Cambridge die Stadt, um gegen die Castilier in's Feld zu ziehen. Ich werde wiederkehren, Isabella, schnell wiederkehren, und vielleicht Deiner Liebe würdiger. Ich gehe, frische Lorbeeren zu erndten, für die Rechte des guten Königs Ferdinand zu kämpfen. Und wenn ich zurückkomme und mein Schwerdt für ihn zog, mein Blut in der Vertheidigung seines Reiches vergoß, mag er vielleicht den Hoffnungen lächeln, die er jetzt mit strahlendem Blick betrachten würde, und jedes Hinderniß unserer Glückseligkeit ist für immer entfernt."

So leicht auch der Grund war, auf dem diese ferne Hoffnung beruhte, warf sie doch einen Lichtschimmer auf die bekümmerten Herzen der Liebenden und beruhigte Isabellen fast über die Trennung von ihrem Ritter. In diesem Moment erscholl lustiges Trompetengetön, zum Zeichen für des Herzogs Gefolge, sich um den Heerführer zu versammeln.

„Ich muß fort, ich muß fort!" sagte der Ritter; „lebe wohl, Geliebte! ich bin Dein, Dein, was auch immer geschehen mag.— Und Du," fügte er hinzu, „bist Du mein?

„Dein, Dein, auf ewig!" rief sie aus. Und sie besiegelten mit ihren Lippen die Gelübde der Liebe, ruhten einige Augenblicke Eines in des Andern Armen, der Ritter drückte die Hand seiner Geliebten noch einmal an sein Herz und ver-

ſchwand durch das verborgene Pförtchen, das ihn zu ihr geführt hatte.

Tage, Wochen und Monden vergingen, und weder Sir John Sounder, noch Nachricht von ihm, gelangte nach Liſſabon. Der Krieg, von dem man erwartet hatte, er werde mit der äußerſten Anſtrengung geführt werden, zog ſich unerklärbar träge in die Länge. Man hatte den König von Portugall im Verdacht geheimen Verſtändniſſes mit dem Feinde, denn die Engliſch-Gascoguiſche Armee verharrte, auf ſein ausdrückliches Verlangen, in gänzlicher Unthätigkeit in einem Lager in Eſtremadura und Beira, und durften nicht das Geringſte gegen die Caſtilier unternehmen. Der König von Portugall vernachläſſigte ferner, ſeine Verbündeten gehörig zu beſolden und zu beköſtigen, und in ihrem Lager wurden die heftigſten Klagen der Unzufriedenheit laut. Endlich langte die Nachricht in Liſſabon an, daß die Engländer, der langen gezwungenen Ruhe müde, des Königs Befehlen zuwider, die Caſtilier angegriffen und in mehreren harten Treffen geſchlagen, daß ſie ihnen das Caſtel von Figueira genommen hätten, und ſogar Sevilla, das Hauptquartier des Königs von Caſtilien, bedrohten. In einem dieſer Treffen aber, hieß es, ſei eine kleine Schaar Engländer von überlegener Macht umzingelt und entweder zuſammengehauen oder gefangen nach Sevilla abgeführt worden. Sir John Sounder war bei dieſer Schaar geweſen, man konnte aber keine zuverläſſigen Nachrichten über ſein Schickſal erhalten. Man hatte ihn im dickſten Gewühle Wunder der Tapferkeit vollbringen ſehen, und

es war leider nur zu wahrscheinlich, daß er den Tod gefunden hatte. Als im Verlaufe der Zeit gar keine Kunde von dem, was aus ihm geworden war, ankam, und die Wahrscheinlichkeit seines Todes zur Gewißheit ward, schien es Isabellen nicht länger von Nöthen, ihr Geheimniß zu behalten, und sie unterrichtete den König und Vertrautere von der Leidenschaft, die sie für den unglücklichen Englischen Ritter gehegt hatte. Der Monarch tadelte sie und verzieh zur nämlichen Zeit, und sagte ihr, er vermöge kaum den Tod eines Ritters von so großem Ruhme zu beklagen, da sehe wahrscheinlicherweise dadurch das Königliche Blut von Portugall von Schande und Entwürdigung errettet worden wäre. Er fügte hinzu, ihr künftiges Wohl habe ihm lange große Sorgen verursacht, und er habe ihr nun endlich einen, ihr an Geburt gleichen, Bräutigam erwählt.

„Ach, mein König!" rief sie aus; „sprecht mir nicht von Hochzeit und Bräutigam; ich habe kein Herz zu verschenken, es ist mit dem tapferen Ritter von England in das finstere Grab gesunken."

„Mädchen!" sagte der König mürrisch, „sprich nicht so. Du bist die Erste Deines Stammes, die jemals den Gedanken nährte, den reinen Strom Deiner Adern, durch Vermischung mit niederem Blute zu schänden, das erste Glied dieses Stammes, das, es sei männlich oder weiblich, weibisch um einen Todten, wenn auch um noch so geliebten oder berühmten, jammert und klagt."

„Ich traure um keinen Unedlen oder Geringen," erwiederte sie, „ich trauere um den tapferen Sohn des erlauchtesten Prinzen der Christenheit."

„Kind," sagte der Monarch, „England mag wohl stolz sein auf den Ruhm und das Andenken Sir John Sounders. Wäre seiner Mutter Herkunft eben so hochadelig als die seines Vaters, so hätte sein Anspruch auf Deine Hand vor dem jedes anderen Bewerbers den Vorzug. Aber um meinet- um Deines Vaterlandes und um Deiner selbst willen, mußt Du ihn in seinem Grabe vergessen. Portugalls Wunden müssen geheilt, die Zwistigkeiten mit Castilien beigelegt werden, und die Engländer, die jetzt zur Trübsal beider Länder in ihnen ihr wildes Wesen treiben, müssen auf ihre Insel zurückgeschickt werden. Morgen wird Don Guzman von Castilien hier eintreffen, zwischen seinem Königlichen Bruder und mir einen Vertrag abzuschließen, und sich von Dir eine Unterredung zu erbitten, um die Heirathsangelegenheiten von Neuem zu betreiben, die der jetzt glücklich beendete Krieg zwischen beiden Königreichen so lange Zeit unterbrochen hatte. Begegne ihm so, wie er es durch seinen Rang und durch sich selbst verdient, und nach Maasgabe des Werthes, den Du auf meine Gunst legst."

Als der König ihr Gemach verließ, erneuerte Isabella die Gelübde ewiger Treue zu ihrem geliebten Sir John Sounder, er möge dem Leben angehören oder dem Tode. Nächsten Tages suchte der Prinz von Castilien um die besagte Unterredung an, und sie ward ihm zugestanden. Er

war jung, ſchön, liebenswürdig, und Iſabella konnte ihn nicht haſſen. Man unterredete ſich zum andern Male, und ſie dachte, daß, wenn ſie Sir John Sounder niemals geſehen hätte, ſie wohl ihn geliebt haben würde. Man unterredete ſich raſch zum dritten Male und ſie bedachte, daß der Engliſche Ritter todt ſei und der Caſtiliſche Prinz lebe. Gedrängt von dem Einreden ihres Liebhabers, gezwungen von den Befehlen des Königs, und wenn ja, doch nur ſchwach widerſprochen von den Mahnungen ihres eignen Herzens, willigte ſie endlich in den Heirathsantrag, und es ward zur Feier ihrer Vermählung mit Don Guzman von Caſtilien der Tag anberaumt.

Zur ſelbigen Zeit gelangte die Nachricht von der Uebereinkunft zwiſchen den Königen von Caſtilien und Portugall zu der Abtheilung der Engliſchen Armee, die, etwa tauſend Mann ſtark, in Beira im Lager ſtand, und erfüllte ſie mit dem gröſten Erſtaunen und der höchſten Entrüſtung.

Seit lange ſchon war ihr Sold im Rückſtande, und man hatte ſie nicht im Geringſten bei den Verhandlungen zwiſchen beiden Königen berathen, oder ihnen etwas davon zu wiſſen gethan. Anfänglich waren ſie geneigt, die ganze Sache in Zweifel zu ziehen, das Eintreffen von Befehlen jedoch, ihre Gefangenen frei zu geben und die Rückkehr derer von ihren Landsleuten, die in feindlicher Gefangenſchaft geweſen waren, beſtätigten ſie bald. Unter dieſen Letzteren befand ſich auch Sir John Sounder, den ſeine Kameraden mit einem Schrei der Verwunderung und

des Frohlockens empfingen, weil ſie ihn ſämmtlich als Gebliebenen betrauert hatten.

„Wackere Ritter," ſagte er, "dieſe Nachrichten gehen uns Alle, mich aber insbeſondere an, denn der undankbare König von Portugall will meine mir verlobte Braut auf dem Altare ſeiner Verrätherei opfern. Ein entſcheidender Schritt vermag uns Alle zu unſerem Rechte zu verhelfen."

„Nennt ihn, nennt ihn, edler Sounder!" riefen alle Kriegsgenoſſen.

„Liſſabon," ſagte er, „iſt jetzt unbehütet und glaubt ſich im Vertrauen auf die, durch den ehrloſen Frieden errungenen, Rechte, vor ſeinen Feinden eben ſo ſicher, wie vor ſeinen Bundesgenoſſen. In drei Tagen ſoll die Hochzeit zwiſchen der Lady Iſabella und Don Guzman gefeiert werden, und wofern wir dieſes verwünſchte Ereigniß nicht vereiteln, werden wir von den vereinten Streitkräften der Könige vertrieben und gezwungen werden, ungeehrt und unbelohnt nach England zurückzukehren. Wir haben hier fünfhundert Bogenſchützen und eben ſo viel Lanzenknechte; was hindert uns, Ihr tapferen Engländer und Gascognier, gen Liſſabon zu ziehen? am Tage der anberaumten Hochzeit, vor Einbruch der Nacht haben wir es erreicht. Ich ſelbſt dringe verkleidet in den Palaſt und Ihr haltet Euch bereit, bei'm erſten Klange meines Horns die Stadtthore zu ſprengen. Stimmt Ihr mir bei, Ihr Braven? Sprech' ich recht?"

Die Frage am Schluß dieser Anrede des Ritters ward mit einstimmiger Zufriedenheit beifällig erwiedert.

„So haltet denn," fügte er hinzu, „fest unter einander zusammen. Laßt uns die Fahne des heiligen Georg in die Lüfte wehen, und erklärt Euch zu Gottes Freunden und Aller Welt zu Feinden; denn wenn wir ihnen nicht Furcht einjagen, erlangen wir nun und nimmermehr nichts!"*)

„Meiner Treu!" sagte Sir William Helmon, „Ihr sprecht wohl und so soll es sein."

Unter betäubendem Geschrei ward die Fahne des heiligen Georg aufgerollt, und die Soldaten versammelten sich zu Schaaren um das Banner des Volkes, und tobten in Kampflust und Jubel. „Heil Sounder! Heil Sounder," schrieen sie, „Freund mit Gott und Aller Welts Feind!"

Unterdessen wurden in Lissabon große und gewaltig glanzreiche Vorbereitungen zur Vermählungsfeier Don Guzmans und Isabellens getroffen, und an dem bestimmten Abende boten die Zimmer des Palastes nur Ein endloses Schauspiel von Pracht und Reichthum dar. Die Tafeln brachen fast unter der Last der seltensten Weine und auserlesensten Speisen, und alle Edeln und Große des Königreichs waren unter dem Königlichem Dache versammelt. Im glanzreichsten Saale befanden sich der Monarch, Braut und Bräutigam, der Prälat, welcher die Trauung vollziehen sollte und die Vornehmsten der Gäste. Gesang und Tanz ergötzte hier Aller Ohren und

*) Fröhlichen.

Gäste. Die berühmtesten Meistersänger waren anwesend und bezauberten die Versammlung durch Harfenspiel und trunkene Lieder der Liebe, und die Zeit verstrich unter Scherzen und Fröhlichkeit, bis mit einem Male das Zeichen zum Aufbruch nach der Schloßkapelle gegeben ward, um die Handlung zu beenden. Heil- und Segenswünsche ertönten von allen Seiten, Tanz und Musik und Spiel hörten auf, und man hatte sich schon geordnet, um im feierlichen Zuge die Wanderung anzutreten, als aus dem fernsten Ende des Saales eine furchtbare Männerstimme ihnen ein „Halt!" zudonnerte.

Die Bestürzung, die diese unerwartete Störung erregte, ist nicht zu beschreiben. Die Braut ward bleich wie der Tod, der Bräutigam roth wie Feuer; Jedermann hatte die Sprache vernommen, Aller Augen waren zu dem Fleck gerichtet, von wo sie erscholl und von wo sich unmittelbar nach dem Rufe eine lange, tief in einem weiten Mantel gehüllte Gestalt hervordrängte. Ein leises Gemurmel durchlief den Saal; Alles wich dem majestätischen Unbekannten scheu aus dem Wege, Alles war voll der gespannten Erwartung, der Dinge, die da kommen wollten, der Bräutigam aber, nachdem er seines Erstaunens und seines Zornes nur einigermaßen Meister geworden war, sprang auf den unberufenen Störenfried los und rief ihm zu: „Wer Du auch immer seist, der Du zu männiglich Erbosen die Herrscherfamilien zweier Königreiche beleidigst, Du sollst meinen und ihren Zorn fürchten und fühlen lernen!"

„Das kommt darauf an!“ rief der Fremde, warf seinen Mantel von ſich, und zu Aller lautem Erſtaunen ſtand der todt geglaubte Sir John Sounder, von dem Tode erſtanden, da.

Die Braut bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, und ſank ihren Dienerinnen in die Arme; der Bräutigam zog ſein Schwerdt, ſeine Hand ſchien aber damit verſteinert feſt zu ruhen, und der König ſchritt mit erſtaunten, unwilligen Zorn-Blicken auf den Engliſchen Ritter zu.

„Don Guzmann von Caſtilien,“ ſagte Sounder, „ich bin hier, Dich auf Leben und Tod herauszufordern.“

Des Caſtiliers Hand ſchwang das Schwerdt empor, und er ſtürmte wüthend auf den Engländer ein. „Sieh Dich vor!“ rief er, „Du ſchändlicher Baſtard! Sieh Dich vor, vor dem Zorne Don Guzmans von Caſtilien!“

„Ich fürchte Dich nicht; ich ſcheue nichts, als Schande und Entehrung,“ erwiederte der Ritter. „Ich ſpreche Hand und Herz dieſes ſchönen Fräuleins hier an, was Beides durch tauſend heilige Schwüre, durch tauſend keuſche Umarmungen und durch die Erinnerung, wenigſtens Eines treuen Herzens, mein iſt, der ich trotz allen Leiden und Todesgefahren, trotz Weh' und Noth, ihr angehöre und hier vor ihr ſtehe.“

„Geduld! Geduld! guter Sir John,“ ſagte der König, „ich habe auch ein Wort zu ſagen. Iſabella iſt die verlobte Braut Don Guzmans. Jene Banner,“ fügte er hinzu, indem er nach dem anderen Ende des Saales wieß, wo die Banner von Portugall und Caſtilien vereint auf-

gehangen waren, „die sich so lange feindlich einander entgegengetragen wurden, haben sich jetzt in Eintracht umschlungen, und diese Verbindung wird den Glück und Segen bringenden Frieden noch fester knüpfen, den wir kürzlich geschlossen haben!"

„Nieder mit diesem ehrlosen Frieden!" rief Sir John Sounder; „und der Himmel verhüte, daß eine so unheilige Verbindung geschlossen werde. Zum wenigsten, o König! müssen die Gerechtsame der Englischen Ritter und Krieger geachtet werden; dann mögen jene Banner sich so dicht umschlingen als Ihr für gut erachtet."

„Sprecht ehrerbietig von jenen Bannern, hochmüthiger Engländer," sagte Don Guzman, oder nennt mir das Banner, welches gegen sie aufgerollt werden dürfte."

„Das Banner des heiligen Georg! donnerte der Ritter ihm zu, stampfte heftig auf den Boden, zog aus seiner Brust ein Horn hervor und stieß hinein, daß der ganze Palast davon wiederhallte. Das Zeichen ward von außen sogleich beantwortet. Schwerdtgeklirr und Roßgestampf ertönte mit dem Geschrei: „Sounder und St. Georg! „und gleich darauf wurden die Palastthore erbrochen und eine Schaar Bewaffneter, denen das Banner des heiligen Georg voranwehete, drang in die Königliche Gegenwart.

„Ha!" sagte der König, als er die Englischen Ritter und Befehlshaber erkannte; „was heißt das?"

„Sire!" sagte Sir William Helmon, „offene, so wie geheime Beleidigungen und Beeinträchtigun-

gen haben uns veranlaßt, uns jetzt vielleicht ein wenig unwillkommen Eurer Majestät Gegenwart aufzudringen. Seit unserer Ankunft in diesem Lande haben wir weder Vorschuß noch Sold von Euch erhalten. Wer sich die Liebe und die Dienste eines Heeres erhalten will, muß es besser unterhalten, als Ihr zuvor zu unserer Unzufriedenheit gethan habt. Wir wissen nicht mehr, wes über uns zu gebieten hat und haben, wie wir jetzt einsehen, höchst ungerechterweise auf unseren fürstlichen Führer, den Herzog von Cambridge, die Schuld geschoben. Wir schwören Euch aber zu, daß wir unsern Sold haben wollen, und daß wir, laßt Ihr ihn uns nicht auszahlen, uns an Eurem Lande bezahlt machen werden."

Diese derbe Anrede des Englischen Ritters schien die Monarchen nicht wenig außer Fassung zu bringen. „Es ist nur gerecht, Herr Ritter," sagte er nach augenblicklichem, nachdenklichem Schweigen, „daß Ihr Eure Besoldung empfanget; Ihr habt aber mein Mißfallen erregt, meinen Befehlen entgegen zu einer Zeit die Castilier anzugreifen, wo ich beschäftigt war, einen Frieden mit ihnen zu Stande zu bringen. Dessen ungeachtet sollt Ihr spätestens in vierzehn Tagen völlig befriedigt sein; ich gebe Euch mein Königliches Wort und meine Ehre zum Pfande."

„Aber Sire," fuhr Sir William Helmon fort, „Engländer mit den Waffen in der Hand können nicht ruhig zusehen, daß man einen ihrer wackersten Kampfgenossen kränke, und einem schönen, edlen Fräulein Gewalt anthue. Wir betraten dies Land als Eure Feinde, Sir Guy-

man von Caſtilien, wir erwarteten aber, einen großmüthigen, ritterlichen Feind anzutreffen und nicht einen, der dem zarten Frauengeſchlechte den Krieg macht und ſich hergiebt, heilige Liebesſchwüre brechen und löſen zu helfen.“

„Eure Erwartungen werden auch nicht fehlſchlagen,“ ſagte Don Guzman, „iſt mir dieſer ſchönen Fürſtin Hand nicht frei und ungezwungen gegeben worden, ſo verzichte ich darauf und der Himmel ſegne den glücklicheren Ritter, dem ſie zu Theil wird.“

Ein Gemurmel des Beifalls enttönte Aller Lippen. Der König ſah verdrüßlich und mißfällig drein, ſchien aber nicht willens, ſich an Großmuth und Ritterlichkeit ausſtechen zu laſſen. „Syrich, Iſabella!“ ſagte er, „es iſt an Dir, zwiſchen dem Bruder des Königs von Caſtilien und einem irrenden Engliſchen Ritter zu wählen, der heut' aus ſeinem Grabe erſtanden iſt, unſere Fröhlichkeit zu ſtören.“

„Dann wähle ich ihn!“ ſagte Iſabella und flog in Sir John Sounders Arme.“ „Verzeiht meinen Wankelmuth, tapferer Ritter; aber ich wähnte Euch todt und man ließ es an Zureden und Befehlen nicht ermangeln, mich zu einer Verbindung mit Eurem Nebenbuhler zu vereinigen.“

„Des Himmels Segnungen mögen auf Dein Haupt hernieder ſtrömen, ſüße Iſabella!“ ſagte der Ritter und küßte die Stirn der Schönen. „Komm, komm für immer und ewig in dieſe Arme zurück, die Du dieſem Herzen theurer als jemals biſt.“

„Ihr Fürsten, Herrn und Ritter," sagte Sir William Helmon, „unsere Absicht bei diesem Abendbesuche ist erreicht. Sir John Sounder, beeilt Euch mit uns, unserm Fürsten Eure schöne Braut vorzustellen, und laßt Portugall und Castilien und Europa wissen, daß man Keinen ungestraft kränkt und beleidigt, der unter dem Banner des heiligen Georg ficht."

Die Engländer verließen den bestürzten Monarchen. Sie empfingen ihren Sold zur gehörigen Zeit richtig und baar, und da sie außer Stande waren, die Eintracht zwischen Portugall und Castilien zu stören, so kehrten sie nach England zurück. Sir John Sounder stellte seine schöne Braut bei Hofe vor, und der König und die neuvermählte Königin Anna, Schwester des Kaisers Wenzeslaus, nahmen sie mit großem Wohlgefallen auf.

Der Abt von Westminster.

Nachdem man den König Richard II. abgesetzt und eingesperrt hatte, und der Thron von England frei geworden war, bestieg ihn der Herzog von Lancaster unter dem allgemeinen Beifall des Volkes und ward als Heinrich IV. gekrönt. Am Krönungstage erließ er eine Bekanntmachung, worin er erklärte, seine Ansprüche auf das Königreich gründeten sich erstlich auf das Recht des Eroberers; dann auf das Entsagen seines Vorgängers und auf ihn gefallene Wahl zu seinem Nachfolger; drittens aber darauf, daß er vom Königlichen Blute und nächster männlicher Erbe König Richards sei. Der letzte Grund war der nichtswürdigste und grundloseste von allen, denn Edmund, Graf von Mortimer, der damals lebte, war dem König Richard näher verwandt als der Herzog von Lancaster, und in der That der muthmaßliche Thronerbe. Als dieser Graf vernahm, daß Heinrich sich für den männlichen Erben des Königs ausgebe, soll er gesagt haben: „Heres malus! Erbe des Königs, wie der Räuber Erbe des Kaufmanns ist, dem er Hab' und Gut nimmt!" Mortimer sah indeß, daß die Zeiten nicht günstig waren, seine Ansprüche geltend zu machen und zog sich auf seine Güter

bei Wigmore zurück, wo er still und eingezogen lebte. Bald nach der Krönung machte Heinrich IV. seinen ältesten Sohn Heinrich, zum Prinzen von Wales, Herzog von Cornwall und Aquitanien und Grafen von Chester, und das Parlament erklärte ihn zum rechtmäßigen Erben und Nachfolger seines Vaters, als König von England.

König Richard hatte, aller Laster und Albernheiten, die sein Regiment bezeichneten, ungeachtet, sehr zahlreiche und mächtige Freunde, die mit scheelsüchtigen Augen auf des Herzogs von Lancaster Anmaßung der höchsten Würde sahen. Die Provinz Aquitanien, in deren Hauptstadt Bourdeaux der abgesetzte König geboren war, empörte sich zu gleicher Zeit zu seinem Gunsten, und nur nachdem Heinrich ein gewaltiges Heer, unter dem Befehle des Grafen von Worcester, ausgesandt hatte, sie einzuschüchtern, nachdem er ihre vorzüglichsten Städte mit starken Besatzungen angefüllt hatte, gelang es ihm, diese ungetreue Provinz zum Gehorsam zurückzuführen. Diese Schwierigkeit war indessen kaum überwunden, als eine andere, weit verzweifeltere und gefahrvollere erstand, und die Machthabung, ja selbst das Leben des neuen Monarchen bedrohte. Verschiedene Edelleute, die entweder anfänglich die Ergebenheit erheuchelten oder jetzt bereueten, mit der sie der Erhebung des Königs Heinrich förderlich gewesen waren, verschworen sich zu seinem Untergange. Die Geschichtschreiber damaliger Zeit sind über die Beweggründe zu dieser Verschwörung nicht einig, und es bleibt unausgemacht, ob sie dem Mitleiden mit Richards Unsterne oder dem

Neide gegen Heinrichs plötzliche Hoheit, oder irgend einer Beleidigung ihr Daſein verdankte, die der Letztere etwa gegen die Haupträdelsführer begangen hatte; man erfährt ingleichen auch nicht, durch welche Mittel die Verſchwornen ſich zuſammenfanden, oder durch welche geheime Kunſtgriffe Einige die Uebrigen zuſammenbrachten; aus nachſtehender Erzählung wird der Leſer aber die näheren Umſtände des Anſchlags vernehmen.

Es lebte damals ein Abt von Weſtminſter, eben ſo bemerkenswerth wegen ſeiner tiefen Gelehrſamkeit, als wegen der Inbrunſt ſeiner Andacht, der aber zugleich ein kühner und verwegener Projectenmacher war, und hochmüthigen, lebhaften und ehrgeizigen Geiſtes. Sein Betragen war ſanft und einnehmend, der gemeine Mann verehrte ihn hoch und hielt ihn beinahe für heilig, und der Adel, beſonders der König Richards unglücklicher Sache zugethan, hielt ihn ſehr werth und war ihm gewogen. Der Abt hatte dieſem Fürſten immerdar warme Anhänglichkeit bewieſen und viele Zeichen von Achtung und Gunſt von ihm empfangen. Er hatte aber auch ferner einige Worte in ſeinem Gedächtniß bewahrt, die den Lippen König Heinrichs, als damaligen Grafen von Derby, vor einigen Jahren entfallen waren, und die, wie man vermuthet, ſehr dazu beitrugen, den guten Abt der Sache des Königs zu entfremden: daß nämlich Fürſten zu wenig, die Geiſtlichen zu viel beſäßen! Die Reichthümer der Kirche hatten zu jener Zeit bedeutend zugenommen und ſich ſo ſehr aufgehäuft, daß Viele

anfingen, die heiligen Leute, denen ſie zu Nutze kamen, etwas ſchief anzuſehen. Was offene Gewalt nicht anzutaſten und zu rauben wagte, bemühete ſich heimliche Politik wegzufiſchen. Man führte an, der unmäßige Reichthum der Kirche werde ſowohl dem König als der Geiſtlichkeit ſelbſt gefährlich, „indem er," wie ſich ein alter Autor ausdrückt, „ſehr muthmaßlicherweiſe bei ihm Mangel, bei ihr Ueppigkeit herbeiführen müſſe." Es wurden alſo bei den während König Richards Regierung gehaltenen Parlamentsverſammlungen vielfache Bills eingereicht, die verlangten, man ſolle Vorkehrungen treffen, den Zuwachs geiſtlicher Beſitzthümer zu ſchmälern. Zu ſolchen Vorkehrungen ſchlug man vor, Unterſuchungen anzuſtellen und ſolchen Geiſtlichen Einhalt zu thun, die die Erlaubniß, liegende Gründe vom jährlichen Ertrage von zehn Pfund anzukaufen, dazu mißbrauchten, ihre Beſitzungen bis zum Ertrage von achtzig oder hundert Pfund zu erweitern; ferner aber auch ſolchen, die ihren Leibeignen freie Erbinnen heirathen ließen, wodurch deren Vermögen am Ende in die Hände der Kirche gerathe. Es kam ſogar öffentlich im Parlament zur Sprache, der König ſollte der Kirche alles und jedes Zeitliche abnehmen, was der Religion keineswegs frommen, ſondern nur läſtig ſein könne. Bei ſolchen Gelegenheiten waren die Erzbiſchöffe von Canterbury und York zum öfteren genöthigt, für ſich und im Namen der Geiſtlichkeit ihrer Provinzen feierlich im Parlamente zu proteſtiren, daß, wenn man nur irgend einen Verſuch machte, den Freiheiten der Kirche zu nahe zu treten, ſie

auf keine Weise zustimmen, sondern sich gänzlich dawider auflehnen würden.

Theils also aus Liebe zu König Richard, theils aus Furcht, König Heinrich möge eben so schnell bereit sein, an die Schätze der Kirchen wirklich Hand zu legen, als er wider sie schmähete, ward dieser Abt der angelegentlichste Betreiber und die Seele der Verschwörung. Sein Anschlag ward eben so kühn und verwegen ersonnen, als listig und besonnen zur Ausführung gebracht. Vorsichtig und schüchtern sondirte er anfänglich die Stimmung der Edelleute, die er in den Bund ziehen wollte, suchte den Charakter und die Gefühle jedes Einzelnen für oder gegen König Heinrich zu erforschen; ließ sich sodann, wo er es für gerathen fand, wohl auf nähere Erörterungen ein, stellte aber dabei seine Worte so sehr auf Schrauben und richtete sie so sehr nach den Eigenthümlichkeiten des Hörers ein, daß, wenn derselbe auf seine Plane einging, er sie leichtlich aussprechen, im andern Falle aber jede strafbare Meinung ableugnen konnte.

Endlich, an einem Tage zur Michaelszeit, lud er in sein Haus eine aus solchen Männern bestehende Gesellschaft, die seine Absichten am wärmsten zu billigen schienen, die meistentheils schon in zweideutigem Rufe in Betreff ihrer Unterthanentreue standen, und auch mehr oder weniger dem Gericht des Parlaments und des Königs anheim gefallen waren, durch Begnadigungen aber oder geminderte Strafen ihre Vergehungen bereits gebüßt hatten. Unter ihnen befanden sich: Johann Holland, der vom Range

eines Herzogs von Exeter zu dem eines Grafen von Hunlingdon zurückgesetzt war; Thomas Holland, seines Bruders Sohn, auf gleiche Weise nicht mehr Herzog von Surry, sondern bloßer Graf von Kent; und Eduard der ehemalige Herzog von Albemarle oder Aumerle und gegenwärtiger Graf von Rutland. Dazu kamen noch der Graf von Sommerset und der Lord Le De Spencer, sonstiger Marquis von Dorhet und Graf von Glouceſter; der Graf von Salisbury; der Bischoff von Carlisle; Sir Thomas Blunt, und ein Priester, Namens Magdalene, der vormals zu König Richards Kapelle gehörte und diesem unglücklichen Fürsten in Gestalt und Antlitz so ähnlich war, daß viele Leute, die den Priester wohl kannten, den König oft für ihn hielten.

Diese genannten Männer und noch wenige Andere, wurden von dem Abt glänzend bewirthet, und begaben sich, als das Banket zu Ende war, in ein geheimes Zimmer, über Art und Weise zu rathschlagen, wie sich ihr Vorhaben ausführen lasse. Der Abt hatte seinen ganzen Anschlag dem Herzoge von Exeter vertraut, den wir, gleichwie die übrigen Personen, bei ihren alten Titeln, die sie sich auch unter einander selbst ertheilten, nennen werden. Dieser Edelmann war Halbbruder des entsetzten Königs und geschworner Feind Heinrichs, obwohl er dessen Schwester zur Gemahlin hatte; er ging also auf den Anschlag des Abtes mit Enthusiasmus ein und nahm es auf sich, ihn den Mitverschwornen vorzustellen und annehmbar zu machen. Er rief ihnen den Gehorsam in's Gedächtniß zurück, den

ſie dem König Richard geſchworen hatten, die Ehren und Vorrechte, deren ſie von ihm theilhaftig wurden, und endlich, wie Dankbarkeit, Pflicht und Gewiſſen ſie verbänden, ihn gegen alle Welt zu vertheidigen. „Raubte ihm nicht," fügte er hinzu, „dieſer neue König, dieſer Bolingbroke, die Königliche Würde, mit der er ſich wider alles Recht jetzt ſchmückt und brüſtet? Und ſtanden wir nicht dabei und unterließen ſowohl den Gehorſam von Unterthanen als die Liebe von Freunden zu bezeigen, gleichwie Menſchen, die nicht im Stande und nicht willens wären, unſern rechtmäßigen Gebieter und liebevollen Fürſten zu vertheidigen, und wenn es darauf ankäme, für ihn unſer Leben zu laſſen? König Heinrich, er habe ſich das Königreich ſeines natürlichen, geſetzmäßigen Herrſchers gewaltſam angemaßt oder betrügeriſcherweiſe erſchlichen, iſt und bleibt Tyrann und Uſurpator, und es iſt Jedermann berechtigt und verpflichtet, ihn zu ſtürzen. Geſetze und Beiſpiel der beſtregierten Reiche haben die That, einem Tyrannen und Uſurpator den Untergang zu bereiten, nicht allein zugelaſſen, ſondern ſie durch Statuen, Ehrenkronen und Vorrechte aller Art hoch ausgezeichnet. Die Entthronung Heinrichs von Lancaſter iſt der Wohlfahrt des Reichs nicht allein höchſt erſprießlich, ſondern auch vonnöthen, weil durch ſie die Kriege vermieden werden, mit denen Schottland droht, zu denen Frankreich ſich rüſtet und mit denen Wales uns ſchon überzogen hat. Ich zweifle nicht, daß wir unſern Endzweck mit den Waffen in der Hand erreichen; ſicherer iſt es aber für uns, heilſamer

für das allgemeine Beste, wenn wir vorerſt einen geheimen Anſchlag verſuchen. Es iſt alſo, edle Lords und tapfere Ritter, mein Rath dieſer, daß zu Weihnacht in Oxford ein feierliches Turnier veranſtaltet werde, zwiſchen mir und zwanzig Speeren meinerſeits und dem Grafen von Salisbury und zwanzigen ſeinerſeits, wozu wir den König Heinrich einladen. Dies Turnier dient uns zum genügenden Vorwand, eine ſtarke Anzahl Bewaffneter um uns zu verſammeln, und wenn Heinrichs Aufmerkſamkeit recht beſchäftigt iſt mit dem Waffenſpiel, werde er umgeben und erſchlagen, und Richard von Bordeaux noch einmal zum König von England ausgerufen.“

Der Herzog von Exeter hatte ſeine Anrede kaum geſchloſſen, als der Beifall der Anweſenden einmüthige Billigung des abſcheulichen Anſchlages des Abts von Weſtminſter bezeigte. „Nun denn, meine Lords,“ rief der Biſchoff von Carliſle, „ſo bleibt uns nun nichts zu thun übrig, als die Eide abzulegen und die Urkunden zu beſiegeln, die uns zu dieſem rechtgemäßen, patriotiſchen Unternehmen verbinden!“ Es ſchwur ein Jeder auf das Evangelium und gelobte dem Andern Treue und Verbrüderung bis zur Stunde des Todes; ſchon ausgefertigte Schriften, nach denen die Lords ſich verpflichteten, ihre beſten Kräfte zum Morde König Heinrichs und zur Befreiung König Richards aufzubieten, wurden von Allen beſiegelt und unterſchrieben, und eine Abſchrift jedem der Verſchwornen zugeſtellt; und nachdem man auch noch beſprochen hatte, welche Streitkräfte man zuſammenziehen wolle und wem man

den Oberbefehl übertrüge, ging die Verſammlung aus einander.

Als nun die Sachen ſo weit gediehen waren und der Verſchwornen Herzen hoffnungerfüllt, ihre Einbildungskraft mit Träumen von Macht und Ruhm und mit Luftſchlöſſern trächtig, ward der Herzog von Exeter nach Windſor zum König abgeordnet, von demſelben, um ſeiner Vorliebe für die edeln Feſte der Ritterſchaft willen, ſeine Gegenwart zu erbitten, bei dem zwiſchen dem Grafen von Salisbury und ihm ſelbſt veranſtalteten Waffenſpiel, und daß er Schiedsrichter und Schlichter ſei bei allen etwa vorfallenden Streitigkeiten und Zwiſten.

Keinen Verrath ahndend, froh, durch ſo leichten Kauf ſich den Adel verbinden zu können, willigte der König unbedenklich in des Herzogs von Exeter Verlangen; und als nun dieſer und die übrigen Verſchwornen ihren Anſchlag auf halbem Wege zu erwünſchter Erfüllung ſahen, begab ſich ein Jeder nach ſeinen Herrſchaften und Beſitzungen und rüſtete emſig und eilig Kriegsvolk aus zu dem nahen Unternehmen. Die Herzogin von Exeter, Schweſter König Heinrichs, verſah ſich bald, daß ihr Gemahl in ein geheimes, verzweifeltes Unternehmen verwickelt ſei. Geheimer Zwieſprach mit Fremden, die ſie vorher niemals in ihrem Hauſe ſah, des Herzogs lange, öftere Abweſenheit vom Hauſe, ſein auffallendes, verſchloſſenes Betragen, überzeugten ſie, daß er in einem Anſchlag betheiligt ſein müſſe, ihrem Bruder die Krone zu rauben und ſeinem eignen Verwandten die geraubte zurück zu ver-

leihen. Der Streit zwiſchen ehelicher und brüderlicher Liebe im Buſen der Lady war hart und dauernd. Theilte ſie ihren Argwohn dem König mit und erwieß er ſich begründet, ſo war das Verderben ihres Gemahls gewiß; verſchloß ſie ihn in ihrem Innern, ſo ward ſie mitſchuldig an dem Untergange ihres Bruders. „Und iſt denn dieſe Liebe unnatürlich oder über die Natur erhaben?“ ſagte ſie, als ſie eines Tages einſam in ihrem Zimmer auf und niederſchritt, und Thränen ihren Wangen entlang rannen. „Soll ich an meinem König zur Verrätherin werden, oder giebt es keine Pflicht, der einer Gattin gleich? Wie arg bin ich bedrängt, daß ich meine theuerſten Freunde in dieſer drohenden Gefahr ſehen muß, die dem Einen ſicheren Untergang durch den Andern bereitet!“

In dieſem Augenblicke trat der Herzog ein und da er ſeine Gattin in Thränen ſah, rief er aus: „Wie? was heißt das, Eliſabeth? Warum weinſt Du? Sei getroſt, es wird Alles gut werden!“

„Getroſt?“ erwiederte ſie; „o, gieb mir Troſt, ich will ihn gern annehmen; tröſte mich und betheure, daß Du an keinem Anſchlage Theil haſt, dem guten König Heinrich die Krone zu rauben und dem zurückzugeben, den die Stimme von ganz England für unwerth erklärt hat, ſie zu tragen.“

„Liebes Weib,“ erwiederte der Herzog, „gieb Dich zufrieden; was auch immer geſchieht, ſo kann Dich doch kein Unglück betreffen, noch mich ein ſchlimmeres als das, was mich jetzt bedroht.

Gelingt mein Vorhaben und gelangt mein Bruder von Neuem auf den Thron, so wird es weder Dir noch mir zum Schaden gereichen; gelingt es nicht und Dein Bruder behauptet sich auf dem Throne, so wird Dir nichts Schlimmes widerfahren und mich nur das Verderben endlich betreffen, das mir gegenwärtig immerdar vor Augen schwebt und das in der Einbildung und Furcht größere Pein erregt, als es in der Wirklichkeit schmerzen kann." Bei diesen Worten küßte er sie, und indem er sie tausenden qualvollen Gedanken zum Raube ließ, schlug er seinen Weg nach Orford mit großem Gefolge von Bogenschützen und Reitern ein. Genommener Abrede zufolge kam er daselbst einen Tag vor der erwarteten Ankunft des Königs an und fand alle seine Verbündeten und ihre Leute, mit Ausnahme des Herzogs von Albemarle, vor.

Des Letztern Ausbleiben erfüllte alle Verbündete mit Staunen und Furcht. Seine nahe Verwandtschaft mit beiden Königen gab ihm für die Verschwornen hohe Wichtigkeit, und daß er schon einmal in einem Anschlage verwickelt war, dem zufolge Heinrich entthront und Richard wieder auf den Thron gesetzt werden sollte, war Ursache, daß sie auf seine Mitwirkung sicher gezählt hatten. Jetzt begannen sie jedoch zu fürchten, er möge seiner eigenen Sicherheit seine Verbündeten aufgeopfert haben. Einige glaubten ihn nur der Saumseligkeit und des Zögerns anklagen zu dürfen und sandten ihm, sein Kommen zu beschleunigen, einen Boten zu. Ehe der Bote zu dem Herzog kam, war dieser schon von Weste

minster abgereist, um sich nach Oxford zu begeben; hatte aber nicht den geraden Weg eingeschlagen, sondern im Palaste seines Vaters, des Herzogs von York, in London eingesprochen. Der Herzog von York stand bei König Heinrich sehr in Gnaden und hatte seinem Sohne durch seine Vermittelung für den vorigen Hochverrath bei'm Monarchen Verzeihung erwirkt. Sie ward aber nur unter der Bedingung zugestanden, daß York für Aumerle's Pflichtigkeit bürgte, und dieser vom Range eines Herzogs von Aumerle zu dem eines Grafen von Rutland erniedrigt wurde. Bei gegenwärtiger Gelegenheit nahm er mit seinem Vater ein hastiges Mahl ein und wollte eben wieder gehen, um sich nach Oxford zu begeben, als des Herzogs von York scharfes Auge ein aus seiner Brust hervorschimmerndes Siegel erkannte.

„Was ist das für ein Siegel, Eduard?" rief der argwöhnische Herzog. „Bitte, laß mir die Schrift sehen."

„Es ist nichts, mein gnädiger Vater, es ist nichts," entgegnete Aumerle und bemühte sich, sein Gewand über den Gegenstand zusammen zu falten, der seines Vaters Aufmerksamkeit erregt hatte, sein Antlitz wechselte aber aus anfänglichem tiefem Erröthen die Farbe in Todtenblässe.

„Nichts, sagst Du?" wiederholte der Herzog von York; „nun dann kann man es ja wohl sehen! Gieb es her, Eduard, ich will die Schrift lesen."

Aumerle's Verwirrung nahm zu und seine Lippen stammelten: „Verzeiht, mein guter Vater, es ist eine Schrift von geringer Bedeutung,

die ich aber aus Urſachen nicht gern ſehen laſſen möchte.“

„Die ich aber aus Urſachen ſehen möchte,“ ſagte York. „Ich fürchte, ich fürchte, Sohn! Gieb die Schrift,“ fügte er hinzu, und als Aumerle einen Augenblick nicht auf ſeiner Huth war, ſprang er auf ihn zu und entriß ihm das Pergament mit dem daran herabhängenden Siegel. Ein Blick genügte, den Vater von der Natur der Urkunde in Kenntniß zu bringen: es war eine Abſchrift derjenigen, welche die Verſchwornen im Hauſe des Abts von Weſtminſter vollzogen. „Hochverrath! abſcheulicher Hochverrath!“ rief er aus: „Böſewicht! Verräther! Bube! Du weißt, daß ich im offenen Parlament mit meiner Perſon und allen meinen Gütern für Dich bürgte und einſtand für Deinen Gehorſam und Deine Ergebenheit; und kann Dich weder Deine Pflicht noch meine Güte abhalten, mich in's Verderben zu ſtürzen? Aber, bei'm Himmel! jetzt ſoll Dein eignes Verderben über Dich einbrechen.“

Schäumend vor Wuth und Erbitterung ließ er ſogleich ſein Pferd ſatteln und vorführen und machte ſich nach Windſor auf den Weg, wo der König damals war, entſchloſſen, ihn von der Verrätherei ſeines Sohnes zu unterrichten.

Aumerle ſtand einen Augenblick ſtumm und regungslos, verwirrt und erſtaunt über die plötzliche Vereitlung des tiefausgeſonnenen Anſchlags der Verſchwornen, ſo wie über die kritiſche Lage, in die er ſelbſt mit einem Male ſich verſetzt ſah. Im erſten Augenblicke verwünſchte er ſeine eigne

Narrheit und Raserei, sich in die Plane weniger eigennütziger und beleidigter Männer einzulassen; in andern galt seine Wuth der Neugierde und dem Jähzorn seines Vaters; am Ende aber entschloß er sich, auf seine eigne Sicherheit zu denken, nach Windsor zu eilen und wo möglich diesen Ort vor seinem Vater zu erreichen, und den König dadurch zu versöhnen, daß er der Erste wäre, der den Anschlag entdecke.

Es bedurfte eben keiner Anregung zur Eile, sein jugendliches Blut und die dringende Gefahr gaben seinem Rosse Flügel und lange, bevor sein Vater anlangte, war er abgestiegen. Kaum im Schloßhofe, wandte er sich an den Kastellan und sagte: „Laßt die Thore verschließen. Gebt mir den Schlüssel. Es ist dringende, die äußerste Gefahr vorhanden, die ich dem König sogleich mittheilen muß; Niemand, wer es auch sei, darf in's Schloß, ehe ich mit dem König gesprochen habe!"

Der Schloßvogt verneigte sich ehrfurchtsvoll, verschloß sorgfältig die Thore des Schlosses und gab den Schlüssel in Albemarle's Hände, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Könige seinen Befehlen fast eben so viel Gewicht gab, als die des Königs besaßen. Er stürzte sogleich zum König, den er allein fand, fiel vor ihm auf die Kniee, ergriff seine Hand und küßte sie heftig.

„Was heißt das, Vetter?" sagte der König und sah ihn erstaunt an. „Was bedeutet dies wilde Aussehn, dieser eilige, ungestüme Besuch? Steht auf, Vetter Eduard, steht auf, lieber Rutland, sagt, was führt Euch zu mir?"

„Mögen meine Kniee an den Boden wurzeln, möge meine Zunge mir an den Gaumen kleben, wenn ich aufstehe oder rede, bevor ich Euer Hoheit Verzeihung habe.“

„Du hast sie, Eduard! Du hast sie von Herzen, und Du hast das Wort eines Königs. Und nun sage, für welche Beleidigung ich sie gegeben habe?“

„Für eine von so schwarzer Farbe,“ sagte Aumerle, „als nur ein Verräther auf Erden schwarz genug ist, zu begehen, nur ein König huldreich genug zu vergeben!“ Aumerle wußte seine Worte zu setzen und zu überreden, seine Züge waren männlich und ausdrucksvoll, Thränen standen ihm stets zu Gebote und er vermochte seiner Stimme und seinen Bewegungen jeden beliebigen Ausdruck einzuprägen. Mit diesen Hülfsmitteln entdeckte er dem Könige den Anschlag des Abts, betheuerte seinen eignen Widerwillen und seine Abneigung, an dem Anschlage Theil zu nehmen, setzte aus einander, wie er dennoch sei übereilt worden und wie man ihn durch Zureden und selbst durch Drohungen bewogen habe, mit den Verräthern gemeinschaftliche Sache zu machen und die heillose Schrift zu unterzeichnen. Die Stimme des Gewissens, schloß er, habe ihn aber ungesäumt an seine Unterthanenpflicht und seinen Gehorsam gemahnt, und er sei jetzt gekommen, sein Verbrechen wieder gut zu machen und den König von der Gefahr, die ihm drohe, zu unterrichten. Der König schien Aumerle's Bericht weder voreilig Glauben beizumessen, noch ihn sorglos mißzuachten und seine

Politik erlaubte ihm eben ſo wenig, die Entdekkung unfreundlich oder ärgerlich aufzunehmen; er tröſtete Aumerle alſo mit gnädigen Worten und ſagte: „Wenn es ſo iſt, wie Ihr ſagt, ſo verzeihe ich Euch, iſt es nicht ſo, ſo habt Ihr es zu verantworten.“

Währenddeſſen war der Herzog von York an den Schloßthoren angelangt, aber nicht eingelaſſen worden. Vergebens ſagte er dem Kaſtellan, daß das Leben des Königs bedroht ſei, er empfing zur Antwort, der Graf von Rutland ſei ſchon angekommen und eben in geheimer Unterredung mit dem König begriffen, er habe die Schlüſſel zu den Schloßthoren zu ſich genommen und es ſei ohne ſeine Erlaubniß Niemandem der Zutritt geſtattet. Der Herzog von York beunruhigte ſich nunmehr, ſein Sohn möge ſich wohl in geheimer Unterredung mit dem König gar an ihm vergreifen; und als die Unterredung zu Ende war und Aumerle Erlaubniß gab, die Thore zu öffnen, ſtürzte der alte Herzog mit derſelben Haſt, wie vorher ſein Sohn, in das Königliche Gemach und überreichte dem Monarchen unter heftig wiederholtem Ausruf „Verrath!“ und „Treubruch!“ das Aumerle aus dem Buſen gezogene Pergament. Nachdem Heinrich es geleſen und alſo Aumerle's Ausſage beſtätigt gefunden hatte, beſtätigte er ihm auch die bedingweiſe zugeſtandene Verzeihung. Die ernſteren Gedanken, welche ſein Gemüth nunmehr einnahmen, verdrängten die an Waffenſpiel und Luſt, er gab die angeordnete Reiſe auf und beſchloß, in Windſor die Umtriebe ſeiner Feinde zu erwarten und ihre Bewegungen

zu bewachen. Zur nämlichen Zeit schrieb er an den Grafen von Nordhumberland, seinen Hoch-Constable, an den Obermarschall, Grafen von Cumberland und an andere seiner zuverlässigsten Freunde und berichtete ihnen diese plötzlichen und unerwarteten Vorfälle.

Da nun die Verschwornen in Orford derweil nichts von Aumerle vernahmen und keine Anstalten treffen sahen zu des Königs Ankunft, zweifelten sie nicht, daß ihr Anschlag entdeckt oder verrathen worden sei. Sie waren also stündlich gewärtig, genügende Macht ankommen zu sehen, sie Alle einzufangen, und sie kannten König Heinrichs Gemüthsart und Denkweise zu wohl, um sich versichert zu halten, sie werden nicht sobald gefangen sein als auch hingerichtet werden.

„Der schändliche, gaunerhafte Mönch ist es," sagte Glouceſter zu Exeter, „der uns in die Klemme gebracht hat. Daß wir seinen verfluchten Rathschlägen Gehör gaben, hat nun unsere Köpfe auf den Block gebracht, während er und der doppelte Verräther Aumerle sich durch unsern Untergang nicht allein Verzeihung, sondern auch Lohn ausgewirkt haben. Aumerle wird bald seine verscherzten Ehren und Titel wieder gewinnen und dieser doppelzüngige Abt seinen Westminster-Hut mit der Inful von Canterbury vertauschen."

„Da wir denn, Mylords," sagte der Herzog von Surry, „nichts für unsere Errettung thun können, so wollen wir doch mindestens nicht ungerächt sterben. Des Henkers Beil soll meinem Haupte willkommen sein, aber mein Schwerdt

ſoll vorerſt dieſem verrätheriſchen Abte ſeinen Lohn geben.“

Alle Verſchwornen, außer dem Grafen von Salisbury, zogen ſogleich ihre Schwerdter und ſchienen Surry's Entſchluß beizutreten. „Ruhig, ruhig, Mylords!“ ſagte Salisbury, „ich bitte Euch, habt einen Augenblick Geduld! Unſere Sachen ſind noch nicht ſo verzweifelt, daß ſie uns zu der Tollheit verleiten könnten, unſere Hände mit dem Blute eines Freundes zu beſudeln.“

„Er iſt ein eidbrüchiger Verräther,“ ſchrie Hugh Spenſer, Graf von Glouceſter, „und ſoll für ſeinen Verrath mit ſeinem Blute büßen.“

„Mylord von Glouceſter,“ ſagte Salisbury, „er iſt kein Verräther; und ſo lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt, ſoll man das ſeinige nicht vergießen. Er hofft noch auf den glücklichen Ausgang unſeres Unternehmens und ich verließ ihn ſo eben erſt in ernſter Berathung mit dem Prieſter Magdalene, in Betreff der wirkſamſten dazu anzuwendenden Mittel.“

„Ich will mit Pfaffenliſt nichts mehr zu thun haben,“ ſagte Surry, „unſere guten Schwerdter und die Lanzen unſerer fünfhundert Knechte, die wir mit hierher nach Orford brachten, können eher etwas vollbringen; aber ſolcher armſelige Mönchsſtrug . . . . .“

„Still, ſtill, Mylord!“ ſagte der Biſchoff von Carliſle; „der Abt naht und ich leſe Troſt in ſeinen Blicken.“

Der Abt trat in der That herzu und ſeine Blicke verkündeten die höchſte Zuverſicht und Selbſtzufriedenheit. Er verneigte ſich höflich ge-

gen Alle, und ließ ſich weder von den zuſammengezogenen Augenbraunen und halbentſcheideten Schwerdtern der Lords von Exeter, Glouceſter und Surry einſchüchtern, noch von dem ungewiſſen, zweifelhaften Ausſehen Salisbury's, des Biſchoffs von Carliſle und ſeiner vertrauteren Freunde entmuthigen; er nahm in der Mitte der Verſchwornen Platz und redete ſie mit der vollkommenſten Ruhe und Selbſtbeherrſchung an: „Meine edlen Lords und Verbündeten in dieſem höchſt löblichen Unternehmen! unſer Anſchlag iſt, ſoweit wir bis jetzt in ihm vorſchritten, vereitelt.“

„Wir bedürfen, Mylord von Weſtminſter,“ ſagte Surry, „nicht Eures hohen Zeugniſſes und Eurer ehrwürdigen Weisheit, um dieſe Thatſache ſelbſt einzuſehen, der Anſchlag iſt vereitelt, und unſer Zorn kann nur durch Blut beſänftigt werden.“

„Du ſprichſt weiſe, Herzog von Surry,“ entgegnete der Abt, „und ſollſt Blut haben.“

„Und weſſen Blut ſonſt,“ fragte der Herzog „als Deines, Du ergrauter Verräther!“

„Das Blut Heinrich Bolingbroke's und Eduard Aumerle's,“ ſagte der Abt. „Es muß unſer Anſchlag ſogleich offenbart und unter das Volk in Orford verbreitet werden.“

„Wahrhaftig, ein weiſer Gedanke!“ ſagte der Herzog von Surry, „wir ſollen alſo die obrigkeitlichen Gewalten höflich erſuchen, hierher zu kommen und den reuigen Sündern die Meſſer an die Kehlen zu ſetzen, die jetzt de- und wehmüthig ihre Leben zur Sühne des beabſichtigten Verrathes darbieten?“

„Mylords!“ ſagte der Abt, der mit unerſchütterlicher Geduld die harten Reden und den Hohn der Verſchwornen ertrug, „die bewaffneten Schaaren, welche uns nach Oxford folgten, werden ſie von der Volksmenge der nahegelegenen Grafſchaften unterſtützt, ſind doch wohl im Stande, den Uſurpator aus ſeiner Windſor-Veſte hervorzuziehen und den rechtmäßigen Herrſcher von Neuem auf den Thron zu ſetzen?“

Die Verſammlung antwortete mit allgemeinem Spottgelächter. Selbſt Salisbury ſchüttelte mißbilligend das Haupt und ſprach: „Mein guter Lord von Weſtminſter, wenn Ihr nichts Beſſeres vorzuſchlagen wißt, ſo fürchte ich, daß unſer Unternehmen wirklich zu Ende iſt. Das Volk der Umgegenden, wie ſehr es auch dem König Richard gewogen ſein mag, wird ſich, ſo lange es ihn ſtreng im Tower bewacht weiß, nicht willig finden laſſen, mit uns gemeinſchaftliche Sache zu machen, da bei der erſten Kunde von der Empörung, des gefangenen Monarchen Kopf fallen würde.“

„Wenn nun aber das Volk den Wahn hegte, der gefangene Monarch ſei frei, ſei hier in dieſem Hauſe, umgeben von ſeinen Freunden und Verwandten, würde es da nicht insgeſammt aufſtehen und gemeinſchaftliche Sache mit uns machen? Richards Leben, Mylords, geriethe alsdann eben in keine ſtärkere Gefahr, als der es jetzt durch unſer Unterfangen unterworfen iſt; und wofern wir raſch handeln, mag es wohl aller Gefahr entzogen werden. Auf jeden Fall wird für Eure eigne Sicherheit geſorgt, und der

Uſurpator entweder vom Throne geſtoßen, oder gezwungen, auf ſolche Bedingungen einzugehen, als Euch Leben und Vermögen bewahren.“

„Der heilige Herr Abt,“ ſagte Surry, „meint uns mit ſolchen glatten, ſchmeichelnden Worten hinzuhalten, bis des Königs Schaaren dies Haus umringt haben, in dem wir jetzt Schaafen gleich, der Schlachtbank in Geduld gewärtigen. Ich ſage Dir aber, ſtirb Verräther!“

Dies geſagt, ſtürzte der Herzog mit geſchwungenem Schwerdt auf den Abt los; der Graf von Salisbury zog aber ſeine eigne Waffe, lenkte den Streich ab, und rief: „Zurück! zurück! Seid Ihr bei Sinnen, Mylords? Oder meint Ihr, das Blut dieſes alten Mannes werde Euch bei König Heinrich nutzen und frommen?“

„Mylords,“ ſagte der Abt, noch immer unerſchüttert und gelaſſen, „ich habe durch die ganze Stadt das Gerücht verbreitet, König Richard ſei hier; die Volksmenge ſtürmt ſo eben dem Hauſe zu und ſind wir nur wenige Stunden im Stande, ſie in ihrem Irrthume zu erhalten, ſo ſind wir ihres Mitwirkens in Allem, was wir beginnen, ſicher.“

In dieſem Augenblicke ertönte ein furchtbares Geſchrei: „Gott erhalte König Richard!“ und immer mehr anwachſender Lärm und Getöſe verkündeten das Nahen unzähliger Volksmenge.

„Tod und Verderben!“ rief der Herzog von Surry, „der Rache Heinrichs hätten wir uns noch entziehen können, wie ſollen wir uns aber vor der Wuth des erbitterten, getäuſchten Pöbels retten, ſobald er den König Richard hier nicht

vorfindet? Wie, Verräther, sollen wir sie in ihrem Irrthume erhalten?"

„Seht!" sagte der Abt, klatschte in die Hände, eine Thür am fernsten Ende des Zimmers flog auf und es trat eine Gestalt im Königlichen Ornate ein, die Krone auf dem Haupte, das Zepter in der Hand. Ihr hoher, stattlicher Wuchs, das lange, fliegende Goldhaar, die lichten, blauen Augen und die schönen, edlen, wenn gleich bleichen, schwermuthvollen Gesichtszüge, vermochten alle Lords zu dem freudigen staunenden Ausruf: Richard von Bordeaux!"

„Pairs von England!" sagte der vermeintliche, näher tretende Monarch; aber das schalkhafte Lächeln seines Mundes, die Abnahme der Krone und des falschen Haares, unter denen die Fülle schwarzer Locken hervorwallte, entnahm die augenblickliche Täuschung.

„Es ist der Priester Magdalene," sagte Surry; „aber, bei'm Himmel, hätte er das Haupt nicht entblößt und das melancholische Lächeln nicht aufgegeben, ich hätte ihm den Eid der Treue geleistet. Mylords! wenn wir, König Richards nahe Freunde, uns von der Mummerei täuschen ließen, so denke ich, der Pöbel werde eben nicht scharf genug sehen, das Spiel aufzudecken."

„Es ist also Zeit, ihre Scharfsichtigkeit auf die Probe zu stellen," sagte Gloucester, „denn sie toben und donnern gegen die Thore. Sprecht mit ihnen, guter Herr Abt; doch wofern Eure

Zunge ſie nicht unſerm Willen fügſam macht, muß Euer Kopf den Kauf bezahlen.“

Das Geſchrei verdoppelte ſich. „Zeigt uns den König! Lang lebe Richard von Bordeaux! Nieder mit Bolingbroke!“ Mit dieſen Worten begrüßte man den Abt von Weſtminſter, als er von dem Fenſter des Saales, in dem die Verſchwornen ſich befanden, zurücktretend, auf einem Balkon vor dem Volke erſchien. „Ihr Männer von Orford,“ ſagte er, „Richard von Bordeaux, unſer rechtmäßiger König, iſt den Klauen ſeiner Feinde entronnen, er iſt gekommen, die Huldigung ſeiner getreuen Unterthanen zu empfangen und mit dem Beiſtand ihrer Herzen und Hände den Thron ſeines unſterblichen Ahnherrn Eduard III. von Neuem zu beſteigen.“

Ein langer, lauter Wiederhall des Beifalls und der Billigung drang in die Lüfte, und als er verſcholl, erhob ſich eine gewaltige Stimme aus der Mitte des Volks und rief: „Zeigt uns den König! Ueberzeugt uns, daß wir keiner eigennützigen Partei zu Willen ſind, ſondern wirklich und gewiß die Wiedereinſetzung unſers rechtmäßigen Gebieters fördern, und wir ſchließen uns an Euch und vertheidigen ihn mit dem letzten Tropfen Blutes in unſern Adern!“

Jetzt nahete der allerbedenklichſte Punkt in des Abts Unternehmen. Er fühlte nicht nur, daß der Erfolg des ganzen Anſchlags darauf beruhe, wie Magdalene den König Richard vorſtelle, ſondern daß auch ſein eignes Leben ſogleich eine Beute der erbitterten Lords werden würde, wenn das Volk den Betrug entdecke. Er ſchritt

in den Saal zurück, zeigte sich aber schon im nächsten Augenblicke wieder vor der versammelten Menge, indem er Magdalenen an der Hand führte und die Herzöge von Exeter und Surry, des Königs Brüder, und die andern Lords, die man als seine eifrigsten Anhänger kannte, ihnen folgten. Einen Augenblick war Alles ruhig; es war ein Augenblick der ängstlichsten, bänglichsten Erwartung, in dem der vermeintliche König den schärfsten, durchdringendsten Blicken vor Tausenden von Augen preisgegeben stand: entdeckte Ein Auge in der ungeheuren Menge den Betrug, so wußten die Verschwornen wohl, das Haus, in dem sie sich befanden, werde von Grund aus zerstört oder von dem wüthenden Pöbel aufgesprengt werden, um Rache zu nehmen an den Leben derer, die gewagt hatten, ihn zu hintergehen. Dem Priester Magdalene selbst fiel es keineswegs leicht, seine Rolle mit ausdauernder Kraft durchzuführen. Das Kritische seiner Lage hielt ihn jedoch ab, in das schalkische Lächeln zu verfallen, das ihn dem Herzog von Surry verrieth. Er sah auf den Pöbel mit dem milden, schwermüthigen Blick nieder, der in den letzteren Jahren dem Antlitz König Richards eigenthümlich gewesen war; streckte seine Arme nach der Menge aus, mit dem Ausdruck liebevollen Bittens, wieß auf die wohlgekannten Verwandten und Freunde des entthronten Königs, die ihn umstanden, und endlich, als seine Geistesgegenwart fast von ihm weichen wollte, und er drauf und dran war, von Furcht und Zagen erschöpft niederzusinken, dröhnte der willkommene Freudengeschrei von tausend

Stimmen: „Gott erhalte den König Richard! — Blut und Leben für König Richard! — Auf, auf nach Windsor; nieder mit Heinrich!“ — in sein Ohr. —

Alle männlichen Bewohner von Orford griffen zu den Waffen, die ihnen in der Eile und Geschwindigkeit nur in die Hände fielen. Messer, Dolche, Keulen, Schleudern, Stangen, Pfeile wurden hervorgesucht; zahllose Schaaren strömten von den umliegenden Ortschaften und Dörfern herzu, sobald die Nachricht kund ward, König Richard sei in Orford; und der Herzog von Exeter, den man einstimmig zum Oberbefehlshaber ernannte, sah sich bald an der Spitze eines ziemlich furchtbaren, wenn auch regellosen, schlechtbewaffneten Heeres von nahe an vierzigtausend Mann. Nach kurzem Aufschub beschloß man, nach Windsor vorzudringen; und Tod und Verderben gegen Heinrich, Lob und Preis Richards in Mund und Sinn, die Bevölkerung des ganzen Landstrichs, den sie durchzogen, mit sich fortreißend, stürmte das zuchtlose Heer auf das Königliche Schloß zu, um sich dessen zu bemächtigen, den zu ergreifen, den sie nunmehr mit dem Namen Tyrann und Usurpator belegten.

Das Gerücht von diesem Verfahren verbreitete sich so rasch und weit im Umkreise, daß König Heinrich frühzeitige Kunde bekam, die Grafen von Huntingdon und Salisbury, der junge Graf von Kent und der Lord Le De Spenser drängen gegen Windsor, um ihn zu ergreifen und zu morden; sie wären genügend stark, das Schloß zu nehmen; hätten einen gewissen Magdalene bei

ſich, einen Prieſter der ehemaligen Kapelle Richards von Bordeaux, der als der entthronte König aufgeruht wäre; und hätten das Gerücht veranlaßt, König Richard ſei ſeinem Gefängniß entflohen. Der Ueberbringer dieſer Zeitung ſagte zu Heinrich: „Sire! verlaßt dieſen Ort ungeſäumt und begebt Euch nach London, denn es wird nicht lange dauern, ſo ſind ſie hier.“

„Wie ſoll ich aber Euren Worten Glauben ſchenken?“ fragte der König, „ſo nahe Umſtände, als Ihr mir eröffnet habt, können nur einem tief mit der Verſchwornen Anſchlägen Vertrauten bekannt ſein.“

„Wohl ſelbſt nur dem Urheber, der Seele des Ganzen, o König!“ ſagte der Bote.

„Allerdings!“ antwortete Heinrich; „es ſcheint mir aber unmöglich, daß der geneigt ſein ſollte, ſie mir zu enthüllen.“

„Es iſt möglich, denn es iſt ſo!“ ſagte der Bote und riß die kuttenartige Hülle von ſich, die ſeinen Kopf entſtellt hatte, „ſeht und glaubet!“

Der König ſchrak zurück, denn in den Zügen Deſſen, dem er dieſe Nachrichten verdankte, erkannte er ſeinen geſchwornen Feind, den Abt von Weſtminſter.

„Die Ereigniſſe Eines Tages, Heinrich von Lancaſter,“ ſagte der Abt, „haben mich aus Deinem bitterſten Gegner in den unverſöhnlichſten Feind Deiner Feinde verwandelt. Verachtet, beleidigt, mit dem Tode bedroht, von den Lords von Exeter, Surry und Glouceſter, kann mir nur ihr Tod dafür genugthun. Flieh nach London,

ſage ich Dir. Kannſt Du an der Wahrheit deſſen zweifeln, was ich Dir ſage? Weshalb ſollte ich mich in Deine Gewalt begeben? Ich ſage Dir, ich allein bin der Urheber dieſes Anſchlags und er muß Dir binnen einer Stunde den Untergang bereiten, wofern Du nicht augenblicklich flüchteſt."

„Kühner Verräther!" ſagte der König," ich muß und will Dir nicht glauben. Heda, Leute!"

„Halt ein!" ſagte der Abt und vermochte den König nicht weiter zu rufen; „lenke nicht eben die Rache auf Dich, die ich jetzt denen bereite, mit welchen mich noch geſtern ſcheinbar unauflösliche Freundſchaft verband. Ich habe des Herzogs von Exeter Heer übereilt und es iſt kaum eine Stunde hinter mir. Hältſt Du mich noch einen Augenblick zurück und verhinderſt mich, mich bei ihnen wieder einzufinden, bevor man ſich meiner Abweſenheit verſieht, ſo wird man augenblicklich wiſſen, daß ich Dir den Anſchlag verrathen habe und man wird Dir ſo ſchnell nach London folgen, daß Du vergebens zu entfliehen ſuchſt. Laß mich auf der Stelle zu den Verſchwornen zurückeilen. Ehe man das Schloß genommen hat, was vielleicht zwei Stunden währt, kann man von Deiner Flucht nichts erfahren, und Du wirſt aldann ſo weit nach London vorgedrungen ſein, daß kein Verfolger mehr im Stande iſt, Dich zu erreichen."

„Fort denn mit Dir!" ſagte der König; „es iſt Ein Verräther nur, den ich dran wage. . . . Fort mit Dir, fort!"

„Fort auch mit Dir, Heinrich von Lancaster!“ sagte der Abt, als er das Gemach verließ, „wenn es Dir lieb ist, Deinen Kopf auf den Schultern zu behalten.“

Die Wahrheit von der Aussage des Abts bestätigte sich so schnell und so gänzlich, daß Heinrich, gleich erstaunt über die Größe der ihm drohenden Gefahr, als über die seltsame Art, wie sie ihm bekannt ward, sich zu Pferde setzte und heimlich, nur von Wenigen begleitet, Windsor verließ und sich auf den Weg nach London machte.

Als das Heer der Empörer vor Windsor Castle ankam, schickte es sich sofort zur Belagerung an, und anstatt hartnäckigem Widerstande zu begegnen, waren sie freudig überrascht, nach Verlauf weniger Stunden, ehe sie noch recht ernstlich gestürmt hatten, den Belagerten die Thore öffnen und sie zum Einzuge einladen zu sehen. Des Herzogs von Exeter Zorn, als er fand, daß der König entkommen war, stieg fast bis zur Raserei, und nur mit der äußersten Schwierigkeit vermochten der Abt von Westminster und der Bischoff von Carlisle über ihn, nicht Alles, was im Schlosse war gefangen worden, über die Klinge springen zu lassen. „Mylords,“ sagte er, „Heinrich ist jetzt in der Hauptstadt, die Londner sind ihm ergeben und werden bald solche Streitkräfte aufgeboten haben, als ihn in guten Stand setzen, unsere ungeregelten, unkriegerischen Schaaren über den Haufen zu werfen. Hätten wir den Usurpator erwischt, würden wir haben triumphirend gen London ziehen können; sein Tod würde die Herzen seiner Anhänger mit panischem

Schrecken erfüllt haben und wir würden die Thore des Towers haben aufsprengen können, unsern lang eingesperrten Monarchen der Freiheit und seinem Volke zurückzugeben."

„Beruhigt Euch, mein guter Lord," sagte der Abt, „statt unsere Zeit mit eitlen Wehklagen zu vergeuden, laßt uns überlegen, wie wir diesem neuen Unglück, das über uns gekommen ist, bestmöglichst abhelfen. Der König wird unbezweifelt sogleich eine solche Macht zusammenziehen, daß wir unfähig werden, unsere Stellung hier zu behaupten. Laßt also nach Westen uns zurückziehn. Die Stadt Cirencester ist wohl befestigt und wir würden, im Fall es ja nicht rathsam wäre, dem Usurpator uns im offnen Felde zu stellen, ihm hinter ihren starken Mauern Hohn und Trotz bieten können."

„Aber, Mylord," sagte der Herzog von Surry, „Cirencester ist unter der Obhut Sir William Beauchamps, des allerergebensten Dieners Heinrich Bolingbroke's, der uns wohl nicht so leicht die Thore öffnen möchte."

„Sir William Beauchamp aber ist mein Bruder," erwiederte der Abt, „und wenn ich ihm sage, daß König Richard in eigner Person mit uns ist, daß wir Windsor-Castle inne haben, und daß König Heinrich sein Leben nur mit genauer Noth vor uns gerettet hat, so denke ich, ihn wohl zu bereden, durch meine Vermittelung sich mit dem wiedereingesetzten Monarchen, denn er soll es wahrhaftig bald sein, zu versöhnen, und uns Cirencesters Thore zu überlassen. Laßt mich also Euch vorauseilen und ich bin gewiß, Ihr werdet

bei Eurer Ankunft vor der Stadt in dem Befehlshaber und der Beſatzung die zuverläſſigſten Freunde und Anhänger finden.“

„Das iſt weiſe erſonnen,“ ſagte der Herzog von Surry, der jetzt eifrig beſorgt ſchien, ſeinen vorigen beleidigenden Argwohn wieder gut zu machen und dem Abt das unbeſchränkteſte Vertrauen auf ſeine Treue und Weisheit zu bezeigen. „Mylord von Weſtminſter hat ſich ſchon als unſern Schutzengel bewieſen und wir können nicht beſſer thun, als ſeiner Leitung blind zu folgen.“

Der Herzog gab auf des Abts Antlitz nicht eher Acht, bis der düſtere Ausdruck, der augenblicklich darin ruhte, dem der äußerſten Demuth und Gelaſſenheit gewichen war. „Dem guten Herzog von Surry,“ ſagte er, „beliebt es, meine geringen Verdienſte in der Sache, wofür die edlen Lords bewaffnet ſind, zu überſchätzen. Den Erfolg unſers Anſchlags verdanken wir einzig und allein der Schnelle und Entſchloſſenheit, mit der Ihr darauf eingingt. Was meint Ihr aber, Mylords, wollt Ihr mir die Betreibung unſerer Sache bei dem Hauptmann von Cirenceſter anvertrauen?“

„Es ſei, mein werther Lord,“ ſagte der Herzog von Exeter, „und ſputet Euch, ich bitte, denn die allzugroße Nähe bei London macht Windſor zu keinen ſichern Aufenthalt für uns, jetzt da Heinrich unſern Händen entronnen iſt.“

„Der Anfang wäre nicht ſo übel!“ rief der Abt, als er auf Cirenceſter zuritt; „die einfältigen Tröpfe ſind in meinen Netzen. Ihr Narren! Ihr Narren! Glaubtet Ihr, der Geiſt,

der bei einem hingeworfenen Worte Heinrich Bolingbroke's Feuer fing, womit er der Kirche nur im Allgemeinen drohete, werde geduldig persönliche Beleidigungen und Schimpf ertragen, werde sich ungerächt Schuft und Verräther nennen lassen oder vergessen, daß man ihm das Schwerdt auf die Brust setzte? Nein! nein! nein! Liebe kann vergessen werden, Dankbarkeit kann vergehen, selbst Verachtung kann übermannt werden; aber ist das Feuer des Hasses, sein inneres, brennendes Feuer einmal in der Seele entflammt, so ist es untilgbar, und unsterblich wie die Seele selbst."

Solche Gesinnungen im Busen stellte sich der Abt seinem Bruder, dem Königlichen Hauptmann von Cirencester dar. Die beiden Brüder waren sich in Charakter und Neigungen so ungleich wie die beiden politischen Parteien, denen sie angehörten, selbst. Der verschmitzte, arglistige, bösartige, nachtragende Abt war der vollkommenste Gegensatz seines arglosen, großmüthigen, vielleicht zu übereilten und unklugen Bruders. Die versuchten kriegerischen Eigenschaften des Letzteren, seine große Anhänglichkeit an das Haus Lancaster, hatten den König Heinrich bewogen, ihm die wichtige Veste Cirencester anzuvertrauen. Er war nicht wenig erstaunt, seinen Bruder vor sich zu erblicken, von dem er seit mehreren Jahren getrennt war und von dessen jüngstem Anschlag auf des Königs Person, bei dem Turnier zu Oxford, er so eben Kunde empfangen hatte. Er lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit der Erzählung des Abts und der Entwickelung seines

Plantes, die Häupter der Verschwörung den Freunden des Königs in die Hände zu spielen. Und ungeachtet er den zweideutigen Charakter seines Bruders wohl kannte, überzeugte ihn doch dessen Ton und Wesen, daß der Haß, den er gegen die Empörer kund gab, aufrichtig war. Der Abt bedung sich nichts als die Sicherheit des Grafen von Salisbury aus, der sich seiner gegen die Anderen angenommen hatte. Der Bischoff von Carlisle hatte zwar dieselben Ansprüche auf seine Dankbarkeit, da der Abt aber hoffte, durch dessen Aufopferung sich selbst die Inful zu gewinnen, trug er kein Bedenken, das Verderben seines Freundes zu beschließen.

Wenig Stunden nach der Unterredung zwischen dem Abt und Hauptmann kamen die Verbündeten an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann an und lagerten sich vor Cirencester. Sie forderten die Stadt alsbald zur Uebergabe auf, und ihrer Aufforderung entsprach ein Besuch des Abts, seines Bruders und der vornehmsten Behörden der Stadt.

„Großmächtiger Herzog von Exeter," sagte der Abt, „und Ihr andern wackeren Lords und Edlen, die Ihr jetzt die Waffen für den guten König Richard führt, die treupflichtige Stadt Cirencester ist müde des so lang getragenen Joches eines Unterdrückers, bewillkommt Euch freudig in ihren Mauern und bittet Euch, ihre Citadelle im Namen ihres rechtmäßigen Königs in Besitz zu nehmen."

„Iſt dem ſo, Herr Hauptmann?“ fragte der Herzog von Exeter. „Seid Ihr wirklich des Joches Heinrich Bolingbroke's müde, und willig, dieſe ſchöne Stadt in die Gewalt Eures allerhöchſten Herrn zu überliefern?“

„So iſt es, Mylord,“ ſagte der Hauptmann; „und ich trage ſonſt kein Verlangen an Euch, als daß Ihr, die Bereitwilligkeit berückſichtigend, mit der ich König Richards Freunde in Cirencester bewillkommne, mit keiner größeren Truppenzahl in die Stadt ziehet, als Ihr zu Eurem Dienſte und zu Eurer Sicherheit benöthiget ſeid, und daß das Hauptheer außerhalb der Mauern gelagert bleibe.“

„Sechshundert Bewaffnete, Sir William,“ antwortete der Herzog, „ſind Alles, womit wir Eurer Stadt zur Laſt fallen wollen. Sir Thomas Blunt wird während deſſen die Hauptmacht im Lager befehligen.“

Der Hauptmann bezeigte ſeine Einwilligung, indem er ſich ehrfurchtsvoll verneigte, obwohl die Zahl von ſechshundert die überſtieg, auf die er gerechnet hatte. Alle Mannſchaft, die er nur in der Stadt aufbringen konnte, zu Vollſtreckung des beabſichtigten Anſchlags, belief ſich kaum auf zweitauſend, zum größten Theile ſchlecht bewaffnet und zuchtlos; wogegen der Herzog von Exeter zu den ſechshundert, die ihn zur Stadt begleiten ſollten, die allertapferſten und erprobteſten Veteranen erkor. Der Hauptmann würde vielleicht gegen die Aufnahme einer ſo bedeutenden Schaar im Namen der Bürger, denen ſie zur Laſt fallen ſollte, Vorſtellungen gemacht haben,

allein die bedeutende Bewegung, mit der sein Bruder sich den Finger an den Mund legte, vermochte ihn, still zu schweigen. Und der Herzog von Exeter, der Herzog von Surry, der Graf von Salisbury, der Graf von Glouceſter und der Biſchoff von Carlisle nahmen denn an der Spitze von sechshundert Mann, unter wohlerheucheltem beifälligem Zuruf des Befehlshabers und der Bürger, von der Stadt Beſitz.

Am nämlichen Abende wurden die Lords vom Hauptmann in dem Stadthauſe auf das Prachtvollſte bewirthet. Die Gaſtfreundlichkeit und das ſcheinbar herzliche Weſen der oberſten Behörde benahmen den Anführern der Empöret auch das geringſte Fünkchen Argwohn. Der Abt ermangelte ſeinerſeits auch nicht, ſie der Aufrichtigkeit und des Eifers zu verſichern, mit der ſein Bruder der Sache König Richards zugethan ſei. Zweierlei war der liſtige Pfaffe beſorgt zur Ausführung zu bringen: erſtens, die Zahl der Truppen in der Stadt zu verringern; zweitens, den Grafen Salisbury der Schlachtbank zu entziehen, der er unbarmherzigerweiſe alle ſeine Genoſſen geweiht hatte; und als der Hauptmann und die oberſten Stadtbehörden das Banket verlieſſen, begann er einen Anſchlag in Anregung zu bringen, der, nach ſeinem Dafürhalten, beide Abſichten erfüllte.

„Mylord von Salisbury,“ ſagte er zu dem Grafen, „lebt nicht Euer alter Freund und Kampfgenoſſe in dieſer Gegend, der Lord von Berkeley?“

„Er hat ganz in der Nähe, am Ufer der Severne, ein Schloß," entgegnete Salisbury.

„Könnte man doch," fuhr der Abt fort, den Lord für unser Unternehmen gewinnen. Wir würden dieſen ganzen weſtlichen Strich Landes dadurch unſeren Fahnen befreunden."

„In ganz England," ſagte der Herzog von Exeter, „iſt Niemand zu finden, der eher als Graf von Salisbury den Lord Berkeley unſerer Sache geneigt machen könnte."

„Nun dann würde unſer trefflicher Graf," meinte der Abt, „gewiß die Severne hinab zu ſeinem Freund reiten und ihn zur Theilnahme an dem Kampfe für König Richard zu überreden ſuchen."

„Es würde aber gefährlich ſein, lieber Herr Abt," ſagte der Graf, „jetzt ohne gehörige Begleitung zu reiſen. Die Königlichen Truppen ſchwärmen ſicherlich ſchon im Lande umher, und unſere Streitkräfte außerhalb der Mauern ſind zu wenig zahlreich, um irgend einen Angriff auf ſie zu wagen, auch würde es mir keinen Schutz gewähren, wollte ich einige hundert Mann dieſer kriegungewohnten Truppen mit mir nehmen."

„Aber Ihr Pärs von England," ſagte der Abt, „die Freundſchaft Lord Berkeleys iſt nicht ſo geringfügig, daß man ſo leicht auf ſie verzichten ſollte. Was nützt uns ſo ſtarke Macht von ſechshundert Mann hier in den Mauern von Cirenceſter. Der Hauptmann und die Stadtleute ſind unſere guten Freunde und verdienen, daß wir ihnen etwas von ihrer Laſt abnehmen. Laßt nächſten Morgens dreihundert Krieger mit dem

Grafen von Salisbury nach Berkeley-Caſtle aufbrechen und ich zweifle gar nicht, ſie baldigſt zuſammt dem edlen Lord und ſeinen Mannen rückkehren zu ſehen."

„Der Rath des Abts bedünkt mir weiſe," ſagte der Herzog von Exeter; „und wenn Ihr nicht entgegen ſeid, Mylords, ſo mag Graf Salisbury, ſo frühzeitig es ihm beliebt, morgen mit der beſagten Begleitung nach Berkeley-Caſtle aufbrechen."

Die anweſenden Lords drückten ihre völlige Zuſtimmung aus und begaben ſich zur Ruhe! der Herzog von Surry und Graf Salisbury in Eine Wohnung, der Herzog von Exeter, der Graf von Glouceſter und der Biſchoff Carliſle zuſammen in eine andere.

In der Frühe des anderen Tages verließen der Graf von Salisbury und dreihundert Mann der Beſatzung Cirenceſter; und der Hauptmann wußte ſie kaum außerhalb der Stadt und ein wenig fern, ſo ließ er die Thore ſchließen, ließ ſeine Mannſchaften durch Trommelſchlag aus allen Straßen zuſammen entbieten und hatte bald nahe an zweitauſend Bewaffnete unter ſeinen Befehlen auf dem Marktplatze verſammelt. Der Herzog von Exeter, den der Lärm aus dem Schlafe ſchreckte, zog in aller Eile die dreihundert ihm verbliebenen Streiter an ſich und marſchirte ebenfalls nach dem Markte. „Sir William Beauchamp!" rief er dieſem zu, „was bedeutet dies ſeltſame, plötzliche Aufgebot? Dürft Ihr wagen, das Wort zu brechen, das Ihr erſt geſtern Abend uns verpfändetet? Wißt Ihr

nicht, daß die Bewohner von London den König Richard aus dem Tower befreiet, Heinrich Bolingbroke ſtatt ſeiner eingeſperret haben, und eben jetzt mit groſſen Streitkräften auf dem Wege ſind, ſich mit uns zu vereinigen?"

„Du lügſt, verrätheriſcher Graf von Huntingdon," ſagte der Hauptmann, „was Du ſagſt, iſt falſch, falſch wie Dein eignes Herz."

„Huntingdon!" wiederholte der Herzog.

„Ja, Huntingdon!" entgegnete der Hauptmann. „Meinſt Du, ich werde Dich mit Deinem verſcherzten Range eines Herzogs von Exeter begrüſſen? Nein, ſei zufrieden, daß ich Dir den Namen ertheile, in deſſen Beſitz Du noch eine Spanne Zeit ſein wirſt, und ergieb Dich mir als Gefangener."

„Als Dein Gefangener, verworfener Verräther? und als Gefangener Deiner armſeligen Biersöffel!" ſagte der Herzog zornentbrannt. „Ihr Pärs und Edlen von England, und Ihr, wackere Streiter König Richards, hört Ihr den Antrag dieſes Schurken! Antwortet ihm, wie Ihr gewohnt ſeid, auf Schmähungen des Feindes zu antworten. Antwortet ihm nach der Art Eurer Vorfahren bei Creſſy und Prictiers!"

„Haltet ein! haltet ein!" ſagte der Abt, der jetzt an der Seite ſeines Bruders zum Vorſchein kam. Es iſt Alles verloren! Es iſt die Hoffnung hin, Richard von Bordeaux wieder auf den Thron zu ſetzen, man weiß, daß nicht König Richard mit Euch iſt, ſondern der Prieſter Magdalene ſich betrügeriſcherweiſe für ihn ausgiebt. Ich ſtehe nicht länger an, König Heinrich, dieſes

Namens den vierten, als meinen rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen."

„Du nichtswürdigſter aller Verräther!" ſagte der Herzog von Surry, „ſteht es ſo mit Dir?"

„Ja, mein guter Graf von Kent," erwiederte der Abt, „der Ihr Euch nicht ſchämtet, Euer Schwerdt einem waffenloſen frommen Manne auf die Bruſt zu ſetzen! Wie ſtehen Euch die Blicke dieſer guten Unterthanen König Heinrichs an, die Euch jetzt entgegenſtehen und nicht Willens ſind, ſich von Euch unter das Joch eines Tyrannen beugen zu laſſen?"

„Sprecht nicht mit dem elenden Wichte, guter Vetter," ſagte der Herzog von Exeter, „und ſcheuet nicht die Schaar herz- und markloſer Feiglinge, die ihn umſtehen. Auf, auf, kühne Pärs, kämpft für Euren rechtmäßigen Herrſcher! Auf, brave Krieger, kämpft für König Richard und das Unterhaus!"

Die Uebergewalt der Königlichen Partei war entſetzlich; doch griff der Herzog von Exeter ſo einſichtsvoll und heftig an, daß er die Bürgerſchaaren eine Strecke zurücktrieb. Nunmehr nahm aber der Theil der Angegriffenen, welcher die Beſatzung des Orts ausmachte, ſeine Schleudern und Pfeile zu Hülfe; ſie gaben damit den Soldaten des Herzogs furchtbare Rache zurück, die Bürger ihrerſeits unterſtützten ſie mit ihren Lanzen und Keulen, und bald gelang es der andrängenden Uebermacht, die Reihen der dreihundert Feinde zu brechen. Die beiden Herzöge verſuchten zwar, ſich den Rückzug in ihre Behauſung zu decken; ihre Begleiter kamen aber hau-

ſenweiſe bei dieſen Bemühungen um. „Steckt ihnen die Stadt über den Köpfen an, zerſtört die Wohnungen der Verräther!“ rief der Herzog von Exeter. Es wurde dem Befehle raſch gehorſamt. Eine Abtheilung Truppen, unter Anführung des Grafen von Glouceſter, raffte alle Brennſtoffe zuſammen, deren ſie in der Geſchwindigkeit habhaft werden konnten, und die ganze Stadt Cirenceſter ſchien in Flammen zu ſtehen. Die Bürger ſtarrten einige Augenblicke in ſtummem, regungsloſem Entſetzen auf ihre einſtürzende Wohnungen, und die Herzöge benutzten die Dauer ihrer Lähmung, ſich indeß in ihre Häuſer zu flüchten. Die Starrheit der Stadtbewohner war aber raſch vorübergehend; als ſie ſich von ihr erholten, ſchrieen ſie laut vor wilder Rachgier auf und begannen, die Häuſer, in denen ihre Feinde waren, zu berennen. Steine und Pfeile regnete es durch jede Oeffnung hinein, Sturmleitern wurden an die Fenſter gelehnt und von den Angreifenden beſtiegen, obwohl ſie, Einer nach dem Andern, zu Schaaren von den Pfeilen der Belagerten herunter geworfen wurden; zuletzt aber kehrten jene eben die Waffen, deren Gebrauch der Herzog ihnen gelehrt hatte, gegen ihn ſelbſt; die beſtürmten Häuſer wurden angezündet und die Bürger ſahen unter wildem Jubelgebrüll ruhig dem Umſichgreifen der Zerſtörung zu, indem ſie ihre Bogen auf einen Jeden richteten, der der Flamme Einhalt zu thun verſuchte. Die Herzöge entſchloſſen ſich, ihr Verſteck abermals zu verlaſſen, ſtellten ſich an die Spitze des geringen Ueberbleibſels ihrer Truppen,

stürmten in die Straßen zurück und machten einen verzweifelten Angriff auf Sir William und die Seinen. Das Gemetzel war unerhört, das Leben jedes fallenden Kriegers ward durch den Tod wenigstens drei seiner Feinde gerächt. Die Ungleichheit aber in der Zahl der streitenden Parteien war keine Kraft noch kein Muth im Stande zu ersetzen; der Herzog von Exeter ward endlich von einem Pfeilschuß getödtet, und seine Leute warfen die Waffen von sich und flohen. Der Graf von Glouceſter und ein geringes Gefolge machten den Verſuch, der Stadt zu entfliehen, um ſich mit ihrer außerhalb auf den Feldern gelagerten Hauptmacht zu vereinigen; ſie fanden aber, daß ihr großes Heer bei'm Anblick der brennenden Stadt ſich zerſtreut hatte und in der Meinung von dannen geflohen war, König Heinrich ſei mit ſeiner Kriegsmacht in ihr angekommen und habe die verſchwornen Großen gefangen. Am Ende des Schlachtens dieſes Tages, und nachdem die Bewohner der Stadt die Feuersbrunſt gelöſcht hatten, wandelte der Abt von Weſtminſter, gleich dem frohlockenden böſen Feinde, über die Haufen Todter und Sterbender, die die Gaſſen von Cirenceſter bedeckten, und lächelte jedesmal mit teufliſcher Zufriedenheit, wenn er in den Zügen eines der Erſchlagenen einen der Verſchwornen entdeckte, die ihn durch Drohungen oder Verdacht beleidigten. Die Leichname des Herzogs von Exeter und Grafen von Sommerſet ſchienen ihm, nach dem Ausdruck beſonderer Zufriedenheit zu urtheilen, den ſein Antlitz bei ihrem Erblicken verrieth, Gegenſtände

ausnehmender Freude zu ſein. Dieſe Freude ward aber faſt zum raſenden Entzücken, als er dem noch warmen Körper des jungen Herzogs von Surry nahe kam. „Warum ſetzt Ihr mir denn jetzt nicht das Schwerdt auf die Bruſt?“ ſagte er, „warum gebraucht Ihr den Dolch nicht, den Eure Mörderhand noch krampfhaft umſchließt? warum nennt Ihr mich nicht Verräther, Buben, Schuft? Ich bin Euch ja nahe genug, es zu hören!“ Bei dieſen Worten bog er ſich nieder und ſtarrte in die blickloſen Augen, als es ihm war, als glimme in ihnen noch der letzte Funken von Leben; er fühlte ſeine Hand von dem vermeintlichen Todten ergriffen und ſich zu ihm niedergezogen. Urplötzliche Furcht ſowohl als Kraftverluſt, den er in ſeiner geringen Theilnahme an den Beſchwerden des Tages erlitten hatte, beraubten den Abt des Vermögens, ſich zu regen, Surry bot dagegen alle ihm verbliebene Kraft auf, ſeinen Todtfeind mit einer Hand feſtzuhalten, ſchwang mit der anderen den Dolch nach ihm, wälzte ſich über ihn hin und ſtarb in der Kraftanſtrengung, mit der es ihm gelang, dem Abte den Dolch in die Gurgel zu bohren.

Die Grafen von Salisbury und Glouceſter wurden bald nachher von den Königlichen erwiſcht und Beide enthauptet; der Prieſter Magdalene ward ebenfalls feſtgenommen, als er im Begriff ſtand, ſeine Flucht nach Schottland zu bewerkſtelligen, und in Tyburn gehangen; und der Biſchoff von Carliſle, der zwar dem Gemetzel in den Straßen von Cirenceſter entkam, ſtarb

bald nachher in dieser Stadt, mehr an Furcht als an Krankheit.

Also schlug es dem Abte von Westminster fehl, den König Heinrich zu verderben, und die Verschwörung endete mit dem Tode aller Verschwornen.

Die Hexe von Eye.

„Seid unbesorgt, seid unbesorgt, guter Sir John; Eleonoren Cobhams starkes Herz wird sie nicht verlassen, obschon ich nicht gerathen hatte, bei diesen Orgien anwesend zu sein. Also, Du sagst, Margarethe Jourdmain sei dort, und Roger Bolingbroke stehe ihr bei?“

Es sprach ein Weib diese Worte, das zwar über ihre besten Jahre hinaus, doch immer noch bemerkbar war, wegen ihrer stattlichen, majestätischen Haltung und der Schönheit und Regelmäßigkeit ihrer Züge. Sie schien etwa sechs Fuß hoch zu sein, ihr langes, wallendes, sonst rabenschwarzes, jetzt graues Haar, fiel in reichen Locken ihrem Nacken entlang und ihre hohe, bleiche Stirn bildete den seltsamsten Gegensatz zu ihren dunkeln, feurigen Augen. Die Pracht ihrer Kleidung verrieth zur Genüge ihren Rang und Reichthum. Sie trug ein langes, fließendes Gewand von Silberstoff, ihr Haar war mit Edelgestein durchwunden und kleine Bouquets von großen, unschätzbaren Perlen und Juwelen hingen auf ihre Stirn herab; ein goldenes Halsband, von dem eine schwere goldene Kette herniederfiel, glänzte auf ihrer Brust. Sie saß in einem mit seltsamem, künstlichem Schnitzwerk

verzierten, elchenen Lehnsessel, inmitten eines großen gothischen Saales, durch dessen gemahlte Fensterscheiben das Mondenlicht in vielfältigem Farbenspiel hereinfloß. Die Wände des Saales waren mit reichen Teppichen behangen und der Fußboden mit Matten belegt. Ein großer silberner Kandelaber mit brennenden Wachskerzen hing von der Decke herab und erhellte den Saal. Vor der Lady stand ein eichenes Tischchen von gleicher Arbeit wie der Stuhl, auf dem sie saß, und es lagen darauf, weit aufgerollt, mehrere Blätter Pergament, in denen sie eben gelesen zu haben schien. Ihr gegenüber stand ein Mann, dessen geschornes Haupt, von dem Nacken herabhängender Rosenkranz, weiter Priesterrock und schmales Skapulier ihn für einen Mönch vom Cistencienser Orden erwiesen. Er war kurz und mager, hatte kleine rothe Augen, spitzige Adlernase, schwarzen Bart und schwarze Augenbraunen, und der Ausdruck seines Gesichts war außerordentlich scheu, zugleich aber auch etwas zurückschreckend und bösartig.

„Sie sind," entgegnete er auf der Lady Frage, „im Dienste Eurer Gnaden seit der Mittagsstunde emsig beschäftigt. Es ward um diese Zeit das Wachsbild vollendet und das Feuer angezündet, und von der nämlichen Stunde an begann Heinrich sich zu verzehren, an Mark und Bein hinzuschwinden, und so wird es mit ihm fortgehen, bis den Thron von England ein Würdigerer einnimmt."

„Ich danke Euch, guter Sir John," sagte die Lady, löste sich das goldene Halsband und die Kette ab und legte Beides in die Hände des

Prieſters; „ich bin Euch vielen Dank ſchuldig. Thu' ich nicht recht, Sir John? Der Himmel weiß, daß ich ſo gar keine ehrgeizigen Abſichten dabei habe, daß ich auf dieſes ſcheinbar heilloſe Werk aus keinem andern Grunde eingehe, als aus Mitleiden mit dem Elend, in dem das unglückliche Engliſche Volk unter'm Zepter des ſchwachen, unfähigen Heinrichs ſchmachtet, der ein williges Werkzeug alles Unheils iſt, in den Händen der Wölfin aus Frankreich und des neugebackenen Herzogs von York, Richard Plantagenet.“

„Ihr fragt noch, edle Frau, ob Ihr nicht recht thut?“ wiederholte der kriechende Pfaffe. „Euer Gnaden ſeid nur darum zu tadeln, daß Ihr ſo lange angeſtanden habt, jenes Wiſſen und jene Künſte in's Werk zu ſetzen, in deren Geheimniſſe Euer geringer Knecht das unwürdige Mittel war, Euch einzuweihen, um allem dem Unheil ein Ende zu machen, das ſo ſchwer auf unſerm Lande laſtet. Wie wird nicht das getreue Herz Eures Dieners Hume frohlocken, wenn das willkommene Geſchrei in ſein Ohr tönt:“ „Gott ſegne König Humpfried! Gott ſegne Königin Leonore!“

„Still! ſtill! guter Hume!“ ſagte die Lady, „was plauderſt Du da!“ Aber ein Lächeln der Hoffnung flog zu gleicher Zeit über ihr Antlitz, und ſtrafte die Worte ihres Mundes Lügen. „Der Himmel weiß, daß Niemand in dieſem Lande inbrünſtiger für das Wohlergehen Heinrichs von Lancaſter beten würde, als Leonore Cobham, wäre England nicht durch ſein Leben eine Beute Margarethens von Anjou und Richards Plantage-

nen. Aber, lieber Hume, ich möchte doch gern einiges Nähere über mein zukünftiges Schicksal wissen. Wann willst Du den Geist heraufbeschwören, der die Fragen beantwortet, die ich ihm vorlege?"

„Hohe Frau," antwortete Hume, „nur durch strenge, peinvolle Büßungen, durch anhaltende Nachtwachen und langes Fasten vermag ich über die unsichtbare Macht, der ich diene, Euer Gnaden Wunsch zu befriedigen. Weder Margarethe Jourdmain, noch Roger Bolingbroke können mir dabei behülflich sein, denn sie haben zu geringe Erfahrung in dem geheimen Wissen, um im Stande zu sein, ihrem Willen Geister zu unterwerfen. Zeit, eine kurze, aber sorgsam verbrachte Zeit wird mich ermächtigen, Jemand zu Euch heraufzubeschwören, der Euch alle Geheimnisse der Zukunft entschleiert."

Hätte die Herzogin in diesem Augenblicke den Kaplan angesehen, sie würde in seinem Erbleichen und Erbeben den Heuchler und Betrüger erkannt haben. Was auch immer an den vorgeblichen magischen Kräften sein mochte, die Jourdmain und Bolingbroke besitzen sollten, Hume's ganze Zauberkünste bestänben in dem Einflusse eines starken Geistes über einen schwächlichen. Die Herzogin kannte ihn als einen Mann von großer, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und mannichfachen Vorzügen, und war von ihm in der Sprachkunde und in Naturwissenschaften unterrichtet worden. Sie erkannte demnach leichtlich seine vorgeblichen Kenntnisse tieferer und geheimnißvollerer Art an, und er bereicherte seine Taschen, indem

er ihr ehrgeiziges Hoffen nährte und vermeintlich es zu erfüllen bemüht war, und überließ sich falschen Freuden und Vergnügungen, von denen nicht sein Priestereid, sondern nur beschränkte Mittel ihn abzuhalten vermocht hatten. Er hatte ihr versprochen, einen Geist heraufzubeschwören, der ihr zukünftiges Schicksal voraussage, und hatte zwei Schwarzkünstler in Dienst genommen, ein Wachsbild des Königs zu fertigen, der sodann, wie sie behaupteten, nach und nach einer seltsamen Krankheit unterliegen und absterben werde, so wie das Wachsbild an einem Feuer schmelze, das sie bereits angezündet hatten. Hume wußte sehr wohl, daß an seinem geheimen Wissen nichts war, und glaubte, es werde mit dem seiner Genossen auch nicht anders beschaffen sein. Der Tod des Königs und die Thronerhebung der Lady Leonore, waren Dinge, die der schlaue Priester keinesweges beabsichtigte, er hatte nichts weiter im Sinn, als seine Vergnügungen und Schätze mittelst der freigebigen Herzogin von Glocester zu vermehren.

„Hume!" sagte die Lady, „beschleunige die Zeit, die meine Wünsche erfüllt. Unterdeß empfange meinen Dank für die Dienste, die Du mir alle schon geleistet hast. Verlaß mich jetzt aber einen Augenblick, guter Sir John, mein Gemahl naht."

Der Priester verneigte sich tief und verließ eben, als der Herzog eintrat, das Zimmer. Humphried, Herzog von Glocester, war der Sohn Heinrichs V., von diesem Monarchen zum Protektor des Reichs, während der Minderjährigkeit

des jungen Königes ernannt, und hatte ſich durch ſeine Tugenden und milde, gerechte Herrſchaft den Zunamen des Guten erworben. Er trat haſtig und bewegt ein, ſein Antlitz war bleich, ſeine Lippen zitterten und ſein Auge rollte wild und ſcheu umher. „Mein gnädiger Herr," ſagte die Herzogin, „was iſt Euch? Ich fürchte, es hat Euch ein ſeltſames, unerwartetes Unglück betroffen!"

„Leonore!" ſagte der Herzog, „der junge König iſt plötzlich und gefährlich erkrankt. Die Aerzte können weder die Urſache ſeines Uebels errathen, noch Mittel ausfindig machen, es zu lindern."

„Ha!" ſagte die Herzogin und ihre Augen funkelten, ihre Wangen erglühten. „Plötzlich, ſagſt Du, Humphried, ſei der König erkrankt? Sag', zu welcher Stunde?"

„Zur Mittagsſtunde," antwortete der Herzog.

„Zu Mittag, Mittag," wiederholte die Herzogin vor ſich hin, faltete die Hände und ſchritt in einem Zuſtande geiſtiger Abſpannung im Zimmer hin und zurück. „Zu dieſer Stunde war es ja, wie Hume mir ſagte, daß die weiſe Frau ihr Werk vollendete. Humphried," fügte ſie, zu ihrem Gemahl gewandt, hinzu, „der König wird ſterben."

„Das wolle der Himmel verhüten!" erwiederte Herzog Humphried; „ſo jung, ſo gut, ſo fromm!"

„Deſto beſſer, Humphried, taugt er für den Himmel!" unterbrach ihn die Herzogin. „Für dieſe Welt und beſonders für den Standpunkt, den er in ihr einnimmt, iſt er unter allen Men-

ſchen der Alleruntauglichſte. In einem Kloſter oder in einer Einſiedelei wäre er wohl an ſeinem Platz geweſen, aber den Thron von Frankreich und England vermag er nicht zu behaupten, und das Zepter Heinrichs des Fünften regiert keine Kinderhand.“

„Ach!“ ſagte der Herzog von Glouceſter, „er wird Beides wohl am längſten ſein genannt haben.“

„Dem Willen des Himmels muß man ſich unterwerfen,“ ſagte Leonore, „und wenn die Engländer einſt in der Nothwendigkeit ſind, ſtatt König Heinrich König Humphried zu gehorſamen, werden ſie eine ſolche Heimſuchung ſchon geduldig ertragen.“

„Nun, bei'm Himmel, Leonore!“ ſagte der Herzog, und dem Ausdruck tiefen Kummers, der ſein edles Angeſicht umwölkt hatte, folgte heftige Entrüſtung und Zorn: „Du machſt mich toll. Iſt es wohl erhört, daß wir in unſerem Alter noch eitle Träume des Ehrgeizes nähren? Und kann die Krankheit eines jungen, tugendſamen Fürſten wie Heinrich ſeinen nächſten Anverwandten wohl ein Gegenſtand des Frohlockens ſein? Ich fürchte, Leonore, Stolz und Ehrgeiz haben Menſchlichkeit und Milde in Deinem Buſen erſtickt! Ich fürchte auch,“ fügte er mit leiſer, gedämpfter Stimme hinzu, und große kalte Schweißtropfen traten auf ſeine Stirn, „ich fürchte, Du wandelſt auf unheiligen, ſtrafbaren Wegen. Sieh Dich vor, Leonore Cobham, ſei auf Deiner Hut! Der öffentliche Argwohn iſt gegen Dich wach, die Königin liebt Dich nicht,

der Herzog von York dürstet nach Deinem Blute und Humphried Glouceſters Kraft, Dich zu vertheidigen und zu ſchützen, wird tagtäglich ſchwächer und ſchwächer."

Das Bewußtſein ihrer Schuld und die unerwartete, plötzliche Anklage machten die Herzogin von Glouceſter verſtummend. Die vorherige Röthe ihrer Wangen gab einer Todtenbläſſe Raum, ihr Athem ward ſchwer und kurz und ſie erbebte an allen Gliedern. „Humphried," ſagte ſie endlich, als ſie mit heftiger Anſtrengung wieder die Herrſchaft über ſich gewann, richtete ſich hoch empor und legte ihre Hand auf des Herzogs Arm; „das iſt grauſam und lieblos von Dir, und mir ſehr unerwartet. Weil ich angefangen habe, mich mit nützlichem Wiſſen abzugeben, beſchuldigt mich der unwiſſende Pöbel der Ausübung von Zauberkünſten; und die Bosheit derjenigen meiner Feinde, die Bildung und Weltkenntniß genug beſitzen, einer ſo lächerlichen Anſchuldigung keinen Glauben beizumeſſen, hat ſie beſtätigt und noch weiter verbreitet. Daß aber der Herzog von Glouceſter, der gelehrteſte, höchſtgebildete Prinz der Chriſtenheit, aus deſſen wohlerleſener Bibliothek ich eben das Wiſſen erlangte, das mir jetzt zum Verbrechen angerechnet wird, ſich dem Pöbel und der Bosheit in ihrem ſinnloſen Geſchrei anſchließt, iſt mir ein ſo harter, ſchmerzlicher Schlag, auf den ich, wie ich geſtehen muß, nicht vorbereitet war. Geht, Herzog Humphried, klagt mich an bei'm König, bringt Eure Gattin der wüthenden Margarethe von Anjou und Richard Plantagenet zum Sühnopfer.

Suffolk wird Euch zulächeln, Euer guter Oheim Beaufort wird Euch noch einmal väterlich in seine Arme schließen, und man wird über Leonorens Cobhams Grab lustig tanzen und jubeln.“ Bei diesen Worten stürzte sie hinaus aus dem Zimmer und ließ den Herzog, über dessen Gefühle sie sich wohl bedeutenden Einflusses bewußt war, von Kummer und Leid durchdrungen, sie gekränkt und beleidigt zu haben, wenn er gleich aus seinem Gemüthe nicht gänzlich den Argwohn verbannen konnte, der darin rege geworden war. Zum Erstaunen und zur Freude der Herzogin und zu Hume's Bestürzung, langten von Tag zu Tage Nachrichten von der anwachsenden Krankheit des Königs an und von der Unwirksamkeit aller gebrauchten Mittel, ihr Einhalt zu thun. Der Kaplan, der in dem Wahne gestanden [illegible], die Genossen, die er angeworben, den Beutel der Herzogin mit leeren zu helfen, werden durch ihre Zauberkünste eben so wenig den König tödten, als er einen Geist beschwören, begann zu fürchten, ihre teuflische Erfahrung möge nicht erlogen sein, denn die Fortschritte, die des Königs Krankheit machten, standen mit dem Verfahren der Hexe von Eye und Bolingbroke's im seltsamsten Zusammenhange. So habsüchtig und sittenlos er auch war, brach ihm doch der Muth bei dem Gedanken, des Mordes seines Monarchen auf solche Weise mitschuldig zu sein. Zu der Reue über sein Verbrechen gesellte sich auch ein nicht geringer Antheil Furcht von den Folgen, die für ihn daraus hervorgehen möchten; denn es war keineswegs ausgemacht, daß

unter den mannichfachen Parteien, die sich nach des Königs Tode bilden würden, die seiner Gebieterin den Sieg davontrage. Zu Vermehrung seiner Verlegenheit hatte Leonore ihn immer dringender ermahnt, den Geist endlich einmal zu beschwören, der, nach seinem Versprechen, ihr künftiges Geschick vorhersage, und da er sich immer entschuldigte und sie vertröstete, zuletzt in Ausdrücken, die seinen Stolz schwer verletzten, hart wurde. Mürrisch und niedergeschlagen diesen Gedanken nachbrütend, schritt Hume in dem großen Saale des Herzoglichen Palastes auf und nieder. Er hatte so eben von Bolingbroke Kunde von dem außerordentlich günstigen Erfolg ihres Werkes empfangen, zusammt der Weisung, in weniger als zwölf Stunden werde das Wachsbild gänzlich geschmolzen sein, und König Heinrich hinwegdieser Zeit also seiner Krankheit erliegen.

„Rette mich, rette mich, barmherziger Himmel!" rief er aus, „warum mußte ich mich mit Leib und Seele diesem teuflischen Bunde verschwören? Ich will die höllischen Fesseln brechen, die mich umfangen; ich will zum Herzog von York eilen, ihm Alles entdecken, und da es noch Zeit ist, König Heinrich den Schlingen seiner Feinde enziehen. Und doch," fügte er nach kleiner Weile hinzu, „ist es nur eitle Furcht, von der ich mich übermannen lasse. So sonderbar es auch sein mag, daß des Königs Unwohlsein gerade mit der Zeit jener Spiegelfechterei zusammentrifft, so folgt doch nicht daraus, daß sie eben aus dieser entstehe, und ich habe ja heute noch

nicht das Geringste von etwaigen Symptomen gehört, die des Königs nahen Tod verkündeten."

In diesem Augenblicke führte der Zufall den Herzog von Gloucester mit einigen Dienern durch den Saal; als er bei Hume vorbeikam, verneigte sich dieser ehrfurchtsvoll. „Betet, guter Sir John, betet für unsern frommen König, dessen irdische Laufbahn sich ihrem Ende nahet."

„Ich hoffe zu Gott," sagte Hume sich kreuzend, „Seine Hoheit werde noch viele Jahre leben und sein treues, glückliches Volk beherrschen."

„Ihr hofft vergebens, Hume," sagte der Herzog, „ich habe so eben von Königin Margarethe Botschaft bekommen, die meine schleunige Hinkunft verlangt und mir die Nachricht bringt, daß der König keine zwölf Stunden mehr zu leben hat. Gehabt Euch wohl, ehrwürdiger Vater! vergeßt nicht, für das Wohl von König Heinrichs Seele zu beten."

Hume starrte den Herzog, der Sprache beraubt, entsetzt und furchtvoll an. „Zwölf Stunden!" rief er, als der Herzog und sein Gefolge fern waren, „in eben der Zeit, sagt Bolingbroke, soll das hölliſche Werk vollzogen sein. Ich will mich rein waschen von dieser abscheulichen That. Der Herzog von York soll den verbrecherischen Wandel der Herzogin erfahren. Und doch möchte ich nicht gern eben die Frau in's Verderben stürzen, der ich Alles verdanke, was ich bin und habe, ich kann sie nicht dem Beile des Henkers...." In diesem Augenblicke fühlte er sich heftig bei'm Arme ergriffen, und als er sich umwandte, sah er eben Diejenige vor sich stehen, die seine Ge-

danken so eben vorzugsweise beschäftigt hatte. Der Herzogin Gesicht glühte ungewöhnlich, ihr Auge schien zu flammen, und ihre hohe Gestalt sich zu noch majestätischerem Ansehen zu vergrößern. Sie sah aus als führe sie in ihrer Hand schon das Zepter von Frankreich und England, und als trage sie schon auf ihrem Haupte das Königliche Diadem.

„So düster und in Gedanken, Sir John Hume?" fragte sie, „und eben zu einer Stunde, in der all' unsere Arbeit des Lohnes gewärtig ist?"

„Ich verstehe Euer Gnaden Meinung," sagte der Priester, „der König liegt im Sterben."

„So ist es," sagte die Herzogin, „Dank Deiner mächtigen Kunst."

Hume schauderte, und indem er seinen Arm zur Stirn erhob, wischte er sich die Schweißtropfen von ihr hinweg: „Gnädigste Frau, sprecht nicht so!" rief er aus, „ich lebe der Hoffnung, Seine Hoheit werde noch, zum wenigsten eine Zeit lang ....; verzeiht, verzeiht mir; ich weiß nicht, was ich sage; würde es aber nicht gut sein, unser Werk aufzuschieben? Vielleicht entspringt des Königs Krankheit aus natürlicher Ursache, und dann...."

„Still, still!" sagte Leonore, „Du sprichst kindisch. Es war der Wille des Schicksals, daß Margarethen von Anjous Krone auf meine Stirn gedrückt werde! Aber Hume," fügte sie in entschlossenem, fast zornigem Tone hinzu, „ich muß diesen Geist ungesäumt sehen und sprechen. Ich will mich nicht länger vertrösten lassen; und vermag Deine Kunst nicht, ihn zu beschwören, so

muß ich Anderer Hülfe ſuchen, die mächtiger ſind und erfahrner.“

„Noch nicht, hohe Frau, noch nicht,“ ſagte Hume, „und ich beſchwöre Euch, Ihr wollet noch einmal bedenken, ob wir nicht in unſerem Verfahren gegen den König zu raſch und unbeſonnen ſind. Befehlt der Hexe von Eye und Bolingbroke, die Sache vor der Hand ruhen zu laſſen. Erfolgt auf des Königs Krankheit ſo plötzlicher Tod, ſo möchte die Welt argwöhnen...“

„Nicht weiter, Pfaffe!“ ſagte die Herzogin, deren ungeſtümes, hochfahrendes Weſen für einen Augenblick ihre Klugheit überwältigte, und ſchlug dem Prieſter heftig in's Geſicht; „ſchweig, feiger Schwätzer! Du biſt nicht da, mir zu rathen, ſondern mir zu gehorchen. Beſchwöre mir Deinen Geiſt oder, bei'm Himmel?...!“

Indem traf der Herzogin Auge auf Hume's Geſichtszüge und ſchrack zurück und entſetzte ſich über den vermiſchten Ausdruck von Bosheit, Verachtung und Triumph, den ſie in ihnen las. Leonore Cobham beſaß zwar ſtürmiſche, wilde Leidenſchaften, hingegen aber auch große Meiſterſchaft in der Kunſt, ſie zu bemänteln und ſich zu verſtellen. Im Nu war aller Zorn aus ihrem Antlitz verdrängt, ein Lächeln trat auf ihre Lippen und ihr ganzes Weſen ſchien reinſte Heiterkeit.

„Wie? Hume!“ ſagte ſie, „Du ſiehſt ja aus, als meinteſt Du, wir wären wirklich beleidigt und uneingedenk der Dienſte, welche unſer guter Kaplan uns geleiſtet hat! Nicht doch, nicht doch; aber gewiß und wahrhaftig, Sir John, ich muß

dieſen Geiſt ſprechen. Willige in den Wunſch Deiner Herzogin.“

„Meine Königin,“ ſagte Hume, ſich auf ein Knie niederlaſſend und dieſe Stellung benutzend, um ſeinen Zügen den Ausdruck der Demuth und Ergebenheit einzuprägen.

„Gleichviel, ob Herzogin oder Königin,“ ſagte die Lady, „Leonore Cobham wird denen, die ihr Gehorſam leiſten, fürſtlich lohnen.“

„Euer Gnaden Wille,“ ſagte Hume, „iſt Eurem geringen Diener Geſetz. Noch dieſe Nacht, wenn es Euch ſo genehm iſt, ſoll Euer Wunſch erfüllt werden.“

„Ha!“ ſagte die Herzogin, „zu welcher Stunde?“

„In der eilften Stunde, eine Stunde bevor der Zauber, der König Heinrich Tod bringt, ſein Ziel erreicht, führe ich Euch in mein Gemach, wo die Hexe von Eye und Bolingbroke thätig ſind. Dort ſollt Ihr den Geiſt ſehen und vernehmen, der Euch Euer künftiges Schickſal wahrſagt.“

„Ihr ſollt mich bereit finden, guter Sir John,“ ſagte Leonore und ließ eine Goldbörſe in ſeine Hand fallen. „Ihr ſollt mich in der eilften Stunde bereit finden, Euch zu folgen.“

Bei dieſen Worten bewegte ſie ihre Hand nach dem Prieſter und verließ ihn.

„Und in der eilften Stunde, ſtolze Leonore Cobham,“ ſagte Hume, indem er ihr, wie ſie den Saal verließ, langſam mit den Augen folgte, „werde ich Dir einen Geiſt heraufbeſchwören, von dem Du Dich mit allen Schätzen Englands gern

loskaufen würdeſt. — Es fehlte nur dies noch," fügte er hinzu und ſeine Augen füllten ſich mit teufliſcher Grauſamkeit, „nur dieſer entehrende Schlag, meinen Entſchluß unabänderlich feſtzuſtellen." Er ſchwieg einen Augenblick, aber in dieſem Augenblicke verrieth ſein glühendes Auge, ſeine erbleichende Stirn und hochwallende Bruſt, daß Gedanken in ihm auf- und niederſtiegen, die ſein Gemüth auf ein Jahrhundert hätten beſchäftigen können. Endlich hüllte er ſich dichter in ſeinen Mantel, zog ſich die Kutte bis über die Stirn und rief: „Ich hab' es, ich hab es!" und ſtürzte zum Saale hinaus.

Dieſe Unterredung ging etwa in der Mittagsſtunde vor, und es war kaum der letzte Schlag der eilften Stunde verhallt, als die Herzogin von Glouceſter, auf Hume's Arm gelehnt, das Zimmer betrat, in dem ihre Helfershelfer das ſchändliche Werk vollzogen oder es zu vollziehen vorgaben. Es war ein geräumiges, hohes Zimmer, das der Herzog von Glouceſter zum Gebrauch des Kaplans beſonders hatte einrichten laſſen, und wo hinein Niemand außer ihm die Erlaubniß hatte, einen Fuß zu ſetzen. Hier hatte Hume demnach die ſchönſte Gelegenheit, ohne Unterbrechung oder Entdeckung zu beſorgen, jenem geheimen Wiſſen obzuliegen, dem er ſich ergeben hatte, das jedoch mit ſeinem heiligen Amte nicht recht übereinſtimmen wollte. Die Herzogin erbebte bei'm Eintritte; denn die bleiche, düſtere Flamme, die allein das Zimmer beleuchtete, warf ein unheimliches, übernatürliches Licht auf Alles, worauf ſein Schein traf. Eleonore Cobham bemei-

ſterte bald die Furcht, die ſie anfänglich überwältigen wollte, und ſchritt in dem Gemach vor. Das Feuer, von dem dieſes geiſterartige Dämmerlicht ausging, glühete auf einem Heerde am öſtlichen Ende des Zimmers. Ueber ihm kauerten zwei Geſtalten, deren ſchmutzige Kleidung, entſtellte Formen, und bleiche, abgezehrte Geſichtszüge mit der ganzen Scene in gräßlichem Einklange ſtanden. Die eine war ein Weib, von Alter und Krankheit krummgebeugt; auf ihrem Kopfe ſchimmerten nur noch hier und da einige Büſchel weißer Haare, die dagegen auf Lippen und Kinn im Ueberfluß wuchſen: ihre Backen waren hohl und eingeſunken, ihre Lippen bleich und dürr, und wie ſie ſich, während die Hexe einige teufliſche Zauber- oder Beſchwörungsformeln zu murmeln ſchien, auf und niederbewegten, ward in dem ganzen Munde auch nicht Ein Zahn ſichtbar. Ihre Rechte ruhte auf einem Stabe, ihre Linke war dagegen emporgehoben und bewegte ſich im Verlauf des Spruches, den ſie abmurmelte, auf und nieder. Ihr Begleiter war ein magerer, zuſammengeſchrumpfter alter Mann, dem ein grauer Bart bis auf die Bruſt niederhing und der einen großen Folianten, worin er emſig las, in der Hand haltend, am Feuer kniete und über die Richtigkeit der Formeln, die die Alte abſtammelte, ſein Buch zu Rathe zu ziehen ſchien.

So muthig die Herzogin ſonſt auch war, konnte ſie doch nicht umhin zu ſchaudern und ſie faßte Hume's Arm ſtärker, als ſie auf dieſe beiden entſetzlichen Weſen ſtarrte, beſonders da ſie noch überdieß wahrnahm, daß dieſelben, wie ſie

auch mitten in der vollen Gluth des Feuers saßen, keinen Schatten warfen, weder auf den Boden, noch an die Wände. Ein Gegenstand höheren Interesses lenkte ihre Aufmerksamkeit aber bald anderwärts hin. Am entgegengesetzten Zimmerende stand eine große Wachsfigur, die man auch ohne die Krone auf ihrem Haupte, ohne das Zepter in ihrer Hand, für den König Heinrich würde erkannt haben, so vollkommen und getreu war die Abbildung des Monarchen. Wohl schon seit einem Monat stand das Wachsbild an der besagten Stelle und das Feuer ihm gegenüber war unaufhörlich unterhalten worden. Während dieser Zeit war die Figur immer mehr und mehr geschmolzen, und hatte sich an der Hitze abgezehrt, und sie schien jetzt einem Manne zu gleichen, den Krankheit gänzlich entkräftete und an den Rand des Grabes führte. Die Herzogin, die den König Tags vorher gesehen hatte, lächelte boshaft, als sie das treue Abbild dessen vor sich sah, den sie durch solche Hexenkünste Untergang bereiten wollte. Es herrschte das allertiefste Schweigen im Zimmer, nur die leis abgemurmelten Sprüche der Hexe und zuweilen das Knistern der Flamme unterbrachen es. Die Herzogin endete das verhängnißvolle Schweigen, indem sie zum Feuer trat und zu den unheimlichen Gestalten sagte:

„Ihr seltenen Künstler! Empfanget Leonoren Cobhams Dank und seid gewiß, sobald Euer Werk beendet ist, Euren wohlverdienten Lohn zu empfangen.“

Die Leute, zu denen ſie ſprach, waren Margarethe Jourdain oder Jourdmain, beſſer bekannt unter dem Namen der Hexe von Eye, ihrem Geburtsorte; und Roger Bolingbroke, ſo wie Hume ein Geiſtlicher, der ſich aber der Aſtrologie und Zauberei gewidmet hatte. Hume hatte dieſe beiden Leute ſchon ſeit lange beſchäftigt, und ſie bewieſen ihm die gröſßte Ehrfurcht und Ergebenheit, nicht nur der Freigebigkeit wegen, womit er ihnen lohnte, ſondern auch weil ſie in dem Wahne ſtanden, er ſei in weit höherem Grade als ſie ſelbſt Hexenmeiſter. Sie beantworteten der Herzogin Anrede, indem ſie ihre Augen langſam auf ſie zuwendeten, das Zeichen des Kreuzes nicht auf ihre Stirn, ſondern auf ihre Rükken machten und alsdann vor ihr auf die Kniee ſanken und ausriefen: „Gott ſegne Königin Leonore!“

„Dank, lieben Freunde, Dank für Eure Ergebenheit und Dienſte,“ ſagte die Herzogin, „doch ſagt mir, wann wird das Werk vollendet ſein?“

„Wenn die Glocke“ ſagte oder kreiſchte vielmehr die Hexe in widerlichen Tönen, „zwölf Uhr ſchlug.“

In dieſem Augenblick ſchlug die Glocke des Herzoglichen Palaſtes ſchwer und dumpf das erſte Viertel nach eilf Uhr an.

„Ha! iſt das gewiß?“ ſagte die Herzogin, und als der bleiche Schimmer in ihr Geſicht flammte, zeigte er alle ihre Züge noch glänzender vor Hoffnung nahender Gröſße und Selbſtherrſchaft.

„Es iſt gewiß," ſagte die Hexe; „jenes Bild wird dann niederſinken, zerſtört und aufgelöſt in der Flamme; und der Geiſt Heinrichs von Windſor wird unter dem Wirken ſeiner Krankheit ſich auflöſen und mit den Elementen wieder vereinen."

„So ſieh Dich vor, Margarethe von Anjou, ſieh Dich vor, Richard Plantagenet," ſagte die Herzogin, „denn Ihr habt Leonoren Cobham beleidigt und ſie weiß ſich zu rächen; doch noch bin ich nicht ruhig, noch ſchweben Zweifel und Dunkelheit über meiner Zukunft. Heinrich hört vielleicht auf, König zu ſein und Leonore wird dennoch nicht Königin. Dieſe Zeichen und Sprüche können trügen. Hume, ich verlange von Dir die Erfüllung Deines Verſprechens. Beſchwöre einen Geiſt, der alle Fragen beantwortet, die ich ihm vorlege.

„Euer Gnaden," ſagte Hume, „ſollet Gehorſam finden; doch verzeihet mir, ich fürchte, es möge Euch der Muth vergehen."

„Nein, nein, feigherziger Wicht!" rief die Herzogin ungeduldig; „ich meine," fügte ſie ſanft hinzu, beſorgt, die Beleidigung zu ſühnen, „mein guter Sir John, befürchtet nicht, daß ich mich fürchte; ich bin ſo weit gegangen und nicht Willens, wieder zurück zu gehen."

Der Kaplan machte eine Verbeugung, zog einen weißen Zauberſtab unter ſeinem Rocke hervor und ſchritt in die Mitte des Zimmers, wo er mit dem Stabe einen Kreis beſchrieb, und dreimal um denſelben herumging, indem er aus einer Phiole, die er in der Hand hielt, einen

blutrothen Saft goß, und in leisem, feierlichem Tone einige Verse in einer der Herzogin unverständlicher Sprache absang. Hierauf warf er sich zur Erde in anscheinend anbetender Stellung, stöhnte und ächzte bitterlich einige Minuten lang, sprang wieder auf und zum Feuer, riß den Folianten aus Bolingbroke's Hand, und eilte in den Kreis zurück, wo er eine Weile laut und schnell daraus vorlas, ohne daß die Herzogin ein Wort verstand. Endlich schloß er das Buch, verneigte sich ehrfurchtsvoll zu dreien Malen und verließ den Kreis. In diesem Augenblick tönte das zweite Viertel vom Schloßthurme. Man vernahm einen, fernem Donner ähnlichen, Lärm, der Boden des Zimmers öffnete sich und eine Gestalt stand vor ihnen, die man nicht recht deutlich sah, die aber lang und in einen schwarzen Mantel gehüllt zu sein schien.

Es entfuhr den Lippen der Herzogin und selbst denen Bolingbroke's und der Hexe ein Angstschrei. „Um des Himmels willen! seid still," wisperte Hume der Herzogin zu. „Vergeudet nicht so kostbare Augenblicke mit eitlem Schrecken. Fragt den Geist, was Ihr immer wollt, nur seid muthig und faßt Euch kurz."

„Sage mir," sprach Leonore, an allen Gliedern bebend und dem Kreise zuwankend, „sage mir, welch Schicksal König Heinrichs wartet."

Mit blöden aber angstvoll aufgerissenen Augen stierte sie das überirrdische Geschöpf, das sie befragt hatte, an; eine leise, schwache Stimme entgegnete:

„Wenn jene Flamme jenes Bild zerstört,
Hat irdschem Leben Heinrich angehört."

„Nun, das ist wohl," sagte die Herzogin, die bei der Wahrsagung ihrer wildesten Wünsche ihrer Angst vergaß. „Aber," fügte sie hinzu, „Heinrich ist nicht der Einzige, dessen Dasein mich verdrießt. Sage mir auch, welches Schicksal harret des Herzogs von York?"

Im nämlichen Tone entgegnete der Geist:

„Plantagenet von hinnen flieht
So wie es mich von hinnen zieht."

„Das ist noch erwünschter," sagte Eleonore, „Du wirst von hinnen verschwinden in dem Augenblick, wo mein Verlangen gestillt ist. Und Plantagenets Erdenlauf soll nicht beständiger sein als der Deine? O Du dreimal glückliche Leonore!"

„Um's Himmelswillen, edle Frau!" sagte Hume, ängstlich auf das Zifferblatt einer Uhr sehend, das die Strahlen der Flamme in diesem Augenblick beleuchteten, und an dem er wahrnahm, daß die Mitternachtsstunde nahe abgelaufen war. „Was soll der nutzlose vergebliche Aufenthalt? Habt Ihr den Geist noch ein Mehreres zu befragen?"

„Noch eine, nur noch eine Frage!" rief sie aus. „Sage mir," sie zauderte einen Moment und schien ungewiß, ob sie fortfahren solle; „sage mir, was wird mein dereinstiges Schicksal sein, das Schicksal Leonoren Cobhams?".

Die Antwort auf diese Frage erfolgte nicht so schnell als die früheren, ward aber mit ausdrucksvoller Mannesstimme gesprochen:

„Was Dein Schicksal ferner sei.
Magst Du andre Geister fragen,
Kommt ihr Geister, kommt herbei,
Könnt's der Dame Gloucester sagen."

Nach diesen Worten führte der Geist etwas an die Lippen und es erfolgte kein übernatürlicher, ätherischer Ton, sondern der laute, vernehmliche Schall eines Hornes. Es antwortete ein entfernteres anderes Horn, die Thüren des Zimmers wurden aufgerissen und eine Schaar Soldaten drang mit bloßen Schwerdtern und Fackeln in den Händen herein. Der vermeintliche Geist schritt auf sie zu, warf seinen schwarzen Mantel von sich, und die erschrockene, erstaunte Herzogin erkannte den Herzog von York.

„Das Feuer! das Feuer!" sagte Hume, voller Todesangst nach der Uhr schauend.

„Ha! das vergaß ich," sagte der Herzog von Buckingham, der die Soldaten führte; „löscht das vermaledeite Feuer aus, Leute!"

Die Soldaten rannten zum Feuer, zerstampften die nur noch schwach glimmende Asche und kaum war der letzte Funken erloschen, als die Mitternachtsstunde ausschlug.

„Der Himmel sei gelobt!" sagte Hume, „die verfluchte That ist ungeschehen. Hätte nur noch Ein Funken geglommen, so würde der Geist des guten Königs Heinrich für immerdar von der Erde gewichen sein."

„Schweig, Du doppelter Verräther!" sagte der Herzog von York, „der gute König Heinrich verdankt Dir allerdings sein Leben, aber nicht Deine Ergebenheit, sondern Deine Bosheit

und Dein Geiz erhielt es ihm. Beidem soll indeß, wie ich Dir versprochen habe, genuggethan werden. Die Frau, die Dich beleidigte, wenn sie auch Herzogin ist, soll schwer für ihre Verbrechen büßen und die Belohnung, die sie Dir zusagte, wofern Du ihren Anschlag beförderteſt und hehlteſt, soll Dir mehr als doppelt gezahlt werden."

Leonore starrte in finsterem Schweigen auf die Scene, welche allen ihren Hoffnungen und vermuthlich selbst ihrem Leben ein Ende setzte. Sie sah sich zu fest in den Händen ihrer Feinde, um Widerstand oder Flucht zu versuchen, und war zu stolz, der Bitterkeit oder Demuth ihrer Gefühle durch Schmähungen oder Thränen Luft zu machen. Ein heimtückisches zorniges Lächeln, das sie auf Hume warf, war der einzige Ausdruck ihrer Gefühle, und sie verließ das Zimmer, mit den Armen an die Bolingbroke's und der Hexe gekettet, unter Aufsicht Buckinghams und der Soldaten.

Die Herzogin von Gloucester, Hume, die Hexe von Eye und Bolingbroke wurden verhört und schuldig befunden, sich mit Zaubermitteln und Hexenkünsten gegen des Königs Leben verschworen zu haben. Die Hexe wurde in Smithfield verbrannt, Bolingbroke in Tyburn gehangen und der Herzogin auferlegt, an vier öffentlichen Orten in der City von London Buße zu thun, worauf man sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach der Mhel-Man abführte. Hume ward begnadigt und freigebig belohnt. Dieser Mensch scheint in der That gar nichts von geheimem Wissen

gewußt und gekannt, ſondern der leichtgläubigen Herzogin immerdar blinde Vorſpiegelungen gemacht zu haben. Daß Margarethe Jourdmain wirklich eine Hexe, Roger Bolingbroke wirklich ein Zauberer geweſen ſei, darauf ließ ſich die frommgläubige Menge todtſchlagen; und die Thatſache, daß der König in Windſor in eben dem Augenblicke von ſeiner Krankheit völlig genas, indem in dem Hauſe des Herzogs von Glouceſter das magiſche Feuer gelöſcht ward, beſtätigten und unterſtützten dieſen Aberglauben, wie unvernünftig er auch immer ſein mochte.

Was der Herzog von Glouceſter auch immer bei dem Unglück und der Strafe der Herzogin fühlte, machte er doch nicht den geringſten Verſuch, ſich zu ihren Gunſten zu verwenden, ſondern ertrug, wie ein alter Chroniſt*) ſagt, alle dieſe Dinge gelaſſen und ſprach wenig.

*) Hall.

Die weiße Roſe von England.

Es neigte ſich ein ſchöner Herbſttag zu Ende und die Sonne vergoldete eben noch mit ihren ſcheidenden Strahlen die Thürme und Gebäude der Stadt Gent und die reiche, fruchtbare Landſchaft, als zwei junge, anmuthige, reich gekleidete Damen längs den Ufern der Scheldte, in ernſtem Geſpräch begriffen, luſtwandelten. Obgleich Beide von Stande zu ſein ſchienen, war doch die eine, nach der Ehrfurcht und Unterwerfung zu ſchließen, mit der die andre ihr begegnete, ungleich vornehmer. Sie mochte etwa zwanzig Jahre alt ſein, war ausnehmend ſchön, ſchlank und wohlgebaut, ihre Züge waren vollkommen regelmäßig, und das große blaue Auge, die wallenden kaſtanienbraunen Locken, der majeſtätiſche und doch leichte anmuthreiche Gang ſchienen eher einem ätheriſchen als ſterblichen Weſen anzugehören. Ihre Begleiterin würde, mit ihr nicht verglichen, für wunderſchön haben gelten können. Sie war von minder hoher aber von irrdiſcherer Geſtalt und Bildung, und ihre Schönheit trat an der Seite ihrer Freundin faſt ganz in Schatten. Ihre Geſichtsfarbe war dunkel, ihre Augen und ihre Haare die ſchwärzeſten. Sie ſchien ſich auf Unkoſten der Anderen luſtig zu machen und dennoch

war es, als ob zuweilen tiefere Gefühle ihre Bruſt ſchwellten und ſie an dem Gegenſtand der Unterredung perſönliches Intereſſe nähme.

„Nicht doch, liebe Leonore,“ ſagte die Schönſte, „ſchone mich, ich bitte. Ich ſagte nur, der Jüngling ſei ſchön und geſittet, und von weit edlerem Benehmen als man ſonſt bei ſeinem anſcheinenden Stande findet, ich ſagte Dir, ſeitdem ich mich hier bei der Herzogin zum Beſuch aufhielte, ſähe man ihn fort und fort in der Nähe des Palaſtes umherſtreichen. Wenn ich ausgehe, ſteht er an den Thoren, auf den einſamſten, fernſten Spaziergängen kommt er mir in den Weg, und zurückkehrend finde ich ihn wieder am Thore. Glaubſt Du, Leonore, ich könne, das Königliche Blut von Schottland in meinen Adern, ſchwach oder raſend genug ſein, einen namenloſen, unbekannten, vielleicht ſelbſt ehrloſen Menſchen zu lieben, beſonders derweil ich ein ſo edles Beiſpiel wie Dich vor Augen habe, die Du, Tochter eines Schottiſchen Barons zu ſtolz warſt, einem Engliſchen Ritter, Sir Robert Cliſford, Deine Hand zu reichen?“

„Nein, nein, hohe Frau,“ ſagte Leonore, „namenlos und unbekannt iſt er wohl, aber ich mag nimmer glauben, daß er ehrlos ſei. Er hat Züge, die gebildet ſcheinen, ein Diadem zu tragen, er hat einen Schritt, dem es nicht an Hoheit und Anſtand mangeln würde, einen Thron zu beſteigen. Ich ſagte nichts zum Nachtheil des Jünglings, Lady Katharine, und als ich die dargebotene Hand Sir Robert Cliffords ausſchlug,

war ſein geringerer Rang nicht die einzige Urſache meines Weigerns.“

Der Eifer und die Heftigkeit, womit Leonore zu Gunſten des Jünglings ſprach, waren ſo ſtark, daß, hätte Lady Katharine ja Neigung für ihn empfunden, ſie wohl hätte eiferſüchtig werden müſſen. Sie ſchien jedoch auf ihrer Freundin Worte nicht beſonders zu achten, noch mochten ihr eben Ton und Weiſe auffallen, mit der ſie geſprochen wurden, denn ihre Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblick ſichtlich ganz anders wohin gerichtet. „Sieh! Leonore,“ ſagte ſie, „ſieh!“ und wieß nach einem weißen Roſenſtrauch, der tief unten am abſchüſſigen Ufer des Fluſſes wucherte; „die ſchönen Blumen! Seit ich unſer liebes, herrliches England verließ, ſah ich noch keine weißen Roſen in ſolcher Pracht und Fülle.“

„Sie haben die Farbe und Uevpigkeit der Engliſchen,“ meinte Leonore, „und ſind ſicherlich von da hierher verpflanzt.“

„So will ich ſie haben und mich damit ſchmücken, Leonore,“ ſagte Lady Katharine. „Ich liebe England und Englands weiße Roſen, und möchten ſie doch nach wie vor in England herrſchen!“

Bei dieſen Worten ſchickte die Lady ſich an, den ſchroffen Abhang des Ufers hinabzuſteigen, um die Roſen zu pflücken, die etwa auf dem halben Wege vom Ufer zum Bette des Fluſſes blühten.

„Bleibt, bleibt, theure Herrin,“ ſagte Leonore, und verſuchte ſie zurückzuhalten. „Kennt

Ihr nicht den alten Volksspruch, der Euer edles Haus angeht?

Weiße Rose, Englands Zier,
Willst sie, Gordon, Wehe Dir!"

„Albernes Mädchen!" rief Lady Katharine lachend. „Willst Du mit Deinem Schottischen Ammengeschwätz mich in dem Palaste der Herzogin von Burgund schrecken? Mich soll die weiße Rose zieren; komme was kommen mag!"

Dies gesagt, sprang sie nach den Blumen, um sie zu brechen, und ihren Busen, der sich über ihnen hob, damit zu schmücken; sie hatte sich aber mit unvorsichtiger Hast genaht und so wie sie die Stengel brach, glitt ihr Fuß aus und sie stürzte in den Strom.

Eleonore schrie entsetzt auf und sah rings nach Hülfe umher, Niemand war zu erblicken. Plötzlich rauschte aber aus einem nahen Gebüsch ein junger Mann hervor, rannte vor ihr vorbei und stürzte sich in die Fluthen. In diesem Augenblicke ward Katharine von den Wellen, die über ihr zusammengeschlagen waren, wieder emporgehoben; der Jüngling, der ein geschickter Schwimmer zu sein schien, faßte sie sogleich in seine Arme und trug sie, ihren Kopf über dem Wasser erhaltend, zum Gestade. Der Schrecken schien sie des Lebens beraubt zu haben, sie hatte sich aber wie instinktartig an ihren Erretter festgehangen, der bald das Trockne erreichte und mit der lieblichen Bürde in seinen Armen dem Ufer emporkletterte. Leonore beeilte sich, ihre Herrin in ihren Armen zu erwärmen und vereinte sich mit ihr in Ausdrükken der Dankbarkeit gegen ihren Erretter. Die

Angſt und Unruhe der Damen war indeß nicht ſtark genug, ein tiefes Erröthen zu unterdrücken, das Beider Wangen überzog, als ſie in dem jungen Mann eben Denjenigen erkannten, von dem ſie noch vor wenigen Minuten ſprachen. Die Anmuth ſeines ganzen Weſens rechtfertigte gänzlich die günſtigen Gefühle, die er in den Herzen Katharinens und Leonorens für ſich rege gemacht zu haben ſchien. Er war etwas über mittlerer Größe, von nicht ſtarkem aber feinem Körperbau, von ſchöner, bräunlicher Geſichtsfarbe, und ſeine Züge waren nicht nur vorzüglich ſchön, ſondern trugen auch einen ſolchen Ausdruck von Würde und Majeſtät in ſich, als Jedem Bewunderung und Ehrfurcht einflößen mußten. Er war einfach und ſauber, jedoch nicht reich gekleidet und erſchien der romantiſch erregten Einbildungskraft der Damen als ein Kaiſer in Bauerntracht.

„Lady," ſagte der Jüngling, leidenſchaftlich in die bleichen und doch ſchönen Züge Katharinen Gordons ſchauend, „ich hoffe, es hat Euch nichts geſchadet?"

„Ich bin nur erſchrocken," erwiederte die Lady, aber ihr Herz ſtrafte ihre Lippen Lügen, denn es hatte wirklich Schaden genommen. Die Neigung, die, obwohl ſie ſich derſelben kaum bewußt war, ihr Buſen ſchon ſeit lange für den ungekannten Jüngling nährte, war durch dieſes Ereigniß beſtärkt worden und angewachſen. Das eiferſüchtige Auge ihrer Geſellſchafterin verſah ſich deſſen ſehr bald und las das Geheimniß in dem Blicke, mit dem Katharine den des jungen Mannes

erwiederte, und in dem Tone, mit dem sie ihm antwortete.

„Es wird spät, gnädige Frau," sagte Leonore; „durch Ruhe und Schlummer werdet Ihr Euch am schnellsten wieder von Eurem Schrekken erholen. Laßt uns nach dem Palaste zurückeilen."

„Die Lady hat Recht, gnädigste Frau," sagte der Jüngling. „Es fällt schon der kalte Nachtthau, und unmittelbare Rückkehr zum Palaste wird die beste Vorsicht sein, die Ihr gegen alle üble Folgen Eures Unfalls anwenden könnt."

Mit den Lippen bat er nicht um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen, aber seine Augen sprachen so beredt für ihn, als er seinen Arm darbot, daß die Lady ihm ihre schöne Hand reichte und von Leonoren gefolgt, mit hochklopfendem Herzen, in dem Tausende verschiedenartiger Regungen sich bekämpften, auf dem Wege zum Palaste vorschritt. Daselbst angekommen, nahm der Jüngling, nachdem er die Erlaubniß erlangt hatte, nächsten Tages vorzukommen und nach der Lady Katharine Befinden zu fragen, ehrfurchtsvoll Abschied und begab sich düster und niedergeschlagen nach seiner eignen armseligen Wohnung in der Vorstadt.

Lady Katharine Gordon war durch ganz Europa wegen ihrer Schönheit und Bildung hochberühmt und als Tochter des Grafen von Huntly und einer nahen Verwandtin Jakobs des Vierten, Königs von Schottland, von erlauchter Geburt. Der König von Schottland war zu damaliger

Zeit ein treuer Freund und Bundesgenosse der Lady Margarethe, verwittweten Herzogin von Burgund, Schwester des verstorbenen Königs von England, Eduards des Vierten, und also einer Todfeindin des Hauses Lancaster und des regierenden Monarchen, Heinrichs des Siebenten, der ihren Zorn und Haß noch dadurch nährte, daß er, wie es hieß, ihre Nichte Elisabeth von York, die er aus Politik geheirathet hatte, mit großer Vernachlässigung, ja sogar ungütig und streng behandelte. Der ganze Zweck ihres Lebens schien kein anderer, als Heinrich zu plagen und ihm den Sitz auf seinem Throne zu vergällen, wenn nicht unsicher zu machen. Sie hatte den Grafen Lincoln zu seiner Empörung angefeuert und ihn mit Mannschaft und Geld unterstützt. Sie hatte den Betrüger Lambert Simnel beschützt, der sich für den Grafen Warwick, den Sohn des verstorbenen Herzogs von Clarence ausgab. Da beide Anschläge indeß scheiterten, brütete ihr ruheloser Kopf schon über neuen Intriquen. Sie ließ das Gerücht ausſprengen, der Herzog von York, der zweite Sohn König Eduards des Vierten, den man gewöhnlich zu Einer Zeit mit seinem unglücklichen Bruder, Eduard dem Fünften, ermordet glaubte, sei den Mördern entkommen, lebe noch und werde nächstens am Hofe seiner Tante, der Herzogin von Burgund erscheinen, sie um ihren und ihrer Freunde Beistand zu Erlangung seines rechtmäßigen Erbes, der Krone von England anzugehen. Es fehlte ihr zu dieser Maskerade nur noch die Hauptperson, Jemand, der geschickt wäre, diesen Herzog vorzustellen und

dessen Alter, Charakter und Fähigkeiten der Fabel entsprachen, die sie für ihn zu ersinnen gedachte. Sie bewarb sich eifrig um die Freundschaft der benachbarten Fürsten und besonders um die des Königs von Schottland, dessen Bündniß, in Betracht seiner Feindschaft gegen Heinrich und der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Staaten und derer des Letzteren, die größte Wichtigkeit für sie hatte. Sie lud seine Verwandte, Lady Katharine Gordon, an ihren Hof ein und behandelte sie mit der größten Achtung und Auszeichnung. Die Lady begleitete Leonore Lindsay, die Tochter des verstorbenen Barons von Glenlock, die von ihrem Vater nichts geerbt hatte und daher gewissermaßen in Lady Katharinens Dienste trat. Ihre Armuth benahm ihr aber nicht das Andenken an ihre edle Geburt, und sie blieb so standhaft, daß, als Sir Robert Clifford, ein reicher Englischer Ritter, der bei König Heinrich in hoher Gunst stand, ihr seine Hand anbot, sie dieselbe mit Verachtung von sich wieß. Doch war es der Liebe aufbehalten, ihr, was Ansehen und Reichthum nicht vermochten, das Andenken an ihre Geburt zu benehmen. Während Katharinens und Leonorens Aufenthalt an Margarethens Hofe, konnten sie nicht umhin, die Aufmerksamkeiten jenes jungen Mannes wahrzunehmen, von denen jede der beiden Damen meinte, sie gälten ihr. Der junge Mann war augenscheinlich von geringem Stande. Die Schüchternheit und das Unsichere seines Wesens zeigten, daß er sich unverzeihlicher Anmaßung schuldig glaube, wenn er auf Lady Katharinen und ihre Freundin ein Auge

werfe. Die Lieblichkeit und Anmuth der Ersteren hatten ihn bei'm ersten Blick gefesselt. Es trug sich zu, daß er in dem Augenblicke sich in dem Gewühl befand, als sie und ihre Begleiterin am Kai landeten. Er folgte ihr mit der staunenden Menschenmenge bis an die Thore des Palastes, und lange nachdem alle Anderen schon in ihre Behausungen zurückgekehrt waren, stand er noch lauernd und harrend da auf das Wiedererscheinen der schönen, hochgebornen Lady, für die eigentlich nur ein Wahnsinniger in seiner Lage Leidenschaft nähren konnte. Nächsten Tages stand er abermals an den Thoren des Palastes, voll ängstlichen Sehnens nach dem Anblick der Lady Katharine. An diesem Tage war sie jedoch noch müde von den Beschwernissen der Reise und wagte nicht auszugehen, am darauf folgenden verließ sie aber in Begleitung der Lady Margarethe, und von Leonoren Lindsay gefolgt, den Palast, um an einer Jagd in den Waldungen um Gent Theil zu nehmen. Der verliebte Jüngling stand eben am Thore, als sie daraus hervorkam, und erschien bald nachher, wohlberitten, in eifriger Verfolgung des Wildes an ihrer Seite auf der Jagd. Da Leonore beständig ihre Gebieterin begleitete, war ihr Irrthum, die Aufmerksamkeit des Jünglings auf sich selbst zu beziehen, sehr natürlich. Sie nahm jedoch sehr bald wahr, daß Katharinen seine Reize ebenfalls gerührt hatten, und nun begann Eifersucht in einem Busen zu herrschen, der bis dahin nur Liebe und Anhänglichkeit zu Derjenigen kannte, deren Diensten sie sich gewidmet hatte. So entstand auch die kurze Un-

Betrachtung, mit der unſere Geſchichte ſich eröffnete und worauf die beſagten Ereigniſſe folgten.

Nachdem der Jüngling an den Thoren des Palaſtes der Herzogin von Burgund von den Damen Abſchied genommen hatte, wandelte er ſeines Weges nach Hauſe; warf ſich, daſelbſt angekommen, auf ſein Lager und machte den Gefühlen, die ihn beſtürmten, in einſamem Selbſtgeſpräch Luft. „Ach!“ ſagte er, „ach, warum geſtatte ich dieſer wilden Leidenſchaft, dieſen thörichten Hoffnungen, meine Ruhe und meinen Frieden zu vernichten? Wie darf ich, der Sohn eines geringen Leinewebers aus Tournay, der ich nach Gent gekommen bin, in der Hoffnung, im Heere der Herzogin von Burgund angeſtellt zu werden, mich ſo ſehr vermeſſen, die Fürſtliche Erbin des Grafen von Huntly, in deren Adern das Königliche Blut von Schottland rinnt, zu lieben? Und dennoch ſcheint ein unwiderſtehliches Schickſal mich zu ihr hinzuziehen. Ein unſichtbares Weſen ſcheint mir zuzuflüſtern, daß ihr Geſchick und das meine unauflöslich verknüpft ſind. Iſt es die Stimme der Vorſehung, oder ſind es die betrügeriſchen Rathſchläge des Lügengeiſtes, denen ich Gehör gebe? Die Hoffnungen, die meinen Buſen anſchwellen, die Geſichte von Macht und Ruhm, die wie himmliſche Erſcheinungen meine Einbildungskraft erfüllen, die Krone, die meine Stirn zu ſchmücken ſcheint, das Zepter, das ich ſo oft zu umfaſſen wähne: ſollte dies Alles nicht aus dem Buche der Zukunft geleſen ſein, dem irgend ein überirdiſches, wohlthätiges Weſen mein Auge öffnete?“ — Solcherlei

Gedanken hing er immer nach; Reichthum, Herrschaft und Pracht schienen ihn zu umgeben, aber alle diese Träume von Größe schienen vor der lieblichen Gestalt Katharinen Gordons, wie vor der Seele des Ganzen in Schatten zu treten, und er fühlte, daß er in ihrem Besitz auf alle die glänzenden Phantome seines Gehirns verzichten und ihrer uneingedenk werden könne.

In der Frühe des nächsten Morgens begab er sich, der ihm von Lady Katharinen ertheilten Erlaubniß zufolge, nach dem Schlosse, um nach dem Befinden Derjenigen zu fragen, die er so glücklich gewesen war, dem nassen Fluthengrabe zu entreißen. Man führte ihn ohne Aufenthalt in ein prachtvolles Gemach, dessen kostbare Ausstattung vollkommen mit dem Reichthum und der Hoheit der Fürstlichen Eigenthümerin des Palastes übereinstimmte. Hier fand er dem Eingange gegenüber, am anderen Ende, auf einer Erhöhung unter reichem Thronhimmel eine Dame, die, obschon sichtlich in vorgerücktem Alter, doch noch im Besitze vieler persönlichen Anmuth und Schönheit war. Ihre langen wallenden Locken waren so weiß wie Silber, ihr Antlitz, obschon von der Zeit hier und da mit Falten bedeckt, verkündete ein Gemisch von Majestät und Milde, und ihr großes schwarzes Auge schien noch im Jugendfeuer zu glühen und warf einen Blick auf den nähertretenden Jüngling, der dessen ganze Seele zu durchdringen, und eine der Majestät und Hoheit ihres Aeußern entsprechende Seele zu verkünden schien. An ihrer Seite saß Lady Katharine Gordon, deren liebreizende Grazien-Gestalt

den angenehmsten Gegensatz zu der männlichen Herzogin bildete. Hinter ihr stand Leonore Lindsay und an dem Stuhle der Herzogin lehnte ein kleiner alter Mann mit bleichen, dürren Zügen, tiefliegenden, hohlen, aber glänzenden grauen Augen, gekrümmten Lippen und lauernder Stirn, die den erfahrnen, schlauen Politiker verrieth. Die Herzogin bog sich, als der junge Mann sich vor ihr auf ein Knie niederließ, zu dem Alten plötzlich zurück und raunte ihm, während ein Ausdruck freudigen Erstaunens über ihre Züge flog, leise etwas zu.

„Dies ist der junge Mann, Euer Gnaden," sagte Lady Katharine, „dem ich die gestrige Rettung meines Lebens danke."

„Er würde uns höchlich willkommen sein, schönes Mühmchen," sagte die Herzogin, „wäre es auch bloß um Deinetwillen; aber seine edlen Züge und sein fürstlicher Anstand sind ihm, wie mich dünkt, genügende Empfehlung. — Gleicht er nicht wunderbar meinem Bruder, Frion?" fügte sie, sich zu dem alten Mann hinter ihrem Stuhle wendend auf Englisch hinzu, während sie das Erstere auf Französisch gesagt hatte.

„Er ist der Mann," erwiederte Frion in der nämlichen Sprache, „der uns schon lange gefehlt hat. Kommen seine Verstandesgaben seinen persönlichen Vorzügen gleich, und ich meine, wenn ich mich nur irgend auf meine Erfahrung und meinen richtigen Blick verlassen darf, sie werden es, so ist er der Donnerkeil, der aus unserer

kräftigen Hand geſchleudert, den Tyrannen von ſeinem Throne ſtürzen ſoll.“

„Bei'm Himmel!“ ſagte die Herzogin, die während dieſes Zwieſprachs das Geſicht des Jünglings ſcharf beobachtet hatte, „er verſteht, was wir reden. — Junger Mann,“ fügte ſie zu ihm gewandt hinzu; „verſteht Ihr die Engliſche Sprache?“

„Ja wohl, hohe Frau,“ ſagte der Jüngling, „ſie iſt meine Mutterſprache. Meines Vaters Geſchäfte brachten es mit ſich, daß er zu den Zeiten Eures erlauchten Bruders, König Eduards des Vierten, glorreichen Andenkens, ſich längere Zeit in London aufhielt. Dort gebar mich ſein Weib, und der König, aus frommer Großmuth, weil mein Vater ein getaufter Jude war, vertrat Pathenſtelle bei meiner Taufe.“

„Ha!“ ſagte die Herzogin und ihr Auge nahm bei jeder Sylbe, die der Jüngling ſprach, helleren Glanz an, „ſage mir Deinen Namen und Dein Alter.“

„Mein Name,“ ſagte er, „iſt Perkin Warbeck, mein nächſter Geburtstag iſt mein drei und zwanzigſter.“

„Bei der Mutter Gottes!“ ſagte die Herzogin, ſich abermals zu ihrem Rathe zurückbeugend, „in eben dem Alter würde mein Neffe, der Herzog von York ſtehen, wenn er noch am Leben wäre. — Und was treibt Ihr hier in Gent?“ fügte ſie abermals zu Warbeck gewandt hinzu.

„Meine Eltern,“ entgegnete er, „deren Fleiß und Betriebſamkeit mich erhielt, ſind geſtorben. Ich kann mich nicht in das Gewerbe ſchicken,

das sie nährte. Ich glühe vor Verlangen, mich durch Waffenthaten auszuzeichnen, und da ich vernommen habe, Euer Gnaden wolltet ein Heer gegen den Englischen Tyrannen, Heinrich Tudor, ausrüsten, der sich den Thron meines Königlichen Taufpathen angemaßt hat, so bin ich in der Hoffnung nach Gent gewandert, Ihr werdet geruhen, mich in Eure Dienste zu nehmen."

„Wackrer Geist!" sagte die Herzogin, „ja, er ist es, den wir so lange schon suchten! — Schöne Muhme," sagte sie zu Lady Katharine Gordon, indem sie eine kunstreich gearbeitete goldne Kette um Warbecks Nacken schlang, „erlaubt mir, daß ich Eurem Erretter dies Zeichen meiner Achtung verleihe und ihm versichere, daß eine noch wesentlichere Belohnung seiner wartet. Junger Mann, wir sprechen weiter mit einander: Mein Geheimschreiber Frion wird zu Euch kommen und Euch ausführlicher von dem unterrichten, was ich mit Euch vorhabe. Es steht in Eurer Macht," fügte sie mit leiser, nur Warbeck vernehmlicher, Stimme hinzu, „wenn Ihr gelehrig meinen Rathschlägen und meiner Leitung folgen wollt, der mächtigste Mann in Europa zu werden. Geht! und seid eingedenk, daß Reichthum, Macht und Ehre dem zu Theil werden, der sich der Freundschaft Margarethens von York erfreut; Schande aber und Verderben Dessen Loos sind, der ihre Gunst geringschätzt und sich ihren Wohlthaten entzieht."

Warbeck beugte sein Knie, verneigte sich tief und verließ das Zimmer und den Palast. Der seltsame Sinn seiner Träume schien in Wirklich-

keit ſich verkehren zu wollen; das zweifelhafte, unbeſtimmte Hoffen, das ſeine Bruſt erfüllt und gehoben hatte, ſchien Geſtaltung und Form zu gewinnen, die Wolke, die als düſtere Scheidewand zwiſchen ſeinem gegenwärtigen, niedrigen Stande und ſeinen ehrgeizigen Träumereien von der Zukunft geſchwebt hatte, ſchien zu ſchwinden und in voller Pracht die glorreiche Beſtimmung zu enthüllen, die ſeiner harrte. Dunkel und geheimnißvoll, wie die Worte der Lady Margarethe waren, konnte der verwegene Jüngling nicht umhin, ſie auf die Möglichkeit einer Verbindung zwiſchen ihm und der ſchönen Katharina Gordon zu beziehen. Eine Verbindung mit der Königlichen Familie von Schottland mußte dem Sohne eines armen Leinewebers allerdings höchſt ehrenvoll erſcheinen, aber es war deſſenungeachtet nur die reinſte, uneigennützigſte Liebe zu ihrem Gegenſtande, die Perkin Warbecks Bruſt erfüllte. Katharinens ſchönes Geſicht und liebreizendes Weſen würden ſein Herz gewonnen haben, wäre ſie auch eben ſo niedrig geboren geweſen als er ſelbſt. Ehrgeiz war wohl ein hervorſtechender Zug ſeines Charakters, das Gefühl der Liebe hatte ihn aber beſiegt und ſich unterworfen. „Wärſt Du nur erſt mein, ſüßes Mädchen!“ ſagte er bei ſich, „mein gutes Schwerdt und mein hoher Muth ſollten mich bald Deiner werth machen.“ Warbeck beſchäftigte ſich mit ſolcherlei Gedanken den Ueberreſt dieſes Tages und den ganzen folgenden, an dem er den verſprochenen Beſuch des Geheimſchreibers der Herzogin voller Ungeduld erwartete. Er lebte der gewiſſeſten Hoffnung, Frion werde als Bote der

Liebe erſcheinen, und ihm verkündigen, Lady Katharine erwiedere ſeine Leidenſchaft und die Herzogin von Burgund billige ſie. Am Abend des dritten Tages erſchien der Erwartete; Warbeck flog ihm entgegen und ſein Herz floß von Hoffnung und Liebe über.

„Junger Mann," ſagte Frion, „leiht mir eine Weile Euer Ohr. Ich habe Euch Dinge von hoher Wichtigkeit mitzutheilen. Bereitet Euch, Euren Geiſt zu der Höhe der glorreichen Beſtimmung zu erheben, der die Herzogin Euch widmen will."

„Sprecht, ſprecht," rief Warbeck, „ich bin ſchon vorbereitet! Ich brenne vor Verlangen, die wohlwollenden Abſichten der Herzogin kennen zu lernen."

„In Eurer Unterredung mit der Lady Margarethe," ſagte Frion, „gabt Ihr Euren Haß gegen Heinrich Tudor und das Verlangen kund, das Haus York an ihm gerächt zu ſehen."

„Ich würde den letzten Tropfen Blutes meiner Adern darum hingeben," ſagte Warbeck, „ich würde alle Mühſal des Lebens, Schande und Tod willig darum erdulden."

„Man verlangt nicht von Euch," ſagte Frion, „daß Ihr irgend ein Leiden ertragt, noch eine ſolche Gefahr beſteht. Im Gegentheil, man verlangt von Euch, daß Ihr Reichthum und Ehren annehmet, ein Diadem um Eure Schläfe windet und Eure Schultern mit dem Königlichen Purpur bekleidet."

„Was meint Ihr?" ſagte Warbeck in einem Tone geheimnißvoller Verwunderung. „Die, welche

ich anbete, kann ſich allerdings rühmen, daß Königliches Blut in ihren Adern rinne, aber ſie hat ja nicht die fernſte Ausſicht, ihre Stirn mit einem Diadem zu ſchmücken oder ihre Schultern mit dem Königlichen Purpur zu umkleiden!"

Jetzt war die Reihe, ſich zu verwundern, an dem Geheimnißſchreiber. „Junger Mann," ſagte er, „Ihr ſcheint nicht zu begreifen, was ich ſagen will. Ich muß deutlicher ſein. Ihr habt von den Abenteuern und dem Schickſale Lambert Simnels gehört?

„Dem jungen Schützlinge des Prieſters Simon," ſagte Warbeck, „der toll genug war, nach einander den Grafen von Warbeck und den Herzog von York darzuſtellen; deren Einer jetzt im Tower ſitzt und der Andere ſeit zehn Jahren im Grabe ruht."

„Seit zehn Jahren, ſagſt Du, ruhe der Herzog von York im Grabe?" fragte Frion. „Wer hat wohl jemals dies Grab geſehen, oder wer weiß, daß er geſtorben iſt? Simnel's Tollheit, wie Du es nennſt, würde den König Heinrich von ſeinem Throne geſtoßen haben, wenn der junge Mann Deinen Verſtand beſeſſen hätte, Deinen hochſtrebenden Geiſt und Deine wunderbare Aehnlichkeit in Geſtalt und Zügen mit dem verſtorbenen Könige, Eduard dem Vierten."

Warbeck erſchrack, denn ein plötzlicher Lichtſtrahl, der Vorläufer des Sturmes, der einen Augenblick ſpäter ſein ganzes Weſen erſchütterte, fuhr ihm durch die Seele. Er ſank in ſeinen Stuhl, barg das Antlitz in beide Hände, ſeine Bruſt wogte heftig auf und nieder und kalte

Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn herab. Frion heftete seinen scharfen, durchdringenden Blick auf ihn und schwieg, bis er gewahrte, daß des Jünglings Bewegung abnahm.

„Das sind dunkle, geheimnißvolle Worte, Meister Frion," sagte Warbeck, indem er sich von seinem Sitz erhob und hastig in der Kammer auf- und niederschritt. „Ich verstehe sie nicht. Ich erwartete ganz verschiedenartige Botschaft von Euch. Ich beschwöre Euch, sprecht nicht länger in Räthseln, sagt mir Eure Meinung rund heraus."

„So wisse, junger Mann," sagte Frion, „daß das Volk von England des Tyrannen und seiner Lancasterfreunde müde ist. Sie glauben, daß der Herzog von York in irgend einem Versteck, unter dem mütterlichen Schutz der Lady Margarethe noch lebe. Und wenn sich Jemand zeigt, der sich für ihn ausgiebt, den die Herzogin von Burgund anerkennt, und den die Könige von Frankreich und Schottland unterstützen, dem wird es nicht schwer fallen, den Königlichen Thron von England sich zu erringen."

„Und wo," sagte Warbeck, „werdet Ihr einen Abenteurer finden, verwegen genug, ein so gefahrvolles, außerordentliches Unternehmen zu bestehen?"

„Ich hoffe, ihn in Jemand zu finden," sagte Frion, „dessen aufstrebender Geist eben jetzt seinen ruhmlosen Stand verwünscht, und dessen kühne Feuerseele sich in seiner majestätischen, fürstlichen Gestalt genügend abprägt, ich hoffe, ihn in Jemand zu finden, dem Margarethe von

Burgund bei'm erſten Erblicken ihr Herz und ihr Wohlwollen ſchenkte, in Perkin Warbeck!"

Obſchon Perkin nunmehr ſchon geahnet hatte, wohinaus Frions Rede wolle, empfand er doch, bei dem unumwunden ausgeſprochenen Vorſchlag die heftigſte Erſchütterung. Er ſchritt von Neuem heftig im Zimmer auf und ab, Tauſende von unausſprechbaren, ohn' Unterlaß wechſelnden Gedanken trieben ſich über ſein Antlitz, das Haar ſtand ihm zu Berge, als ob er eine ganze Geiſterſchaar hätte vor ſich vorübergleiten ſehen, ſeine Wangen erblichen und erglüthen abwechſelnd. Endlich ſchien der innere Kampf beſtanden, ſein Auge nahm den Ausdruck feſten Entſchluſſes an, ſeine Züge beruhigten ſich und er nahte Frion und ſprach:

„Nimmer, nimmer, nimmer! Wohl iſt es wahr, daß aufſtrebende Gedanken in meiner Seele walten, daß ehrgeizige Träume meine Einbildungskraft beunruhigen. Ich habe mich geſehnet nach dem Beſitz von Macht, Ehre und Ruhm, aber ich habe niemals den Gedanken gefaßt, anders als auf dem Pfade der Ehre dazu zu gelangen. Ich trug den Wunſch in mir, dem Namen Warbeck Auszeichnung zu verſchaffen, aber ich ließ mir nie einfallen, die Rolle eines elenden Betrügers zu ſpielen. — Nichts mehr davon!" fügte er, Frion in's Wort fallend, hinzu, der ihm Vorſtellungen machen wollte; „mein Entſchluß ſteht feſt. Mein Name möge ungenannt mit mir in's Grab ſinken, aber es ſoll ihn nimmermehr Schande brandmarken!"

Als der junge Mann ſprach, war der Geheimſchreiber wie verſteinert von Verwunderung über ſeine glühenden Wangen, ſein funkelndes Auge, ſeine gebietende Stirn und den Ausdruck ſeiner Haltung und Geberden; was ihm Alles die Ueberzeugung aufdrang, Warbeck werde ſich nimmermehr zum Unternehmen der Herzogin hergeben, ſei aber doch der Allerfähigſte, es mit Erfolg durchzuführen. „Warbeck," ſprach er, „ich werde Euren Entſchluß der Herzogin mittheilen, die einzig und allein der Antheil, den ſie an Eurem Wohlergehen nimmt, vermochte, Euch dieſen Vorſchlag zu thun. Verſprecht mir alſo, daß der Eifer, der vielleicht unkluge Eifer, der ſie für Euer Beſtes erwärmte, auf keine Weiſe ihr oder ihren Freunden Nachtheil bringen werde und daß Ihr das Geheimniß dieſer Unterredung tief in Eurer Bruſt verſchließen wollt. Ich verlange weiter nichts von Euch als die Verpfändung Eures desfallſigen Worts, das, ich bin es überzeugt, einmal gegeben, nimmermehr von Euch verletzt werden wird."

„Ihr habt es, Ihr habt es," ſagte Warbeck, „aber ich bitte Euch, fallt mir nie mehr in dieſer Sache beſchwerlich. Ihr habt mir einen Blick in mein Herz eröffnet, der mich entſetzt, weil ich es nimmermehr fähig geglaubt hätte, unreine Gedanken zu hegen. Daß ich fähig war, dieſe Gedanken in ihm zu erſticken, verdanke ich einer Leidenſchaft, die rein und fleckenlos iſt und ſein wird, wenn gleich ihr Gegenſtand mir immer fern ſteht und unerreichbar."

„Gerechter Himmel!" rief Warbeck aus, als

der Geheimschreiber ihn allein gelassen hatte, „durch wie gräßliche Irrgänge von Gefühlen mußte ich mir Bahn suchen, und in wie kurzer, gemessener Zeit! Liebe, Ehrgeiz, Hoffnung, Furcht, Selbstverachtung und Selbstgefühl beherrschten nach einander meine Brust. Doch was bin ich nun? Ein freund- und heimathloser Wanderer, der unversühnbar das einzige Wesen beleidigte, das sich jemals geneigt zeigte, ihm zu dienen; und nähre noch überdieß eine unglückselige Leidenschaft in meiner Brust, an deren Befriedigung nur ein Wahnsinniger denken könnte. Warum ward ich nicht geboren, Macht und Größe an einem Hofe zu bekleiden, oder warum ward Katharine nicht geboren, demüthig und zufrieden in einer Hütte zu leben? Und doch soll ja Liebe alle Stände gleichen! Das Herz trägt keine Diademe, Liebe und Neigung kleidet sich nicht in purpurne Gewande. Daß Katharine mir dankbar ist, weiß ich, daß ein zärtlicheres Gefühl mit dieser Dankbarkeit verschmilzt, hoffe ich unbesonnener Warbeck! Darfst Du ein so vernunftwidriges Hoffen nähren!“

Nach diesen Worten rannte er fort, durch die Straßen von Gent, als ob er in der Kühle des Abends das Feuer seines Geistes sowohl, als die Gluth seines Körpers zu erfrischen gedächte. Er wandelte lange Zeit in einem Zustande gänzlicher Ermattung umher, ward aber endlich aus seinen Gedanken aufgestört, indem ihn Etwas leise an den Ellbogen stieß und er ein Papier in seiner Hand fühlte. Er wandte sich um, konnte aber Niemand sehen. Er stand

ganz allein auf einem der größten Plätze in der Stadt, die Nacht war eingebrochen und dichte Finsterniß hatte Alles umhüllt. Hastig eilte er nach Hause, und verlor, in seiner Kammer angelangt, keine Zeit, den Inhalt des Papieres zu erforschen, in dessen Besitz er auf so geheimnißreiche Weise gerathen war. Mit klopfendem Herzen entfaltete er es und las die folgenden Worte:

„Seid nicht saumselig, sogleich nach dem Palaste zu kommen. Die Dame, der Ihr Euer Herz geweiht habt, erwiedert, ungeachtet der Ungleichheit Eures und ihres Standes, Eure Leidenschaft mit gleicher Innigkeit. Sie bietet Euch ihre Hand und ihr Herz an, und ist bereit, Euch nach der Kathedrale zu begleiten, wo der gute Priester Arembert schon harret, die heiligen Bande der Ehe zu knüpfen. Findet Euch am östlichen Thore des Palastes ein; seid rasch und verschwiegen."

Aus Warbecks Augen stürzten, als er diesen Brief las, Thränen des freudigsten Staunens. „Hinweg mit allen ehrgeizigen Planen der Herzogin!" rief er aus, „meine Selbstbeherrschung erhält unendlichen, unverdienten Lohn im Triumph meiner Liebe. Der Gatte Katharinen Gordons hat nicht nöthig, den Besitzer des Thrones von England zu beneiden." Warbeck rannte oder flog vielmehr dem östlichen Thore des Palastes zu. Die Ersuchte wartete seiner schon, aber in grobe Gewande gehüllt, und ihr Antlitz dicht verschleiert. Ein Ausruf des Entzückens wollte seinen Lippen entfliehen, aber sie ergriff seinen Arm und flü-

sterte ihm in's Ohr: „Schweigt oder man entdeckt uns.“ Warbeck begriff leicht den Grund, weswegen Lady Katharina Schweigen und Geheimniß beobachtet wünschte. Entdeckte die Herzogin oder irgend einer der hochmüthigen Schottischen Edeln, die ihre Verwandte an den Burgundischen Hof begleitet hatten, ihre Absicht, eine ihrem Range so unwürdige Verbindung zu schließen, so nahmen sie außer allem Zweifel die wirksamsten Maßregeln, sie zu vereiteln. Er nahm daher schweigend ihren Arm in den seinen und sie eilten geräuschlos und stumm der Kathedrale zu. Unterwegs trat ihnen plötzlich eine Schildwache entgegen, Warbeck kannte den Soldaten als einen Schotten, dem Lady Katharinens Züge wohlbekannt waren. Er war also in Todesangst, als derselbe den Schleier der Lady lüftete und ihr in's Gesicht sah; staunte aber nicht wenig, als er ihn alsbald wieder fallen ließ und ihnen winkte, weiterzugehen; und hoch schlug Warbecks Herz vor Freude auf, als sie die Mauern des Palastes hinter sich hatten und vor sich den Eingang der Kathedrale erblickten. Sie traten ein, die Lady drückte seine Hand fester als vorher, und als sie die Thür der Kirche hinter ihnen zugehen hörte, warf sie sich ihm in die Arme und schrie vor Freude auf. Warbeck drückte sie zärtlich an sein Herz. Ein Mönch kam mit brennender Fackel herbei. „Entferne diesen nun nutzlosen Schleier,“ sagte Warbeck, „der die Züge Deines Engelantlitzes birgt!“ Er sagte es, warf den Schleier zurück, und wollte einen Kuß auf Katharinens Lippen drücken, als er vor Staunen

und Enttäuschung zurückschrack, denn die schöne Bürde in seinen Armen war Niemand anders, als Leonore Lindsay.

Das Entsetzen, das sich seiner bemeisterte, war so stark, daß er sie losließ, und die Lady würde auf die Quader des Fußbodens gestürzt sein, wäre der Mönch nicht herbeigesprungen und hätte die Fallende in seinen Armen aufgefangen.

„Theuerster Perkin!" sagte Leonore, als sie die Veränderung sah, die mit ihm vorging, „bist Du unwohl?"

„Ich bin behext! bin sinnlos! ich träume!" rief er aus. „Wo ist Lady Katharina?"

„Lady Katharina!" riefen die Dame und der Priester zugleich; „der Himmel verhüte, daß sie in diesem Augenblicke in unserer Nähe wäre!"

„Was soll ich denn hierunter sonst verstehen?" fragte Warbeck, indem er das Papier aus seinem Busen zog.

„Es ist mein Brief an Euch, dem Ihr auf den Flügeln der Liebe Folge leistetet," sagte Leonore.

Nunmehr erkannte der Jüngling seinen Irrthum, er nahm den Pater bei Seite und klärte ihm mit kurzen Worten das Mißverständniß auf.

Was Leonore empfand und that, als sie mit der argen Lage bekannt wurde, in der sie sich befand, läßt sich nicht wohl sagen oder beschreiben. Gekränkte Liebe wandelte sich in Haß, Eifersucht und Rachgier, die ihre ganze Brust einnahmen, und sie verließ die Kirche in einem, noch an Raserei gränzenden Zustande. Es hatte schon ihrem stolzem Herzen nicht geringe Pein

gekoſtet, ſich ſo weit herabzulaſſen und zu zähmen, daß ſie die vermeintliche Leidenſchaft des jungen Warbecks zu ihr erwiederte. Als ſie nun aber fand, daß alle ſeine von ihm kund gegebenen Liebeszeichen der Lady Katharina und nicht ihr gegolten hatten, beſchloß ſie innerlich, beiden jungen Leuten wo möglich Verderben zu bereiten. Sie war ſo glücklich, ihr Zimmer im Palaſte wieder zu erreichen, bevor man ſie vermißt hatte und verbrachte nun eine angſtvolle, ruheloſe Nacht, im Innern nach der beſten Art forſchend, wie ſie ihre Rache vollſtrecke. Sie gelangte endlich zu dem Entſchluß, Beide bei der Herzogin von Burgund anzuklagen; ihn als der allerſtrafbarſten, verrätheriſchen Vermeſſenheit, ſie als der unwürdigſten Vernachläſſigung ihrer hohen Geburt und ihres Standes ſchuldig. Sie zweifelte nicht, daß ſolche Beſchuldigungen den Zorn und Unwillen erregen und damit enden würden, daß man Katharinen in Ungnade und als Gefangene nach Schottland zurückſchicke, Perkin aber auf Lebenszeit ſeiner Freiheit, vielleicht ſogar ſeines Lebens beraube. Mit dem Früheſten alſo des anderen Tages ſuchte ſie bei der Lady Margarethe um Gehör an und eröffnete ihre Entdeckung, ohne natürlicherweiſe der Art zu erwähnen, wie ſie dazu gekommen war. Sie ſagte ihr, daß, als ſie im Auftrag der Lady Katharina dem Jüngling zum Zeichen der Dankbarkeit eine goldene Kette übergeben, derſelbe ihr geſtanden habe, er hoffe auf noch höheren Lohn, er ſei in die Lady verliebt und beſitze ihre gegenſeitige Zuneigung. Sie fügte hinzu, nach dem zu urtheilen, was

sie aus Lady Katharinens Wesen und Betragen habe abnehmen können, sei sie gewiß, daß des Jünglings Behauptung Grund habe, und das Königliche Blut von Schottland Gefahr laufe, durch Vermischung mit dem niedrigen Blutstrom, der die Adern dieses Flammändischen Leinewebers erfülle, geschändet zu werden. Lady Margarethe vernahm diese Worte mit unerkünsteltem Staunen, aber mit anscheinendem Kummer und Zorn, der nichts weniger als aufrichtig war. Sie versah sich nunmehr, die Triebfeder entdeckt zu haben, mit der sie Perkin Warbeck nach ihrem Willen lenken könne; hatte zwar erkannt, daß seine Ehre stark genug war, gegen die Lockungen des Ruhmes und der Größe sich aufrecht zu erhalten; hoffte sie aber doch nicht stark genug, dem allgewaltigen Einflusse der Liebe zu widerstehen. Sie dankte Leonoren für die Nachricht, sagte ihr, sie werde ungesäumte und wirksame Maßregeln ergreifen, die Familie ihres Königlichen Bundesgenossen vor Schande zu retten; sandte aber, sobald sie sich nur allein befand, nach ihrem Geheimschreiber Frion, um sich mit ihm über die besten Mittel zu berathen, womit man diese unerwartete Entdeckung zum Frommen ihres Anschlages gegen König Heinrich und seinen Thron anwenden könne. Das Ende der Berathung war, daß Frion noch einmal zu Perkin mit dem Auftrag abgesandt wurde, ihn sonder Verzug zu der Herzogin von Burgund zu bringen.

„Junger Herr," sagte Lady Margarethe, als der Jüngling von Neuem vor ihr erschien, „Ihr scheint die Gunst von Fürsten und Herr-

ſchern eben nicht hochzuſchätzen. Wir haben ſchon geruhet, Euch von unſeren Wünſchen unterrichten zu laſſen, und ihr wießt ſie ab, wie die Bitte eines Bettlers um Allmoſen.“

„Verzeiht, erhabene Frau,“ ſagte Warbeck, „mein Herz iſt vom Gefühl Eurer Güte durchdrungen, aber ich muß und darf nicht dem Vorſchlage Gehör geben, den mir Euer Gnaden Geheimſchreiber eröffnete. Ich bin von niedrer Geburt, geringen Fähigkeiten, und wünſche mir keine höhere Beſtimmung, als die, in Eurer Hoheit oder in irgend einem andern Heere gegen den Tyrannen von England zu fechten.“

„Du wünſchteſt Dir keine höhere Beſtimmung?“ ſagte die Herzogin. „Nun, welcher abſcheuliche Verläumder hat mir denn in's Ohr geraunt, daß Perkin Warbeck, der rang- und talentloſe, ſo vermeſſen wäre, nach Hand und Herz Katharinen Gordons zu trachten, der nahen Verwandtin Seiner Königlichen Majeſtät von Schottland!“

Die höchſte Röthe überzog Warbecks Wangen, er zauderte aber keinen Augenblick mit der Antwort. „Es iſt wohl wahr, fürſtliche Margarethe! es iſt wohl wahr, daß mein Herz, ob es gleich in ſeiner Jugend in keinem Königlichen Palaſte, ſondern in einer Bauernhütte gehegt ward, nicht unempfindlich iſt gegen die Reize und Verdienſte Lady Katharinens. Es iſt aber auch wahr, daß dieſes Herz ſo empfindlich für die unnahbare Ferne iſt, die es von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft trennt, daß es ſich bereits zum Tode bereitet, in dem es allein aufhören

wird und kann, die Gefühle, die es verzehren, zu nähren.“

„Du haſt Recht, Warbeck, Du haſt Recht!“ ſagte Lady Margarethe, „denn wie magſt Du, der arme, verächtliche Sprößling eines niedern Händlers aus Tournay, den Königlichen Jakob von Schottland überreden, Dir ſeine liebreizende Verwandte zu geben, die würdig iſt, einem Throne zur Zier zu gereichen und die, wenn ich recht in den Sternen leſe, unabänderlich beſtimmt iſt, auf einem Throne zu ſitzen.“

Warbeck ſeufzte, denn er wußte, daß Lady Margarethe im Rufe einer geſchickten Wahrſagerin ſtand, und ihre eben ausgeſprochenen Worte ſchienen ihm eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ſeinen Hoffnungen und deren Verwirklichung aufzuſtellen.

„Aber,“ ſagte die Herzogin, indem ſie ihm nahte und ſeine Hand in die ihrige nahm, „erſchieneſt Du vor dem Königlichen Jakob als Plantagenet und Herzog von York, an der Spitze der Truppen von Frankreich und Burgund, anerkannt von der Schweſter König Eduards, ſo würde der König von Schottland Deiner Werbung freundliches Gehör leihen und Perkin Warbeck könnte wohl ſelbſt auf einem Throne ſitzen, Katharine Gordon, als ſeine fürſtliche Gemahlin, ihm zur Seite.“

Perkin erhob ſeine Augen, ſie begegneten denen Margarethens. Er ſchien, wie von dem Blick eines Baſiliſken getroffen, ſank auf ſeine Kniee, ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und rief: „Thut mit mir nach Eurem

Gefallen, ich überlasse mich Eurer Leitung! Ich bin Plantagenet, York, Richard, was Ihr wollt. Macht Lady Katharinen zu der Meinigen, und Perkin Warbeck ist Euer gefügiges Werkzeug auf immerdar!"

Die Herzogin richtete sich stolz empor und als ihr Blick in einen gegenüberhängenden Spiegel traf, bemerkte sie ein verächtliches, triumphirendes Lächeln in ihren Zügen. Sie bezähmte alsbald diesen anstößigen Ausdruck, ehe Warbeck ihn gewahrte, nahm seine Hand abermals in die ihrige und sagte: „Mein Königlicher Neffe, Du weiße Rose von England, denn also werde ich Dich in Zukunft nennen, ich wünsche Dir Glück zu dem ruhmwürdigen Entschlusse, zu dem Du gelangtest. Lady Katharina ist Dein. Ein Wort, ein Wink von mir wird ihrem Königlichen Verwandten und Oheim für den Willen des Schicksals gelten. In wenig Tagen jedoch muß sie nach Schottland abreisen und es wird gut sein, wenn Du, bis Du mit der Rolle, die Du zu spielen hast, besser vertraut bist, keinen ferneren Umgang mit ihr habest. Mittlerweile soll der König Nachricht haben, daß ich meinen wiederhergestellten Neffen in Kurzem an meinem Hofe erwarte, und die schöne Tochter des Grafen von Huntley zur Gemahlin für ihn erbitte."

Die hierauf folgenden Ereignisse sind historische, die wir dem Leser im kurzen Abriß vorlegen. „Da Lady Margarethen," sagt Lord Bacon in seiner Geschichte König Heinrichs des Siebenten, „Perkin wohlgefiel, sie an ihm ein Antlitz und eine Gestalt wahrnahm, eines höhe-

ren Schickſals nicht unwerth, und auch ſeinen Geiſt ſchön fand und ſein Betragen einnehmend, ſo meinte ſie nunmehr, einen ſeltenen Marmorblock gefunden zu haben, woraus der Herzog von York zu hauen ſei.“ Sie behielt ihn, aber mit der äußerſten Heimlichkeit, eine Weile bei ſich, unterrichtete ihn, in vielen perſönlichen Zuſammenkünften, erſtlich in fürſtlicher Aufführung und Haltung, und lehrte ihm, wie er ſeine vermeintlichen Unfälle auf gehörige Weiſe zu erzählen habe. Dann machte ſie ihn mit allen Umſtänden und Verhältniſſen ihres geſtorbenen Neffen bekannt, deſſen Namen und Charakter er ſich anmaßen ſollte, beſchrieb ihm die Eigenthümlichkeiten und das Weſen des Königs und der Königin, ſeines vorgeblichen Bruders und ſeiner Schweſtern, und mancher anderen Perſonen, die den Herzog von York in ſeiner Kindheit umgaben, nannte ihm mehrere Vorfälle bis zu König Eduards Tode, einige geheime und einige wohlbekannte, von denen es wahrſcheinlich erſchien, daß ſie das Gedächtniß eines Kindes aufbewahrt habe. Fügte hierauf noch Einiges aus der Zeit hinzu von des Königs Tode bis zu Einſperrung des Herzogs von York und ſeines Bruders in den Tower. Was aber die Geſchichte vom Aufenthalte der beiden Prinzen im Tower, von Eduards Tode und von Richards angeblicher Flucht anlangte, ſo wußte ſie, daß nur Wenige ſie deshalb vernehmen konnten. Sie lehrte ihn alſo, was dieſe Dinge betraf, ein hübſches, wahrſcheinliches Mährchen, und warnte ihn, nicht davon abzuweichen. Kam ferner mit ihm überein, was

er von seinen Abenteuern im Auslande sagen solle, mischte, das Erdichtete wahrscheinlich zu machen, vieles Wahre, was Andere bezeugen konnten, darein, verschmolz aber Alles sorgfältig mit der Rolle, die Warbeck durchzuführen hatte. Sie unterrichtete ihn desgleichen, wie er verfängliche Fragen vermeiden möge, fand aber, daß dieser Punkt seinem eignen Verstande und seiner Geistesgegenwart unbesorgt zu überlassen sei; richtete zuletzt seinen Muth noch durch Belohnungen und Geschenke und bedeutendere Versprechungen für die Zukunft höher auf, und gab ihm, wenn Alles auf das Erwünschteste ablaufe, die Aussicht auf eine Krone; wenn es aber fehl schlage, die Gewißheit einer sicheren Zuflucht an ihrem Hofe, vor allen Dingen aber die der Verbindung mit Lady Katharina Gordon, denn sie hatte Briefe vom König von Schottland empfangen, denen zufolge er auf den Vorschlag einer Vereinigung beider Familien mit Freuden einging. Es ward beschlossen, daß, sobald als zwischen England und Frankreich Krieg ausbräche, Perkin in Irland landen solle; die Herzogin wußte aber wohl, daß, wenn er unmittelbar von ihrem Hofe dahinginge, man ihn für einen neuen von ihr aufgebrachten Betrüger halten werde. Sie sandte ihn also nach Portugall, wo er unter der Vorsorge der Lady Bampton, einer Engländerin, und einiger anderen Helfershelfer der Herzogin über ein Jahr zubrachte. Endlich erklärte Heinrich der Siebente Frankreich den Krieg. Perkin Warbeck landete in Irland, erklärte sich für Richard, Herzog von York, zweiten Sohn König Eduards des Vierten

und machte seine Ankunft den Grafen von Desmond und Kildare bekannt, die mit anderen Großen und Edelleuten und ihren Vasallen sich unter seinen Fahnen versammelten.

Indessen blieb er nicht lange in Irland, denn er fand, daß daselbst noch keine Anstalten getroffen waren, die ihn hätten fähig machen können, seine Ansprüche mit Erfolg zu betreiben. Und da ihn der König von Franreich an seinen Hof eingeladen hatte, verließ er Irland und begab sich nach Paris, wo der Französische König ihn mit großer Auszeichnung und als den Herzog von York empfing, ihm einen prächtigen Palast zur Wohnung anwieß und ihn auf das Fürstlichste bewirthete. Sir George Neville, Sir John Taylor und wohl auf hundert vornehme Engländer versammelten sich daselbst um ihn und erboten ihm seine Dienste; da aber bald nachher der Friede zwischen Frankreich und England zu Stande kam, fand Perkin, daß das erstere ihm kein sicherer Zufluchtsort mehr sei, und ging nach Flandern, an den Hof der Herzogin von Burgund, indem er vorgab, nach so mancherlei Widerwärtigkeiten des Geschicks bei ihr Ruhe und Sicherheit zu suchen. Die Herzogin nahm ihn anscheinend mit Argwohn und Kälte auf, weil sie, wie sie sich ausdrückte, durch den Fall mit Lambert Simnel gewitzigt worden sei, und sich nicht gern auf's Neue möge hinterlachen lassen. Deshalb begann sie damit, ihn in Gegenwart Anderer mit großer Vorsicht auszuforschen und ihm die geheimsten Fragen vorzulegen, um ganz gewiß zu werden, daß er wirklich der Herzog von York sei.

Und nachdem sie endlich sich gestellt hatte, durch seine Antwort völlige Genugthuung zu empfangen, schien sie vor Freude und Erstaunen über diese wunderbare Entdeckung und Erhaltung ganz außer sich, bewachte ihn wie einen vom Tode Auferstandenen, und folgerte daraus, daß Gott, der ihn so wunderbarlich am Leben erhalten, ihm auch ein groſses, glänzendes Geschick aufbewahrt habe. Die Herzogin erwieß ihm demnach alle fürstlichen Ehren, nannte ihn immerdar ihren Neffen und ertheilte ihm, als dem letzten Sprößling des Hauses York, den zierlichen Titel der Weißen Rose von England; auch gab sie ihm eine Leibwache von dreißig Hellebardieren.

Warbeck war unterdeß immer noch von der Leidenschaft für Lady Katharina Gordon erfüllt, und nahm im Geheim häufig Gelegenheit, der Herzogin erinnerlich zu machen, daß er sich nur unter der ausdrücklichen Bedingung baldiger Vermählung mit jener Dame zu ihrem Anschlag hergegeben habe. Die Herzogin versicherte ihm allemal, sie habe die Bedingung nicht vergessen, und denke an die nöthigen Schritte zu ihrer Erfüllung. Eines Tages kam sie unerwartet, eilig und in heftiger Bewegung in Warbecks Zimmer und rief aus: „Mylord von York; ich habe Briefe von Schottland, Ihr müßt Euch unverzüglich dahin begeben.“

„Entzückende Nachricht!“ sagte der Herzog von York, denn wir müssen ihn jetzt so nennen; „was sagen aber Eure Briefe von meiner Bewerbung um der schönen Gordon Hand?“

„König Jakob," ſagte die Herzogin, „wünſcht die Verbindung zwiſchen dem Herzog von York und der Lady Katharina von Herzen; Eure Freunde, Engländer ſowohl als Schotten, ſind nicht minder günſtig dafür geſtimmt; aber die Lady ſelbſt . . . . ."

Hier hielt die Herzogin inne und ſchien Anſtand zu nehmen, ihre Rede zu beſchließen.

„Quält mich nicht, ich beſchwöre Euch," ſagte der Herzog, „laßt mich das Schlimmſte wiſſen! Wenn ich mein Elend in ſeiner ganzen Größe überſehe, lerne ich vielleicht es ertragen, doch ſo lange es in Dunkel und Ungewißheit begraben liegt, erſchrecken mich Schatten, die ich ſonſt nicht beachten würde."

„So wißt, daß Lady Katharina ſich weigert, auf die Verbindung mit dem Herzog von York einzugehen; und daß ihre Geſellſchafterin, Leonore Lindſay, den König von einer geheimen Leidenſchaft unterrichtet hat, die ſie für einen andern Mann hegt."

„So iſt denn all mein Hoffen hin!" rief der Herzog. Lebt wohl, Thron und Zepter und Würden und Größe, ich verwerfe euch, wenn Katharine Gordon nicht mit mir an euch Theil nimmt. Doch ſagt, ſagt, wer iſt der Gebenedeite, der ſich ihrer Liebe erfreut?"

„Ein armer, heimathloſer Flammänder," ſagte die Herzogin, „den ſie zufällig hier in Gent an meinem Hofe ſah, als ſie zum Beſuche bei mir war, er heißt Perkin Warbeck!"

„Ha!" rief der Herzog, „iſt es möglich?"

„Es iſt ſo“ ſagte die Herzogin, „die Klage Leonorens erfolgte ſo unerwartet in ihr und des Königs Anweſenheit, daß ſie nicht umhin konnte, deren Wahrheit einzugeſtehen. Sie ließ ſich zwar nicht des leiſeſten Gedankens zeihen, das Königliche Blut in ihren Adern durch die Verbindung mit Jemand, ſo tief unter ihrem Range, zu entehren, erklärte aber entſchieden, ſie werde ihre Hand und ihr Herz nimmermehr irgend einem Andern ſchenken.“

„Beeilt, gnädigſte Lady,“ ſagte der Herzog, ließ ſich auf ein Knie nieder und preßte Lady Margarethens Hand an ſeine Lippen, „beeilt meine Abreiſe nach Schottland!“

„Es iſt Alles zu Eurer Abreiſe bereit, Frion ſoll Euch begleiten. Ich habe auch Briefe von England mit erfreulicher Kunde. Das Volk iſt gegen den König ſchwer erbittert. Der Verluſt von Brittanien, der Friede mit Frankreich, ſeine abſcheuliche Behandlung ſeiner Gemahlin, Eurer Schweſter, ſeine Erpreſſungen und ſeine Tyrannei haben ihm unzählige Feinde gemacht. Auch bleiben die Unzufriedenen nicht bei bloßem Gemurmel ſtehen; Sir William Stanley, ſein Lord Kammerherr, Lord Fitzwalter, Sir Simon Montfort und Sir Thomas Thwaites haben ſich gegen ihn zu Euren Gunſten verſchworen. Ihr thätiges Werkzeug, Sir Robert Cliffort, iſt jetzt in Edinburg, ſowohl um Beiſtand für Euch vom König Jakob zu erbitten, als auch in eigner Angelegenheit. Er liebt nämlich ſchon ſeit lange die ſchöne Leonore Lindſay, Lady Katharinens Dame, die ſeine Bewerbung mit Verachtung zurückgewie-

sen hat. Sie will keinen heirathen, der nicht mindestens ein Pair ist. Es steht, sobald König Jakob Euch als König von England anerkannte, in Eurer Macht, ihm diese Würde zu verleihen, ihm somit bei der schönen Leonore dienlich zu sein und ihn noch fester an Euere Sache zu binden."

Perkin hörte ihr zu, wie man wohl die Versuchung des Bösen vernimmt, dem man sich mit Leib und Seele verschrieb. Er fühlte die Gefahr und das Verwegene seines Unternehmens, fühlte aber auch nicht minder, daß, wenn er es aufgebe, er alle Hoffnung, Katharinen Gordons Gemahl zu werden, zugleich mit aufgebe. Er überließ sich also gänzlich der Leitung der Herzogin und begab sich folgenden Tages mit einem zahlreichen, wohlgeordneten Heere Burgunder und Engländer nach Schottland unter Segel; entschlossen, Ehrgeiz und Liebe in dem Versuch zu befriedigen, oder in ihm umzukommen.

Während dessen verbrachte Lady Katharine ihre Zeit in dem Palaste von Holyrood, in die tiefste, trostloseste Schwermuth versunken. Durch den Tod ihres Vaters war der König ihr Vormund geworden, die Bestimmung ihres Schicksals also einzig und allein ihm anheim gefallen, und in der letzten Unterredung mit ihr hatte er äußerst streng und gebietend darauf bestanden, daß sie dem Herzog von York, den man täglich in Edinburg erwartete, ihre Hand reiche. „O wäre ich doch in einer Hütte geboren!" sagte sie dereinst, auf einsamem Spaziergange in den Gärten des Palastes. „Dann wäre meinem Herzen die Wahl meines Gatten überlassen, kein lästiges

Staatswohl träte meiner Neigung in den Weg, glücklich und glanzlos dürfte ich leben und sterben."

Als sie sprach, zog ein Rauschen der Blätter in der Laube, wo sie saß, ihre Aufmerksamkeit an sich, sie sah empor und Perkin Warbeck stand vor ihr.

Eine tiefe Röthe färbte des Mädchens Wangen, wie ihr Blick Dem begegnete, bei dem ihre Gedanken eben geweilt hatten. Sie sah dasselbe edle, hoheitvolle Antlitz, dasselbe strahlende, sprechende Auge, dieselbe erhabene, ebenmäßige Gestalt, die ihr Herz an den Ufern der Schelde gewonnen hatten. Anstatt seiner damaligen geringen Kleidung aber trug er jetzt Seide und Purpur, die Insignien des St. Georgenordens schlangen sich ihm um Nacken und Bein und eine kleine Krone schmückte seine Haupthedeckung. Er nahte ihr dennoch schüchtern und ehrfurchtsvoll, sank auf ein Knie und legte einen Brief in ihre Hand, an dessen Ueberschrift sie die Schriftzüge der Lady Margarethe erkannte.

„Ha!" rief Katharine, den Brief noch uneröffnet in ihrer Hand haltend, die Augen fest auf Perkin gerichtet, „wen sehe ich denn vor mir?"

„Richard Plantagenet, Herzog von York," sagte der Jüngling, „oder, wenn der Name Dein Ohr beleidigt, Perkin Warbeck. Doch ob Warbeck, ob Plantagenet, zweifelt nicht, daß der, welcher vor Euch steht, Euch treu und innig liebt."

„Du Richard Plantagenet! Du Herzog von York!" rief Katharine, „es kann nicht sein!"

„Leſet, Lady, leſet," ſagte Warbeck, „der Brief meiner Tante von Burgund wird Euch mein wunderbares Schickſal ſagen."

„Deiner Tante von Burgund!" ſagte Katharine, mit einem Blick ungläubigen Staunens. Sie brach das Siegel des Briefes und verlor ſich bald ſo ſehr in dem Intereſſe, das ſein Inhalt einflößte, daß ſie eine Zeitlang vergeſſen zu haben ſchien, Derjenige, deſſen ſeltſame Abenteuer er beſchrieb, ſtehe vor ihr. Warbecks Blicke ruhten auf ihr und wachten voll Unruhe und Beſorgniß über dem wechſelnden Ausdruck ihrer Züge bei'm Leſen des Briefes. Anfänglich las er in ihnen nichts als den hartnäckigſten Unglauben, bald aber milderten ſich dieſe unwillkommenen Anzeichen, und er ſah, wie das höchſte Erſtaunen ſich ihrer Seele bemächtigte. Bei'm Weiterleſen hob ſich ihre Bruſt, der Brief zitterte in ihrer Hand, Thränen glänzten in ihren Augen, ſie ließ das Papier niederfallen und brach in die Worte aus: „Barmherziger Himmel! unerforſchlich ſind deine Wege, unerforſchlich iſt dein Wille!" Dann ſank ſie auf ihre Kniee vor Warbeck und ſagte: Verzeihung, großmächtiger Prinz, für die unbewußte Vermeſſenheit, der ich mich in Deiner Gegenwart ſchuldig machte. Ich wußte ja nicht, daß ich dem Herzog von York meine Rettung aus dem feuchten Grabe verdankte, wußte nicht, daß Derjenige, deſſen Dienſte ich ſo unbefangen in Anſpruch nahm, Erbe des Thrones von England war."

„Steht auf, edle Frau!" ſagte Warbeck, ſie vom Boden erhebend, „ich bitte Euch, ſteht auf;

und nun;“ fügte er hinzu, indem er vor ihr niederknieete und ihre Hand in die seine nahm, „ist es an mir zu bitten. Verwerft nicht ein Herz, das nur für Euch schlägt; willigt in die Wünsche des gnadenreichen Jakob, erfüllt die Wünsche aller Freunde des Hauses York, seid, Katharine Gordon, Richard Plantagenets Braut!“

Die Lady erröthete, Perkin fühlte ihre Hand in der seinen beben und las in ihrem sanften blauen Auge das Bekenntniß, das ihre Lippen nicht auszusprechen vermochten. Er sprang empor, zog sie in seine Arme, und mit einem Kusse, den er auf ihre Lippen drückte, besiegelte er den ewigen, unauflöslichen Vertrag, der Beide vereinte.

„Süße Katharine!“ sagte Warbeck, „Lebe wohl auf kurze Zeit. Ich bin in diesem Augenblick erst in Edinburg angekommen und habe mich noch nicht dem Könige vorgestellt. Ich eilte zuerst auf Flügeln der Liebe dem Orte zu, wo ich hoffen konnte, den Stern meines Lebens leuchten zu sehen.“ Und er preßte seine Lippen noch einmal an die ihren, führte ihre schöne Hand an sein Herz und verschwand.

Die Nachricht, der Herzog von York sei in der Schottischen Hauptstadt angelangt, werde vom Könige mit Hülfstruppen und Hülfsgeldern zu Erlangung seines Erbes unterstützt werden und die schöne Katharine Gordon zur Gemahlin erhalten, verbreitete sich bald weit und breit. Vielen wollte es zwar nicht recht einleuchten, daß der junge Abenteurer und Richard Plantagenet Eine Person seien, Alle kamen jedoch dahin überein, daß, wenn der König ihm in seinem Unternehmen

hülfreich wäre, ihm seine junge Verwandte zur Ehe gäbe, er doch gewiß die überführendsten Beweise von der Identität beider Personen haben müsse. Leonore Lindsay erkannte Perkin Warbeck in dem Herzoge von York mit der höchsten Verwunderung wieder und die Flammen des Hasses und der Eifersucht entzündeten sich jetzt mit zehnmal stärkerer Gewalt von Neuem in ihrem Busen. Sie beschloß noch einmal feierlicher den Untergang des liebenden Paares, und es dauerte nicht lange, so hatte sie einen Bundesgenossen gefunden, der wohl fähig war, in ihrem Vorhaben ihr wirksam beizustehen.

Robert Clifford, der Abgesandte der mißvergnügten Engländer, hatte sich früher, wie wir wissen, erfolglos um Leonoren Lindsay's Hand beworben. Seine Hoffnung war jedoch nie gänzlich untergegangen, und jetzt, da er sich abermals in der Nähe der Lady befand, begann er seine Anträge zu erneuen. Die ehemalige entschieden abschlägige Antwort ließ ihm eben keinen besonders huldvollen Empfang voraussehen; sein Erstaunen war also nicht gering, als er wahrnahm, daß ihm die Lady nicht nur mit vieler Höflichkeit begegnete, sondern seine Bewerbungen stillschweigend sogar ermunterte.

Die Lady ließ geheimnißvolle Winke über den Preis fallen, um den sie ihre Neigung verschenken werde, und sehnte sich nach den vergangenen Tagen zurück, wo ein Liebhaber den leichtesten Wunsch seiner Dame heiliger hielt als die Gebote von Monarchen oder die Wohlfahrt eines ganzen Volkes. Clifford war so tief in seiner Leidenschaft

befangen und ſo entzückt über den Wechſel im Betragen ſeiner einſt hochmüthigen, kalten, jetzt ſo gütigen, entgegenkommenden Göttin, daß er ihr zu Füßen ſank, ſie beſchwur, ihm ihre Wünſche zu nennen, und ihr gelobte, keine Macht der Erde ſolle ihn abhalten, ſie zu erfüllen, wenn er nur irgend Mittel dazu beſäße. Leonore erklärte ihm nun, daß ſie ſich nicht entſchließen könne, einem Anhänger Perkin Warbecks ihre Hand zu reichen; und wenn er alſo darnach trachte, müſſe er den König Heinrich von dem ganzen Anſchlag in Kenntniß ſetzen, der gegen ihn im Werke ſei, müſſe ihm die Namen aller Derjenigen nennen, die unter den Getreuen an ſeinem eignen Hofe die Hand zu der Verſchwörung geboten hätten. Der Ritter war tief in Warbecks Unternehmen verwickelt und ihm aufrichtig zugethan; Leonoren Lindſay's Reize und Schmeicheleien wirkten aber auf ihn mit Zaubergewalt. Sie hielt ihm das Perlenkreuz um ihren Nacken dar, daß er darauf den Schwur ablege, ihre Wünſche zu erfüllen. Der Ritter leiſtete den Eid, und Perkin Warbecks Unternehmen war unwiderruflich vereitelt.

Die Zweifel, die noch über die Art und Weiſe obwalteten, wie König Jakob ſich benehmen werde, zerfloſſen durchaus an dem Tage, wo er den jungen Abenteurer öffentlich empfing.

Auf ſeinem Throne ſitzend, von den Großen des Reichs und den Geſandten fremder Höfe umgeben, Lady Katharine Gordon zu ſeiner Rechten, trug er ſeinem Zeremonienmeiſter auf, dem Herzoge von York zu hinterbringen, daß der

König seiner harre. Warbeck trat alsbald in das Audienzzimmer mit einem zahlreichen Gefolge Englischer, Französischer und Burgundischer Ritter und Großen; worauf der König seinem Throne entstieg, ihn umarmte und sich wieder setzte. Warbeck verneigte sich höflich gegen den Monarchen, trat einige Schritte zurück und sprach mit lauter Stimme, von lebhaften, ausdruckvollen Geberden begleitet, folgende Worte: „Hoher und mächtiger König! Eure Hoheit und Ihr versammelte Edle möget geruhen, das traurige Schicksal eines Mannes anzuhören, dem von Rechtswegen der Besitz eines Königreichs zusteht, den sein Unstern aber von Ort zu Ort, aus Elend in Elend unstät umhertrieb. Ihr sehet vor Euch einen Plantagenet, den man aus der Wiege an heilige Freistätte flüchtete, den man dem Heiligthume entriß und in den Kerker schleppte, den man aus dem Kerker in die Hände eines grausamen Peinigers gab und aus diesen Händen in eine große Einöde verstieß, denn so muß ich die Welt nennen, die mir nicht anders erschien. Und so nennt der, dem ein großes Königreich bestimmt war, nicht eine Handbreit Erde sein, und wüßte ohne Eure Königliche Huld und Gnade nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Der verstorbene König von England, Eduard der Vierte, hinterließ, wie Euer Hoheit wisset, zwei Söhne, Eduard und Richard, Herzog von York, Beide noch sehr jung. Eduard, der älteste, folgte seinem Vater in der Regierung, unter dem Namen Eduard der Fünfte; aber Richard, Herzog von Glocester, beider Söhne unnatürlicher Oheim,

der anfänglich aus Ehrgeiz nach der Krone verlangte, dürstete sodann, aus Verlangen, sich sicher zu stellen, nach ihrem Blute und trug einem seiner, wie er glaubte, ergebensten Werkzeuge auf, sie zu ermorden. Nachdem dieser Mann aber, dem grausamen Geheiß zufolge, den König Eduard, den ältesten der Brüder, ermordet hatte, bewogen ihn Reue und andere Gründe, den andern Bruder zu verschonen und zu erretten; dessenungeachtet stattete er dem Tyrannen Bericht ab, er habe beiden Brüdern den Tod gegeben. Der Bericht fand Glauben, man zeigte öffentlich den Tod der Prinzen an und die Welt gewann die Ueberzeugung von ihrer schmählichen Ermordung. Doch wenn man die Flamme der Wahrheit ersticken will, sprühen immerdar einzelne Funken von dannen und glühen fort, bis die Zeit kommt, wo man sie aufsucht! Gott der Allmächtige, der den Rachen des Löwens verschloß, und den kleinen Joas errettete vor der Tyrannin Athalia, als sie des Königs Kinder mordete; Gott, der Isaak vor der Hand bewahrte, die schon erhoben war, ihn zu opfern, erhielt dem zweiten Bruder das Leben: denn ich selbst, der ich hier vor Euch stehe, bin der Richard, Herzog von York, Bruder des unglücklichen Prinzen, König Eduards des Fünften, und gegenwärtig der rechtmäßige lebende männliche Erbe des glorreichen, preiswürdigen Eduards des Vierten, letzt verstorbenen Königs von England. Wie ich entkommen bin, darüber erlaubt mir zu schweigen oder Euch in geheimerer Unterredung Bericht zu erstatten; denn es steht nicht nur das Andenken an Ver-

ſtorbene, es ſteht auch das Wohl Lebender dabei auf dem Spiele. Laßt Euch genügen, wenn ich Euch ſage, daß damals noch meine Mutter lebte, eine Königin, die die Sorge um ihre Kinder nie verließ. So entkam ich mit Gottes Beiſtand, in meinem zarteſten Alter aus London, ward in Geheim über See geführt und nach einiger Zeit von denen, die über mich wachen ſollten, Gott weiß aus welcher neuen Furcht, aus welchem Sinneswechſel oder ſonſtigen Abſicht, plötzlich verlaſſen; ich ward gezwungen, unſtät umherzuwandern und in niedriger Dienſtbarkeit Mittel zu ſuchen, mein Leben zu friſten. In dieſem Zuſtande, mannichfachen Leidenſchaften zum Raube, theils der Furcht, lebend entdeckt zu werden und den Tyrannen dadurch zu neuen Anſchlägen wider mein Leben zu vermögen; theils kummervoll und verzweifelnd, unbekannt in ſo verächtlicher, niedriger Dienſtbarkeit meine Tage hinſchleppen zu müſſen; war ich dennoch im Innern entſchloſſen, des Tyrannen Tod zu erharren und mich meiner Schweſter, der nächſten Erbin ſeines Thrones, in die Arme zu werfen. Im Verlaufe der Zeit aber trug es ſich zu, daß ein Heinrich Tudor, Sohn Edmunds Tudor, Grafen von Richmond von Frankreich herüber kam in das Reich und durch ſchlaue und ſchändliche Kunſtgriffe die Krone erwarb, die mir zukam und die nun alſo nur von einem Tyrannen zum andern überging. Dieſer Heinrich, mein ärgſter Todfeind, erſann und warf, ſobald er vernahm, daß ich noch lebte, die feinſten Schlingen aus, um mich zu verderben, denn er hat mich nicht nur fälſchlich beſchuldigt,

ein Betrüger zu ſein, hat mich nicht nur mit allen möglichen Spottnamen belegt, und die Welt zu hintergehen getrachtet; ſondern auch, um mich zurückzuhalten und zu verhindern, daß ich nach England käme, große Geldſummen den Fürſten und ihren Miniſtern und Räthen angeboten, bei denen ich mich aufhielt, ja er hat ſelbſt gewiſſe meiner Diener zu beſtechen getrachtet, daß ſie mich ermordeten oder vergifteten, er hat Andere von meiner gerechten Sache entfernen wollen und ſie aufgefordert, mich zu verlaſſen, wie Sir Robert Clifford und Andere. Und ſo kann jeder vernünftige Mann wohl einſehen, daß Heinrich, der ſich König von England nennt, nicht nöthig hätte, ſo große Geldſummen zu verſchwenden, noch ſo ſehr beſorgt und emſig beſchäftigt zu ſein, mir Tod und Verderben zu bereiten, wofern ich ein Betrüger und Heuchler wäre. Aber die Wahrheit meiner Sache iſt kund und offenbar und hat nicht nur den allerchriſtlichen König Karl, ſondern auch die verwittwete Herzogin von Burgund, meine geliebteſte Tante, vermocht, mich anzuerkennen und mir liebreich beizuſtehen. Aber es ſcheint, daß Gott in der Höhe, zum Frommen dieſer ganzen Inſel und um dieſe beiden Königreiche Schottland und England zu enger Eintracht und Freundſchaft durch ſo wichtige Dienſtleiſtung zu verknüpfen, den Waffen und dem Beiſtande Euer Hoheit vorbehalten habe, die Königliche Krone von Endland auf mein Haupt zu ſetzen. Auch iſt es nicht das erſte Mal, daß ein König von Schottland Diejenigen in Schutz nahm und ihnen Hülfe leiſtete, die der Krone von England

waren beraubt worden; in frischem Andenken ist ja noch Heinrich der Sechste. Und sintemal denn Euer Hoheit zahlreiche, klare Beweise gegeben habet, daß Ihr Euren Königlichen Vorfahren in Edelsinn nicht nachstehet, als habe ich mich entschlossen, ein so bedrängter Prinz, zu kommen und mich in Eure Königliche Gewalt zu begeben, und Euch um Beistand anzurufen zu Wiedererlangung meines Königreiches England. Ich verspreche endlich, mich gegen Euer Hoheit nicht anders aufzuführen, als ob ich Euer leiblicher Bruder wäre und Euch, sobald ich im freien Besitz meines Erbes bin, dankbarlich alle Liebe und Freundschaft zu erzeigen, die in meinem Vermögen steht.*)"

Diese Anrede, von Warbecks reicher, voller Stimme vorgetragen, der mannichfaltige Ausdruck seines edlen, Königlichen Angesichts, und die natürlichen, ungezwungenen, doch auch anmuthigen, schicklichen Geberden, womit er seine Worte begleitete, wirkten wunderbarlich auf die Gefühle der Zuhörer. Von Zeit zu Zeit erscholl ein tiefes Gemurmel der Theilnahme und des Beifalls, gab sich auch wohl ein Ausruf des Zornes kund oder rasselte und klirrte Stahl und Eisen, wenn ein eifriger Parteigänger halb sein Schwerdt entblößte und heftig wieder zurück in die Scheide stieß. Und als Perkin seine Rede geendet hatte, flog fast jedes Schwerdt aus seiner Scheide und rief fast jede Stimme laut auf: „Gott segne König Richard den Vierten!"

*) Baron.

Der König von Schottland, der augenscheinlich in hohem Grade die Gefühle theilte, die Warbeck für sich rege gemacht hatte, stieg noch einmal von seinem Thron hernieder, nahm den jugendlichen Redner bei der Hand und sagte: „Mylord von York, Du lang verborgene, jetzt glücklich aufgefundene weiße Rose von England, ich heiße Dich willkommen! Vertraut auf mich, edler Herr, Ihr sollt nimmer Ursache haben zu bereuen, daß Ihr Euch in meine Hände gabt; und zum Zeichen meiner Liebe zu Euch, seht, gebe ich Euch die schönste Blume von Schottland, daß sie Euerm Unternehmen Heil und Segen bringe. „Schöne Muhme!" fügte er zu Lady Katharine Gordon gewandt hinzu, indem er Warbecks Hand in die ihrige fügte, „hegt die weiße Rose von England an Eurem Busen und mögen ihre zukünftigen Blüthen zahlreich sein und gedeihen!"

Warbeck zog die Lady an sein Herz und obschon er vor dem Gedanken erbeben mußte, daß er auf so unwürdige Weise sie hintergehe, fühlte er doch, daß er jetzt einen mächtigen Beweggrund hatte, sein Werk weiterzuführen, wenn auch nur, dem getreuen Herzen mit einem Throne zu lohnen, das seiner Ehre und Wahrheit so blind vertraute. „Es komme was kommen mag," sagte er zu sich selbst, „jetzt will ich mir das Diadem von England erringen, oder in dem Versuche mein Leben verlieren!"

Auch Katharine hatte schlimme Ahnungen, als sie in die Arme ihres Geliebten sank. Die

geheimnißvolle Warnung klang in ihrem Ohre wieder:

Weiße Rose, Englands Zier,
Willst sie, Gordon, Wehe Dir!"

„Aber," dachte sie, „die unselige Weissagung gilt ja nur gegen Die, welche die schöne Blume haben *will*, nicht gegen Die, welche sie *hat*." Und als Warbeck sie mit seinen Armen umschlang, war sie gewiß, daß die Warnung nichts mit ihrem Schicksal zu schaffen habe.

Es vergingen drei Jahre nach der Vermählung Warbecks und seiner lieblichen Braut, bevor die schlimme Prophezeihung sich gänzlich bewährte; und alsdann las man unter den Leichensteinen in der Kirche der heiligen Margarethe von Westminster auf einfacher, platter Tafel die Worte: „Katharine Gordon!"

Mit niedergebeugtem Geiste, gebrochenen Herzens, und erschöpft und müde von allen den Mühseligkeiten und Unfällen, die das unglückliche Weib als Gefangene Heinrichs des Siebenten hatte bestehen müssen, sank sie in ein frühzeitiges Grab. Die Ereignisse, welche zu dieser Katastrophe führten, sind bekannt: „Clifford verrieth alle Heimlichkeiten und die nächsten Umstände des Warbeckschen Anschlages; und als demnach der König von Schottland mit kleinem aber tapferem Heere in England einfiel, Warbecks Ansprüche durchzuführen, und erwartete, in den Grafschaften, wodurch er zog, zahlreiche Anhänger und Freunde herbeiströmen zu sehen, ehe Heinrich noch etwas von seinem Zuge vernähme und Maßregeln dagegen ergriffe; und anstatt daß er auch,

wie er geglaubt hatte, sogleich hörte, Stanley, Fitzwalter und die übrigen Londner Freunde des vorgeblichen Herzogs von York hätten sich förmlich empört und sich der Person des Königs bemächtigt, fand er, daß die Engländer, keineswegs gesonnen, ihm Hülfe zu leisten, Warbecks Ansprüche mit Gleichgültigkeit betrachteten oder sie gar verspotteten; sahe ein zahlreiches, wohlgeregeltes Heer unter dem Grafen von Surry gegen ihn im Anmarsche, und vernahm, daß Stanley, Fitzwalter und die anderen Verschwornen ihren Hochverrath mit ihren Köpfen bezahlt hatten. Es erfolgte zwischen den Königen Heinrich und Jakob baldiger Friede. Warbecks Sicherheit war in des Letzteren Besitzungen nicht länger ungefährdet, und nach mancherlei, in England und Irland bestandenen Widerwärtigkeiten, endete er schmählicherweise in Tyburn auf dem Schaffott, nachdem er der versammelten Volksmenge ein ausführliches Bekenntniß seiner Betrügerei vorgelesen hatte.

Die Reformationseiche.

Die denkwürdigſten Ereigniſſe der Regierung Eduards des Sechſten waren die Empörungen des gemeinen Volkes, die lange Zeit mit außerordentlichem Erfolge heranwuchſen, und endlich mit nicht minderer Leichtigkeit gedämpft und geſtraft wurden. Die ſtärkſte dieſer Empörungen war die in der Grafſchaft Norfolk, an deren Spitze John Ket, ein Gerber aus Wimondham, ſtand. Die Beweggründe der Häupter dieſes Aufſtandes geben die Annalen jener Zeit als übereinſtimmend mit denen an, derentwegen Jack Cade und andere Rädelsführer, unter Heinrich dem Sechſten ſich empörten: ſie machten nämlich die mißfällige Entdeckung, daß des Königs Räthe keine redlichen Arbeiter waren und der Adel mit Verachtung auf Diejenigen herabſah, die lederne Schürzen trugen. Die vornehmeren und bemittelten Leute der Grafſchaft wurden dahingegen von den Inſurgenten ausſchweifenden Geizes und Stolzes beſchuldigt, und ihre Pächter und die armen Leute der Nachbarſchaften legten ihnen die Abſicht, Hungersnoth zu erregen, Bedrückungen und Erpreſſungen zur Laſt. Auch das häufige Einfügen von Gemeindegrundſtücken gab Anlaß zu lautem Mißvergnügen, und die erſte Ge-

waltthat, welche die Insurgenten begingen, war das Abbrechen einiger Hecken und das Ausfüllen von Gräben, die ein gewisser Grean aus der Umgegend der Stadt Altiborough um ein Stück, der Stadt zugehöriger Gemeindeweide gezogen hatte. Es folgten dieser eigenmächtigen Handlung bald ähnliche, die Zahl der Rebellen nahm täglich zu, und John Ket, ein Gerber aus Wimondham, ein kühner und unternehmender Mann, ward einstimmig zu ihrem Führer erwählt. Sie zogen darauf gegen die kleine Stadt Bowthorpe vor, rissen alle Hecken nieder und ebneten alle Gräben, die ihnen aufstießen und blieben die Nacht durch in der Stadt gelagert. Hier kam Sir Edmund Windham, der Oberscheriff der Grafschaft Norfolk zu ihnen, erklärte sie für Verräther und Rebellen, und befahl ihnen in König Eduards Namen, sich zu zerstreuen. Anstatt aber durch diese Proklamation eingeschüchtert zu werden, erbitterte dieselbe sie nur zu noch höherer Wuth und sie versuchten sogar, sich der Person des Scheriffs zu bemächtigen. Sir Edmund Windham war aber wohl beritten, brach durch die Reihen des ihn umdrängenden Pöbels und entkam ohne Schaden nach der Stadt Norwich, die in sehr kleiner Entfernung lag. Während der Nacht vereinten sich mit den Empörern große Schaaren liederlichen Gesindels aus Norwich und der Landschaft, und brachten Waffen, Munition und Geschütz mit.

Nächsten Tages setzten sie sich auf Leonhardsberg fest, wo sich der Graf von Surry einen schönen Wohnsitz, Surry-Berg, erbaut hatte,

und nahmen von dem Hause und den umliegenden Waldungen Besitz. Unterdessen hatten sich die Bürgermeister und die Rathsherren von Norwich berathen, ob es besser sein würde, die Empörer sogleich anzugreifen, oder den Herzog von Somerset, den damaligen Protektor des Reichs, während der Minderjährigkeit des Königs, erst vom Stande der Sachen zu unterrichten; sie beschlossen das Letztere und sandten sogleich einen Eilboten nach London ab. Die Insurgenten fuhren fort zu plündern, zu sengen und zu brennen. allen Verkehr zu Wasser und zu Lande aufzuheben, und zogen durch Signal- und Wachtfeuer und durch Lauten der Glocken vieles Volk aus Norfolk und Suffolk und den nächst gelegenen Ortschaften an sich. Im Laufe ihres Unternehmens hatten sie viele Gefangene gemacht, worunter auch der Vikar von St. Martin in Norwich, den sie durch Drohungen und Gewalt zwangen, das Amt ihres Kaplans zu verwalten, allmorgentlich Gottesdienst zu halten und Gott um Segen für das Unternehmen zu bitten. Sie erwischten ferner Thomas Cod, den Bürgermeister von Norwich, Robert Watson, einen Geistlichen, und Thomas Aldrick, einen begüterten Privatmann. Diese wurden genöthigt, bei allen Versammlungen gegenwärtig zu sein und im Verein mit Ket die Verwaltung und Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen. Ihre Aemter waren indeß blos Sache des Scheins, denn Ket war das alleinige Oberhaupt von Allem, und die unter allen Proklamationen, und sonstigen Dokumenten stehenden Namen seiner

vermeintlichen Amtsbrüder, trugen nur bei, Achtung und Gehorsam bei Weitem zu erhöhen. Unter anderen Papieren, die sie mit unterzeichnen mußten, befand sich auch eines, wie folgt:

„Wir, des Königs Freunde und Abgeordnete, gestatten männiglich, das Lager von Monfold mit aller Art Vieh und Lebensmitteln zu versorgen, zu solchem Behuf wegzunehmen, wo sie etwas finden, jedoch keinem ehrlichen armen Manne dabei Gewalt oder Unbill anzuthun; wir befehlen Jedermann, sofern ihm des Königs Ehre und Königliche Majestät heilig, und er ein Freund der allgemeinen Wohlfahrt ist, uns, den Verwesern zu gehorsamen und denen, deren Namen hiernächst folgen."

In Folge solcher und ähnlicher Verordnungen, fing man mehrere reiche und vornehme Personen in ihren Wohnsitzen ein und brachte sie gefangen in's Lager; auch die Gräben und Zäune, die in dieser Nachbarschaft Gemeingrundstücke umschlossen, wurden vertilgt und viele Leute empfingen wiederholte Warnungen und Aufgebote, herbeizukommen und mit denen, die diese Ausschweifungen begingen, gemeinschaftliche Sache zu machen.

Die Bürger von Norwich befanden sich mittlerweile in großer Furcht und Beklemmung, weil sie auf ihr Ersuchen um Hülfe, von dem Protektor keine Antwort empfingen. Die Ursache des Aufschubs war, daß der Herzog eben damals alle Hände voll zu thun hatte, Unruhen zu dämpfen, die in anderen Theilen des Landes, der Hauptstadt näher, ausgebrochen waren. Die Stärke und Zahl der Norfolker Empörer nahm

dem zufolge ſo ſehr überhand, daß Kets Lager mehr als ſechszehn tauſend Mann enthielt, mit Geſchütz, Pulver und anderen, aus Schiffen, Edelhöfen und ſonſt eroberten Orten zuſammengeplünderten Kriegsbedürfniſſen wohl verſehen. Sie verwüſteten das Land weit und breit und brachten Vieh, Korn und Wein in ſolchem Ueberfluſſe hinzu, daß ſie an Nichts Mangel litten.

Hie und da ward die Beute aber nicht nach Billigkeit gleich vertheilt, und Viele ſorgten auf Koſten des Allgemeinwohls nur für ſich: Ket beſchloß alſo, dieſem Uebelſtand abzuhelfen und verordnete, es ſollte ein Ort beſtimmt werden, wo man wie in einem Gerichtshofe Urtheil und Recht ſpreche. Zu dieſem Behufe erkoren ſie eine große Eiche, um die Ket und einige andere Rädelsführer gewöhnlich ſaßen und die vorkommenden Streitigkeiten anhörten und ſchlichteten. Man nannte dieſen alten Baum die Reformationseiche.

Der Bürgermeiſter Aldrich und Andere, die man unter die Zahl der Geſetzgebenden aufgenommen hatte, pflegten öfter dieſen Baum zu beſteigen und die Menge anzureden, ſie zum Abſtehen von dem eigenmächtigen, ſtrafbaren Unterfangen zu vermögen. Auch viele Geiſtliche kamen aus der Stadt Norwich und aus anderen Gegenden herbei und predigten Unterwerfung und Gehorſam, und man hörte die meiſten von ihnen, beſonders den Doktor Matthäus Parker, nachmaligen Erzbiſchoff von Canterbury, mit vieler Ehrfurcht an. Als Parker einmal bei Gelegenheit in's Lager kam, fand er die Rebellen um ihre Reformationseiche verſammelt, andächtig dem,

die Litaney ableſenden, Vikar von St. Martin zuhörend. Bei'm Schluß der Litaney beſtieg Doktor Parker den Baum und hielt eine Predigt, die er in drei Sätze theilte. Im erſteren ermahnte er ſeine Zuhörer, die Lebensmittel, womit ſie ſich verſehen hatten, mit Maß zu gebrauchen und nicht verſchwenderiſch und unbedachtſam damit umzugehen. Im zweiten bat er ſie, keine Rache für Privathaß und kleine Zwiſtigkeiten zu ſuchen, ihre Gefangenen nicht in Ketten und Banden zu legen und Niemanden zu tödten. Und endlich wünſchte er, ſie möchten auf ihre eigne Sicherheit bedacht ſein, ihr unbeſonnenes Vorhaben aufgeben, alle Abgeſandte und Boten des Königs anhören und dem Könige in ſeiner zarten Jugend ſolche Ehre erweiſen, als ſie, wenn er erwachſen wäre, unter ſeiner Herrſchaft, ein tugendſames, ehrbares Leben in freudigem Gehorſam führen würden. Die Menge hatte lange Zeit mit großer Aufmerkſamkeit und ſelbſt bewegt zugehört, und der Doktor wollte ſich ſchon über ſeinen Einfluß auf ihre beſſeren Gefühle Glück wünſchen, als mitten unter ihnen eine gewaltige Stimme die Worte ausſtieß: „Wie lange werden wir dieſem feilen Doctor zuhören, der von den vornehmen Hunden beſtochen und hierher gekommen iſt, ihren ſchändlichen Abſichten mit ſeiner Zunge zu dienen? Laßt ſie ſchwatzen und plappern wie ſie wollen, wir werden ihnen ſchon die Wege weiſen!" Dieſe Worte ſchürten eine Flamme an, die bis jetzt zwar ruhig und unſchädlich in der Aſche geglommen hatte, nun aber nach allen Richtungen hin ausbrach. Einige zogen ihre

Schwerdter, Andere spannten ihre Bogen, und Einer rief aus: „Es ist wohlgethan, wenn wir ihn für seine saubere Geschichte mit unseren Pfeilen und Wurfspießen herunterlangen.“ Doktor Parker bereuete seine Kühnheit und es war ihm, als höre er schon Waffengeklirr dicht unter sich; als der Vikar von St. Martin ihn in diesem Augenblicke aus seiner Angst befreiete, indem er mit Hülfe einiger, in seiner Nähe stehender, Chorsänger das Te Deum anstimmte. Die Menge ward von den feierlichen Klängen von ihrer Wuth abgelenkt, stimmte mit ein, und Parker schlüpfte, fast Allen unbemerkt, von seinem Baume herab und kam so mit dem bloßen Schrekken nach der Stadt davon.

Die Rebellen schritten unterdessen von Verbrechen zu Verbrechen, trieben es immer toller und bunter, und begnügten sich nun nicht mehr damit, alle bemittelten Leute der Gegend auszuplündern, sondern bemächtigten sich sogar ihrer Personen und schleppten sie mit Gewalt in ihr Lager, so daß sich ein Jeder glücklich preißen mußte, dem es gelang, ihren Händen zu entwischen und in den Wäldern und Höhlen Zuflucht zu suchen. Sogar das Königliche Ansehen ward gemißbraucht, die Unthaten der Rebellen zu beschönigen: man hatte an verschiedenen geplünderten Orten Königliche, mit dem Reichssiegel versehene, Bestallungen und Patente vorgefunden, Ket bemächtigte sich ihrer, riß die Siegel ab und heftete sie an seine und seiner Genossen Verordnungen. Sie verheerten das Land nach allen Richtungen, raubten alles mögliche Hausvieh,

brachen in die Thiergärten, tödteten das Wild und beschädigten die Waldungen. Ihre Gefangenen behandelten sie mit der äußersten Grausamkeit; Einige wurden vor der Reformationseiche in's Verhör genommen, die Richter fragten dann die Versammlung, was mit ihnen geschehen solle, es erfolgte stets der einstimmige Ruf: „Hängt sie! hängt sie!" und das Urtheil ward gewöhnlich eben so schnell vollzogen als gefällt.

Ein Bürger von Norwich, Namens Leonhard Southerton, den die Rebellen sehr auf dem Striche hatten und der wohl einsah, daß sein Leben in Gefahr stand, floh nach London. Er ward daselbst vor dem geheimen Rathe um den Zustand des Landes gefragt, schilderte Alles, was er von dem schändlichen Verfahren der Rebellen gehört und gesehen hatte, erklärte jedoch, es wäre wohlbekannt, daß sich Viele darunter befänden, die mit Freuden ihre Spießgesellen verlassen und zum Gehorsam zurückkehren würden, wären sie der Königlichen Verzeihung gewiß, und wolle der König durch öffentliche Bekanntmachung Allen völliges Ungedenken des Geschehenen versichern, die das Lager verließen und in ihre Heimath sofort zurückkehrten, so werde der Aufruhr sicherlich bald gestillt sein. Man stand nicht an, diesen Rath zu befolgen, und der Rathgeber wurde, in Begleitung eines Heroldes und mehrerer anderer Bürger von Norwich, in das Lager der Empörer abgesandt.

Der Herold betrat das Lager in seinem Amtsrock, stellte sich vor die Reformationseiche und rief mit lauter Stimme des Königs Verzeihung

Allen aus, die augenblicklich wieder nach Hause gingen, die Waffen niederlegten und auf ihr verrätherisches Unternehmen verzichteten. Nachdem er seinen Zuspruch geendet hatte, rief das Volk aus: „Gott segne den König!“ Viele sanken, Thränen in den Augen, auf ihre Kniee und drückten ihre Dankbarkeit für die Milde aus, mit der man sie behandelte. Beunruhigt über diese Anzeichen rückkehrender Pflichtigkeit, bestieg Ket die Reformationseiche und sprach zu ihnen mit solchem Eifer und mit solcher Beredtsamkeit, daß er, unterstützt von der gewohnten Achtung, die er ihnen für sich eingeflößt hatte, die Gefühle des ganzen Volkshaufens noch einmal günstig für sich stimmte. Er sagte ihnen, daß Könige und Fürsten nur Denen Verzeihung ertheilen könnten, die etwas verbrochen hätten; sie aber hätten kein Verbrechen und keine Schuld auf sich geladen und bedürften daher auch keiner Verzeihung, er bitte sie denn, ihn nicht zu verlassen, sondern seines Versprechens eingedenk zu bleiben, daß er ihre Sache nur mit seinem Leben verlassen werde. Der Herold erklärte nun John Ket für einen Hochverräther und befahl dem Schwerdtträger von Norwich, ihn als solchen festzunehmen. Es entstand aber ein heftiger Tumult, die Menge drängte sich zu Kets Vertheidigung um ihn herum und unzählige Pfeile, Wurfspiese und Schwerdter richteten sich nach dem Herold und seinen Gefährten. Der Herold sah ein, daß Kets Anrede den günstigen Eindruck seines Aufgebots verdrängt hatte, beschloß, sich wieder zu entfernen und rief noch mit lauter Stimme: „Wer des

Königs Freund iſt, komme mit mir!" Der Bürgermeiſter von Norwich, Aldwidym und wenige Andere, die man gewaltſam im Lager feſtgehalten hatte, folgten ihm, aber die Menge ſetzte ſeiner Einladung nur Spott und Drohungen entgegen, obwohl ſie ſich weder an ihm, noch an einem der Seinigen vergriff.

Als der Bürgermeiſter in die Stadt zurückkam, ließ er ſogleich die Thore ſchließen, und alle angeſehene Leute, die die Bürger in ſeiner Abweſenheit, aus Furcht vor der Nähe der Inſurgenten, auf das Kaſtell oder in die Stadtgefängniſſe gebracht hatten, in Freiheit ſetzen. Er fand jedoch, daß die Rebellen zahlreiche Anhänger in der Stadt hatten, und ſeiner Vorſicht, ſie entfernt zu halten, ungeachtet, in großen Trupps hereinkamen. Er erachtete es daher der Sicherheit ſeiner Freunde zuträglich, ſie noch einmal gefangen zu nehmen, damit die Rebellen ſie nicht etwa frei anträfen und ermordeten. Am Ende griff er aber zu dem Mittel, alle Mißvergnügten aus der Stadt zu entfernen, und ſah darauf, daß die Thore gehörig bewacht und vertheidigt wurden, daß überall Ordnung herrſchte, und alles Mögliche geſchah, den Inſurgenten Widerſtand zu leiſten.

Es kam zwiſchen der Stadt und dem Lager zu Feindſeligkeiten; die Rebellen bemerkten, daß ihr auf dem Hügel aufgepflanztes Geſchütz nur wenig Schaden anrichtete, brachten es alſo näher und begannen die Mauern zu beſchießen. Kurz darauf ſandte Ket an den Bürgermeiſter Botſchafter, mit ihm wegen kurzen Waffenſtillſtan-

des zu unterhandeln, und zu verlangen, daß es den Insurgenten, während der Dauer desselben, freistehe, nach Belieben in die Stadt und wieder herauszugehen, um Lebensmittel zusammenzubringen, an denen ein großer Mangel im Lager fühlbar ward. Dieser Antrag ward vom Bürgermeister und Magistrat entschieden abgewiesen, weil sie keinem Verräther gestatten würden, einen Fuß in die Stadt zu setzen.

Aufgebracht durch diese Antwort, strömten die Rebellen in unzählbaren Schaaren vom Hügel hernieder, bestürmten die Thore, wurden zwar von den Pfeilen der Belagerten zurückgetrieben; bewiesen sich aber so hartnäckig und entschlossen, daß, wie erzählt wird, selbst Knaben sich die Pfeile, mit denen sie verwundet wurden, aus dem Fleische zogen und den Bogenschützen gaben, sie dem Feinde zurückzuschicken.

Während der Bürgermeister und seine Bewaffneten solchergestalt auf einer Seite der Stadt beschäftigt waren, erhob sich ein Geschrei, die Empörer wären von einer anderen hereingedrungen. Die Bürger verließen augenblicklich ihre Posten, stürzten dem neuen Angriffspunkte zu, gewahrten aber, daß ein blinder Lärm sie hintergangen habe, und da nun der Ort, wo der wirkliche Angriff stattfand, seiner Vertheidiger beraubt war, sprangen die Rebellen in den Fluß, welcher vor dem sogenannten Bischoffsthore vorbeifloß, sprengten das Thor und drangen, fast ohne Widerstand anzutreffen, in die Stadt. Von panischem Schrecken über diesen unerwarteten Erfolg ergriffen, verkrochen sich die Bürger in ihre

Häuſer, die Rebellen zogen durch die Straßen, bemächtigten ſich aller möglichen Kriegsbedürfniſſe, die ſie auftreiben konnten und ſchleppten ſie nach ihrem Lager. Der Herold, der noch in der Stadt war, erſchien auf dem Marktplatze und befahl in des Königs Namen nochmals Jedermann an, die Waffen niederzuſtrecken und nach Hauſe zu gehen, verſprach völliges Ungedenken Denen, die dieſem Befehle Folge leiſteten, und drohte im Weigerungsfalle mit Todesſtrafe. Die Rebellen hörten das Aufgebot ruhig mit an, entgegneten dem Herolde aber zuletzt, „ſie würden ſich nicht von ſeinem ſchönen Anerbieten und ſeinen glatten Worten hinter's Licht führen laſſen, denn es wäre ihnen gar nichts an einer Gnade gelegen, die unter dem Scheine der Verzeihung, ſie ihrer Sicherheit und der Hoffnung ſich zu erhalten, zu berauben im Sinne habe. *)" Da ſie der Herold weder durch Furcht vor Strafe, noch durch Hoffnung auf Verzeihung zum Gehorſam bringen konnte, verließ er die Stadt. Nach ſeiner Abreiſe fingen die Rebellen an, ſtreng nach Leonhard Southerton umherzuforſchen, es gelang ihm aber, ihre Wachſamkeit zu täuſchen. Sie bemächtigten ſich alsdann der Perſon des Bürgermeiſters und anderer Einwohner, die dem Angriff am thätigſten widerſtanden hatten und verließen die Stadt, ihre Gefangenen mit nach Surry-Berg führend.

Der geheime Rath überzeugte ſich bei der Rückkehr des Herolds, daß die Norfolker Rebellen nur durch Gewalt zu bändigen ſein könnten;

*) Hollinſched.

und er ſandte daher den Marquis von Northamp-
ton, an der Spitze eines anſehnlichen Heeres,
nach Norwich gegen ſie aus. Den Marquis be-
gleiteten Lord Sheffield, Lord Wentworth, Sir
Antheny Denny, Sir Gilbert Dethwicke, der
das Amt eines Engliſchen Wappenkönigs verſah,
und viele andere ausgezeichnete Perſonen, nebſt
einer kleinen Schaar Italiener, unter Anführung
des Hauptmanns Malateſta. Die Bewohner von
Norwich empfingen den Marquis mit Freuden,
er verbrachte die Nacht nach ſeiner Ankunft in
der Stadt, legte aber, ſo wie alle ſeine Kampf-
genoſſen, die Waffen nicht ab, um jeden plötzli-
chen Angriff der Feinde zurückzuſchlagen. Er
ſtellte ſtarke Wachen an die Thore und auf die
Wälle; und die Soldaten zündeten auf dem
Markte ein großes Feuer an, das die ganze
Stadt erhellte und blieben daſelbſt die Nacht über,
wohlbewaffnet, und bereit, dem Feinde zu begeg-
nen. Gegen Mitternacht fingen die Rebellen an,
ihr Geſchütz auf die Stadt abzufeuern, jedoch mit
geringem Erfolge, weil die meiſten Kugeln, ohne
Schaden zu ſtiften, über die Häupter der Ein-
wohner hinflogen. Der Marquis von Nort-
hampton, der ſich zur Ruhe begeben hatte, ward
von dem Donner des Geſchützes erweckt und be-
rief ſogleich einen Kriegsrath zuſammen, Bera-
thungen zu pflegen, wie man die Stadt am be-
ſten im Vertheidigungsſtand erhalte und ſetze.
Es ward beſchloſſen, die dem Lager gegenüber-
gelegenen Stadtthore, ſo wie ferner alle Theile
der Mauern, welche verfallen waren, wieder feſt
zu machen und herzuſtellen, damit man feindliche

Angriffe um ſo leichter zurückweiſe. Während man damit umging, dieſen Entſchluß auszuführen, ſtürmte die ganze Maſſe der Inſurgenten aus ihrem Lager hervor, unter lautem Geſchrei und Geheul auf die Stadt los und verſuchte Feuer an die Thore zu legen, die Mauern zu erſteigen, durch den Fluß zu dringen und die Stadt durch die zerſtörten oder beſchädigten Theile der Mauern einzunehmen. Die Gegenpart beſtand den Angriff mit vieler Ausdauer und Tapferkeit. Die Schlacht wüthete drei volle Stunden, die Rebellen machten unglaubliche Anſtrengungen, ihren Zweck zu erreichen, und den Marquis und ſeine Truppen aus der Stadt zu treiben; Muth und Eifer ſchien auf beiden Seiten gleich, die beſſere Mannszucht der Königlichen Truppen trug aber den Sieg davon und die Rebellen mußten in Verwirrung nach ihrem Lager zurückfliehen. Nächſten Tages empfing der Marquis die Nachricht, viele der Rebellen in Ket's Lager würden mit Freuden ihren Führer im Stiche laſſen, wenn ſie der Verzeihung des Königs gewiß wären, und es ſtänden am Pocklethorpe-Thore gegen fünftauſend Mann, die unter dem nämlichen Beding ſogleich die Waffen niederlegen würden. Der Marquis ſchickte ihnen ohne Säumniß den Engliſchen Wappenkönig in Begleitung eines Trompeters zu, um Allen, welche zu ihrer Pflicht augenblicklich zurückkehrten, Königliches Ungedenken feierlichſt kundzuthun. Als der Wappenkönig an das Thor kam, war Niemand zu erblicken, kaum hatte der Trompeter aber ſeine Trompete ertönen laſſen, als eine gewaltige

Menge, unter Leitung eines gewiſſen Flotman, den Hügel herabkam. Der Letztere fragte, warum man ihn und ſeine Freunde auf dieſe Weiſe herabrufe? „Geh' Deiner Wege," ſagte der Wappenkönig, „und ſage Deinen Leuten von meinem Herrn, dem Marquis von Northampton, Seiner Königlichen Majeſtät Feldherrn, daß er ihnen gebiete, ſogleich von ferneren Unthaten abzuſtehen, ſage ihnen, daß, wenn ſie dieſem Befehle Folge leiſten, alles Geſchehene ſoll vergeben und vergeſſen ſein." Flotman, der an Wuth und verzweifelter Entſchloſſenheit faſt nicht hinter Ket zurückblieb, antwortete, „er ſchöre ſich nichts um den Marquis, er und die anderen Inſurgenten wären eifrige Vertheidiger der Königlichen Majeſtät und hätten die Waffen nur für ihn ergriffen, weil ſie ſein Königliches Anſehen, die Freiheit der Landbewohner und die Reichswohlfahrt ſichern wollten. Schlüßlich verwarf er die Königliche Gnade ganz und gar und ſagte, er und ſeine Kameraden wollten entweder den geſunkenen Staat wieder aufrichten und ſich von dem Druck, der Tyrannei und Habſucht der Vornehmen befreien, oder, wie es Männern zieme, in dem Kampfe den Tod ſuchen. *)"

Während Flotman und der Wappenkönig ſich ſo am Thore unterredeten, drang eine Schaar Rebellen durch das Hospital in die Stadt und richtete große Verwüſtung an, als ſich ihnen aber eine Anzahl Soldaten, unter Anführung des Marquis ſelbſt, entgegenſtellte, erfolgte ein von

*) Hollinſched.

beiden Theilen gleich heftiger und erbitterter Kampf. In der Hitze des Gefechts ſtürzte ſich der Lord Sheffield mitten in die Feinde und richtete große Niederlage unter ihnen an. Als er aber ſein Pferd einmal herumlenken wollte, fiel er in einen Graben, ward von den Rebellen umzingelt und ſollte getödtet werden. Er nannte ſeinen Rang und Namen und bot ihnen, wenn ſie ſein Leben ſchonten, eine bedeutende Auslöſung an; ſeine Feinde waren unerbittlich, und als er ſeinen Helm abnahm und ſein ihnen wohlbekanntes Geſicht zeigte, um ſie zu überführen, daß er wirklich Derjenige war, für den er ſich ausgab, brachte ihn ein Fleiſcher Namens Falks einen Keulenſchlag auf den Kopf bei, der ihn augenblicklich des Lebens beraubte. Der Tod des Lords Sheffield, dem bald darauf die Ermordung mehrerer anderer angeſehenen Männer folgte, entmuthigte die Königlichen außerordentlich und belebte dagegen mit friſchem Muthe die Rebellen, die den Marquis und ſein Heer vor ſich hin durch die Straßen trieben und ihn am Ende zwangen, Norwich zu verlaſſen und den Eroberern preißzugeben. Es wurden viele Gefangene gemacht und der Marquis und wer ſonſt noch entkam, floh eiligſt und ſchleunigſt gen London. Die Rebellen zündeten Norwich an, und es würde ganz niedergebrannt ſein, wäre nicht gerade zu rechter Zeit ein häufiger Regen gefallen. Deſſenungeachtet wurden viele Gebäude ein Raub der Flammen, einige Bürger flohen mit ſo viel von ihren Koſtbarkeiten, als ſie mit ſich fortbringen konnten, andere verbargen ihre Habſeligkeiten in Brunnen

und anderen geheimen Orten; und die Rebellen drangen in die Häuser Derjenigen, welche im Rufe ſtanden, den meiſten Reichthum zu beſitzen, bemächtigten ſich aller werthvollen Gegenſtände, deren ſie habhaft werden konnten und ſchleppten ſie fort. Das Feuer des Geſchützes, das Geſchrei und Toben der Rebellen, das Geheul und Geſtöhn der Verwundeten und Sterbenden, und das Weinen und Jammern der Weiber und Kinder, bildete einen traurigen Chor zu dem in jeder Straße eröffneten Trauerſpiel.

Der Stellvertreter des Bürgermeiſters (er ſelbſt war gefangen im Lager) verſchloß ſich in ſein Haus und ſah der Zerſtörung zu, ohne ſich hervorwagen zu dürfen. Endlich erſchien eine große Menge Inſurgenten vor dem Hauſe und gab ſich Mühe, die Thüren zu ſprengen. Als ſie aber ihre Kräfte der Sache nicht gewachſen fanden, legten ſie Feuer an das Haus, der arme Hausherr erkannte, daß Widerſtand nicht länger fruchtete, riß alſo die Thüren auf und der zügelloſe Haufen drang ein, nahm ihn feſt, riß ihm den Rock vom Leibe, ſchimpfte ihn Verräther, und drohte, ihn zu tödten, wenn er nicht gleich beichte, wo ſich der Marquis von Northampton verborgen habe.

Der Bürgermeiſter that ihnen zu wiſſen, der Marquis ſei gewißlich entkommen und wohl ſchon weit auf dem Wege nach London. Wüthend über dieſe Nachricht, ſtellten ſich die Inſurgenten, als glaubten ſie ihm nicht, durchſuchten jedes Zimmer ſeines Hauſes, legten Hand an alle Koſtbarkeiten, die ihnen in die Augen ſtachen und

zogen endlich wieder von dannen. Viele von ihnen, theils durch Geſchenke beſänftigt, theils durch die Vorwürfe der Beſſergeſinnten bewogen, brachten nachmals eine Menge der gemachten Beute zuſammen und warfen ſie wieder in die Häuſer, aus denen ſie dieſelbe vorher genommen hatten; doch gab es noch viele Bürger, die ihres ganzen Hab' und Guts von Denen beraubt waren, welche unter dem Vorwand in ihre Häuſer drangen, den Marquis von Northampton und ſeine Offiziere ausfindig zu machen. Wer geflohen war, deſſen Haus ward ohn' Erbarmen geplündert und verheert, denn er galt den Rebellen als Verräther und Feind von König und Vaterland, weil er in ſolcher Bedrängniß das Seinige habe im Stiche laſſen können. Viele der Bürger, die Brod, Bier und andere Lebensmittel herbeiſchafften, um die Rebellen zu ſtärken und zu erquicken, dämpften dadurch ihre Wuth einigermaßen und entzogen ſich ihrer Rachgier.

Nachdem Ket nunmehr Herr der Stadt geworden war und Alles daraus verjagt hatte, was er ſeinen Abſichten feindlich geſinnt glaubte, dachte er an Vertheidigungsanſtalten, verſah jedes Thor mit einer wachthabenden Bürgerſchaar, und drohte ihnen mit ſchmählicher Todesſtrafe, wofern ſie nicht getreulich dem Vertrauen entſprächen, das man in ſie ſetzte. Mittlerweile beſchloſſen der Protektor und der geheime Rath, über des Marquis von Northampton Niederlage entrüſtet und über das Beiſpiel erfolgreicher Empörung beunruhigt, das die Norfolker dem ganzen Volke gaben, ein zahlreiches, ſowohl aus

Inländern als Fremden beſtehendes Heer, welches unter Leitung des Grafen von Warwick zu einem Einfall in Schottland beſtimmt war, zur Unterwerfung und Beſtrafung der Inſurgenten anzuwenden. Das Gerücht von dem gegen ſie beabſichtigten Angriff drang bald zu Ket's und ſeiner Anhänger Ohren, und, voller Hoffnung über die errungenen Vortheile, kamen ſie überein, alle ihre Kräfte zuſammenzuziehen und ſich ganz dem Glück des Krieges zu überlaſſen. Der Graf von Warwick ſetzte ſich bald in Marſch und langte in Cambridge an, wo der Marquis von Northampton mit dem Reſt ſeines übelzugerichteten Heeres zu ihm ſtieß. Er fand auch eine große Menge ausgewanderter Bürger von Norwich vor, die vor ihm auf die Kniee fielen und ihn anflehten, „ihnen kein geſtrenger Herr zu ſein, ſondern mit ihrer hülfloſen, elendiglichen Lage Mitleid zu haben. Eingedenk, daß Viele von ihnen, theils durch Feigheit, theils durch Fahrläſſigkeit, ja ſelbſt durch wirkliches Eingehen auf Ket's Endzwecke, viel zum glücklichen Fortgang ſeines Unternehmens beigetragen hatten, baten ſie, der Graf möge ſie nicht zur Rechenſchaft ziehen, wenn ſie in der troſtloſen Lage, in der ſie und ihre Stadt ſich befunden, Etwas, es ſei aus Furcht oder Unwiſſenheit, begangen hätten, das ſich nicht mit ihrer Unterthanenpflicht und ihrem Gehorſam vertrüge, denn alle desfallſige Schuld, die auf ihnen laſte, ſei gegen ihr Wiſſen und Wollen, reue und ſchmerze ſie außerordentlich.*)“

*) Holinſhed.

Der Graf von Warwick entgegnete, er kenne allerdings die Gefahren und Leiden, deren ſie ausgeſetzt geweſen wären, und ſei geneigt, viele Vergehen ungeſtraft zu laſſen. „Ihr ſchwerſter Fehler," fügte er hinzu, „ſei geweſen, ſich nicht im Beginn der verhängnißvollen Auftritte den Aufwieglern ſtandhaft widerſetzt zu haben; er wolle ihnen aber, da ſie demüthig zu Kreuze kröchen, dennoch des Königs allergnädigſtes Uns gedenken zuſichern." Er hieß ihnen ſodann, ſich zu rüſten und zu wappnen und ſeinem Heere anzuſchließen. Es befanden ſich unter dieſem Heere des Grafen von Warwick viele Perſonen von hohem Range und hoher Geburt, Lords, Ritter, Edle und angeſehene Männer in großer Anzahl. Unter ihnen auch Ambroſius Dudley und Robert Dudley, des Grafen Sohn und Bruder, auch der Marquis von Northampton und viele ſeiner Kampfgenoſſen, Alle begierig, die ihnen angethane Schmach zu rächen, und die Lords Willoughby, Powis und Bray. Der Graf von Warwick kam von Cambridge auf dem Wege gen Norwich, nach Wimondham, wo ſich ihm alle angeſehene Leute aus Norfolk und den an grenzenden Landſchaften, die den Rebellen nicht in die Hände gefallen waren, zugeſellten. Am Tage nach ſeiner Ankunft zeigte er ſich auf der Ebene zwiſchen Norwich und dem Eiton-Walde, und ſchlug ſein Hauptquartier in Intwood auf, einem Hauſe, das einem gewiſſen Ritter Treſcham zugehörte und etwa zwei Engliſche Meilen uns fern Norwich lag. Von hier aus ſandte er den Rebellen in der Stadt einen Herold zu, mit

den Bescheid, ihm entweder die Thore zu öffnen und den Eingang zu gestatten, oder gewärtig zu sein, daß er sie mit aller Macht angreifen und ihnen den Lohn geben werde, den Rebellen verdienten, die ihrem Monarchen Gehorsam halsstarrig verweigerten.

Als Ket vernahm, daß der Herold am Thore angelangt sei, schickte er den Stellvertreter des Bürgermeisters, Augustin Steward und zwei der angesehensten Bürger zu ihm, ihn fragen zu lassen, was sein Begehr sei. Sie hörten des Herolds Botschaft an und erwiederten, sie wären die unglücklichsten Menschen auf der Welt, weil es ihnen nach so viel ausgestandenem Elend, jetzt nicht einmal freistehe, die Anhänglichkeit und Treue auszusprechen, die sie gegen ihren Herrn und König hegten und zu hegen verbunden wären; sie wären höchst beklagenswerth, daß sie das harte Geschick betreffe, entweder ihr Leben, oder ihren guten Ruf als pflichtige, gehorsame Unterthanen aufzuopfern, hofften aber, der König werde ihnen gnädig sein, denn sie hätten nicht in die abscheuliche Empörung wider ihn gewilligt, sondern so viel auf sie angekommen wäre, immerdar beste Ordnung und Ruhe unter den Bürgern zu erhalten gesucht. Sie bäten übrigens den Grafen von Warwick nur um Eines, daß er nämlich, da in Ket's Heere viele unbewaffnete Leute sich befänden, die der Sache, wozu man sie gezwungen habe, müde wären, ihnen noch einmal Königliches Ungedenken antrage: sie lebten der sicheren Hoffnung, es werden Viele es mit Freuden annehmen und die Insurrektion so theilweise ohne

Blutvergießen enden. Der Herold begab ſich zu dem Grafen von Warwick zurück und hinterbrachte ihm der Bürger Antwort. Eben ſo beſorgt, den Streit friedlich zu ſchlichten, als die in den Händen der Empörer befindlichen Gefangenen aus ihrer gefahrvollen Lage zu befreien, ſandte der Graf den Engliſchen Wappenkönig abermals ab, Generalpardon anzubieten. Der Wappenkönig kam alſo mit einem vor ihm herreitenden, blaſenden Trompeter zur Stadt, und ſah ſich alsbald von großer Menſchenmenge umgeben, die ihm überall mit lautem Zuruf und Gejauchz Platz machte, die Hüte und Mützen abriß und unter dem Geſchrei: „Es lebe König Eduard!“ in die Luft ſchwenkte.

Der Wappenkönig redete ſie an, führte ihnen in's Gedächtniß, wie oft ſchon, ſeit ihrem erſten Aufſtande, der König verſucht habe, ſie von ihren verbrecheriſchen, ſtrafbaren Wegen abzubringen, wie ſie deſſenungeachtet ſich hartnäckig geweigert hätten, ſeine angebotene Gnade zu erkennen und anzunehmen, und wie geringſchätzend ſie mit den Botſchaftern umgegangen wären, die ihnen ſeine Verzeihung hinterbracht hätten. Er ging dann zu Aufzählung aller der von ihnen begangenen Gewaltthaten und Verbrechen über, gedachte der Strafe, deren ſie ſich ſchuldig gemacht hätten und verſicherte ihnen, der König ſei entſchloſſen, nicht länger ſolche Unthaten inmitten ſeines Reichs zu dulden; „denn,“ ſo ſchloß er, „er hat den erlauchten Grafen von Warwick, einen Mann von edlem Ruhme und anerkannter Tapferkeit, zum Feldherrn dieſes, ſeines Königli-

chen Heeres auserlesen und ihn ermächtigt, Euch mit Feuer und Schwerdt zuzusetzen und nicht eher abzustehen, bis er Euch gänzlich zu Grunde richtete und Eure schändlichen, verfluchten Rotten aus einander jagte.

So weit erstreckt sich aber des Königs grenzen- und beispiellose Gnade und Milde, daß Derjenige, den er erkor, Eure entsetzlichen Beleidigungen Seiner Majestät zu rächen, wofern Ihr in Eurem Trotz beharret, auch der Hinterbringer und Ertheiler seiner Nachsicht und Huld allen Denen ist, die ihre Hand demuthvoll und reuig darnach ausstrecken. Wofern Ihr dießmal das Euch dargebotene Anerbieten verwerft, hat der Graf einen feierlichen Schwur gethan, es Euch niemals wieder anzubieten, sondern Euch so lange unabläßig zu verfolgen, bis er einen Jeden von Euch nach Verdienst und Würden belohnte. *)"

Des Heroldes Anrede schien auf eine große Anzahl besänftigend zu wirken. Sie fingen an, die Folgen der Empörung zu fürchten, und die Aussicht auf Gnade und Vergebung war ihnen höchlich willkommen; die überwiegende Volksmenge war aber über seine Worte zornvoll, und Einige schrieen, er wäre kein Königlicher Herold, sondern ein falscher, den die Edelleute aus der Gegend zugestutzt hätten, sie durch angetragene Verzeihung zu hintergehen und an den Galgen zu bringen, und es wäre wohlgethan, ihn mit einem Pfeile niederzuschießen, oder ihn an dem

*) Hollinsched. Hayward.

ersten besten Nagel aufzuhängen. Andere hingegen, die in Schottland und bei Boulogne gedient und den Wappenkönig dort gesehen hatten, erkannten ihn wieder und versicherten ihren Genossen, er sei wirklich Herold des Königs. Diese Versicherung bewirkte, daß man sich enthielt, zu Thätigkeiten gegen ihn zu schreiten; die Verzeihung, die er aber antrug, verwarfen sie entschieden, weil sie sich keines Verbrechens bewußt wären und ihnen also keine Strafe erlassen werden könnte.

Als der Graf von Warwick von dem Wappenkönige vernahm, daß seine Anerbieten zurückgewiesen wären, und als er von dem stellvertretenden Bürgermeister geheime Kunde empfing, wenn er mit seinen Truppen vor dem Westwickthore erscheine, solle es ihm geöffnet werden, setzte er sich mit seinem Heere sogleich in Marsch, ward zum Thore eingelassen und drang, ohne Widerstand anzutreffen, bis zum Markte vor, wo er auf etwa sechszig Feinde stieß, die sogleich festgenommen und niedergesäbelt wurden. Bald nachher wurden auch die Munitionswagen des Heeres durch dasselbe Thor in die Stadt gebracht, durch welches der Graf eingezogen war, sie wurden gerade durch Norwich geführt, und ob aus Nachlässigkeit, ob aus Mangel an gehörigen, Deren gegebenen Verhaltungsregeln, die dafür Sorge tragen sollten, zum entgegengesetzten Thore wieder hinausgefahren. Die Rebellen stürzten sogleich vom Berge hernieder, bemächtigten sich der Beute und jagten mit den Karren voll Waffen, Pulver und anderen Kriegsbedürfnissen nach ihrem

Lager, wo sie sehr willkommen waren, da es Ket an solchen Gegenständen mangelte.

Obschon nun der Graf in der Stadt war, fand er die Rebellen doch zu zahlreich, sie gefangen nehmen zu können, und seine Absicht ging deshalb besonders dahin, sie zurück in ihr Lager zu treiben. Viele von ihnen setzten sich auf den Straßen fest, fielen die Soldaten an und hieben viele nieder. Dennoch gelang es dem Grafen, sie, nach großem Verlust auf beiden Seiten, aus der Stadt zu vertreiben. Er befahl sodann, alle Thore zu schließen, mit Ausnahme eines oder zweier, dem feindlichen Lager gegenüberstehenden, wo er mehrere Stücke groben Geschützes aufpflanzte.

Die Rebellen gewahrten, daß dem Grafen Warwick Munition fehle, es entging ihnen gleichfalls nicht, daß die bei dem groben Geschütz aufgestellte Wache nicht sehr zahlreich und daher nicht fähig war, nur irgend großer Menge zu widerstehen, und sie kamen also abermals zahlreich von ihrem Hügel herab. Ihr erster Schuß streckte einen der geschicktesten Kanoniere des Grafen zu Boden, dessen Tod die Angreifenden mit stärkerem Muth entflammte; ihr Andrang war furchtbar, sie trieben die Wache der Batterie zurück, nahmen diese selbst hinweg und zogen sie im Triumphe nach ihrem Lager. Am anderen Tage gelang es ihnen, durch den Fluß zu setzen, die Stadt an verschiedenen Orten anzuzünden und fast zwei ganze Kirchsprengel niederzubrennen. Das Feuer wüthete abscheulich, ergriff auch ein Haus, worin die Norwicher ihre von Yarmouth empfangenen Waaren aufbewahrte, und legte es in kur-

zer Zeit, mit großen Massen Waitzen und anderem Gute, in Schutt und Asche. Da das Glück auf solche Weise Alles, was die Insurgenten unternahmen, mit Erfolg zu krönen schien, stellten einige Offiziere des Grafen ihm, an dem guten Ausgang ihres Zuges verzweifelnd, vor, die Stadt sei so groß, ihre Kriegsmacht so klein, (denn es waren noch nicht alle Truppen beisammen) und es dürfte daher wohl außer aller Möglichkeit liegen, jene gegen eine so ungeheure Menge, als Ket's Lager faßte, zu vertheidigen; weshalb sie ihn beschworen, auf seine eigne Sicherheit zu denken, die Stadt zu verlassen und nicht die Leben so vieler tapferen Männer auf so wankendes, ungewisses Spiel zu setzen.

Der Graf entgegnete: „Verläßt Euch der Muth so bald? meint Ihr, ich werde, so lange noch ein Lebensfunken in mir glüht, mich solcher Schande preisgeben? Ehe ich die Stadt übergebe und mich und Euch mit Schande bedecke, werde ich Alles bestehen und ertragen, was Feuer und Schwerdt nur gegen mich wirken und verhängen kann.“ Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, zog er sein Schwerdt, die Waffen aller ihn Umstehenden flogen zugleich mit dem seinen aus den Scheiden, und alle anwesende Krieger thaten den feierlichen Schwur, nicht eher von ihrem Unternehmen abzustehen, als bis sie ihre Feinde überwunden, oder ihre Leben für die gerechte Sache gelassen hätten. Kurz darauf empfing der Graf eine Verstärkung von vierzehnhundert Mann. Die Rebellen ließen deshalb aber nicht ihren Muth sinken, denn sie verließen sich auf

mehrere günstige Prophezeihungen, und unter anderen auch auf eine, welche besagte, die Rebellen würden alsbald das Thal Dussindale mit Blut füllen. Sie deuteten dies nicht anders, als auf eine Niederlage und ein Blutbad ihrer Feinde, legten also Feuer an ihr Lager und zogen nach dem Thale hinab.

Sobald der Graf von Warwick sich versah, daß sie ihre feste Stellung auf dem Hügel aufgegeben hatten, marschirte er mit aller seiner Macht gerade auf sie los; sandte ihnen, ehe er ihnen noch zu Gesicht kam, Sir Edward Knevet, Sir Thomas Palmer und Andere zu, sie noch einmal zur Unterwerfung und Annahme der Königlichen Verzeihung aufzufordern, die er selbst jetzt allen Empörern, mit Ausnahme Ket's und weniger Anderer, anbot; und begann, da sie sich dessen einstimmig weigerten, den Angriff. Die Rebellen stellten sich in solche Schlachtordnung, daß ihre Gefangenen, unter denen sich die angesehensten Leute der Grafschaft befanden, in ihre vordersten Reihen gezwungen wurden, damit ihre eigenen Freunde, die zu ihrer Vertheidigung herbeikamen, sie tödteten.

Der Graf ließ den Rebellen eine volle Lage seines Geschützes geben, und als das Fußvolk ihnen nachkam, griff es mit seinen Musketen an und brach ihre Reihen. Die Gefangenen entkamen größtentheils der Gefahr, weil der Graf das Feuer so richten ließ, daß es sie nicht traf; nur Einige wurden von den fremden Truppen seines Heeres erschlagen, die sie nicht kannten. Endlich stürzte sich auch des Grafen leichte Reiterei

so wüthend in die Feinde, daß sie zur Flucht gezwungen wurden. Die Reiterei verfolgte sie auf den Ferſen, ſchlug ſie ſchaarenweiſe, bis zu dreitauſend fünfhundert Mann todt, und ſo wurde denn die Prophezeihung, auf die ſie ſo feſt gebaut hatten, erfüllt, jedoch nicht auf ihre Weiſe, denn nicht der Feinde, ſondern ihrer Leichen Blut überſtrömte das Thal. Nachdem der Graf von Warwick ſie in ihre Verſchanzungen und Verhaue zurückgetrieben hatte, ſandte er ihnen abermals einen Wappenherold zu, um ſeine milden Anerbieten zu erneuen, wenn ſie augenblicklich die Waffen niederſtreckten und ſich ergeben wollten, wenn ſie aber fortführen, in ihrem Uebermuthe zu beharren, ihnen anzudrohen, es ſolle kein einziger Mann der verdienten Todesſtrafe entgehen. Sie antworteten, wofern man ihnen Sicherheit gäbe, daß ihre Leben verſchont werden ſollten, würden ſie ſich wohl ergeben; ſie hätten aber kein Vertrauen und keine Zuverſicht, daß man ihnen dies Verſprechen halte, und ſie glaubten, daß aller der ſchönen glatten Worte und Vorſpiegelungen ungeachtet, man keine andere Abſicht habe, als ſie in die Falle zu locken und Alle zu tödten.

Da der Graf Warwick die Rebellen auf ſo verzweifeltem Entſchluſſe, alle gütliche Vermittelung zu verwerfen, fand, verſtärkte er ſich mit allen Truppen, die er zur Vertheidigung der Stadt in Norwich zurückgelaſſen hatte und ordnete noch einmal die Schlacht an. Ehe er aber den Angriff erneute, ließ er die Rebellen fragen, ob ſie ſich zerſtreuen und die Waffen wegwerfen wollten, wenn er ſelbſt zu ihnen käme und ihnen

sein eigenes Wort verpfändete. Sie ließen wieder sagen, sie hätten so großes Vertrauen auf seine Ehre, daß, wenn er sein Wort gäbe, sie ihm glauben und sich der Gnade des Königs unterwerfen wollten. Er ging nun ohne Weiteres zu ihnen, befahl dem Wappenkönig, das Ungedenken des Königs zu Gunsten Aller, die sich unterwürfen, Ket und einige Andere ausgenommen, noch einmal laut abzulesen, worauf Jedermann seine Waffen von sich warf und der allgemeine Ruf: „Es lebe König Eduard!" aus der unübersehbaren Menge erscholl.

So wurden die Norfolker Rebellen zuletzt, durch die hohe Tapferkeit, Weisheit und Politik des Grafen von Warwick unterworfen, nachdem manches Leben als ein Opfer des Aufruhrs gefallen war.

Nächsten Tages lief bei'm Grafen die Nachricht ein, Ket, der sich in eine Scheune verkrochen gehabt habe, sei aufgefunden und gefangen worden. Er ward sogleich nach Norwich gebracht und nach langem, strengem Verhör gehangen; ein Gleiches widerfuhr mehreren Andern seiner tollsten Anhänger an den Aesten der Reformationseiche.

Diese vorstehenden Ausführlichkeiten vom Norfolker Aufstande sind dem alten Chroniker auf das Treueste nacherzählt, und wir haben uns dabei selbst des allergeringsten Ausschmückens oder Veränderns enthalten.

Katharina Gray.

Katharina Gray lebte allein von allen Schweſtern der unglücklichen Johanna Gray, die im Beginn der Regierung der Königin Maria auf dem Schaffot endete, länger als ſie. Sie glich ihr nicht allein in Talenten und Tugenden, ſondern auch im Unglück, denn ſie erbte ihre Anſprüche auf die Engliſche Krone und ward alſo gleich ihr ein Gegenſtand der Furcht und Eiferſucht der regierenden Königin, obwohl ihr ſtiller, friedfertiger Charakter auch nicht den leiſeſten Scheingrund bot, ihr Gewalt anzuthun oder Zwang aufzuerlegen. Marie fand überdieß, daß das Schreckensſyſtem, dem ſie huldigte, und ihre Eheverbindung mit dem Könige von Spanien, ihrem Throne gleich feſten Grund in Liebe, Furcht und Gehorſam ihrer Unterthanen gebaut hatte. Sie ließ ſich daher an der Verachtung und Vergeſſenheit genügen, in die des Hauſes Suffolk Anſprüche geſunken waren, und hielt nicht für nöthig, zu irgend ferneren Maßregeln der Strenge gegen die Mitglieder der unglücklichen Famile zu ſchreiten. Es war daher nur erſt, nachdem Königin Eliſabeth den Thron beſtiegen hatte, daß Lady Katharina Gray zum vollen Bewußtſein des Elends kam, das der Umſtand, daß

ſie das Kind ihrer eignen Eltern war, auf ſie gebürdet hatte. Sie war überdieß deſſelben Verbrechens ſchuldig, um deſſentwillen die Königin von Schottland nachmals ihr Haupt verwirkte: ſie war der Königin Eliſabeth an Schönheit und Anmuth weit überlegen. Dennoch erkannte Eliſabeth, daß ihre Nebenbuhlerin, oder vielmehr das Hirngeſpinſt einer Nebenbuhlerin, das ſich ihre Einbildungskraft aus dem Nichts heraufbeſchworen hatte, am wenigſten von Allen geeignet war, ihr durch Anſprüche auf die Krone Englands Beſorgniſſe zu erregen, und ſie fürchtete weiter nichts, als daß dieſe Anſprüche auf einen Gatten oder auf ein Kind übergehen möchten. Deshalb beſchloß ſie zu verhindern, daß Katharina irgend ein Ehebündniß eingehe, verbannte ſie anfänglich auf gewiſſe Entfernung vom Hofe und umgab ſie von allen Seiten mit Spionen. Dieſe letztern Maßregeln gab ſie aber in der Folge auf, weil ſie einſah, daß ſie ſelbſt beſſer, als alle Miethlinge, auch als die eifrigſten, ſie bewachen könne, wenn ſie die Jungfrau immerdar in einer Art ſtrengſtem Gewahrſam um ihre Perſon habe.

Dieſe Maßregel hatte aber einen ganz beſonderen Erfolg: die Königin diente gewiſſermaßen als Folie der Schönheit der Lady Katharina Gray, die aller Höflinge Bewunderung erregte und Aller Herzen gewann. Unter anderen dieſer Höflinge ward auch der tapfere, feingebildete Eduard Seymour, Sohn des unglücklichen Herzogs von Somerſet, der unter König Eduard dem Sechſten enthauptet wurde, von Katharinens Reizen gefeſſelt; man ſagte ſich von dieſem Sey-

mur, die Königin ſelbſt ſei in ihn verliebt. Und obwohl dieſe Dame mit Ehrenzeichen und Würden ſehr kargte, hatte ſie Seymour doch die Güter, deren ſein Vater verluſtig geworden war, zurückgegeben, und ihn zuerſt zum Ritter, dann zum Baron Seymour und endlich zum Grafen von Hertford erhoben. Der junge Graf war ſeiner Königin dadurch für ihre Wohlthaten dankbar, daß er ſich ihrem Dienſt mit äußerſtem Eifer und ſtrengſter Ergebenheit ergab. Die Aufmerkſamkeiten, welche in jenen Tagen die Höflinge ihrer Königin zollten, waren ſo ritterlich und zärtlich, daß die Letztere öfters Aeußerungen der Achtung und Pflichtergebenheit für Zärtlichkeit und Liebe nahm. Sie gerieth deshalb in den Wahn, der Graf von Hertford nähre wirklich dieſe Gefühle für ſie, und da ihre Eitelkeit ebenſo in der Sache befangen war, wie ihre Liebe, verlor ſie die Fähigkeit, Katharinen Gray längere Zeit ſo ſtreng zu bewachen, wie vorher. Dieſe Lady, deren Körperbau und Geſundheit ſchon an und für ſich ſehr ſchwach und reizbar waren, hatte in der letzteren Zeit Anzeichen beunruhigender Krankheit an ſich wahrgenommen, und erhielt daher jetzt leichter, als ſie erwartet hätte, die Erlaubniß der Königin, ſich nach ihrem Landſitz in Hertfordſhire zurückzuziehen. Ja, ihre Königliche Muhme war ſo zufrieden mit ihrem ſcheinbar verfallenden Geſundheitszuſtande, daß ſie ſich nicht im Geringſten vermocht fühlte, ihre Bitte abzuſchlagen oder etwas dagegen einzuwenden; und Katharina durfte alſo nahe an zwölf Monate, unbeläſtigt von Eliſabeths Beſorgniſſen

und kleinlicher Eifersucht in ihrem Versteck zu bringen.

Die Königin hatte aber bald andere Ursache des Aergers und Zornes. Sie bemerkte, oder glaubte zu bemerken, daß der junge Graf Hertford seltener an ihren Hof kam, als vorher; und daß er sodann nicht länger der muntere, frohsinnige Kavalier wie sonst war, sondern düster und verschlossen, und sichtlich besorgt, sich so schnell wie möglich wieder zu entfernen. In einem Anfalle heftigen Unwillens, stellte sie ihn in sehr untergeordnetem Amte bei einer Gesandtschaft nach Paris an, und befahl ihm, unverzüglich abzureisen. Der augenscheinliche Widerwille, den Hertford gegen diese Anstellung bezeigte, diente nur dazu, Elisabeth in dem Entschluß zu bestärken, zu dem sie gekommen war, und sie entließ ihn unter Androhung ihrer allerhöchsten Ungnade, wenn er seine Abreise auch nur eine Woche verzögere.

Beinahe zwölf Monate waren, wie wir dem Leser schon gesagt haben, vergangen, bevor Elisabeth von Neuem ihre Aufmerksamkeit auf Katharina Gray wandte, und alsdann traf sie wie ein Donnerschlag die Nachricht, die Lady sei von einem Sohn entbunden. Erstaunt, lange Zeit ungläubig, empfing sie am Ende die Bestätigung der Neuigkeit mit einem gemischten Gefühl der Genugthuung und Verachtung.

„Die nichtswürdige Dirne!" rief sie aus, „so hat sie mich denn endlich selbst meiner Furcht enthoben. Die hochgeborne, tugendhafte Katharina Gray hätte durch Heirath mit irgend einem

mächtigen Edelmann meinen Thron gefährden können; wer wird aber wohl jetzt seine Hand mit der der feilen Buhlerin, irgend eines gemeinen Kerls beflecken? Er ist noch unbekannt, ihr Ritter; nun sein Name mag wohl eben nur beitragen, sie tiefer in Schimpf und Schande zu vergraben!"

Elisabeth hielt dafür, diese schmähliche Entdeckung werde ihr einen Vorwand leihen, das längst Gewünschte zu thun, die Lady Gray in sicheren Gewahrsam zu nehmen und sie für immer ganz außer Stand zu setzen, ihr auf ihrem Throne beschwerlich zu fallen. Da jedoch Katharina ihr so nah verwandt war, beschloß sie, ihr eine geheime Unterredung zu bewilligen, um dadurch sich sowohl den Anschein der Huld und Herablassung zu geben, als auch Gelegenheit zu nehmen, der innern Bosheit und Scheelsucht ihrer Natur zu fröhnen. Sie hielt zu der Zeit, als man ihre unglückliche Verwandte wieder zu ihr brachte, ihr Hoflager eben im Tower von London, und empfing in einem geheimen Zimmer, auf einem Thronsessel, umgeben von wenigen ihrer vertrautesten Räthe und Ehrendamen, die zitternde Strafbare, die mit einer einzigen, das neugeborne Kind in den Armen haltenden, Begleiterin eintrat und sich der Königin sogleich zu Füßen warf.

„Verzeihung, meine erhabene Herrin, Verzeihung!" sagte Lady Katharina.

„Verzeihung, Weib?" wiederholte Elisabeth; „darfst Du das Ohr einer jungfräulichen Königin so schwer beleidigen, daß Du für ein Ver-

brechen so verhaßter, schwarzer Art Verzeihung begehrst? Bei Gott! wir würden eher eine Beleidigung unserer Krone und Königlichen Würde haben verzeihen können, als ein Verbrechen, wodurch das Königliche Blut in Deinen Adern entehrt wird. Du mußt in die Kerker dieser Veste, Weib, und da magst Du durch Gebet und Buße Dein heißes Blut kühlen, und aus heiligen Büchern, womit wir Sorge tragen werden, Dich reichlich zu versehen, ein Leben im Kerker, wozu wir Dich unwiderruflich bestimmt haben, ertragen lernen."

„Sprich nicht so, große Königin," sagte Lady Katharina, „Prinzessin Elisabeth verbrachte dereinst einige lange Monate gefangen in Woodstock; sie bedenke die Schrecken eines so im Tower von London verbrachten Lebens."

„Schweig, Elende!" sagte die Königin, „wenn Elisabeth Deine Verbrechen beginge, müßte sie auch Deine Strafe ertragen lernen. Fort mit ihr in den Kerker, und sie mag sich Glück wünschen, daß sie, anstatt daß ihr Haupt auf des Towers Mauern prangen sollte, mit der Gefangenschaft ihrer Person in seinen Mauern davonkommt."

„Es kann nicht sein," rief Katharina, sich von Denen, die Hand an sie gelegt hatten, losmachend, „daß meine Königliche Muhme im Ernst ihre Drohungen erfüllen wollte. Hier, hier, große Königin," fügte sie hinzu, ihr Kind in ihre Arme nehmend und auf Elisabeth zugehend, „ist eines, dessen Schönheit und Unschuld so be-

redt für mich ſprechen werden, daß Dein liebreiches, fürſtliches Herz ihm gewiß geneigt zuhört.“

„Fort mit ihr!“ rief die Königin mit Donnerſtimme, als ſie ſich mit dem Ausdrucke des Abſcheu's von dem Kinde abwandte. „Doch wie?“ fügte ſie hinzu, als des Kindes Lächeln in ihr Auge traf, und ihre Lippen erbebten, ihre Wangen erblichen, „gewiß habe ich Züge geſehen, die dieſen glichen! Sage mir, ich gebiete es, und ehe ich den Gnadenſpruch widerrufe, daß Dein Leben verſchont bleiben ſoll:“ (ſie erhob ſich bei dieſen Worten von ihrem Seſſel und drohte Katharinen mit geballten Fäuſten) „wer iſt der Vater Deines Kindes?“

„Und warum,“ ſagte Katharina, „ſollte ich ſeinen Namen verhehlen, da ſein Name der Inbegriff alles Deſſen iſt, was gut, tapfer und edel? — Des Kindes Vater heißt Eduard Seymour, Graf von Hertford!“

„Gott meiner Väter!“ ſchrie Eliſabeth, erhob Hände und Augen gen Himmel, biß die Lippen zuſammen, ihre Wangen wurden bleich wie Marmor, und große Schweißtropfen rollten von ihrer Stirn herab. „Sagte ich, Mylords, ihr Leben ſolle nicht verwirkt ſein?“

„So ſagtet Ihr, hohe Frau,“ ſprach Walſingham, ſich ehrfurchtsvoll verneigend, „Euer Königliches Wort iſt verpfändet.“

„Menſch!“ ſchrie Eliſabeth, „konnteſt Du nicht Deine ſchandbaren Leidenſchaften befriedigen, ohne den edelſten, vollkommenſten Kavalier meines Hofes zu verführen? Konnteſt Niemand

als Seymour zum Mitschuldigen Deiner Niederträchtigkeit aufbringen?"

„Elisabeth!" sagte Lady Katharina stolz, „auch selbst im Munde einer Königin dürfen die Namen Seymour und Gray nicht der Schande und Ehrlosigkeit geziehen werden."

„Ha! wagst Du noch zu reden? unverschämte Dirne!" rief die Königin.

„Weder eine Dirne, noch einer Dirne Kind, Königin von England!" sagte Katharina mit Bedeutung, „sprichst jetzt mit Eurer Majestät. Ich bin Franziska Brandoms Tochter und rechtmäßig angetraute Gattin des Grafen von Hertford."

Königin Elisabeth starrte sie einen Augenblick mit unsäglicher Verwunderung und Wuth an. Jede Sylbe ihrer Rechtfertigung und die auf einander folgenden Entdeckungen, daß Katharina Gray mit einem Sohne niedergekommen war, daß sie diesen Sohn vom Grafen Hertford habe, und endlich, daß dieser Sohn ehelich geboren sei, erbitterten ihr Königliches Gemüth immer mehr und mehr. Elisabeths verliebte Anschläge waren gleich ihren politischen gescheitert, und die Szene, die sie veranstaltet hatte, Katharinen als einen Gegenstand des Hohns und der Verachtung zu brandmarken, hatte zu ihrer eigenen Beschämung und zu ihrem Schrecken geendet. Alle Anwesenden beobachteten mit äußerster Besorgniß den wechselnden Ausdruck der Züge der Königin. Walsingham, der ihn auf das Genaueste kannte, entdeckte in ihnen den schrecklichsten, verzweifeltsten Entschluß; so oft aber ihr Auge dem seinen begegnete, las sie darin eben

ſo leicht ſeine Mißbilligung der gewaltſamen Maßregeln, die ſie zu ergreifen gedachte. Eliſabeth handelte ſelten dem Rath dieſes Staatsmannes entgegen, und voller Furcht, wie ſie bei dieſer Gelegenheit war, ihm die geheime Schwäche ihres Herzens zu verrathen, verſuchte ſie keine geheime Unterredung mit ihm, ihn für ihr Vorhaben zu gewinnen. Sie blieb daher einige Minuten ſchweigend ſtehen, ihr innerer Kampf trat ſichtbar in ihrem Antlitz hervor, und ſie machte endlich der Spannung ihrer Umgebungen mit einem Spruch der Milde ein Ende, der ihr augenſcheinlich viel koſtete, und rief: „Fort mit ihr in den Kerker!“

Die unglückliche Katharina, die einen Augenblick auf ihre Freiſprechung gehofft hatte, verließ willig das Zimmer und ward mit ihrem Kinde alsbald in einen der düſterſten Kerker der Veſte geſteckt, die Königliche und Erlauchte Gefangene ſchon ſo oft in ihren Mauern geſehen hatte. Der Einſperrung der Lady Katharina folgte ein Königlicher Befehl an den Grafen von Hertford, ſich ſofort zurück nach London zu begeben; da ihm aber die Kunde von dem Geſchick ſeiner Gattin ſchon vorher zu Theil ward, hatte er Paris verlaſſen, ehe der Königin Befehl erlaſſen wurde, und Eliſabeth, die gefürchtet haben mochte, er werde ſich ihrer Gewalt zu entziehen ſuchen, vernahm mit Erſtaunen, er ſei in ihrer Hauptſtadt ſchon angekommen. Vergebens ließ der Graf ſeine Königliche Gebieterin um eine Unterredung erſuchen, in der er hoffte, ihr die ganze Geſchichte ſeiner Liebe und Verbindung mit Lady

[illegible] Gray in solches Licht zu stellen, daß [illegible] Beiden Verzeihung gewähren werde. Die Königin hielt ihn unerbittlich von sich entfernt, stellte sich, seine Angabe, daß Katharina und er wirklich vermählt wären, zu verlachen, ließ ihn endlich auch in den Tower sperren und gab gemessenen Befehl, ihn und seine Gattin nicht zusammen kommen zu lassen. Sir Edward Warner, der Lieutenant des Towers versprach strengen Gehorsam, und obwohl er von Natur mitleidig war, widerstand er doch den dringenden, unaufhörlichen Bitten beider Gefangenen, ihnen nur eine einzige Unterredung zu gestatten. Elisabeth fühlte sich mittlerweile durch das Dasein der Frucht dieser unglücklichen Liebe beunruhigt, und trug in der Sternkammer dem Erzbischoff von Canterbury vor, über die Aechtheit der Vermählung Katharinens und des Grafen Nachforschungen anzustellen. Dies Verfahren ward denn auch mit anscheinend größter Gerechtigkeit und Billigkeit eingeleitet. Es ward ein Tag anberaumt, an dem die Gefangenen spätstens die Beweise ihrer ehelichen Verbindung vorbringen sollten, und als der Tag erschien und sie noch nicht fähig waren, die nöthigen Zeugen herbeizuschaffen, ward aus außerordentlicher Nachsicht und Milde ein zweiter Termin gestattet. Aber auch dieser und ein dritter, auf den man die endliche Entscheidung der Sache verschoben hatte, vergingen, und weder die Gefangenen, noch ihre Freunde, vermochten den Geistlichen und diejenigen Personen herbeizubringen, welche Katharina und Hertford als Zeugen der Trauung genannt hatten. Die Stern-

kammer ſprach alſo ihr Urtheil, erklärte den Umgang zwiſchen Lady Katharina Gray und dem Grafen von Hertford für ehebrecheriſch und ſchändlich, verdammte Beide zu lebenslänglicher Einkerkerung in den Tower von London, und den Grafen, als den bei Weitem Schuldigeren, eine Prinzeſſin von Königlichem Geblüte verführt zu haben, überdieß zu einer Geldbuße van funfzehntauſend Pfund.

Das Bittere des Schickſals beider Unglücklichen ward noch durch den Umſtand geſchärft, daß am Tage nach gefälltem Urtheil die Perſonen, deren Zeugniß ſie der Liebe und der Freiheit zurückgegeben haben würde, ſich öffentlich in den Straßen von London zeigten. Der Ausſpruch der Sternkammer war jedoch unwiderruflich, und das Publikum ſeinen eignen Vermuthungen über die Urſache dieſes plötzlichen Verſchwindens und eben ſo plötzlichen Wiedererſcheinens der ſo eifrig geſuchten Zeugen überlaſſen. Einige meinten, Eliſabeth habe ſie durch Verſprechungen und Drohungen entfernt gehalten; Andere, Hertford und Katharina hätten im Bewußtſein ihrer Schuld und daß dieſe Leute ihre Lage nicht verbeſſern könnten, ſich nur deshalb auf ihr Zeugniß berufen, weil ſie ſicher geweſen wären, man werde ſie nicht auffinden; und ſie hätten ſelbſt Sorge getragen, ſie ſtreng verborgen zu halten.

Eliſabeth konnte während deß weder ihre Liebe zu Seymour, noch ihre Furcht vor Katharinen ganz erſticken. Die Hoffnung, des Erſteren Einſperrung und Trennung von der Letzteren werde ihn mit der Zeit ihr entfremden, und zu-

[illegible] mit der Aussicht auf Wiedererlangung der Königlichen Gunst, ihn am Ende dahin bringen, seine eheliche Verbindung selbst zu läugnen, bewog die Königin, ihn fortwährend im Gewahrsam zu halten, obschon ihr Herz gleich wie ihr Gewissen sie oftmals schalt, wenn sie der liebenswürdigen Gestalt und der männlichen Züge ihres Gefangenen und der Ungerechtigkeit gedachte, welcher sie sich schuldig machte. Die Berichte, die der Lieutenant des Towers ihr von dem Zustand und Betragen des Grafen Hertford erstattete, verriethen weder Erkaltung, noch Veränderung seiner Liebe und Neigung. Er hörte nicht auf, Sir Edward Warner um eine Unterredung mit seiner Frau anzugehen, und empfing eben so oft von ihm die Gegenversicherung, daß er außer Stande sei, in solches Begehr zu willigen. Seine Freiheit wieder zu erlangen, bezeugte er nicht den geringsten Wunsch, sondern erklärte, daß ihm ohne Katharinen die ganze Welt ein düsterer Kerker sei. Die Königin, welche in demselben Gebäude, worin die Kerker waren, Hof hielt, fragte im Laufe eines Tages oft zwei, dreimal nach Hertfords Benehmen und die einzige Antwort, welche der Kerkermeister darauf geben konnte, war die schon erwähnte. Die Liebe und der Haß der Königin wurden dadurch fast bis zur Raserei gesteigert. Zuweilen beschloß sie, das Leben der Katharina Gray im Stillen hinzuopfern, eben so oft brachte sie aber die einleuchtende Unklugheit eines solchen Schrittes davon zurück, und oft, sehr oft, nahm sie sich vor, ihren Gefangenen in seinem Kerker aufzusuchen, ihr geheimstes In-

nere ihm aufzuschließen und ihn bei seiner Pflicht und Ergebenheit als Unterthan, ja, bei seiner Liebe zu seiner Königin zu beschwören, Lady Katharinen sein Herz zu entziehen und es einer weit erlauchteren Nebenbuhlerin zu schenken.

Katharina ließ nicht ab, den Lieutenant mit Bitten zu bestürmen, nur ein einziges Mal sie zu ihrem Gatten, oder ihn zu ihr zu bringen; die Lady war, wie wir wissen, jung und schön, sie war auch beredt, denn zum wenigsten hatten ihre bittende Stellung, ihre überströmenden Augen, der zitternde Ton ihrer Stimme und der milde, bleiche, flehendliche Ausdruck ihres Gesichts, die Wirkung der Beredtsamkeit auf Sir Edward Warner.

„Schönste Lady," rief er endlich aus, „Eure Bitte sei gewährt. Es ist eine schwere Verantwortung, die ich auf mich nehme, aber wahrlich, selbst Königin Elisabeth würde mir ein so leichtes Vergehen verzeihen, das ich um der Reize willen begehe, die ihr auf ihrem Throne gefährlich werden."

„Meine Bitte ist gewährt?" sagte Katharina, fiel auf ihre Kniee nieder und drückte seine Hand an ihre Lippen. „Nun so möge der Segen aller Traurigen und Freiheitlosen über Dein Haupt kommen!"

„Laßt, laßt dieses Entzücken, meine gnädigste Lady; es haben mehr als einmal schon die Steinmauern und Eisenstangen dieser düsteren Gewölbe die wichtigsten Geheimnisse verrathen. Beruhigt Euer Herz nur noch auf eine kleine Weile und

Ihr sollt den Grafen von Hertford in Euren Armen halten."

Der Lieutenant verließ Katharinen und kehrte nach wenigen Augenblicken wieder in ihr Zimmer zurück, den Grafen von Hertford bei der Hand führend. Diese wenigen Augenblicke schienen der Lady aber dennoch eine Ewigkeit, schienen ihr unerträglich länger, als die Dauer ihrer ganzen vorigen Gefangenschaft. Mit unruhigen Schritten ging sie das enge, niedre Zimmer, in dem sie eingesperrt war, auf und nieder und schien fast außer Stande, darin freien Athem zu schöpfen. Endlich flog die Kerkerthüre auf, der Graf von Hertford in ihre Arme.

Wir wollen keinen Versuch machen, das Entzücken zu beschreiben, die Liebkosungen zu zählen, noch die leidenschaftlichen Ausrufungen der Freude und Liebe zu wiederholen, die ein so unerwartetes, und doch so lang ersehntes Wiedersehen begleiteten. Wir wollen vielmehr Sir Edward Warner begleiten, der, nachdem er die Liebenden ermahnt hatte, den Ausbruch ihres Entzückens zu mäßigen und einer schnellen Trennung gewärtig zu sein, sich nach dem Kabinet der Königin begab, wohin er so eben war beschieden worden. Er fand Elisabeth allein, düster und unruhig und es war ihm, als könne er sogar die Spuren von Thränen in ihren Augenliedern wahrnehmen.

„Her Lieutenant," sagte sie, „ich habe mich entschlossen, einen Schritt zu thun, der mich wahrscheinlich dem Geschwätz überlästiger Neugier preisgeben würde, wäre es nöthig, ihn noch

sonst Jemand außer Euch zu vertrauen, auf dessen Verschwiegenheit und Klugheit ich bauen kann."

Der Lieutenant verneigte sich tief und nahm die Stellung eines ehrfurchtsvollen, aufmerkenden Zuhörers an.

„Der Himmel weiß, guter Sir Edward," fuhr die Königin fort, „daß ich stets bemüht war, in der Regierung meines Reiches die Gerechtigkeit durch Gnade zu mildern, und auch die unglücklichen Menschen, die jüngst Eurer Obhut anvertraut wurden, möchte ich weit lieber durch sanften Zuspruch und Vorstellungen zu Erkenntniß ihrer Schuld bringen, als durch Maßregeln der Strenge, wie bereits gegen sie angewandt wurden."

„Gütlicher Zuspruch und Vorstellungen, gnädigste Frau," sagte der Lieutenant, etwas über den Gang der Rede der Königin beunruhigt, „sind ja schon versucht und unwirksam erfunden worden."

„Bei meiner bethörten Muhme," sagte die Königin, „glaube ich allerdings, daß jeder Versuch, sie zum Geständniß ihrer Schuld und zu Unterwerfung unter den Ausspruch meiner Gnade zu bringen, vergeblich ist. Der junge Graf von Hertford aber, glaub' ich, wird nicht starrköpfig die Flecken auf seinem guten Rufe länger dulden und wird nicht wollen, daß man ihn länger um der Liebe eines seiner so unwürdigen Weibes willen, in den düsteren Kerkern dieses Ortes gefangen halte."

„Wollen Euer Majestät mir Auftrag geben," sagte Warner, „mit dem Grafen zu sprechen und

ihn von Euer Majestät huldreichen Gesinnungen gegen ihn zu unterrichten?"

„Nein, Herr Lieutenant," sagte die Königin, „ich will selbst mit ihm sprechen, will ihn in seinem Kerker besuchen, und zusehen, ob sein stolzer Geist durch die Herablassung einer Königin gezähmt werden kann. In diesem Augenblick sollt Ihr mich zu ihm führen. Ich berge mein Gesicht in mein Kopftuch und so werde ich Jedermann außer Euch unbekannt bleiben. Und so, guter Sir Edward, vertraue ich Euch ein Staatsgeheimniß an, von dem weder Cecil, noch Walsingham etwas wissen."

Warner ward leichenblaß, seine Kniee schlotterten und die Erschütterung seines ganzen Wesens war so heftig, daß er eine Weile der Fähigkeit beraubt blieb, der Königin auch nur eine Sylbe zu erwiedern.

„Nun, Herr Lieutenant?" fragte Elisabeth, „was will das sagen? Mein Entschluß ist vielleicht ein wenig sonderbar, aber doch keineswegs so furchtbar, daß er Euch das Blut aus dem Gesicht drängen und Euch beinah' das Vermögen benehmen könnte, Euch aufrecht zu erhalten. Kommt, kommt, führt mich zu ihm!"

„Erhabene Königin!" sagte Warner, „verweilt einen Augenblick, ehe Ihr diesen Schritt thut."

„Keinen Augenblick, Sir Edward," sagte die Königin. „Wie! Ihr widersetzt Euch dem Willen Eurer Gebieterin?"

„Nun denn, meine gnädigste Herrin," sagte der Lieutenant, da er sah, daß es unmöglich

war, sein Geheimniß zu retten, und warf sich der Königin zu Füßen; „verzeiht, verzeiht dem Allerstrafbarsten Eurer Unterthanen.“

„Ha!“ sagte die Königin, den Lieblingsausruf ihres Vaters gebranchend, und sein stolzer Geist glühte in ihrem Auge, ruhte finster auf ihrer umwölkten Stirn; „was meint Ihr?“

„Der Graf von Hertfort ist nicht in seinem Kerker.“

„Was, entflohen! Verräther! Hund! hast Du ihn entfliehen lassen?“

Warner lag am Boden und streckte mit der allertrostlosesten Gebehrde die Arme nach der Königin Knieen aus, während er durch und durch erbebend, die Worte herstammelte, „er ist im Zimmer der Lady Katharina.“

„Wie! Was!“ schrie die Königin wüthend auf, der weiße Schaum flog um ihre Lippen und auch sie erbebte an allen Gliedern, wiewohl nicht aus Furcht, sondern aus unmäßigem Zorn. „Wachen, ergreift den Verräther!“

Einige Mann der Leibwache stürzten sogleich in das Zimmer, ergriffen den Lieutenant des Towers, banden ihn die Arme auf den Rücken, beraubten ihn aber nicht seiner Waffen. Die Königin, dem Eindrucke des ersten Augenblicks huldigend, befahl Einem der Leibwache, sie nach dem Kerker der Lady Katharine Gray zu führen und hieß den Anderen, ihr mit Sir Edward Warner in ihrem Gewahrsam zu folgen. Zorn, Haß, Furcht, Eifersucht, Alles beflügelte ihre Schritte; bald stand sie vor der Thür des Gefängnisses; die Schlösser wurden geöffnet, und mit eben nicht

Königlichem Gang und Königlichen Gebehrden, und nur der Majestät im Ausdruck ihrer Züge, die hocherregten Gefühlen eigen ist, stürzte sie in den Kerker, wo Katharina Gray in Hertfords Armen lag, der ihr die Thränen von den Wangen küßte.

„Ergreift ihn, fort mit ihm zu augenblicklichem Tode!“ sagte die Königin.

Die Wachen zauderten einen Augenblick und sahen sich bedenklich an, als ob sie den Befehl nicht verstanden hätten.

„Ergreift ihn, sage ich,“ rief die Königin. „Ich habe selbst die Vorsorge gebraucht, gegenwärtig zu sein, und versichert, daß er in Euren Händen ist und unverzüglich den Tod erleide, den er so sehr verdient.“

Die Wachen umgaben alsbald den Grafen, standen aber noch einen Augenblick an, ihn aus dem Kerker zu führen, als sie sahen, daß Lady Katharina sich vor Elisabeth auf die Kniee warf und den Saum ihres Gewandes faßte.

„Habt Erbarmen, gnädigste Königin!“ rief sie, „habt Erbarmen!“

„Hinweg, Dirne!“ sagte die Königin, „er hatte mit sich selbst kein Erbarmen, als er sich erkühnte, sich, selbst im Bezirk unsers Königlichen Palastes, seiner Haft zu entziehen. Sein Loos ist geworfen!“

„Noch nicht, große Königin, noch nicht!“ sagte Katharine und hielt Elisabeths Kleid fest, „kann nichts ihn erretten?“

„Nichts als mein Tod,“ sagte die Königin, und fügte dann leiser hinzu, als ob sie nicht

gehört werden wolle und indem ein düsteres Lächeln über ihre Lippen schwebte, „oder vielleicht Deiner.“

Katharina vernahm diese letzten Worte der Königin und rief mit der Schnelle des Blitzes sogleich aus, „Dein Tod oder meiner, Königin! Nun dann,“ und sie riß aus dem Gürtel des neben ihr stehenden, gebundenen Sir Edwards Warner einen Dolch und schwang ihn hoch empor, „ist er gerettet!“

Das Geschrei „Mord! Verrath!“ durchscholl den Kerker, die Wachen drängten sich zwischen Katharinen und die Königin, deren Leben bedroht schien, ehe sie Katharinen aber den Dolch aus der Hand winden konnten, hatte sie ihn tief in ihren Busen gesenkt.

„Jetzt, jetzt halte ich Dich bei'm Wort, Königin!“ sagte sie, zur Erde niedersinkend, während das Blut stromweise ihrer Wunde entquoll. „Katharine Gray kann Dir nicht länger schaden, schone meines Seymour Leben!“

In diesen Worten verhauchte sie ihren letzten Lebensfunken, ihr letzter Blick ruhte auf der Königin, und die Hand ihres Gatten drückend, dem man gestattet hatte, ihr zu nahen, gab Katharina Kray ihren Geist auf und entfloh allem Weh und Kummer.

Indem die unglückliche Lady ihr Leben aufopferte, erhielt sie das Leben Dessen, für den sie starb. Gerührt von dem jammervollen Ende ihrer Verwandtin, widerrief die Königin den despotischen, widerrechtlichen Befehl, den sie eben zu Hertfords Hinrichtung gegeben hatte. Sie

ließ ihn in seinen Kerker zurückbringen und er verlebte daselbst neun volle Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit befreiete ihn Elisabeths Tod, und alsdann that er, obschon er Katharinen nicht wieder ins Leben erwecken konnte, sofortige Schritte, ihren guten Ruf wieder herzustellen. Es ging ihm damit sehr erwünscht; er bewies vor den Gerichtshöfen die Gültigkeit seiner Ehe und hinterließ sein Erbe seinem und der unglücklichen Katharina Sohn.

Goodrich-Castle.

In einer der reizendsten Gegenden Englands, in einem schönen von der Wye durchflossenen Thale, liegt das alte Schloß Goodrich, das vor Zeiten, als die jetzt verfallenden Thürme noch mit wackeren Kriegerschaaren bemannt waren; als da, wo jetzt Epheu wuchert und die Fledermaus nistet, Kanonenschlünde aus den Mauern ragten; als der jetzt mit Bäumen bewachsene, tiefe Graben mit Wasser gefüllt war, vom Hauptmann, Sir Henry Lingen an der Spitze einer kleinen aber tapferen Schaar Kavaliere hartnäckig vertheidigt ward, gegen die Stürme des Parlamentheeres unter dem Obersten Birch. Die Entschlossenheit und der Muth der Belagerten und die fast unüberwindliche Stärke der Veste hatten den Belagerern an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen schon weit mehr gekostet, als nach der Meinung der erfahrensten Krieger der Ort werth war, und Birch entschloß sich zuletzt, ruhig davor liegen zu bleiben und der Macht des zwar schleichenden, aber allgewaltigen Bundesgenossen, Hunger, zu vertrauen, der die Garnison, deren Mundvorräthe, wie er wußte, zur Neige gingen, schon zur Uebergabe zwingen werde. Ein Gefühl des Mitleids und ohne Zweifel auch kein

geringer Antheil Furcht vor den Folgen, die eine zu lang gedehnte Belagerung für sie selbst haben müsse, vermochte die Anführer der Parlamentstruppen, mehrfache Botschaft an den Gouverneur zu senden und ihm vortheilhafte Kapitulationsvorschläge zu machen, die Lingen jedoch alle mit Verachtung zurückwieß. Einmal rief sogar ein auf dem Walle stehender Cavalier den in den Minen arbeitenden Feinden zu, sie fürchteten sich gar nicht, in die Luft gesprengt zu werden, denn vom Himmel herab könnten sie alle Roundheads verlachen. —

So standen schon seit einiger Zeit die Sachen, als am Morgen eines schönen Juliustages des Jahres 1646 ein von Kopf bis zu Fuß bewaffneter wohlberittener Mann, dem ein Friedensfähnlein vorgetragen ward, und dem drei Reiter folgten, aus Walford, einem befestigten Landsitze des bekannten Obersten Kyrle, wo Birch sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, hervorkam und den Weg nach Goodrich-Castle einschlug. Nach kurzer Zeit hatten sie das Thor erreicht und verlangten Einlaß. Es erfolgten einige Signale zwischen dem Thorwart und den inneren Wachen, das Fallgitter ward aufgezogen und die Fremden ritten zum Schlosse herein. Sie stiegen ab, man führte sie in einen großen Saal, wo sie den Gouverneur und etwa zwanzig der vornehmsten Offiziere der Garnison vorfanden; der erste der Angekommenen öffnete sein Visir und man erkannte ihn alsbald als den Sohn des Anführers der Belagerer.

„Hauptmann Birch," sagte der Gouverneur,

ſich vor ſeinem Gaſt höflich verneigend, „ich heiße Euch herzlich willkommen; iſt aber der Zweck Eures heutigen Beſuchs nicht anders als der Eures letzteren, ſo werdet Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch ſage, daß Ihr Euch die unnöthige Reiſe hättet erſparen können.“

„Sir Henry Lingen,“ entgegnete Birch, „was mich hierher bringt, iſt diesmal allerdings ein wenig von der Abſicht meines jüngſten Kommens verſchieden, da ich denn aber hier bin, kann ich nicht umhin, Euch noch einmal zu bedenken zu geben, wie unſchicklich, ja in der That wie albern es ſein würde, wenn Ihr länger die Leben wackerer Männer in einem Kampfe auf's Spiel ſetztet, der doch höchſtens nur noch Tage währen kann.“

„Ihr redet auf eine Weiſe, Hauptmann Birch,“ entgegnete Lingen, „die zur Gnüge darthut, wie unbekannt Euch und Denjenigen, welche Euch ſchicken, die Hülfsmittel dieſes Schloſſes und die Tapferkeit und Entſchloſſenheit der Herren ſind, welche hier um mich ſtehen (indem er ſich zu den Offizieren wandte) und die ſämmtlich das Schloß auf's Aeußerſte vertheidigen werden.“

Wie Sir Henry Lingen ſprach, zeigte das Wanken ſeiner Stimme und ſein ausgeſogenes, abgezehrtes Antlitz deutlich die Spur und das Walten der Hungersnoth an, und Birch's ſcharfer Blick und Verſtand erkannte aus dem düſtern Schweigen der Meiſten und aus dem nur halb unterdrückten Gemurmel vieler Anweſenden, auf die des Gouverneurs letzte Worte Bezug hatten, daß es mit den Hülfsquellen des Schloſſes wohl

etwas anderes beschaffen sein müsse, als der Gouverneur ihm wollte glauben machen. Einige Schwerdter zuckten aus ihren Scheiden, zum Zeichen, daß diejenigen, welche sie emporschwangen, Eines Geistes mit ihrem Befehlshaber waren.

„Sir Henry," sagte Birch, und ein Lächeln, mehr des Mitleids als des Zornes, überflog seine finsteren Züge, „ich sehe so deutlich als Ihr, was der Erfolg unserer letzteren Zusammenkünfte sein wird. Jetzt haben wir aber eigentlich nur den Auftrag von unserem Anführer, dem Obersten Birch, von Euch ein Mädchen zurückzufordern, sein Mündel und seine Nichte, die sich seiner Fürsorge entzogen und, wie man uns hinterbringt, in dieser Veste, die jetzt in Eurer Gewalt ist, Zuflucht gefunden hat. Obschon nun unglückliche Zeitumstände zwei wackere, ehrbare Männer gezwungen haben, unter einander in feindlichen Bannern zu fechten, so ist mein Gebieter doch des Glaubens, daß Sir Henry Lingen der letzte Mann in den drei Königreichen sein wird, der das Zerreißen häuslicher Bande und das Verletzen der Pflichten der Natur begünstigt."

„Oberst Birch," antwortete der Schloßhauptmann, „kennt Sir Henry Lingen zu wohl, als daß er an der Wahrheit dieses letzteren Satzes Eurer Rede, den Ihr so hinterlistig in Anwendung brachtet, zweifeln könnte. Sagt ihm jedoch, daß ich während der langen Zeit, daß ich mich der Freundschaft des verstorbenen Mr. Birch erfreute, niemals durch Wort oder That eine Empfindung an ihm entdeckt hätte, die mit Grundsätzen, wie sein Bruder sie Royalisten an

den Tag legt, vereinbar gewesen wäre; und daß, indem ich seine freiwillig zu mir geflüchtete Tochter, vor der Gewalt eines Mannes von eben solchen Grundsätzen in Schutz nahm, der sie überdieß zu einer Heirath zwingen will, gegen die sie, wie schätzbar auch immer (indem er sich verneigte) der Gegenstand seiner Wahl in anderem Betracht sein mag, unüberwindliche Abneigung empfindet, ich eben nicht dem Zerreißen häuslicher Bande und dem Verletzen natürlicher Pflichten die Brücke zu treten vermeine."

„Euer Freund, wie Ihr ihn nennt," sagte Birch, „überließ auf dem Todbette seine Tochter der Vormundschaft seines Bruders."

„Dieser Bruder," erwiederte Lingen," war damals ein gehorsamer Unterthan König Karls und führte noch nicht Krieg gegen seine eigenen Landsleute."

„Ihr seid ein erfinderischer Casuist, Sir Henry, werdet mir aber verzeihen, wenn ich, ohne Eurer Wahrhaftigkeit zu nahe zu treten, zu sagen wage, daß Ihr wahrscheinlich wohl eine Vorliebe für die Sache Eures eignen Verwandten, irrigerweise für Anhänglichkeit an gewisse Grundsätze haltet."

Indem der Hauptmann diese Worte sprach, funkelte sein Auge mit besonderem Ausdruck auf einen jungen zu Lingens Rechter stehenden Mann, einen der Wenigen, die des Gouverneurs Aufruf so eifrig erwiedert hatten. Der Gegenstand dieses scharfen Blickes unterließ nicht, die letzteren Worte sogleich auf sich zu beziehen. „Mein Herr," rief er, die schon bereite Antwort des

verhindernd, „dieſer Streit geht [illegible] Hauptmann Birch! Ich würde zwar, [illegible] Ihr für die Sache der Elenden fechtet, [illegible] die Schuld am Unheil ihres Vaterlands [illegible] ſind, nicht gern Euer Blut vergießen, Eure anmaßlichen Anſprüche aber auf die Hand einer Dame, die Euch nicht haben will und Euch verachtet, und der verläumderiſche Schatten, [illegible] Ihr eben jetzt auf die Handelsweiſe meines verehrungswürdigen Verwandten zu werfen trachtetet, erheiſcht ſofortige Züchtigung. Da iſt mein Handſchuh; und wenn Ihr Euch unterſteht, ihn aufzuheben, ſo iſt hier (indem er das Schwert zog), was Euch Mores über Eure Unverſchämtheit einflößen ſoll!“

Birchs Züge blieben unverändert, außer daß auf einen Augenblick ein verachtendes Lächeln ſie überflog. Er hob mit der einen Hand den Handſchuh auf und zog mit der andern ſein Schwert. Sir Henry Lingen trat aber zwiſchen ſie. „Cliffford,“ ſagte er im entſchiedenſten Tone, „ich befehle Dir, die Rechte der Gaſtfreundſchaft und die Unverletzbarkeit der friedlichen Sendung zu achten. Hauptmann Birch, ich bitte Euch ebenfalls, Beides nicht zu vergeſſen und der Bedingungen zu gedenken, unter denen Ihr hier im Schloſſe Zutritt fandet. Was mich betrifft, kann ich Euch Eure perſönlichen Beleidigungen ſehr gern verzeihen, und hinſichtlich des Gegenſtandes Eurer Sendung, bitt' ich, ſagt Eurem Führer, daß, ſo lange Goodrich-Caſtle unter meiner Macht ſteht, Ihr Birch in ſeinen Mauern ſicheren Schutzes genießt.“

Birch verneigte sich leicht und ging ab. „Wir sehen uns wieder," wisperte ihm Clifford noch zu. „Versteht sich," entgegnete Birch, ergriff seine Hand und der feindliche Druck derselben traf die innigste Erwiederung an. Es dauerte nicht lange und man hörte die Hufstritte ihrer Rosse über die Zugbrücke schallen, und hörte das Geklirr der schweren Ketten, die noch einmal gegen feindlichen Andrang das Fallgitter herabließen.

„Es ist umsonst, Clifford, es ist umsonst!" sagte Sir Henry Lingen, als seine Offiziere sich entfernt und ihn mit seinem Neffen allein gelassen hatten. „Unsere Kriegsvorräthe sind erschöpft und unsere Mundvorräthe fast schon rein aufgezehrt; nicht einmal soviel bleibt uns, der Garnison die geringe Kost auszutheilen, die sie gestern empfing. Ihr seht selbst, daß außer mir, meinen Söhnen und dem tapfern Vaughan keiner meiner Offiziere geneigt ist, länger auszuhalten, und daß sie nicht einmal in Gegenwart unsers Erzfeindes ihr Mißvergnügen zurückhalten konnten. Die Weigerung, seine Nichte auszuliefern, wird Birch ohne Zweifel wüthend machen und ihn, verbunden mit den Nachrichten, die ihm sein Sohn hinterbringt, zu unmittelbarem Angriff bewegen, dessen Erfolg unvermeidlich ist. Ich halte so lange aus, als Jemand neben mir; kommt es aber zum Aeußersten, so bin ich wohl noch im Stande, für mich und alle Andere, außer für Euch und Ilse, leidliche Bedingungen auszuwirken. Da aber ein Preis auf Euerm Haupte steht, weil Ihr dem Könige auf seiner Flucht nach Newark

[illegible] waret; so würde es [illegible] nicht in [illegible] Macht stehen, stünde es auch in seinem Willen, Euch zu retten; und Ilse würde zu einer Heirath mit diesem Manne gezwungen werden, den ich, obwohl er ein männliches Aeußere hat und unzweifelhaft tüchtiger Soldat ist, doch als verwildert, grausam und blutdürstig kenne. Mein treuer Simpson, der seit zwanzig Jahren, und schon unter dem guten, alten Sir Hugh Stanton in diesem Schlosse diente, wird Euch einen Weg zeigen, auf dem Ihr unbemerkt entschlüpfen könnt und Euch dann bei der Fähre beistehen, über die Wye nach Ragland-Castle zu entkommen. — Ich werde die Uebergabe so lange wie möglich verzögern, damit man sich Eurer Flucht nur erst versehe, wann Ihr nicht mehr gefährdet seid, von ihnen eingeholt zu werden."

„Und warum, mein edler Oheim, wollt Ihr nicht mit uns Sicherheit suchen?"

„Nein, ich darf meine Leute nicht verlassen. Ich habe noch Eine Hoffnung, obwohl eine verlorne, das Schloß zu halten und auf jeden Fall ist mein Ansehen und meine Vermittlung nothwendig, ihnen ehrenvolle Kapitulation zu verschaffen, während Aller Flucht, auf die Weise, wie Ihr flüchten sollt, unausführbar ist. Geh zu Ilsen, der Simpson meine Absicht schon mitgetheilt hat, verliere keine Zeit, aus dem Schlosse zu entkommen und Gott sei mit Dir!"

Elifford schüttelte seines Oheims Hand, zum Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, und sagte ihm mit thränenden Augen Lebewohl.

Ilse Birch hatte eben ihr neunzehntes Jahr

aufgetreten und war mit allen den geistigen und körperlichen Vollkommenheiten geschmückt, die von jeher Romanheldinnen haben müßten. Sie hatte im Hause ihres Vaters sehr oft Sir Henry Lingen und seinen Neffen Karl Clifford gesehen; welcher erstere, mit Herrn Birch, einem Manne von Vermögen und Stand, in Gloucestershire zusammen auf dem Collegium gewesen war.

Cliffords Verdienste machten auf Ilsen bald sehr merklichen Eindruck. Er war etwa drey Jahre älter als sie, von erprobter Tapferkeit und persönlicher Schönheit, und es ging ihm keine der Fertigkeiten und nichts von dem Wissen seines Zeitalters ab. Gegenseitige Neigung war die Folge, und wenn sie gleich nicht so weit gedieh, daß Birch in den Fall gekommen wäre, sie zu billigen oder zu mißbilligen, so hatte man doch alle Ursache, vorauszusetzen, daß sie seinen Wünschen nicht zuwider gewesen sein würde.

Als er bald darauf starb, ward Ilse unter die Vormundschaft ihres Oheims, eines sauertöpfischen Puritaners gebracht, in dessen Ehre und Uneigennützigkeit sein Bruder dennoch das größte Vertrauen gesetzt hatte. Es reichte aber kurze Zeit hin, ihn zu entlarven. Begierig, seines Bruders Vermögen seiner Familie zu erhalten, dachte er im größten Ernste daran, Ilsen zur Heirath mit seinem Sohne zu zwingen; und als der Bürgerkrieg ausbrach und die Partei, der er zugehörte, die Oberhand behielt, kümmerte er sich weder um die Rechtlichkeit, noch selbst um den guten Schein der Mittel, mit denen er seinen Lieblingsgedanken verwirkliche. Ilse ward im

Gemahlin ihres Oheims mit fortgeschleppt, dessen [illegible] rege Besorgnisse ihm nicht gestatteten, sie zurückzulassen, als er zur Belagerung von Goodrich-Castle auszog. Hier bewerkstelligte sie ihre Flucht in die belagerte Festung, deren Uebergabe im Verlaufe weniger Tage als ausgemachte Sache betrachtet ward.

Unter diesen Umständen wird man wahrscheinlich finden, daß, als Clifford zu ihr kam, sie ihm keine Schwierigkeiten gegen den zu ihrer Rettung entworfenen Plan machte. Er fand sie schon völlig zur Reise bereit, und Simpson stärkte sich dazu mit den besten Mitteln, die Küche und Keller des Schlosses in so bedrängten Umständen nur gewähren konnten. Sowohl der Schloßhauptmann als sein Neffe hatten von ihrem kargen Mahle abgegeben, um dem alten Diener Muth und Lust zu dem zu machen, was man jetzt von seiner Treue und Ergebenheit forderte.

„Liebster Karl," sagte Ilse, „ich bin bereit, alles Glück und Unglück mit Dir zu theilen. Simpson, geh voran!"

„Nun, nun, nur nicht so eilig, junge Lady! Das Pferd ist noch nicht bereit, und es ist nicht gut, länger als nöthig am Ende des unterirdischen Ganges zu warten."

„Gut, gut, wir sind Euch überlassen," sagte die Lady, „aber mir dünkt jede Minute, bevor wir der Freiheit zueilen, eine Ewigkeit!"

„Unsere guten Rosse sollen uns schon windschnell entragen, meine Ilse," sagte Clifford, „aber halte Dich ein wenig dazu, guter Simpson;

Sir Henry sagte mir, es sei schon Alles in Bereitschaft.

Da hatte es aber gute Weile! und bedurfte noch gar manchen Ermahnens und Erinnerns, den Heißhungrigen Alten zum Gehorsam zu bewegen.

Endlich machte er sich mit trägen, zögernden Schritten auf den Weg und hieß ihnen, ihm zu folgen; was sie rascher und willfähriger thaten als ihm; vermuthlich wegen der Last seiner Jahre oder den Beschwerden seines vollen Magens, lieb zu sein schien. Er führte sie zu einem entlegnen Theile des Schlosses und sie gelangten zu einer kleinen Pforte, die, da sie in einem düstern Gange sich befand, kaum zu erkennen war. Hier fand Simpson, nachdem er mehrere Schlüssel versucht hatte, den rechten vergessen zu haben. „Verwünscht wäre Eure Fahrlässigkeit!“ rief Clifford, „eilt zurück, und wenn Ihr Euch nicht mehr sputet, sollt Ihr wahrhaftig meinen Stock auf Eurem Rücken fühlen!“

Der Alte verließ sie, seine Unzufriedenheit hinbrummend, und der selbst ärgerliche und niedergeschlagene Clifford mußte Alles aufbieten, Ilsen bei Muth und Kraft zu erhalten. Die Drohungen schienen indeß gute Wirkung auf Simpson gehabt zu haben, denn er kam so schnell zurück, als sie nur irgend billigerweise erwarten konnten. Nachdem die Thür eröffnet war, stiegen sie eine lange lange Treppe hinab und verloren das Licht des Tages ganz außer Augen. Ein schwacher Dämmerschein ließ sie hoffen, sich dem Ausgange zu nähern, es war aber nur die

Laterne einer der Schildwachen, deren in verschiedenen Zwischenräumen auf Gehörweite zwölf aufgestellt waren, diesen geheimen Zugang des Schlosses zu hüten. Man konnte auf diese Weise jedes Nahen des Feindes, wenn er durch Zufall oder Verrath von ihm unterrichtet war, leicht entdekken und den Bewohnern des Schlosses zeitig genug mittheilen, daß sie, wenn auch die äußere Pforte gesprengt ward, doch die innere vor Ueberrumpelung wahrten.

Auf solche Weise wanderten die Flüchtlinge geraume Zeit, zuweilen auf-, dann niedersteigend, oder auch auf ebenem Boden vorschreitend. Sie gelangten endlich zu einer Treppe, die nach der Ausgangspforte führte und vor welcher eine bewaffnete, mit einer Lampe versehene Schildwache auf- und abging. Hier nahm Simpson von ihnen Abschied, versprach, sie bei der etwa drei Englische Meilen von der Mündung des Ganges entfernten Fähre zu treffen, sagte ihnen aber, daß sie nicht etwa so heftig, wie bisher, weiter eilen sollten, sonst würden sie lange vor ihm dahin gelangen; übrigens würden sie Sir Henry Lingens Pagen mit dem Pferde unfern des Ausganges treffen. Die Schildwache öffnete die Fallthür und Clifford und Ilse befanden sich mitten in einem dichten Walde, in den sie aus einer ungeheuern, hohlen Eiche getreten waren, in deren Boden sich die Fallthüre befand. Mit Hülfe gewisser in die Rinde der Bäume gegrabener Zeichen, mit denen Lingen ihn bekannt gemacht hatte, fand Clifford seinen Weg durch diesen sonst pfadlosen Forst und gelangte endlich in's Freie.

Hier gewahrte er das von dem Pagen gehaltene Pferd, der, sobald er ihn erblickte, ängstliche Zeichen zur Eile machte.

„Ihr habt lange gezögert, Herr, als ob dies Zeit wäre, mit einer schönen Dame zu kosen, wo Birch schon auf Euer Blut als auf gewisses Opfer zählt. Ich ging lange nach Euch fort, mußte meines Pferdes wegen einen weit größern Umweg durch die unterirdischen Gänge nehmen, und bin doch lange vor Euch hier."

„Der saumselige alte Narr, Simpson, hielt uns auf; doch verlieren wir keine Zeit mit Worten."

Clifford und der Page standen Ilsen bei, in den Sattel zu kommen, Clifford schwang sich vor sie aufs Pferd, winkte dem Pagen sodann, der in das Dickicht verschwand, drückte die Sporen in seines Renners Weichen und jagte der Fähre zu.

Der Tag war schön gewesen und stürmisch geworden, der Regen, von dem sie im Walde nichts gemerkt hatten, goß in Strömen nieder und die hochangeschwollene Wye, an deren Ufern sie hinritten, schäumte und tobte entsetzlich. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie der Anblick eines bewaffneten Reiters erschreckte, der mitten in ihrem Wege hielt. Er schien zwar ärgerlich oder vielmehr zornvoll, sie kommen zu sehen, jagte ihnen aber doch sogleich entgegen, setzte ein Horn an den Mund und stieß hinein, daß alle Felsen des Thales den Schall zurückwarfen. „Fluch über Euch! daß Ihr schon hier seid und meine saumseligen Schüfte noch zurück.

Aber mein starker Arm soll hinreichen, das Werk zu vollbringen.“

Bei diesen Worten stieß er von Neuem in sein Horn, das er in der einen Hand hielt, und führte mit der anderen einen gräßlichen Schwerdtstreich nach Clifford, der ihn jedoch ablenkte und einige Schritte zurückwich.

„Hauptmann Birch,“ sagte er, (denn er hatte seinen Nebenbuhler bald erkannt) „verträgt es sich mit Eurer Ehre, daß Ihr mir hier, wie ein Straßenräuber, auflauert, und mich angreift, wenn ich eine Dame beschütze?“

„Sprichst Du von Ehre, Feigling, der Du Deine Kameraden in ihrer Noth verläßt und dem Zweikampfe zu entfliehen suchst, den Du selbst erbotest? Stirb!“

Noch wüthender erneuerte er seinen Angriff, und Zorn und Erbitterung, so wie die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, liehen Clifford doppelte Kräfte. Einen Arm um die fast leblose Ilse geschlungen, mit dem anderen nach seines Gegners Herzen zielend, bestand er lange Zeit einen so ungleichen Kampf. Das Pferd des Letzteren stolperte aber zuletzt und warf seinen Reiter zu Boden, und Clifford wollte eben großmüthigerweise auf diesen Vortheil verzichten und absteigen, als sein Gegner mit Blitzesschnelle sich wieder aufraffte, vor Wuth schäumend und kothbedeckt auf ihn losdrang und sein Schwerdt Cliffords Roß in die Brust zu stoßen suchte. Als Clifford dies wahrnahm, führte er einen tödtlichen Streich nach Birchs Kopf, spaltete ihm Helm und Kopf, und

der Unglückliche stürzte unter furchtbarem Geheul entseelt zu Boden.

Der von seinem eignen und des Gegners Blute bedeckte Clifford schöpfte Athem, erkannte die Nothwendigkeit, seine Flucht sogleich fortzusetzen, das Gefühl dieser Nothwendigkeit wirkte auch besser und stärkender, als alle Kunst und Sorgfalt vermocht haben würde, auf die matte, fast ganz kraftlose Ilse und sie eilten, was ihr Pferd laufen wollte, von Neuem der Fähre zu. Clifford begann jetzt an Simpsons Treue zu zweifeln und zu vermuthen, seine Saumseligkeit und sein Zögern möge in nichts weniger, als Altersschwäche und überladenem Magen Grund haben.

Es war einleuchtend, daß Birch sie erwartet hatte und daß sie ihn, wären sie nur noch ein wenig später gekommen, nicht mehr allein angetroffen haben würden. Doch die seit so langen Jahren erprobte Ergebenheit Simpsons, der unter seinem vorigen Herrn, Sir Hugh Stanton, tapfer bei Edgehill und Marston gefochten hatte, mußte fast den leisesten Verdacht der Verrätherei von ihm abwenden.

Diese Gedanken beunruhigten Cliffords Gemüth und hielten ihn, während er sein keuchendes Roß immer heftiger antrieb, in einem Zustande der peinlichsten Ungewißheit. Als sie an dem Ort der Fähre ankamen, entschwand ihm Hoffnung und Muth; er sah nichts als die schäumende, vom Winde gepeitschte, vom Regen unmäßig angeschwollene Wye, weder von Simpson, noch von seinem Boot eine Spur.

„[illegible]," sagte er, „das Schicksal ist uns entgegen. Hier ist für uns weder Frieden noch Sicherheit; des Henkers Beil wird mir zu Theil werden, der Kerker von Goodrich oder Chester Dir."

„Wir werden Frieden, wenn auch nicht Sicherheit, im Bette der Wye finden," sagte Ilse.

Clifford drückte inbrünstig ihre Hand. „Nein, noch Eine Hoffnung bleibt uns übrig. Vielleicht trägt unser Roß uns zu dem jenseitigen Ufer, und dann mag Birch und seine Bubenschaar immerhin über ihre entflohene Beute fluchen und heulen. Doch halt! ich höre Simpsons Stimme."

Pferdegetrab und Simpsons zur Eile mahnende Stimme erschollen immer näher. Ein Lichtstrahl zuckte durch Cliffords und Ilsens Seelen, als sie sich nach ihrem Befreier zurückwandten; die schwärzeste Verzweiflung trat aber an die Stelle der Hoffnung, als sie in einer Entfernung von etwa hundert Schritten hinter sich den Obersten Birch sahen, dem Simpson zur Seite ritt und dem sechs andere bewaffnete Reiter folgten. Clifford trieb seine Sporen in des Rosses Seiten und zwang es an des Flusses Ufer, doch das vor dem Anblick der schäumenden Fluthen sich scheuende Thier stieg und stieg, und hätte sich fast mit seinen Reitern überschlagen. Wildes Frohlocken entdeckte den Lippen des jetzt ganz nahen Birch, wie mußte er aber nicht erstaunen, als er die Liebenden absteigen, und nach zärtlichem Umarmen, in den schäumenden Abgrund der Fluthen verschwinden sah. Das feuchte Grab hob sie noch

einmal an seinen Rand empor, verschlang sie wieder und [illegible] über ihnen auf [illegible].

Am Abends dieses Tages, des 31. July, ging Goodrich-Castle an die Feinde über, und man fand nichts übrig, als vier Faß Pulver.

Für Sir Henry Lingens, seiner Offiziere und Soldaten Leben leistete man Gewähr, [illegible] sie aber zu Kriegsgefangenen in Oberst Birchs Gewahrsam und Gewalt.

Man sagt sich, daß seit diesem Tage die Geister Jasons und Cliffords in den verfallenen Thürmen von Goodrich-Castle hausen, und daß man bei jedem Sturme ihr Wehgeklag über den geschwollenen Fluthen der Wye vernehme. Am jedesmaligen Jahrestage ihres jammervollen Todes meidet Jedermann ängstlich die Nähe des unheimlichen Orts, und ein Landmann, der ein wenig unerschrockener war als Andere, und sich an diesem Tage hinwagte, soll einen Reiter, hinter ihm ein Weib, erblickt haben, der vergebens sein Roß in die Fluthen zu zwingen suchte. Dem Zuschauer graute, er eilte zurück zu seinen Dörflern, und was er ihnen vorschwatzte, trug nicht wenig bei, die heilige Scheu zu mehren, mit der die Bewohner der Umgegend bis auf den heutigen Tag dem Orte des Wehes fern bleiben.

Eine

Frühlingswanderung

durch

das Harzgebürge.

Briefe und Novelle

von

Eduard von Bülow.

Leipzig,
bei August Lehnhold.

1836.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Herrn

Julius von Moerner

aus

Liegnitz.

p

Erlauben Sie mir, lieber Freund, daß ich hiermit dieſes Büchlein, als eine Erinnerung an unſere gemeinſame, mir ſo genußreiche, Fußwanderung, Ihnen widme, indem ich Sie zugleich bitte, meiner dabei freundlich zu gedenken.

Man pflegte wohl ſolch unbedeutende kleine Schriften ehedem gern mit dem Bedeuten von Stapel laufen zu laſſen, daß man zwar ſelbſt fühle, wie ſchwach ſie an und für ſich ſeien; desungeachtet aber den Aufforderungen vieler Freunde nicht habe wiederſtehen können, ſie in das Meer der Oeffentlichkeit zu rudern, wo man dann von Wetter und Wind dafür Günſtiges hoffe.

Einer ſo bedenklichen Sitte nun blieben wir wie billig hiergegen nicht mehr treu, und alſo übergebe ich, wenn auch unaufgefordert, ſo doch mit dem beſcheidenen Wunſche, einen und den anderen nicht abgeneigten Leſer ſo gut wie möglich zu unterhalten, dieſe wenigen Bogen dem Publicum.

Sie, lieber Freund, werden sie gewiß in dem Sinne lesen, wie sie gegeben werden, denn wenn Sie auch hie und da eine flüchtige oder scharfe Stelle betreffen sollten, entschuldigen Sie dieselbe wohl damit, daß diese im allgemeinen unverändert, so wie sie an Ort und Stelle geschrieben wurden, gebliebenen vertrauten Briefe als solche Ansprüche machen dürfen, für ein verlängertes Impromptu zu gelten, in dem die augenblickliche Stimmung, aus der es hervorgegangen, so oft auch mit zu seiner Rechtfertigung beitragen muß.

Der freundlich gesinnte Leser bedarf so wenig wie Sie dieses mildernden Fingerzeigs; aber was den strengeren Beurtheiler anbetrifft, so sei er hiermit gebeten, sich ihn aus diesem offnen Briefe anzueignen.

Räcknitz bei Dresden, am K Juli 1836.

v. Bülow.

Erſter Brief.

Leipzig, am 2. Juni 1835.

Indem ich vor wenigen Augenblicken in meinem kleinen Gaſthauszimmer, im vierten Stocke, erwache, in das ich mich, der noch vorhandenen Menge der Meßfremden wegen, bequemen mußte, lacht mir der klare Himmel, mit ſeinen lichtblauen Augen, in das Bette durch das Fenſter zu, das ich auf einer ſolchen Thurmhöhe über der Stadt nicht nöthig gehabt hatte, am Abende vorher mit den Rollvorhängen zu verſchließen. Das nenne ich doch Glück! Du weißt, in welchem abſcheulichen Regenwetter ich Dresden am vorgeſtrigen Abende verließ. Wir hatten eigentlich keinen Mai und Frühling gehabt, immer kalte, unbeſtändige, wenn auch nicht gerade ſchlechte Witterung, die ſich noch überdies in den letztern Tagen um das Doppelte verſchlimmerte. Viele verzweifelten ſchon an einem Sommer; aber ich rechnete auf einen Nachfrühling, der nicht ausbleiben könnte, und nahm an, daß zu deſſen Eintritt kein wahrſcheinlicherer Zeitpunct da ſei, als der Monatswechſel. So ergab ich mich denn dem Andrängen meines Reiſegefährten, um Beſchleunigung unſerer Abreiſe, da derſelbe auf ſeine Weiſe richtig vorſtellte, in einem Gebirge, wie das wohin wir unſere Wanderung richten wollten, ſei das Wetter meiſtentheils unbeſtändig und

abweichend von dem in der Ebene, und Kälte oder Kühlung Fußwanderern ja überhaupt gar nicht unbequem. Ich ging auf das Wagniß ein, und das schöne alte Sprüchwort: Wagen gewinnt! scheint mich bereits für meinen Glauben daran belohnen zu wollen, denn der heitere Himmel hat eben das geheimnißreiche, Herz und Auge fesselnde, lichte Blau, wie es in den nordischen Lüften und so oft auch in den nordischen Augen so Zuversicht erweckend ist. In dem getrosten Muthe also, daß das freundliche Wetter bei uns auf unserer Wallfahrt in den Frühling aushalten werde, setze ich mich hier an das Fenster zurecht, um Dir beim Frühstück über die verflossenen sechs und dreißig, oder so viel Stunden Bericht zu erstatten.

Auf so einem Eilpostwagen pflege ich meist einen stillen Passagier abzugeben. Die sogenannten Gebildeten, die man bis auf die Ausnahmen darauf antrifft, wenn sie sich einer solchen Art von Öffentlichkeit blosstellen, ziehen dann häufig einen innerlichen Staubmantel über ihr Gemüth, der uns verhüllt, was von etwaiger Natur daran ist, und so richtet sich sehr selten einmal ein erquickliches Gespräch mit einem ein. Die sogenannten gemeinen Leute, die mehr mit Lohnkutschern und ordinären Postwagen fahren, sind oft viel menschenfreundlicher, rücksichtsvoller und höflicher gegen ihre Reisegesellschafter als jene, und da es ihnen nicht einfällt, sich im Gespräche anders zu geben, als sie sind, so hat man wohl die Freude, recht ehrenveste Charactere gelegentlich unter ihnen kennen zu lernen, oder wenigstens nicht unförderſame Studien daran zu machen. Wären unsere inländischen, oder zunächst etwa Leipzig-Dresdner Lohnkutscher nur nicht eben, im Gegensatze zu den süddeutschen, der allerträgste und gröbste Menschenschlag den es giebt, der die Reisenden

mitunter auf das Willkührlichste behandelt, so würden sich trotz aller Eilposten weit mehrere entschließen, mit ihnen zu fahren, denn der, wenn auch nothwendige Zwang der Post, hat doch seine große Unannehmlichkeit.

Eine Gegend, zwischen Dresden und Leipzig, die paar Meilen Weges bis hinter Meißen abgerechnet, giebt es eigentlich nicht, und ich hatte unterwegs nur meine Betrachtungen über das lehrreiche Verschwimmen der Grundfarbentöne der Erde, grün und braun, in ihren verschiedenen Abstufungen in einander. Auch beschäftigte mich ein gemüthlicher Versuch, mir jene wunderbare Wehmuth zu zergliedern, oder sie zu erfühlen, die man bei der Trennung von geliebten Gegenständen empfindet. Im Anfange, vor- und nachher, ist sie für den Getrennten so heftig, daß ihre Schmerzlichkeit ihm höchst unbequem werden kann; dann aber übt die Luft, die Atmosphäre, eine eigenthümliche Gewalt über ihn aus und legt sich verhüllend wie ein Schleier um seine Erinnerungen. An einem dunkeln Morgen, der erst am äußersten Gesichtskreise mit einem vielsagenden weißen Streife, wie in Correggio's Nacht, aufdämmerte, erreichten wir die allerdings großartige Ebene von Leipzig, die einen Feldherrn geradezu begeistern muß. Wir fuhren durch das äußere Grimma'sche Thor in die Stadt ein und empfingen hier alsogleich eine kleine Mahnung, daß doch Leipzig immer noch ein kleiner Ort sei, denn die unnöthigen Umständlichkeiten, mit denen man uns Fremde hier bewillkommte, möchten doch mit einem halbwege großstädtischen Geiste nun vereinbar sein und sich eben nicht anders erklären lassen, als etwa aus einem, bei dem großen Wohlstande Leipzigs ganz natürlichem Überflusse an Zeit.

Ich rettete mich vor weiteren Unannehmlichkeiten dadurch, daß ich meinen Paß in der Tasche verleugnete. Und zwar befolgte ich damit den Rath eines Reisegefährten, der kürzlich in Östreich gewesen war, und die alte, von daher stammende Anekdote, in der That neuerdings an sich erlebt hatte: daß nämlich Einer der in eine Stadt einpassirt und die Frage: ob er einen Paß bei sich führe, verneint, zur Antwort erhält: nun das ist halt gut für Euer Gnaden, denn sonst müßten's auf die Polizei.

Ich hatte bei dieser Gelegenheit, wenn auch durchaus abgesehen von Leipzig selbst, überhaupt meine Betrachtungen darüber, wie diese, unsere löbliche Polizei an manchen Orten, vorzüglich seitdem durch die neuerlichen Umwälzungen, hie und da der Pöbel, als Lohn seiner vieljährigen getreuen Dienste, vom Staate das Recht erworben hat, inskünftige ohne Aufsicht zu stehen, sich immermehr zu seiner endlichen scheinbaren Bestimmung ausbildet, eine Schutzanstalt dieses Pöbels in seinen Angriffen auf die Gesammtheit ruhiger und ehrbarer Staatsbürger zu sein.

In der Stadt angelangt, nahm ich bei Kintschy, der Post gegenüber, eine Tasse guten Kaffee ein und besorgte alsdann frühzeitig meine nöthigsten Geschäfte.

Auf einem Besuche bei *** sah ich noch einmal das meisterhafte Bild des Professors von Vogelstein wieder, welches sein eignes Attelier darstellt, während der Bildhauer David Tiecks kolossale Büste darin modellirt, und Herr v. V. selbst Tiecks Bildniß in Lebensgröße malt. So wie der Meister früherhin durch sein Bildniß Thorwaldsens unter den historischen Portraitmalern unserer Zeit einen bedeutenden Rang einnahm, also möchte sein nachmaliges kleines Bild-

chen, des Reisenden von Stackelberg, unter griechischen Ruinen zeichnend, sei es was die Ausführung, sei es aber auch was die geschmackvolle Composition betrifft, schwerlich von einem anderen Genregemälde gegenwärtig übertroffen worden sein. Dieses neueste Bild rechtfertigt seinen Beruf für dasselbe Genre, wenn gleich man eigentlich nicht weiß, ob ein solches Bild doch nicht viel mehr der historischen, als der Genremalerei angehört, indem es wenigstens so genau zwischen beiden innen steht, daß es beinahe die anscheinenden Grenzen einer jeden aufhebt. Ich bewundere an diesem Werke vor allem den Scharfblick des Künstlers, womit er eine jede der darauf festgehaltenen Gestalten in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt hat. David selbst, in seiner schlichten Persönlichkeit, in einem dunkelblauen kurzen Rocke, mit Stehkragen, mit dem röthlichblonden Bärtchen und dem etwas durch einander gewirrten Haupthaar, eher einen deutschen Studenten, als einen pariser Franzosen verkündigend, ist sprechend ähnlich. Nur das energische Feuer des Auges, und die Entschiedenheit in seiner einfachen äußeren Haltung, verrathen die verborgene Größe des kleinen, unansehnlichen Mannes, mit dem nicht ungewöhnlichen Kopfe. Herr v. V. hat sich selbst, mit Stab und Palette, eben in Beobachtung herantretend, in den Vorgrund gestellt. Auch er ist getroffen, nur daß die Ähnlichkeit denjenigen nicht frappiren kann, der nicht gewohnt ist den Künstler mit der Brille zu sehen, die er beim Arbeiten trägt, und die ein jedes Gesicht zu einem andern macht, als es außerdem ist. Tieck selbst sitzt auf einer mit Teppichen belegten Estrade, in einem Lehnsessel, inmitten des Zimmers im vollen Tageslichte, zwischen der Büste und David, der unter dem Fenster steht, durch das aus der Höhe, über ihn hinweg, das Ganze be-

leuchtet wird. Er iſt in ſeiner eigenſten Art und Weiſe aufgefaßt, wie man ihn in ſeinem Kreiſe am häufigſten ſieht, und trägt hier einen um den entblößten Hals aufgeknöpften Sammetrock. Den ganzen Reiz ſeiner wirklichen Erſcheinung in den Sitzungen, wo Tracht, Beleuchtung, Stimmung, kurz Alles ſich vereinigte, die Schönheit ſeines Kopfes in ihre volle Geltung einzuſetzen, kann nun zwar dieſes Bild demjenigen nicht deutlich machen, der ſie nicht ſelbſt beobachtete; aber ich finde jetzt eben, daß es für den letzteren eine ſehr werthvolle Erinnerung daran und ein treffliches Mittel iſt, ſie ſich in Gedanken wieder zu beleben. Das Auge Tiecks hat ſchon ſo viele zeichnende und malende Künſtler, ſeiner Nachbildung wegen, in Verzweiflung und an die Grenzen ihrer Kunſt geführt. Auch hier genügt es nicht, wie Du weißt, und iſt wohl zu ſtarr. Dagegen erwirbt ſich Prof. Vogel, wie es mir ſcheint, eben mit ſeinem lebensgroßen Portraite Tiecks das Verdienſt, das wohlgelungenſte Konterfei deſſelben der Nachwelt zu übergeben. Schon in ſeiner halben Vollendung, wie ich das Bild geſehen habe, ſcheint es mir im Weſentlichen wenig zu wünſchen übrig zu laſſen. Ein glücklicher Gedanke des Künſtlers war es, ſeinen kleinen, etwa achtjährigen Sohn vor Tieck anzubringen, der ſich, wie es ſcheint, eben nach dem Knaben vorbeugt, und alſo gewiſſermaßen ſymboliſch andeutet, wie doch in dem Inbegriffe der größten und edelſten Eigenſchaften des deutſchen Geiſtes, der Verſtand in ſeiner Verklärung der Kindlichkeit und der Natur am nächſten verwandt iſt. Ich weiß nicht, ob der Künſtler gerade dieſen Gedanken dabei vor Augen gehabt hat, aber etwas Ähnliches hat er gewiß gefühlt, und das iſt ja eben das Wahrzeichen eines Kunſtwerks, daß es die verſchiedenartigſten Anſichten von ſich zuläßt und befriedigt.

Tieck, David und Vogel sind die Hauptpersonen des Bildes; so mußte es sein und so ist es. Die übrigen sind entsprechende Verzierungen, zur nothwendigen Ausfüllung des das Ganze verkittenden Zwischenraumes. Es war natürlich, daß die Nebenpersonen zu Tiecks näheren Freunden gehörten. Professor Vogel wählte unter diesen mit glücklichem Tacte drei von einander verschiedene, äußerlich ausgeprägte Characterе aus. Sie betrachten die Büste von verschiedenen Seiten, und die junge Dame hinter Tiecks Sessel, die eben aufgehört zu haben scheint vorzulesen, hat Herr v. Vogel mit poetischem Gefühle der anmuthigen Wirklichkeit nachgebildet. Sie vollendet die harmonische Feier, die über das ganze Bild ausgegossen ist, und ich rühme daran wiederholt doch auch die technische Vollendung, derzufolge, wenn man es in einem Handspiegel auffaßt und betrachtet, ohne daß also Rahmen und Ende zu sehen, man fast versucht wird zu glauben, man sähe durch ein Mikroskop in die Wirklichkeit vor sich. Das Attelier selbst ist, wie Du weißt, mit einer solchen Wahrheit hingestellt, daß der Künstler in dieser Hinsicht den besseren alten niederländischen Meistern wohl näher gekommen ist, als ein Anderer seiner Zeit. Auch die Büste ist g.t-gemalt. Könnte ich aber nur, wenn ich an diese denke, die Wehmuth überwinden, die mir die von der Nothwendigkeit erheischte Zerstörung ihres thönernen Modells einflößt, deren Frische und geniale Integrität doch kein Marmor wieder erreichen wird! Herr Heinrich Brockhaus hat, indem ich dieses schreibe, das Bild gekauft. Ich wünsche ihm dazu in jeder Hinsicht Glück, es wird von Jahrzehnd zu Jahrzehnd unschätzbarer werden. Man sagt, Herr v. V. wolle das Bild noch einmal in größerem Umfange, mit mehreren Nebenpersonen ausgestattet, malen.

In den ersten Nachmittagsstunden wanderte ich zu Kintschy in das schöne Rosenthal hinaus.

Was doch die süße Macht der Gewohnheit nicht thut! Dieses Rosenthal hat für mich etwas unendlich poetisches und aufregendes, ich möchte gleich Tage lang wieder einsam darinnen sitzen und träumen. Es sind aber nicht allein die Erinnerungen der ersten Jugend und des erwachenden innern Lebens, die es etwa mir insbesondere so reizend machten. Nein, der ganze Wald hat eine Eigenthümlichkeit, um derentwillen er eben so einzig in seiner Art ist, wie in der ihrigen die Terrasse und Brücke Dresdens. Diese Kühlung, diese Schatten, diese herrlichen Eichen, diese fetten, üppigen Wiesen von Erlengebüschen umsäumt, sogar der frische, kräftige Knoblauchsduft in dem Walde, und die dunkeln stillen Bäche mit dem Moorgrunde sind, wie gesagt, eine ausgebildete Eigenthümlichkeit. Die Vögel schlagen in dieser schönen Stille lauter, man ist hier so viel gesammelter als in dem geräuschvolleren Dresden, die schöne Wald- und Wiesennatur ist gewissermaßen hier selbständiger als dort, wo immer und überall die vornehmen Berge und Aussichten und der große Strom ihnen den Rang ablaufen. Hier gehören wir unmittelbar der Erde und ihrem Wachsthume, der belebten Natur ungetheilt an. Und die vielen Nachtigallen scheinen es auch mit uns zu fühlen, wie schön diese Einsamkeit ist, in der sie schaarenweise verweilen. Ja, ich möchte sagen, die Luft ist hier classisch, das heißt: weil Alles hier eine vollständigere Eigenthümlichkeit ausspricht als dort. Dieser rege Verkehr in der Stadt, diese gewissenhafte Benutzung von Zeit und Raum ist poetisch, alles arbeitet auf einen Zweck hin, ist sich selbst genug, selbständig, frei, denn es kennt nichts Höheres über sich, und das ist hier schön,

erfreulich. Ich ſage darum nicht, daß ich darunter leben möchte, aber ich erkenne es an. In Dresden kann Handel und Wandel nie poetiſch werden, er iſt immer untergeordnet und hat keinen ſichern Beſtand, kommt nicht in Betracht neben dem, was ſich da gelten macht.

Die Vermälung einer Handelsſtadt mit einer Univerſität iſt durchaus zweckmäßig, und dagegen widerſteht im Allgemeinen das Reſidenzweſen der Gelehrſamkeit. Man iſt hier ſo aufgelegt zum Arbeiten, durch nichts zerſtreut und geſtört; denn das Geſchäftsleben iſt dem des Gelehrten analog und fördernd, weil es dem Geſchäftsmanne, eben ſowie dem Gelehrten um beſte Benutzung ſeiner Zeit zu thun iſt, und weil Beide nur ſich ſelbſt leben. Ich würde hier noch einmal ſo viel und ſo ſchnell arbeiten wie dort, denn dazu hilft die Luft mit.

A propos der Luft. Da muß ich die Bemerkung machen, wie viele brave Menſchen es doch giebt, die in ihrem häuslichen Kreiſe die Liebenswürdigkeit ſelbſt ſind, und ſo wie nur der verhängnißſchwere Begriff Geſellſchaft um ſie waltet, ſo ſprachlos und peinlich werden, daß ſie den Andern damit umbringen könnten. Aber warum denn eben auch die heilloſen großen Geſellſchaften, die wir den Franzoſen nachäffen! Warum geht das Patriarchaliſche des Familienkreiſes immer mehr bei uns verloren, da man doch einen Freund nicht mehr ehren kann, als indem man ihn in deſſen prunkloſe Stille einführt! —

Auf einem ſpäten Abendſpaziergange um die Stadt, fand ich daſelbſt eine große Menſchenmenge verſammelt. Der Raum zwiſchen Stadt und Vorſtadt iſt jetzt in Leipzig ganz reizend. Die Art und Weiſe, wie man hier bei der Verſchönerung verfährt, iſt verſtändig und geſchmackvoll, und

zeugt von Einsicht in den Character der Stadt, der es zunächst Noth thut, etwaige lange Gassen oder Häuser- und Mauerreihen zur Erleichterung des raschen Verkehrs immer mehr durchbrechen zu sehen. Es ist ein Jammer, wie unverantwortlich man in dieser Hinsicht dagegen in D..... mit der Verwendung der schönen Räume, zwischen Stadt und Vorstadt verfahren ist, die man durch Abtragung der Festungswerke gewann. Dreifache breite Alleen fast rings um die Stadt, hätte man zu ihrer höchlichen Zierde herstellen können, und die siebenzig oder so viel tausend Einwohner hätten davon Genuß gehabt! Und statt dessen vergab man sie nach Gunst an wenige Hausbesitzer, die durch jene verständigere Eintheilung zum Besten des Gemeinwesens doch eben so viel als durch diese engherzige gewonnen haben würden, und behielt nur einen schmalen Baumgang rings um die Stadt übrig, in den schon jetzt des Sommers keine Kühlung zu bringen vermag, wo die Bäume kaum zehn Jahre alt sind, die also noch um das drei- und vierfache anwachsen werden. Ist es denn nun ein immerwährendes, unabänderliches Schicksal, daß der Reichthum, wie ihn eben diese Stadt an Naturschönheit besitzt, mit blödem Sinne und die Armuth allein, wie Leipzig in diesem Betrachte, mit Einsicht und Verstand begabt sein soll? Leipzig wird ohne alle Mittel dadurch eine anmuthige, elegante Stadt, und jene, von der Natur und den Verhältnissen ausersehen, eine der schönsten Städte Deutschlands zu werden, wird in sofern soviel als möglich eine häßliche, weil seine fernere bauliche Entwickelung ohne alle großartige Consequenz und Obhut vor sich geht oder betrieben wird.

Du wirst über das was ich jetzt sage lachen, und es für eine Spitzfindigkeit ausgeben wollen; aber wenn ich auch

gern geſtehe, daß man, darauf weiter folgernd, zu Spitzfindigkeiten gelangen würde, ſo iſt doch an und für ſich viel Wahres an der Sache, wenn ich von der hieſigen, beſonders bei Abend ſo ſchönen Natur ſage: daß ich mich gewiſſermaßen an ihr von der Überſättigung erhole, die mir die dortigen ſchönen Gegenden beigebracht haben und daß ich mich freue, vor dieſen Ruhe zu haben, indem ich mich hier der Erde ſelbſt, die allerdings in L. üppiger und reicher in ihrer Vegetation iſt, als in Dresden, vielmehr als dort hingegeben fühle. Dem Mondſcheine iſt hier eine eigenthümliche Schwermuth zu eigen, er ſcheint mir, beſonders wenn die Mondſcheibe von dünnen Wolken verſchleiert iſt, feuchter als dort zu ſein, was ſich aus der Beſchaffenheit des hieſigen Klimas und Bodens allerdings leicht erklären läßt. Man denkt hier immer dabei an den Erlkönig, das bezeichnet am beſten was ich meine. Die Stadt iſt des Abends ſo bürgerlichſtill wie eine einzige große Häuslichkeit. Die Straßen ſind ruhig, menſchenleer, an entlegenen Stellen ſo poetiſch wie manche kleinen Städte. Ich ging gegen zehn Uhr über den neuen Kirchhof, da ſtanden die Leute um die Brunnen herum, begegneten ſich je zwei und zwei und ſprachen zuſammen. Kinder liefen noch ſo einzeln hin und wieder wie in der Stube, auch ehrbare Mädchen aus den gebildetern Volksklaſſen luſtwandelten ohne Begleitung ſpät auf der Promenade, was in D. nicht ſtatthaft zu ſein ſcheint, und das alles zuſammen macht, daß es einem hier behaglicher, heimiſcher zu Muthe wird. Was die niedere Volksklaſſe angeht, ſo iſt dieſelbe hier edler als in D. und vielleicht der Kern der hieſigen Bevölkerung. Es giebt in Leipzig kein ſo bettelarmes Geſindel, deſſen Dresden in Maſſe beſitzt und eben der äußerlich geringere Bürgerſtand der Handelsſtadt iſt,

wie es mir hat ſcheinen wollen, der innerlich gebildetere, im Gegenſatze zu der ſogenannten vornehmeren Welt, die durch das was ſie zur Ariſtokratie macht, eben ſowohl wie in Reſidenzen die Hof- oder Adelsariſtokratie in ihrer Art, einer wahren Humanität des öfteren entfremdet wird.

Eine wahre Abſcheulichkeit iſt aber namentlich in Betreff der hieſigen ſchönen Spaziergänge, ſeit der Trunkenheit vom Jahrgange 1830, eingeführt worden. Ich meine das übermäßige, faſt bis zur Wuth anwachſende öffentliche Tabaks- und beſonders Cigarrenrauchen. Nachdem die Bürgerſchaft von Leyden, in Folge jener berühmten Belagerung im Jahre 1574, durch das entſetzlichſte Elend aller Art die Freiheit vertheidigt und verdient hatte, wurde ſie vom Staate befragt: wodurch derſelbe ihr ſeinen Dank bethätigen könne? Man war natürlich darauf gefaßt, ihr etwaige Abgabenfreiheit, oder ſonſtige große Vorrechte einzuräumen, und die Stadt bat darum: eine Univerſität ſtiften zu dürfen. Nicht wahr, das war groß! Nachdem die Leipziger, Dresdner u. ſ. w. durch entſetzlichen Skandal (verſteht ſich, daß ich trotz dieſes Scherzes das Gute oder Nothwendige der damaligen Ereigniſſe in anderer Art nicht verkenne) die Abſetzung eines wohlfeilen Magiſtrats und die Einführung eines koſtſpieligen erlangt hatten, brachten ſie ſich zur Belohnung, die Erlaubniß zu Wege, auf der Straße zu rauchen. Iſt das nicht etwas Ähnliches? Ich verſichere Dich, es geht ſo weit, daß mancher junge Kaufmann, auch ſogar am Tage, keinen Schritt mehr vor die Thüre thut, ohne die Cigarre im Munde zu haben, ſie mag brennen oder nicht. Die Türken ſchaffen das Rauchen ab, wir führen es erſt recht ein. So wechſelt Sitte und Kultur in der Welt ab. Sie iſt nirgendwo feſt zu Hauſe. Man vermag, wenn man jetzt in Leipzig bei Abend um

die Stadt geht, auch nicht einen Athemzug frische Luft mehr einzuschöpfen, so verpestet ist von den vielen tausend Cigarren, die da geraucht werden, die Atmosphäre. Und dazu sind sie nun hier, in Folge der Wohlhabenheit, von der sogenannten besten oder Havannasorte, die ein viel durchdringendes, Erbrechen und Kopfweh erregendes Gift ausdampfen. Diese Unsitte des unbeschränkten öffentlichen Rauchens wäre allein schon hinreichend, einem das Leben in Leipzig, wo sie außer Vergleich ärger als in Dresden betrieben wird, zu vergällen. Und dennoch, schließe ich, ist Leipzig an sich poetischer als Dresden, in dem was die Stadt und die Menschen anlangt. Warum? Weil sich diese eben in strenger Eigenthümlichkeit als Handelswelt in sich abschließen, und weil hier Alles auf seine Weise solid ist, sogar die Gemeinheit, die, wo man sie antrifft, einen tiefen realen Grund hat und nicht weichen kann. Dresden hat nichts weniger als die anmuthige Stille und Einsamkeit des Kleinstädtischen in seinen Straßen. Es ist immer und überall geräuschvoll und unruhig, ohne doch die Vortheile einer großen Stadt zu gewähren, in der sich der Einzelne wie ein Tropfen im Meere verliert. Insonderheit ist dieses neueste Streben des Niedrigsten, sich dem Höchsten gleich zu stellen, was bei der Armuth an Geld oder Bildung und dem desfallsigen Hochmuthe so vieler Edelleute ganz natürlich ist, eine unheimliche Erscheinung. Es ist in D. Alles auf den Schein berechnet, sogar die Häuser baut man jetzt so leicht, eine stille solide Wohlhabenheit wie in Leipzig ist da auch unter den Bürgern nicht zu Hause. Ohne die Berge und Thäler, ohne die unschätzbaren Kunstsammlungen und ohne die Fremden, von denen die halbe Stadt ihr Brod empfängt, würde in Dresden wahrlich nicht gut Hütten bauen sein. Mit ihnen vereint,

iſt es aber allerdings einer der vorzüglichſten Wohnorte Deutſchlands. Ich möchte den Dresdner Bürgern, wie Heinrich IV. ſeinen Pariſern, einem jeden täglich ſein Huhn in ſeinen Topf wünſchen, damit ſie Bürger blieben! —

In Auerbachs Keller, ſpäter.

So weit hatte ich geſchrieben, da kam Herr v. M. und holte mich nach Härtels Haus ab. Ich finde es doch ſeltſam, wenn man, wie es eben geſchieht, in Ermangelung eines weſentlicheren Tadels, dieſem Hauſe verwirft, es ſei nicht gut für eine Familie zu bewohnen. Warum das nicht? Im ſchlimmſten Falle handelt es ſich ja nur um die Aufopferung eines Beſuchzimmers. Und wo ſteht es denn geſchrieben, daß das Schöne nicht für den alltäglichen Genuß, ſondern nur für feſttäglichen Gebrauch oder Misbrauch da ſein ſoll? Dieſes ſchöne Wohnhaus, denn ein Wohnhaus iſt es recht eigentlich, verbindet in reiner Übereinſtimmung das Zweckmäßige mit dem Einfachen und macht dem ausgebildeten Geſchmacke ſeines Erbauers Ehre. Das Haus iſt in ſeiner Exiſtenz in Leipzig ſtupend, und das Innere wie das Äußere deſſelben macht einen wohlthuenden Eindruck. Man fühlt ſich in ihm behaglich und trägt nicht die mindeſte Scheu vor der Koſtbarkeit, weil es damit ſogar nicht auf Oſtentation abgeſehen wurde. Die Zimmerwände ſind mit wenigen, aber ausgeſuchten Bildern geſchmückt; und ſo findet man auch hier mit Vergnügen das bekannte Bild von Träger, die Lautenſchlägerin wieder, das vor einigen Jahren in Dresden ausgeſtellt war. Dieſes ſchöne Gemälde iſt ein wahrer Schwanengeſang! Auch der Garten des Hauſes iſt edel und geſchmackvoll angelegt und huldigt nicht den Ver-

irrungen des Zeitgeschmackes mit jenen sogenannten englischen Partien; nur das einzige habe ich daran auszusetzen, daß er gar zu wenig Schatten giebt oder einst zu geben verspricht. Ein breiter Lindengang rings zur Seite herum, wäre wohl wünschenswerth. Ein besonderes Interesse gewinnt dieses Haus überdies, in sofern man bedenkt, daß der Name Härtel für die Geschichte der Musik ein europäischer ist, und daß also vielleicht, wenn man bei den gegenwärtigen Mitgliedern dieser Familie musikalische Bildung voraussetzen darf, in diesen schönen Räumen die Blüthe der musikalischen oder gebildeten Welt Leipzigs versammelt wird, wie ja eben die Musik die Blüthe der Bildung Leipzigs ist, in welchem Orte z. B. Beethoven so viel gespielt und so wohl verstanden wird, wie in wenigen anderen Städten. Das Härtel'sche und das Keil'sche Haus sind in gewisser Hinsicht die beiden einzigen Häuser Leipzigs, und es kann auch die Kunst dieses letztere mit vollem Rechte einen ihr geweihten Tempel nennen. Da hat der Besitzer desselben jetzt eine Arbeit von Canova, eine kleine weibliche Bildsäule, ich weiß nicht gleich ob eine Hebe vorstellend? an sich gebracht, die in den nackten Partien des Rückens und seiner Fortsetzung von großer Schönheit ist und von neuem beurkundet, daß ihr Meister in dem Zierlichen und Lieblichen der Meister seiner Zeit bleibt. Eine hohe Person hatte diese Statue für einen bedeutenden Preis bestellt. Sie kommt an und ist der regierenden Frau — zu nackt! Dieselbe verschenkt das Kunstwerk deshalb; es kommt späterhin zur öffentlichen Versteigerung unter Gemälden, sein jetziger Inhaber giebt einen kleinen Auftrag, zufälligerweise bietet weiter Niemand darauf und er ersteht es für einen unverhältnißmäßig billigen Preis. Wäre es nicht zu wünschen, daß reiche oder vornehme Leute sich der

Kunst des öfteren auf diese Weise zum Nutzen und Frommen wahrer Kunstkenner und Kunstfreunde annähmen?

Ich schreibe Dir den Schluß dieses Briefes, indem ich mich hier in dem berüchtigten Teufelskeller der Früchte des Zollverbandes an einem edeln sehr wohlfeilen Rheinweine erfreue. Um mich herum existiren Communalgardisten in einer Weise, daß mir der Kopf ganz warm wird, will ich sonst meine Gedanken beisammen halten. Noch habe ich diesmal in Leipzig beinahe kein anderes Gespräch gehört als über die Eisenbahn und über die weißen Beinkleider der Comunalgarde, indem die halbe Stadt darüber indignirt war, daß einige Compagniecommandanten bei der kühlen Witterung in weißen Beinkleidern exerciren ließen. Viele waren, wie es mich dünkte, drauf und dran, in schwarzen Beinkleidern zu erscheinen.

Doch hier muß ich für diesmal schließen. Lebe recht wohl. Aus dem Harze mehr. In einigen Stunden fahre ich mit M. nach Halle ab und von dort aus treten wir dann morgen früh unsere Fußreise an.

Zweiter Brief.

Unter-Riesdorf bei Eisleben, 3. Juni.

Ich schreibe Dir aus der freundlichen Gaststube dieses Vergnügungsortes der Bewohner von Eisleben, in dem wir der drückenden Hitze wegen Mittag gemacht haben, und einige Stunden verweilen. Was sagst Du dazu; sind wir nicht Goldsöhne des Himmels, da er uns mit so goldnem Sonnenscheine begünstigt. Es ist heute wunderschön! keine Wolke über uns, eine leichte Luft zieht uns thalwärts nach, indem sie sich bald an diesem bald an jenem Berge bricht. Ich muß immer für mich singen:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.

Oder vielmehr, um mich herum in der Luft singt es sich so, und schwebt unsichtbar einher, etwa mit Sommerfäden zu vergleichen, wie Naturtöne, die die heilige Kraft des Dichters in Worte gekleidet hat. Das Grün der Erde ist noch so frisch, die Blüthenzeit kann nur eben erst vorüber sein, wir hätten uns das Wetter gar nicht herrlicher und zweckdienlicher wünschen dürfen.

Wir fuhren gestern Nachmittags vier Uhr nach Halle ab, und hatten zwar noch einen dritten Reisegefährten an einem Leipziger Holzhändler, der uns mit seiner Plauderſucht und der unbewußten Treuherzigkeit vielen Spaß machte, der zufolge er die Erzählung seiner persönlichen Verhältnisse, auf unsere künstlich gestellten Fragen, wie ein Band abrollte. Auch dieser Mann, der uns unter Anderem viel von einem jüdischen Abenteurer und seinen Schwindeleien erzählte, wobei er offenbar des öfteren mit der Wahrheit über die Schnure hieb, war mir ein neuer Beweis dessen, wie wenige Menschen doch, gottlob! zum Lügen so zu sagen berufen sind und wir wenigen es damit in sofern Ernst ist, dem Anderen wirklich etwas weiß zu machen, als sie die Unwahrheit gelegentlich nur aus Schwäche und Gewohnheit sagen, indem sie doch mit ihrem eignen Gewissen deshalb im Kampfe begriffen sind, und während der Lüge immer anzunehmen scheinen, daß der Belogene sie nicht glauben werde. Wir kamen erst um zehn Uhr Abends in dem Torfgeruchskreise von Halle und zwar im goldnen Löwen an, der alle Empfehlung verdient, und legten uns sogleich schlafen. Heute früh um fünf Uhr wanderten wir dann, den Tornister, der anfangs allerdings etwas schwer auffällt, auf dem Rücken, in der herrlichsten Morgenfrische zum Thore hinaus. Wir nahmen den kleinen Umweg der Saale entlang über Giebichenstein, das recht anmuthig gelegen ist, und setzten bei Giebichenstein auf das andere Ufer hinüber. Wenn jener Landgraf Ludwig von Thüringen, der Sage nach, von der wir indessen jetzt wissen, aus welchem Irrthume sie entstanden ist, dennoch hier von dem Felsen hinab in die Saale sollte gesprungen sein, so müßte er geradezu die Schnellkraft eines Frosches gehabt haben, denen diese Art Langhin zu

ſpringen beſonders eigenthümlich iſt. Die Gegend von Langenbogen iſt leidlich hübſch, nur ſtört einen die widerwärtige Pappelallee der Landſtraße höchlich, deren eine ſchon den Weg von Leipzig bis Halle ſo langweilig macht. Es iſt ſonderbar! kein Baum giebt weniger Schatten, keiner ſieht in Reihen gepflanzt unſchöner aus und keiner wird gerade zu dem Behufe häufiger als die Pappel bei uns angepflanzt. Hat ja doch bereits eine unäſthetiſche Behörde angefangen, die ſogenannte ſächſiſche Schweiz damit zu populariſiren! Hinter Langenbogen glaubt man, vorzüglich in den heranwachſenden Generationen, einen edlern Menſchenſtamm zu erkennen. Die jungen Mädchen ſind ſchlanker, friſcher, rüſtiger, die Kinder freundlicher. Bei der ſalzigen See wandten wir uns, das Echo am acht und neunzigſten Minutenſteine umgehend, von der Straße ab, und wanderten zwiſchen Weinbergen und einem kühlen Bache hin bis nach dem am Anfange des ſüßen See's liegenden Seeburg. Seine bläuliche Fluth war ſo anlockend, daß wir der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, uns darin zu baden. Nach einer Stunde ſchritten wir an Herz und Gliedern erquickt weiter. Der See mag etwa eine halbe Stunde lang ſein und hat auf ſeinem Grunde theils feſten Schlamm, theils einen glatten Schiefer, auf dem man ſehr leicht ausgleitet. Es iſt ein entzückender Blick, über das friſche Schilfgrün an ſeinem Ufer hin, bis auf die im weißlichen Sonnenduft liegende Hügelferne. Eine eigenthümliche Lieblichkeit giebt einem ſolchen See, das ſanfte Andrängen der langen Wellen nach dem Ufer zu.

In allen Dörfern durch die wir heute kamen, fanden wir Schaafſchwemme, was beſonders an einem ſchattigen, waſſervollen Quelle, deſſen Sturze entlang, lauter junge kraftige Mägde ſaßen, die die Schaafe einander zuſtießen.

nachdem sie sie abgespült und abgewaschen hatten, ein sehr artiges Idyll abgab. An unserem Wege standen unzählige Weiden, und bei den Dörfern schöne alte Linden, die uns theils durch ihren Schatten, theils dadurch erfrischten, daß wir uns ganze Äste mit ihrer Blätterfülle an das Gesicht drückten und dasselbe also lange Zeit in der lebendigen unerschöpflichen Kühlung badeten. Schon der Anblick, ja die Vorstellung eines so undurchdringlichen Baumschattens und des unbeschreiblichen Hellgrüns der Blätter kühlt.

Kleritsbad, 6. Juni, Nachmittags.

Dicht vor Eisleben beginnen die Halden und verkündigen die Bergstadt, die an sich fast häßlich ist. Die Gegend umher ist so angenehm wie, möchte ich etwa sagen, zuweilen alte Jungfrauen sind, ernst und züchtig, jedoch nicht glänzend. Sie regt zum Nachdenken auf. Luthers großen, scharfen, kantigen Charakter mag sie allerdings nicht mit gebildet haben. Wir besahen das Lutherhaus, das heißt, das Haus in dem Luther geboren sein soll und in dessen oberen Zimmern man betreffende Bilder und Raritäten aufgestellt hat. Auf den Bildern sind mitunter schöne Köpfe, theils wie es heißt, von Dürer, Holbein und Kranach. Übrigens fanden wir uns aber doch etwas enttäuscht, als wir von dem Seminaristen der uns führte, hörten, das Haus sei gar nicht mehr das alte, sondern nur, nachdem es einmal abgebrannt, genau so wie es gewesen, wieder aufgebaut worden.

In unserem Hotel ärgerten wir uns über die alberne Vornehmthuerei des Kellners, dessen Gleichen in kleinen, die großen nachäffenden Städten so häufig vorkommt. Wir äußerten uns unter uns etwas stark und verspottend darüber,

spaßhafterweise aber hatte die Wirthin im Nebenzimmer dies wahrscheinlich mit angehört, und nun hätte man die bis zur Carrikatur gesteigerte Höflichkeit sehen sollen, mit der uns begegnet wurde! Hinter Eisleben beginnt eine breite Bergebene. Wir wanderten im Mondscheine von Helbra weiter auf Mannsfeld zu. Bei Benndorf begegneten wir einer jungen Frau, mit einem kleinen Kinde und einer Magd, die durch den dicken Abendthau nach Hause eilten. Wir gingen eine Strecke hinter ihnen drein. Auf Stunden weit war kein Mensch zu sehen, wir hörten den Wiederhall unserer eigenen Schritte. M. behauptete, die Frauenzimmer fürchteten sich vor uns; mir schien es aber, als hielten sie eher aus Furcht vor Anderen mit uns Schritt. Es war ein hübsches, poetisches Bild, alles so still, man hörte das Rauschen der Gewänder der Frauen vor uns, und wie die Mutter das lallende Kind beruhigte, das sie in ihren Armen, in den Mantel gehüllt, trug und dem die Feuchtigkeit unbehaglich zu werden anfing. Vor Mannsfeld verirrten wir uns, gingen dicht bei der Stadt fehl und kamen nach dem Städchen Leimbach. Es ist nichts leichter als sich hier, zumal in der Dämmerung, zu verirren, wo oft so lange Zeit keine Menschenseele zu ersehen ist. Wir stolperten über die magerem Triften hin, vor den öden Halden vorüber, die dicht bei einander standen. Der Mond schien hell, die Kräuter dufteten, fernes Hundegebell schallte dumpf aus ungewisser Ferne zu uns herüber, die feuchte Luft legte sich wie ein Lack an Stock und Staubmantel an. Einmal über das andere hielten wir Bäume für Häuser oder Thürme und wurden wieder enttäuscht. Wir riefen oftmals den Teufel an, der in den alten Sagen eine so große Rolle spielt, uns bei dieser guten Gelegenheit zu erscheinen, oder ersuchten einen

Bergknappe, aus den alten Halden hervorzukriechen, aber vergebens! Endlich sahen wir im tiefsten Thale zu unseren Füßen Licht; wir langten dabei an, freuten uns schon auf Abendbrod und Nachtlager, doch siehe da! wir befragen einen Bergmann und erfahren, daß wir in dem Städtchen und Hüttenwerke Leimbach, noch eine halbe Stunde von Mannsfeld entfernt sind. Denke Dir unsere unangenehme Überraschung! Zehn Uhr war vorüber, wir waren unschlüssig was wir thun sollten, und sahen dem einzigen Gasthause des kleinen Ortes, gegen den uns Mannsfeld, in der Einbildung eine wahre Basilika zu sein bedünkte, zum Fenster hinein: da lagen sechs bis acht unerfreuliche Kerls auf dem Strohe und schliefen, sonst gar kein Leben mehr im Hause, wie es schien Alles schon schlafend und gewiß nicht bereit, uns noch Erquickungen aufzutischen. Wir gingen trotz der äußersten Ermüdung weiter.

Eine Nachtigall, nach Art dieser neugierigen Thiere, begleitete uns an dem Bache hin bis nach Mannsfeld und flog uns von Baum zu Baum singend voran. Bald langten wir an dem Ziele unserer Wanderung, in dem Rathskeller von Mannsfeld an. Aber welche Enttäuschung! Die Schenke von Leimbach konnte so schlecht unmöglich sein. Unreinlichkeit, Verdrossenheit, Unordnung wetteiferten mit einander, bei unserer Bewirthung thätig zu sein. Ich warne, ein getreuer Eckart, Jedermann, hier kein Nachtlager zu halten! —

Am anderen Morgen bedeckte ein unermeßlicher, undurchdringlicher Nebel die ganze Gegend, und verhinderte uns, die wohl allmälig sehr zusammenfallenden Ruinen der einst so bedeutenden Burgfeste Mannsfeld liegen zu sehen, von der Luther, welcher sehr oft hier war, als ihm einmal

bei einem Beſuche der Wein auf der Treppe entgegenfloß, ſehr prophetiſch zu den Grafen von Mannsfeld, die gewaltige Trinker waren, ſagte: Nun, nun, ihr Herren dünget ſchön, da wird einmal brav Gras darnach wachſen! — Der Nebel fiel langſam, aber er fiel doch. Wir wanderten bei Zeiten aus und über die Bergebene auf Harkerode zu.

Der Nebel gereichte eben dieſer Landſchaft zur hohen Zierde. Sie zeigte Bilder, wie ſie der Maler Friedrich in Dresden in ſeiner früheren Zeit malte. Schäfer weideten ihre Heerden auf den einſamen Höhen und pfiffen ihr Stückchen. Hie und da wedelte der Schwanz eines eilenden Schäferhundes, oder ſteckte ein ſtillſtehendes Schaaf den Kopf aus dem Nebel heraus. Der immer und überall tönende Geſang der unermüdlichen Lerche ließ ſich auch hier vernehmen. Dazwiſchen ſchrien einzelne Krähen, und wurden mitunter wohl auch einzelne Worte vernehmbar, die im Nebel unſichtbar, wenn auch nah vorbeiwandernde Landleute zu einander ſprachen. Einzelne wilde Roſenbüſche traten ſichtbar hervor und ſchwanden gleich wieder dahin, wie in einem Schattenſpiele, nachdem der ſüßliche, weithindringende Duft ihrer Blätter ſie ſchon aus der Ferne verkündigt hatte. Auf der Trift gedieh neben den kurzen Gräſern nur die wuchernde Wolfsmilch. Ein einzelner Kukkuk widerholte ſeinen monotonen Ruf aus klangloſer Kehle in dem unfernen Laubholze, das grau in grau den Hintergrnnd der Landſchaft bildete. In Witterode ruhten wir auf der Bank vor der Thüre bei einer hübſchen jungen Frau aus, die mit ihren zwei kleinen Kindern vor dem Hauſe ſtand. Der drittehalbjährige Junge ſah ſo weiß und roth aus wie lauter Milch und Blut, trotz dem daß er ſich Tag aus Tag ein in der Sonne umtrieb. Ich fragte ihn: ob er ein Bergmann werden wolle; die Frau

entgegnete mir aber: das sei hier nicht Sitte, die Bergwerke seien weit entlegen. Und dennoch war Leimbach nicht weiter wie eine Stunde thalwärts! Es findet aber wohl des öfteren statt, daß Bergleute und Dorfbauern sich und ihr Gewerbe gegenseitig verachten und bei der größten Nähe ihrer Wohnorte sich doch fremd bleiben. Wie wir bei sinkendem Nebel wahrnahmen, war die ganze Fläche die wir erstiegen hatten, mit Fruchtfeldern überdeckt. In der Schenke zu Harkerode wurde uns prophezeiht, das auch hier seit dreien Tagen eingetretene gute Wetter würde Bestand haben.

Wir brachten, im Schatten gelagert, mehre Stunden unter den schönen Trümmern der Burg Arnstein zu, von wo aus man den Hackelwald sieht. Diese Ruine liegt dicht bei Harkerode und ist vor Zeiten eines der festesten Schlösser Norddeutschlands gewesen. Sie gehörte den Grafen von Mannsfeld, einem unserer ritterlichsten Rittergeschlechter an, deren schöner inhaltschwerer Name nun leider auf die östreichische Familie Colloredo übergehen mußte. In dem ehemaligen Burghofe steht eine junge Linde; wenn die einmal alt ist, wieviel wird wohl dann noch von diesen Ruinen stehen? Noch vor hundert Jahren, im Jahre 1734, fand v. Rohr den Arnstein ganz gut erhalten, bis auf die Fenster und Öfen, die fehlten; wie reißend schnell hat also seitdem die Zeit sie zerstöret! Jeder Sturm löst ein paar Steine von ihnen ab und nach hundert Jahren liegt keiner von ihnen mehr auf dem andern. So sind dann wohl alle, bis auf die letzten Trümmer und örtlichen Spuren des Mittelalters verschwunden, und dürfen wir daraus in der That die schöne Ahnung schöpfen, daß diese späte Zukunft dann selbständig und frei sein, und des Mittelalters nicht mehr so sehr wie unsere Zeit als einer Stütze bedürfen wird?

Eine große Schaar Krähen trieb jetzt ihr lustiges Unwesen und Gekreisch in den ehrwürdigen Räumen. Von Arnstein wanderten wir in der Mittagsstunde auf Meisdorf zu; wir kamen aber nicht sehr weit, sondern fühlten uns bald gedrungen, an dem von Weiden beschatteten Ufer eines kleinen Baches Schutz vor der Sonne zu suchen, bis die ärgste Hitze vorüber ging. Alsdann gelangten wir nach einer kleinen Stunde in einen frischen Laubwald, der an Schönheit fast alles übertrifft, was ich bisher von Waldesschönheit gesehen, ja, ich möchte sagen, geträumt habe. Er besteht aus Birken und Eichen, die mit einander gleichsam um den Vorrang wetteiferten, obwohl das unsaglich lichte Gelbgrün des Eichenlaubes ihn der Birke, der Folie ihres weißen glänzenden Stammes zum Trotz, abgewinnt. Mitten in dem Walde, bei einem der reinsten und lieblichsten Quellen, die ich noch jemals gekostet, war großer Holzschlag, weil da eine bedeutende Strecke urbar gemacht werden sollte. Wir ruhten uns auf einem, eine weite Aussicht in die tiefe Waldung gewährenden Bergeshange aus, und zwar in dem Schatten einer malerischen Hütte, die die Holzhauer sich gegen Sonnenschein und Regen aus Rasen und Birkenästen gebaut hatten.

Die fernen Höhenzüge und Gebirge blauten von allen Seiten im Sonnenglanze über die grüne Belaubung empor, und uns vorüber trieb eine kühle Luft die weißen Wolken, die wir durch das leichtbewegte Gezweige einer einzelnstehenden Birke dahin segeln sahen. Das Rauschen der Birke klang wie ein leiser tonloser Hauch.

Ein junger Holzhauer erzählte uns, daß hier sonst Köhler gehaust hätten; jetzt aber verkaufe sich in der Gegend das Holz besser als Kohlen. Die Männer hier herum tragen

öfters noch kurze Beinkleider und Schuh mit weißen Strümpfen oder Kammaschen, was sie sehr wohl kleidet.

Aus dem Walde hinaustretend, sahen wir Meisdorf vor uns liegen und gingen durch dasselbe in das Selkethal ein. Besonders in Meisdorf gefiel uns die zierliche Art, hier zu Lande aus rothen Backsteinen zu bauen, deren Zwischenräume mit Gyps ausgefüllt sind und von denen oft ein jedes Feld ein anderes Muster bildet, das mitunter wohl auch Blumen und Arabesken aufweist. Meisdorf gehört ebenso wie der Falkenstein, einem Herrn von der Asseburg, der, eine Art Phönix unter den norddeutschen Landedelleuten! noch um einen Morgen Waldung reicher ist, als der Herzog von Bernburg, sein Gutsnachbar. Eine fröhliche Concertmusik schallte uns aus der unmittelbaren Nähe des herrschaftlichen Gutes in das Selkethal nach. Du kennst dieses Thal und weißt also, daß es unbeschreiblich ist; ich wenigstens kenne von schöner Natur auf Erden nichts schöneres, es ist ein wahres deutsches Paradies. Die beiden Bergketten, so lang und hoch sie sind, fast nur mit Eichen bewachsen. Wo findet man schon einen solchen Anblick so leicht wieder! Namentlich gleich am Eingange des Thales bilden die Eichen die abenteuerlichsten Formen, die die Einbildungskraft sich nur erschaffen kann. Hier kniet ein Satyr mit Bocksfüßen und Ziegenfell um die Lenden, eine Eiche, deren glatte aus dem Boden herausgewachsene Wurzeln die zurückgeschlagenen Beine ausmachen. Dort streckt ein Kind die belaubten Arme betend zum Himmel empor. Bei dem Satyr fällt mir ein: ob die Alten nicht sehr wahrscheinlicherweise sollten die Begriffe und Vorstellungen ihrer Waldgötter von abenteuerlich verwachsenen Bäumen hergenommen haben? — So ist nun auch der Selkebach von unvergleichlicher Schönheit.

Bald plaudert er luſtig und wohlgemuth abwärts vor ſich hin, und es ſteckt ihm eine ſammetne grüne Wieſe einen einzeln, am Ufer blühenden Dornbuſch mit ſeiner ſchimmernden Schneekrone als einen Strauß an die Bruſt, derweil die hochemportanzenden Wellen etwa wie Fiſche nach einem Wurme darnach zu haſchen ſcheinen, und eine oder die andere Welle ſich im Falle überſchlägt und ſtolpert, gleich als hätte ſie unverſehens auf ihrem Wege einen zu tiefen Schritt gethan. Der Bach giebt, über Steine rollend, Töne von ſich, wie die Fähigkeiten des Menſchengeiſtes ſie nimmermehr ausſprechen könnten, und wie nur ein Beethoven in ſeinen humoriſtiſchen Symphonien ſie nachzulallen verſtand. Ein abgehauener Baumſtamm ragt aus dem Waſſer empor und ſcheint ſich mit den Wellen zu necken, die er ihren weißen Schaum rings um ſich her vergeblich verſprützen läßt, ohne daß es ihnen gelingt, ihm nur das kleinſte Büſchel Moos von ſeiner Umhüllung zu entreißen. Oder auch der Bach rinnt ſanft und wellenlos, grün, geheimnißreich, undurchdringlich hin, langes, grünes Schilf, wie den durchnäßten Haarwuchs einer Waſſerfei mit ſeiner Fluth überziehend, wo dann wohl von den getreuen Hüterinnen ſeines Ufers, von den ſchlanken Erlen, eine zu ihm niedergebeugte, mit den ſchwankenden Armen ihrer Zweige ihm zu winken und mit ihrem Ohre nach Tönen zu lauſchen ſcheint, die dem menſchlichen unvernehmlich bleiben.

Wir konnten aber auch keine günſtigere Zeit zur Bewanderung des Selkethales finden. Nach ſo vielem Regen endlich wieder reichlichen Sonnenſchein; alles ſo erfriſcht und in der reinen Luft quellend. Die Wolken ſchiffen uns überall nach mit ihren dunkeln Bäuchen und geblähten weißen Segeln, die blendend in der Sonne erglänzen. Wir lagerten mehrere

Stunden am Fuße des Falkensteines in dem Uferbuschwerke der Selke und genossen des wohlthuenden Schattens, indem ich Skizzen in meine Schreibtafel notirte. Du würdest mich übrigens nach dem vielen Wandern beinahe schon nicht wieder erkennen, so braun, oder vielmehr so kupferfarben bin ich geworden; die Stirnhaut ist mir von der Gluth der Sonne ganz wund gesengt und schmerzt mich empfindlich.

Wir stiegen gegen Abend aus dem Selkethale nach dem Falkensteine hinauf, kamen aber statt dessen nach dem Gartenhause im Walde fehl, wo wir allerdings übernachten wollten. Wir bestellten also dort unser Abendessen und legten unsere Tornister ab, worauf wir die Viertelstunde nach dem Falkensteine zurückwanderten. Die Wiederstellung dieser alten Burg macht dem Geschmacke ihres Besitzers durchweg Ehre. Der Rittersaal sieht freilich, so wie er jetzt ist, einer unwirthlichen Gesindestube ähnlicher, als einem Prunkgemache, indessen mag wohl auch ihm eine Erneuung vorbehalten sein. Es wird einem in den alten Gemächern überaus heimisch und behaglich zu Muthe. Wie wenig versteht sich doch unser Zeitalter der Übergänge auf das, was diese beiden Gefühlszustände hervorruft! Wird in der Welt jemals wieder ein allgemeiner Sinn dafür ausgebildet werden? O, ja doch! das Bedürfniß des Einzelnen muß in solchem Falle mit der Zeit immer auch das Bedürfniß der Menge werden und sich also befriedigen. Was für ein Leben könnte in dieser Burg ein harmonischer Kreis gebildeter Menschen führen! Der Zauber des Alterthums ist in diesen Räumen erhalten. Es sind beachtenswerthe Werke der Kunst darin aufgesammelt. Das ansehnlichste schien mir ein angeblich von Lukas Kranach gemaltes Bild, den sächsischen Kurfürsten, Johann Friedrich den Sanftmüthigen, als kleinen Knaben neben seiner Mutter

vorſtellend. Die Dame iſt in Goldſtoff gekleidet, der Knabe in rothen, mit Hetmelin aufgeſchlagenen Sammet, und trägt desgleichen ein rothſammtnes Barrett auf dem Kopfe, der bei beiden Figuren von ausnehmender Lieblichkeit iſt. Es iſt ſehr zu loben,' daß die Trümmer der Nebengebäude der Burg weder etwa abgebrochen, noch wieder hergeſtellt ſind. Sie liegen zwiſchen hohem wuchernden Graſe und Geſtrüpp da, und eine, ſeltſam mit den Wurzeln nach oben gewachſene Ebereſche, ſchlingt ſich um den ehemaligen Haupteingang und drängt in ihrem allmäligen Weiterumſichgreifen vollends einen Stein von dem andern hinweg. So gewähren dieſe Ruinen die lebendigſte Erinnerung an die größere Vergangenheit, und jene anderen ſcheinen nur deshalb wieder ausgebaut zu ſein, um über ſie zu ſinnen. Der Kaſtellan, ein höflicher Mann, hat an dem einen Theile der Ringmauer, wie auf einem Grabhügel, Blumen angepflanzt, und ſitzt dann des Abends auf einem Söller über einer kleinen Pforte, ein Behüter des Todes, ſich mit den Seinigen des Lebens erfreuend.

Bei weitem aber die weſentlichſte Merkwürdigkeit dieſer alten Burg iſt die Ausſicht, die man von dem Wartthurme derſelben genießt. Eine Rundeinſicht nehmlich in die umliegenden Thäler, alle eines Charakters, eine Überſicht der mit Waldung vollbewachſenen höchſten und niedern Höhen, zwiſchen die ſich die grünſten Wieſen einſchieben. Das Auge erſchaut nur Grün und Grün, weit und breit, kaum ein Dorf, kaum eine menſchliche Wohnung; am fernen Horizonte nur den ſchneeweißen ehrwürdigen Brocken, der hoch über alle anderen Höhen des Gebirges, wie ein Wächter oder Fürſt, im unpraktiſchen Sinne des Worts, aufragt! Es iſt die entzückendſte tiefſte Waldeinſamkeit, durch nichts

unterbrochen, als durch das Rauſchen der alten Eichen- und Buchenwälder und durch den Vogelgeſang, des Abends durch das tauſendſtimmige Lied der Nachtigallen. Die Gefühle, die ſich des menſchlichen Herzens hier bemeiſtern, ſind unnennbar, ein deutſches Herz kann nirgendwo auf Erden tiefer nnd inniger als hier durch die Natur gerührt werden, ich wüßte keine Stätte in der mir bekannten Welt, wo ich lieber als hier der Einſamkeit genießen möchte. Hier, fühlt man unabläugbar, entſtanden jene wunderſamen Klänge, die die auch Natur ſelbſt dem Dichter eingab:

Waldeinſamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut'
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinſamkeit.

Auch der rohe Naturmenſch, der von Tieck und ſeiner Dichtung nichts weiß, muß hier dieſe Klänge vernehmen, die, ohne daß er ſich deſſen bewußt wird, durch die zarteren Saiten ſeines Herzens beben, denn ſie ſind der recht eigentliche Geiſt dieſer Natur, der ſich nur durch den Mund des Dichters bannen und in Worte faſſen läßt, während er doch, wenn auch nur im Fluge, jedes menſchliche Gefühl berührt. Dafür macht aber auch dieſes waldträumeriſche Mährchen: der blonde Eckbert, einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Gemüth. Ich finde zwar überhaupt, daß Tieck in jedem dieſer Mährchen-Novellen im Phantaſus, denn ſo ſind ſie doch ganz gewiß gleich ſeinen neueſten umfangreicheren Werken zu nennen, ein beſonderes Genre aufſtellt, das weſentlich von dem anderen abweicht, ſo wie dies auch mit jeder ſeiner Novellen der Fall iſt. Insbeſondere aber iſt jenem erſten

Mährchen eine Friſche der Erfindung und Ausführung zu eigen, die in der deutſchen Literatur noch nirgend ihres Gleichen gefunden hat. Das Tieck'ſche Mährchen iſt durchaus das Gegentheil des morgenländiſchen. Um von allen anderen beide Dichtungsarten unterſcheidenden Merkmalen abzuſehen, und nur eins feſtzuhalten, ſo bewegt ſich das morgenländiſche Mährchen ſtets nur im Gebiete des Kindiſchen, derweil das Tieck'ſche nur aus Kindlichkeit des Gemüthes oder wahrer Gemüthlichkeit hervorgegangen iſt und darinnen lebt. Freilich vermag auch nur ein ausgebildetes, ſo geiſtvolles Volk wie vorzugsweiſe das deutſche, kindlich zu ſein; wo hingegen der unciviliſirte Morgenländer außer etwa in ſeiner Lyrik, der Natur der Sache nach, nur kindiſch ſein kann. In eben jenen reizenden Mährchen: der blonde Eckbert, iſt gewiſſermaßen der innerſte Zuſtand, das Leben der Seele, in Bild und Wort aufgefaßt, wenn dieſelbe außer Verbindung und Gemeinſchaft mit dem Geiſte getreten iſt, der in dieſem Kunſtwerke über ihr ſteht und über ſie reflectirt. Ein wachendes Traumleben iſt das Weſen des „blonden Eckbert." Unzählige Anklänge, Erinnerungen und Ahnungen treten aus ſeiner helldunkeln Nebelkappe gerade wie in jenem Seelenzuſtande hervor, ohne ſich doch jemals zu einer beſtimmten Wirklichkeit zu geſtalten, die ſich nur als Vergangenheit oder Zukunft in ihm abſchattet. Wie unbeſchreiblich ſchön ſind in ſolcher Hinſicht jene allegoriſchen Übergänge des Mährchens aus Unſchuld in Schuld, und umgekehrt nachgebildet, in denen abwechſelnd Schreck und Freude, Wehmuth und Seligkeit in uns vorwalten. Die Alte in dem „blonden Eckbert" ſcheint theils der ſchauerliche Dämmergeiſt jenes Waldes zu ſein, theils in Bezug auf den Menſchen das Gewiſſen, das ja eben

in der Einsamkeit des Waldes immer aufwacht oder rege wird. Eben jene meisterhafte Verschmelzung von Schuld und Unschuld, der zufolge die Versündigung sofort nach der Warnung erfolgt, bringt es hier zur Erscheinung, wie oft auch im Leben selbst jene aus dieser erst entsteht, und läßt vermittelst dieses Gedankens, in eine unerforschliche Tiefe des menschlichen Daseins schauen. Eine Verwunderlichkeit würde es freilich sein, wenn man in diesem Mährchen oder in irgend einer Dichtung Tiecks überhaupt, eine beschränkte durchgeführte Allegorie als Haupteinhalt suchen und finden wollte. Im Gegentheile möchte ich mir auf die etwaige Frage: worin der so große Reiz mancher echt romantischer deutschen Dichtung, wie z. B. einiger kleinen Novellen von Goethe und der Novellen Tiecks bestehe, antworten: in der eröffneten Aussicht auf ein Mystisch-Unendliches.

Was nun wieder das Selkethal anlangt, so sind diese Berge doch so felsenfest, wenn immer gleich durch den lieblichen anmuthigen Wald verdeckt. Nirgend treten die Knochen des Gebirges hervor, alles ist fleischig nach dem höchsten Ebenmaße der Schönheit, eben so wie man etwa auch den Charakter des wahren Dichters verlangt, dessen Verstandesschärfe und Sicherheit von Milde und Anmuth so überzogen sein soll, daß einer diese lange Zeit bewundern kann, ohne jene auch irgend nur zu ahnen. Man meint hier von dieser Höhe herab wohl mehr als, einmal die kleine Bertha mit dem Käfig unter den Armen, einsam über Berge und durch Wälder flüchtig enteilen zu sehen und geht gewissermaßen ganz in Tiecks lieblicher Dichtung auf.

Es geht die Sage, daß vor Alters hier ein äußerst reichhaltiges Bergwerk gewesen sei, dessen Erze fast am Tage gelegen haben sollen. Der Theil des Waldes, welcher darnach

besonders reich gewesen, wird seit undenklichen Zeiten, man weiß nicht warum, vom Volke der Tidian genannt. Es heißt, sonst wären immer fremde Männer aus Venedig darin umgegangen, um Erze zu suchen, weshalb man die Bewohner die es geduldet, ausgelacht hätte. Nach J. B. v. Rohr, in seinem 1736 gedruckten Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes, behaupten Einige, es heiße deshalb ein Ort im Walde das venetianische Thor, und sei bei einigen Bäumen zu suchen, die nach gewissen Verhältnissen neben einander stünden. Andere dagegen sagten: diese Bäume seien längst umgehauen. Näheres über diese Sagen dürfte vielleicht im Falkenstein'schen Archive zu finden sein. In Albert Ritters historischen Nachrichten, von einer Harz- und Brockenreise (1744), werden diese Wahrzeichen genau nach Ort und Stelle angegeben: es sind zumeist in Felsen gehauene Mönche, oder in Bäume geschnittene Gesichter, Buchstaben, Kreuze, Hände u. s. w. In dieser Gegend soll auch ein Brunnen sein, der sich nur zu gewisser Zeit zeigt und aus welchem Perlen hervorsprudeln. Dr. Bruckman in seinem Traktat von Bergwerken sagt: in dem Tidian sei eine Gielbe und ein gewisses wildes Erz, die die Gerne-Goldmacher als zu ihrer Materie holten, und die auch die Maler, eben so wie die Letten des Waldes, gebrauchten. Doch ich verliere mich wohl zu sehr in diese Notizen, die Dich nicht interessiren werden; Du weißt aber, ich habe die ganze Harzliteratur durchgelesen, ehe ich meine Reise antrat, und wirst Dir also erklären können, daß ich in dem Vergnügen der Mittheilung des Wenigen, was mich darin interessirt hat, wenigstens einige Entschädigung für eine halb verlor'ne Zeit und Mühe suche. Nur noch eine Sage laß Dir aus Gottschalks Buch über die deutschen Ritterburgen vom Falkensteine mittheilen.

Ein Schäfer der alten Grafen dieſes Namens weidete am St. Johannestage ſeine Heerde. Da erſieht er im Thale eine wunderſchöne Blume. Er pflückt ſie und ſteckt ſie an ſeinen Hut. Gleich darauf, als er im Schatten einer Eiche ruht, ſieht er unfern von ſich den Eingang einer Höhle, (des Tidians) die er noch niemals da wahrgenommen. Verwundert geht er hinein, und findet auf dem Boden vielen glänzenden Sand. Er füllt ſich die Taſchen damit an, und ſieht, wie er heraus kommt, daß es Gold iſt. Er verkauft es, kehrt oft wieder. Nachdem er dies eine Zeitlang getrieben, erfährt es ſein Herr. Der ſetzt ihn deswegen zur Rede und der Schäfer geſteht ihm ſeinen Fund und führt ihn in die Höhle. Späterhin läßt ihm der Graf aus Habſucht und aus Angſt, er möge den Schatz auch Anderen verrathen, die Augen ausſtechen. Der Schäfer verflucht ihn dafür und wünſcht, die Höhle möge ſich gleich ſchließen und nicht eher wieder öffnen, als bis ein lahmer, ein ſtummer und ein blinder Herr auf dem Falkenſteine gehauſt hätten. Der Wunſch ward erfüllt und der Eingang der Höhle iſt verſchwunden. Bereits hat aber ein lahmer und ein ſtummer Herr von der Affeburg auf dem Falkenſteine reſidirt, vom Letzteren hängt das Bildniß im Ritterſaale; alſo fehlt nur noch der Blinde! —

Das einſame Gartenhaus im Walde hat eine reizende Lage, mitten in einem großen Gras- und Obſtgarten, den man wohl vor nicht allzulanger Zeit erſt durch Holzſchlag herausgelichtet. Er iſt rings von allen Seiten von der dichteſten Laubwaldung eingeſchloſſen. Man fühlt ſich hier äußerſt heimiſch und behaglich; die Wirthsleute ſind brav, und man iſt gut bei ihnen aufgehoben. Ich möchte allen Reiſenden meines Sinnes anrathen, lieber hier als in der

Stadt einen mehrtägigen Aufenthalt zu wählen. In diesem Gartenhause kosteten wir auch zum ersten Male das Birkenwasser. Es ist ein eigenthümlicher scharfkräftiger Trank. Man glaubt es ihm anzuschmecken, daß er aus einem Baume kommt, denn er hat die Frische eines von der Natur gebrauten Saftes, und doch fühlt man, daß er weder aus Kraut noch Frucht geflossen sein kann.

Hinter dem Falkenſteine schieben sich die grünen Berge immerfort an- und voreinander, und sind durch einen Wiesengrund getrennt, der vielfältig von dem Bächlein Selke durchschnitten wird, indem es sich mit seiner Einfassung von Erlengebüsch bald herüber, bald hinüber windet. Wir wanderten heute Morgen über die thaudurchnäßten Wiesen hin weiter und verirrten uns, der Selke und ihrer Übergänge wegen des öfteren, da einem Harzreisenden Mancherlei zugemuthet wird, was, so Gott will, noch lange nicht eine etwaige Überkultur, wie sie in der sogenannten sächsischen Schweiz einreißt, beseitigen möge! Die urweltliche Fluth muß über diesem Thale lange gestanden haben, weil es ihm Zeit gelassen hat, sich so abzulagern und überall gleichmäßig Land anzusetzen. Auf eine kurze Strecke verengt sich das Thal und zeigt bei den Schmieden Felspartien. In einer Mühle frühstückten wir und wurden von dem geschwätzigen Müller und seinem Bruder abwechselnd sehr gut, und zwar mit der Eigenthümlichkeit des Besitzers des Jagdhauses über ihrer Mühle unterhalten.

Die Mägdetrappe bestiegen wir nicht, denn wir haben es uns auf dieser Fußreise zum Gesetz gemacht, zweierlei zu vermeiden, nämlich das zwecklose Erklettern unwichtiger Höhen, auf der man nur etwa eine der so überpriesenen Fernsichten hat, und den Besuch uninteressanter, das heißt solcher Städte, die nicht wirkliche Denkmale alter Kunst

aufweiſen. Es mag ſein, daß uns in dem was die Natur betrifft, mancher ſehenswürdige Punkt auf dieſe Weiſe entgeht, aber die Nothwendigkeit zwingt uns, dabei zu beharren. Man kann einmal nicht längere Zeit als die moraliſche und phyſiſche Kraft ausreicht, und man alſo Genuß daran hat, ſo zu Fuße weiter wandern. Eine gewiſſe Zeit iſt in der Regel ohnedies jedem Reiſenden durch die Verhältniſſe geſetzt; und ſo kann es nicht fehlen, daß man, um einen beſtimmten Raum in beſtimmter Zeit zu durchmeſſen, Opfer bringen muß, weil ja eben das Kleinere dem Größeren in allen Dingen nachſteht. Etwas anderes iſt es mit den Reiſenden zu Wagen. Dieſe haben den halben Tag ruhig im Wagen geſeſſen, um auf ſo einen namhaften Punkt loszuſteuern und wenden dann an deſſen Beſteigung ihre friſchen, aufgeſparten Kräfte. Der Fußwanderer genießt die Natur den ganzen Tag lang und lebt ganz anders mit und in ihr als der Fahrende; natürlich iſt es aber, daß er nicht immer Luſt hat, einer bloßen Ausſicht wegen, einen großen Theil ſeiner Kräfte an das Erſteigen des erſten beſten Berges zu vergeuden, dem man ſo oft nur um jene fahrenden Naturſchüler anzulocken, die ſolcher Prachtſtücke bedürfen, Ruf und Namen beigelegt hat.

Auch die Hüttenwerke des Mägdeſprungs beſahen wir nicht. Ich finde immer, daß ſolch Maſchinenweſen im Allgemeinen anzuſehen, von dem man nicht die nöthige Vorkenntniß beſitzt, die einem auch wieder, inſofern man ſie behalten hat, muß anwendbar geworden ſein, höchſt unerſprießlich iſt. Etwas im anderen Falle daraus zu lernen, vermag man aber nicht, weil man eben nicht zu fragen verſteht, und weil dasjenige, was einem die Leute dabei von ſelbſt ſagen, einem in der Regel nichts helfen möchte.

Hier in Alexisbad trafen wir noch keinen einzigen Badegaſt oder Harzreiſenden an. Der Ort, das heißt, eben die wenigen zum Bade gehörigen Häuſer ſind höchſt anmuthig gelegen. In älterer Zeit, ehe das Bad aufgefunden worden, ſoll und mag wohl gerade dieſer Keſſel des Thales der lieblichſte Punkt in ihm geweſen ſein. Für die meiſten Menſchen iſt er auch gewiß jetzt noch der anziehendſte; indeſſen der Zauber der Einſamkeit, der den Falkenſtein umfängt, iſt zerſtört! Einen gewiſſen Erſatz dürfte es allerdings gewähren, daß man jetzt, vermöge der Bequemlichkeiten, die man wahrſcheinlicherweiſe vorfindet, auf längere Zeit mit guter Geſellſchaft hier leben kann. Allzugroßes Gewühl hat man vor der Hand, wenigſtens dem Anſcheine nach, in Alexisbad nicht zu ſcheuen. Der Herzog beſitzt hier ein ſehr geſchmackvolles Schweizerhaus zu ſeiner Sommerreſidenz. In mitten des Bades ſind mehre Reihen bereits ſchattiger Linden angepflanzt. Unter denſelben ſitze ich denn hier an dem herrlichſten ſonnigſten Nachmittage und ſchreibe Dir beim Kaffee dieſe Blätter, nachdem wir ein ſehr ſchlechtes Diner an der Wirthstafel eingenommen haben, an der außer uns nur noch ein reiſender Schnapshändler ſaß. Die Sonne iſt inzwiſchen am Horizonte ziemlich tief geſunken und die Hitze hat nachgelaſſen, weswegen M. eben ankommt, um mich zu einer Wanderung abzuholen, die wir noch einige Stunden weiter an dem Bache aufwärts unternehmen wollen, um ſodann wieder hierher zurückzukehren, weil unſere morgende Reiſe nach dem Stufenberge uns eines anderen Weges führt.

Abends zehn Uhr.

Wir ſind ſo eben wieder hier angelangt, und ich ſchreibe Dir vor dem Schlafengehen nur noch dieſe wenigen Zeilen.

Ich bleibe auch jetzt, nachdem ich die Fortsetzung oder besser den Anfang des Thales gesehen habe, dabei, daß es bei dem Falkenſteine am vollkommenſten iſt. Hinter Alexisbad bachaufwärts verliert es etwas an Schönheit, bleibt aber noch immer ſehr lieblich und würde entzücken, wenn man das Ende nicht vorher geſehen hätte. Es iſt beinahe, als hätte die Natur hier in dieſen Partien erſt Vorſtudien gemacht, ehe ſie es zu der vollendeten Meiſterſchaft gebracht, die ſie ſpäterhin entwickelt. Eine Seite der Bergwände iſt anfänglich immer kahl, ſowie etwa in Jugendarbeiten eines großen Künſtlers, bei aller Großartigkeit des Entwurfes doch nicht ſelten Lückenhaftigkeit wahrzunehmen iſt.. Dieſes Thal hier weicht von anderen darin ab, daß die Thäler gemeiniglich mit engen Ufern beginnen und ſich dann allmälich verflachen und erweitern, daſſelbe hingegen, das wir freilich nicht ganz vom erſten Urſprunge der Selke an verfolgten, anfangs flächere und weiter von einander abſtehende Berge hat, die ſich dann erhöhen und zuſammenziehen und plötzlich, ohne ermattende Übergänge mit der höchſten Schönheit enden.

Es fiel mir hier in dieſer grünenden Waldpracht ein, ob nicht die romantiſche Poeſie auch einmal bei den Italienern Eingang finden und ſie wie die Franzoſen nöthigen dürfte, zu ſchwärmen. Sie macht ja eben ſo gut wie die Revolution ihren tour de l'Europe. Es wäre dann aber doch ſpaßhaft, wenn die Italiener zu uns gewandert kämen, wie wir ſchon ſeit ſo langer Zeit zu ihnen, um ſich durch unſer grünes Deutſchland gegenſeitig von uns begeiſtern zu laſſen. Doch hiermit fallen mir auch in der That die Augen zu und ich wünſche Dir eine eben ſo gute Nacht, als ich ſie zu haben gedenke. —

Dritter Brief.

Blechhütte am Bodethale, den 6. Juni, Abends.

Ich beginne dieſen Brief mit einem übeln Nachrufe an Alexisbad, wo wir, als wir es heute mit dem früheſten verließen, die Erfahrung machten, daß man da auf die unverſchämteſte Art zu prellen verſteht. Es werde indeſſen nicht weiter daran gedacht, wir ärgerten uns unterwegs ſo ſchon genug, als wir bezahlt hatten, daß wir es gethan; aber ich will einen Jeden, der den Harz bereiſt, warnen, ſich mit der Wirthſchaft in Alexisbad vorzuſehen, deren großen Magen die armen Gäſte befriedigen müſſen, es mögen nun ihrer viele oder wenige ſein. Was für ausgemachte Bengel ſind doch im Allgemeinen unſere norddeutſchen Gaſtwirthe! Da drehen ſie ſich herum wie die großen Herren, laſſen ſich wohl gar noch eher als ihre Gäſte bedienen, anſtatt mit zu bedienen, ja begegnen denjenigen, die ihnen ihr tägliches Brod geben, des öfteren unhöflich genug, und laſſen ſich ſo ganz und gar nichts von ihren Verpflichtungen gegen ſie träumen. — Doch was fällt mir da ein zu räſonniren! Es iſt ja meine alte Art zu ſein, nichts Unangenehmes länger als unumgänglich nöthig im Sinne zu behalten und ihm keine nachträgliche Einwirkung auf meine Zeit zuzugeſtehen. Alſo genug und über genug davon!

Wir rückten von Alexisbad, wie gesagt, gleich mit Sonnenaufgang aus und wanderten nach Viktorshöhe durch einen grünen Laubwald, dessen gleichen es nur im Paradiese geben kann. Die Strahlen der Morgensonne schimmerten golden durch die lichte Laubmasse, die so mailich duftete, alles war wie ein großes grünes Lichtmeer. Der Weg bis zu Viktorshöhe entzückt Schritt vor Schritt. Die Umsicht aus der waldigen Höhe hinaus, die man hier durch Erbauung eines großen hölzernen Gerüstes gewonnen hat, ist schön, wie alles in dieser ganzen Gegend, sie würde aber eben so schön von jeder anderen Höhe sein, die man etwa dazu auserköre, sie mit einem solchen Thurme zu versehen. Der hölzerne, aus eichnen Bohlen zusammengefügte Thurm selbst ist mit einer Sauberkeit und Genauigkeit gezimmert, wie ich noch nie etwas Ähnliches gesehen habe, und beweist, welche guten Zimmerleute diese herrlichen Wälder hier bilden. Den Stufenberg über Gernerode hatten wir hiernächst bald erreicht und bewunderten die unvergleichlich schöne Aussicht, die er über die meilenweite reiche und lachende Ebene vor dem Harze gewährt. Das stattliche Quedlinburg bildet den Mittelpunkt dieser Aussicht und scheint kaum zwei Stunden von hier entfernt zu liegen. Wir wären vielleicht einige Tage hier geblieben und hatten Lust, einen der Pavillons auf dem Berge zu miethen; diese waren aber bereits eingenommen und zwar von einigen Spielratten, oder wie die Herren sich nennen lassen, Banquiers, welche in diesen Tagen, zum Pfingstfeste, hier im Trüben fischen, wo, wie der Wirth uns sagte, jedes Mal ein großes, von vielen hundert Menschen besuchtes Fest gefeiert wird. Es giebt hier Karusel, Kegelbahn, Vogelstange, Faro, Billard u. s. w. und morgen geht der Spektakel los. Wir hatten Beide keine

Luſt, hier zu verweilen, um ſo weniger, da uns die Möglichkeit, uns in einem ſolchen Pavillon eine gewiſſe Einſamkeit zu ſichern, entzogen war, und da der Art Volksluſtbarkeiten überhaupt ſich eben allerwärts gleichen, ſo daß wir nicht weiter hoffen konnten, in dieſer etwas Charakteriſtiſches kennen zu lernen. Alſo machten wir uns ſchon nach einigen Stunden wieder auf den Weg, nachdem wir ein frugales dejeuner dinatoire eingenommen hatten, wie wir es hier im Harze uns überall ſchmecken laſſen müſſen.

Der Weg vom Stufenberge nach Blechhütte iſt gleichfalls ſehr anmuthig und nimmt allmälich einen wilderen Charakter an. Man geht an der ſchönen Berglehne hin und behält Quedlinburg immer zur Rechten im Auge, links hat man die Ruinen der Stecklenburg und der Lauenburg über Suderode neben ſich. Hier fängt ſchon das hannöverſche Ja woll, anſtatt unſerer einfachen Antwort Ja an, das man mit derſelben eigenthümlichen Accentuirung bei vornehm und gering antrifft, und viele Leute reden das allerliebſte, trauliche, behagliche Plattdeutſch. Wir verirrten uns auf dieſem Wege hierher mehrere Male, weil wohl die Bosheit oder wenigſtens Habſucht der Führer faſt allerwärts im Harze die aufgeſtellten Wegweiſer abgebrochen hat, um die Reiſenden zu zwingen, ſich ihrer Hülfe zu bedienen, und weil wir uns entſchloſſen haben, niemals einen Führer anzunehmen, durch welche Menſchen man jederzeit nur in ſeinen Betrachtungen und Genüſſen geſtört wird. Wir finden nun zwar, daß dieſe kleinen Verirrungen vom rechten Wege, gerade uns z. B. den Reiz der Wanderung erhöhen und wir ſchärfen gern bei ſolchen Gelegenheiten unſern Ortsſinn, um uns nach eigenen Ermeſſen zurecht zu finden, indeſſen ſollten die betreffenden Behörden doch ſtreng gegen den genannten Frevel verfahren. Gegend Abend gelangten

wir endlich in die weite Mündung des Bodethales und traten dann unsere Wanderung nach der Roßtrappe an, nachdem wir uns in dem sehr empfehlenswerthen Wirthshause einige Ruhe und Erquickung an Birkenwasser gegönnt hatten. Hier in Blechhütte fanden wir zuerst zahlreiche Gesellschaft, bis jetzt waren wir überall einsam gewesen. Auf dem Wege zur Roßtrappe spielte uns die Ermangelung eines Führers doch einen schlechten Streich, indem wir hinaufwärts den Weg durch das Bodethal, anstatt des anderen bequemen an der Berglehne hin einschlugen. Den Weg durch das Bodethal nach der Roßtrappe pflegt man gewöhnlich herabzugehen und da bietet er durch den fortwährenden Einblick in das Thal die größten Genüsse dar. Er ist erst vor einiger Zeit gebahnt worden, und zwar durch die Fürsorge des jetzt leider verstorbenen, allgemein hochgeschätzten Ehrenmannes, des Oberforstmeisters von Bülow in Thale. Er geht mit einer Steilheit die ungeheuren schroffen Felsen empor, daß einem zuweilen schaudert und daß man die Möglichkeit, höher zu kommen, nicht begreift. Ich bin ein tüchtiger Fußgänger, aber ich gestehe Dir, ich war wirklich fast krank vor Erschöpfung, als ich die Höhe erreicht hatte. Doch, was soll ich Dir von dem Bodethale sagen! Der Eingang in das Bodethal hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Eingange in den Plauenschen Grund bei Dresden, nur daß dieser sich im Vergleich zum Bodethale etwa wie sein Modell ausnimmt, die Felsen des Bodethales sind noch einmal so hoch als die bei der Weiserizbrücke, beim Hegereuter. Das Bodethal ist von wildromantischer Naturschönheit bei weitem das Großartigste, was ich seither gesehen habe. Gleich bei seinem Eingange kündigt es sich mit einer höchst überraschenden Majestät und Erhabenheit an, und es kommt

ſicherlich nur in der Schweiz ein ſolcher deutſcher Gebirgscharakter in größerem Maaßſtabe vor. Die Formation der gewaltigen, theils mit ſammtnen grünen Raſen und Moos beränderten, theils damit völlig überzogenen Felſen, iſt von der entſchiedenſten Eigenthümlichkeit. In der höchſten Höhe hangen dieſe Felſen über, gleich als wollten ſie in jedem Augenblicke hinabſtürzen. Die Thalwände ſind ſo dicht an einander gedrängt, daß die wilde, laut ſchäumende Bode den dazwiſchen liegenden Grund faſt durchaus ausfüllt. Nur auf der einen Uferſeite vermag man ihr, und zwar bis zu einem romantiſchen Waſſerfalle, etwa eine Viertelſtunde thaleinwärts, zu folgen; ſodann aber ſchieben ſich die Felſen ſo nah an- und voreinander, daß nur die wüthende Fluth im Stande iſt, zwiſchen durchzubrechen und an kein Weiterführen des Weges zu denken. Bis über Dreſeburg geht es ſo fort, denn von da an tritt die Bode in eine Gegend, wohin ihr bis zur Roßtrappe abwärts kein menſchlicher Fuß mehr folgen kann. Zuweilen ſehen dieſe Felſen ganz wie Menſchen oder gelagerte Rieſen aus, und alle Abenteuerlichkeiten, die die Natur im Selkethale an den Bäumen hat ergehen laſſen, wiederholt ſie hier an den Felſen. Ihre Anatomie iſt der des Michel Angelo zu vergleichen, ich habe an Felſen noch nirgends ſo ungeheure Muskeln geſehen. Die Farbenpracht und Farbenfülle an ihnen iſt unbeſchreiblich ſchön. Das grellſte Maigrün neben ſchwarzviolettem Nadelwalde. Ganz gewiß indeſſen iſt dieſes Thal des Abends ſchöner als des Morgens. Die ſchauerliche, ehrfurchtgebietende Öde, in die man von der Roßtrappe herab thaleinwärts blickt, macht einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Gemüth. Sie ſtellt gewiſſermaßen die andere, düſtere Seite der Romantik des Tieck'ſchen Phantaſus vor.

Ich denke hierbei an eine kürzlich irgendwo aufgestellte Behauptung, der Harz sei kein Gebirge: eine solche ungereimte Ansicht, gegenüber der Vielseitigkeit des Harzes, der alle Töne und Farben einer Gebirgswelt in sich vereinigt! Diese träumerische Anmuth der Waldeinsamkeit des Selkethales, diese schauerliche Majestät des Bodethales, diese kahle Bergöde des Mannsfeldischen, die wir sahen, und jene Schneeregion des alpinischen Brockengebirges, jene ernsten Tannenwälder und Hochebenen des Oberharzes, jene lachende reiche Fülle der goldnen Aue mit dem poetischen Kyffhäuser, die uns noch bevorstehen! Das Alles findet sich im Harze vereinigt, und der Harz soll kein vollkommenes Gebirge, sondern nur ein ungenügender Ansatz dazu sein; als wenn seine Erhöhung der Erde ein Berg zu nennen wäre, die nicht dem Chimborasso gleich käme.

Blankenburg, am 7. Juni, Mittags.

Es war mir recht unangenehm hier keine Briefe von Dir anzutreffen, auf die ich doch so fest gerechnet hatte; schon eine Woche bin ich unterweges und noch keine Zeile Nachricht, wie es zu Hause geht. Eine solche Ungewißheit über die Seinigen und ihr Befinden, vermag einem die größten Genüsse einer Reise zu stören. Der Postenlauf hier zu Lande ist aber auch von einer jämmerlichen Schläfrigkeit, nach und von den nächstgelegenen Städten kommt und geht kaum ein Felleisen in der Woche.

Es besteht von der Roßtrappe die Sage: daß vor Zeiten ein Riese, Namens Bohdo eine Königstochter verfolgt habe, die auf ihrer Flucht mit ihrem Rosse über die Thalschlucht der Bohde hinweggesetzt, während ihr Verfolger tausend Fuß

tief da hineingestürzt und umgekommen sei. Das Roß der Jungfrau soll im Sprunge vom Felsen in denselben das vier Fuß tiefe Loch eingedrückt haben, das nach ihm den Namen führt, und der Riese nach dem eben so der Fluß benannt ist, heißt es, bewache in dem Strudel desselben, als schwarzer Hund die goldne Krone, welche die Prinzessin da hinein verloren habe. Ein Taucher soll ferner einmal den Versuch gemacht haben, sie herauf zu holen, darüber aber in dem Schlunde umgekommen sein. Die Stille des Todes, so schließt die Sage, schwebt noch jetzt über dem Abgrunde, kein Vogel fliegt darüber hin und in der Mitte der Nacht hört man oft das ferne dumpfe Geheul des Heiden. Der Schlund heißt noch der Kreetpfuhl, d. h. Teufelspfuhl, wie Kreetkind in dem Idiom der Nordsee, das Teufelskind.

Eine Tiefe und ein Wirbel ist nun zwar gegenwärtig nicht mehr vorhanden, denn die Bode schäumt, so weit ich sie gesehen habe, ziemlich seicht, wie jeder solcher Felsbach dahin, aber ein Geist des Schreckens und Entsetzens schwebt allerdings über diesem Thale. Ungemein spaßhaft spricht von der Roßtrappe der Dr. G. H. Behrens, in seiner **Hercynia curiosa**, i. e. curiöser Hartzwald u. s. w. v. J. 1720. Ich schreibe Dir seine eigenen desfallsigen Worte aus meinen Notizen ab; zur Charakteristik seiner Zeit und ihrer Sinnesweise sind sie gewiß bedeutend. Der alte Herr bezweifelt nämlich die ganze Sage aus folgenden Gründen: „Erstlich ist **ex historicis** nicht zu erweisen, daß einsmals ein König da herum gewohnt habe, dem solches widerfahren sei. Ferner aber mangelt dieser Trappe einigermaßen die Form eines rechten Hufeisens; überdas ist dieselbe in der Circumferenz fast wie eine gemeine Küchenschüssel groß, dergleichen Hufeisen wohl kein Schmidt jemals in der Welt

wer ein Pferd wird verfertigt haben, und thut nichts zur Sache, wenn einige vorwenden: daß solches Pferd der Teufel selber gewesen, denn ihre Meinung erstlich muß in allen Stücken erwiesen werden, bis dahin ich die Erzählung für eine Fabel, und die Roßtrappe für ein Spiel der Natur halte." —

Es ist aber doch eine eigene Sache mit allen diesen Volkssagen, an denen der Harz so ungemein reich, die sächsische Schweiz im charakteristischen Gegensatze durchaus arm ist. Sie lassen sich zwar recht wohl anhören und einige haben so ein gewisses Lüstre, das den Laien verblendet, mehr dahinter zu vermuthen als wirklich drinnen steckt; im Grunde ist aber doch eben gar keine Poesie in ihnen vorhanden, und sie sind für den jetzigen Dichter insgesammt unbrauchbar, denn wenn er etwas daraus machen will, so kann er am Ende doch nur Einzelheiten aus ihnen zur etwaigen Ausschmückung dessen verwenden, was als der Kern des Kunstwerkes in seinem eigenen Innern entstehen muß. Sogar der moderne Balladendichter, wenn er etwas besseres schaffen will, als unsere heutigen Bänkelsänger, wird sie an und für sich selbst nicht gebrauchen können, wenn er nicht wie Goethe und wie viele alte Volkslieder den Gedanken mit sich bringt, den er in ihren Stoff kleidet.

Es ist lächerlich, daß so viele Menschen die Roßtrappe um der Trappe willen besuchen, an der nichts zu sehen ist, da doch im Gegentheile der einfache Vernunftgrund für das Besteigen derselben der ist, daß man von jedem schönen Thale die Übersicht von oben und die Einsicht von innen die es gewährt, zu gewinnen suchen muß, um sich eine vollständige Ansicht davon zu bilden.

Von Blechhütte nach Blankenburg geht man über Thale. Der Weg dahin iſt äußerſt ſonnig und wurde uns daher heute ſehr beſchwerlich. Die Teufelsmauern, an denen man hingeht, ſind in dieſer Gegend allerdings ungewöhnliche Felſengeſtaltungen; in dem Bielgrunde in Sachſen, der von Königſtein bis nach dem Schneeberge in Böhmen führt, giebt es dagegen gar keine anderen, und die Felsblöcke ſtehen viele Stunden lang zu beiden Seiten wie Mauern über und neben einander. Vor Blankenburg oder der blanken Burg begrüßte uns wieder ein anmuthiges Wäldchen mit ſeinem kühlen Schatten. Die Stadt enthält viel ſeltſame alterthümliche Häuſer von Holz mit Schnitzwerk, deren manche einzuſtürzen drohen. Unter dem Volke ſieht man in Blankenburg viele ſchöne Frauen. Der Gaſthof, die Krone, in dem ich Dir dies ſchreibe, iſt gut und billig. Doch ich muß hiermit ſchließen, denn wir wollen heute noch wenigſtens bis Rübeland und ſteuern alſo ernſtlich auf den alten Brocken los. Das nächſte Mal von dieſem aus!

Vierter Brief.

Brockenhaus, am 8. Juni. Mittags.

Hier wären wir denn also auf der schneegekrönten Scheitel dieses alten berühmten Bergfürsten Norddeutschlands, von dem jetzt auch so wenig mehr wie von allen guten Fürsten gesprochen wird. Der alte Brocken ist aber doch, da ich ihn einmal einen Fürsten genannt habe, ein recht absoluter Fürst, der keine andere Größe neben sich in seinem Staate duldet. Das Brockengebirge lagert um ihn herum wie ein Hof, und weiterhin tief unter ihm liegt das übrige Land, Berg, Thal und Wald, das er beherrscht, ohne daß irgend eine Höhe in eine unehrerbietige Nähe zu ihm emporragte. Das Brockengebirge umgiebt ihn wie ein Nymbus, und scheidet sich wieder auf das bestimmteste streng von dem ganzen Harze ab. Etwa gegen elf Uhr erreichten wir die Höhe, erquickten uns alsbald durch Ruhe und einen Eierkuchen, und jetzt habe ich mich nun zurecht gesetzt, nachdem ich vorerst gleich einen einsamen Abstecher nach dem Schneeloche gemacht, um mich schriftlich mit Dir über meine weitere Reise hieher zu unterhalten. Es umgiebt mich die äußerste Stille, denn es ist gegenwärtig noch kein Mensch hier oben, außer dem Brockenwirthe und den Seinigen, und nur das Rauschen des Luftzuges draußen

oder das Brüllen einer der auf der Brockenwiese weidenden Kühe wird hörbar.

Von Blankenburg führte uns wieder ein anmuthiger Laubwald nach Hüttenroda. Dieses Dorf hat die reizendste Lage an dem Saume des Waldes, so daß viele seiner Häuser auf ausgehauenen Plätzen einzeln noch vom Walde umgeben sind. Hier möchte ich wohl auch einmal einige Tage verweilen; ich glaube aber, Bequemlichkeiten und Lebensmittel müßte man sich zum Theil mitbringen. Hinter Hüttenroda, indem man den letzten Schritt die Höhe hinauf thut, tritt plötzlich wie mit einem Zauberschlag der Brocken, von seinen Nebenbergen umgeben, wie dunkelblaue Wolkenmassen am Horizonte hervor. Er überrascht höchlich, und man glaubt anfänglich wohl gar nicht, daß es ein Gebirge ist was man erblickt, sondern hält es für ein im Sonnenglanze aufsteigendes fernes schweres Wetter.

Von nun an kommt man an niederen, breiten, baumlosen Hügeln vorüber und bald auch zu einer Schildwacht des Brockenhofes, einem Fichtenwäldchen, dem nach und nach mehrere folgen. In den nächstgelegenen breiten Thalgründen sieht man viele Torfstechereien. Die ganze Natur nimmt nun wieder einmal einen völlig eigenthümlichen Charakter an. Sie tritt hier großartig, größere Erscheinungen verkündigend, entgegen.

Von der Baumannshöhle hatte ich, des Aufhebens wegen, das man davon macht, keine große Vorstellung; indessen ist sie doch merkwürdig, nur darf man sie, glaube ich, nicht zweimal befahren, oder gar etwa die Bielshöhle dazu, die dasselbe im verkleinerten Maaßstabe ist. Die Naturspiele in den Tropfsteinbildungen sind abenteuerlich genug; man könnte aber leicht noch viele andere dazu ausforschen,

Vierter Brief.

Brockenhaus, am 8. Juni. Mittags.

Hier wären wir denn alſo auf der ſchneegekrönten Scheitel dieſes alten berühmten Bergfürſten Norddeutſchlands, von dem jetzt auch ſo wenig mehr wie von allen guten Fürſten geſprochen wird. Der alte Brocken iſt aber doch, da ich ihn einmal einen Fürſten genannt habe, ein recht abſoluter Fürſt, der keine andere Größe neben ſich in ſeinem Staate duldet. Das Brockengebirge lagert um ihn herum wie ein Hof, und weiterhin tief unter ihm liegt das übrige Land, Berg, Thal und Wald, das er beherrſcht, ohne daß irgend eine Höhe in eine unehrerbietige Nähe zu ihm emporragte. Das Brockengebirge umgiebt ihn wie ein Nymbus, und ſcheidet ſich wieder auf das beſtimmteſte ſtreng von dem ganzen Harze ab. Etwa gegen elf Uhr erreichten wir die Höhe, erquickten uns alsbald durch Ruhe und einen Eierkuchen, und jetzt habe ich mich nun zurecht geſetzt, nachdem ich vorerſt gleich einen einſamen Abſtecher nach dem Schneeloche gemacht, um mich ſchriftlich mit Dir über meine weitere Reiſe hieher zu unterhalten. Es umgiebt mich die äußerſte Stille, denn es iſt gegenwärtig noch kein Menſch hier oben, außer dem Brockenwirthe und den Seinigen, und nur das Rauſchen des Luftzuges draußen

oder das Brüllen einer der auf der Brockenwieſe weidenden Kühe wird hörbar.

Von Blankenburg führte uns wieder ein anmuthiger Laubwald nach Hüttenroda. Dieſes Dorf hat die reizendſte Lage an dem Saume des Waldes, ſo daß viele ſeiner Häuſer auf ausgehauenen Plätzen einzeln noch vom Walde umgeben ſind. Hier möchte ich wohl auch einmal einige Tage verweilen; ich glaube aber, Bequemlichkeiten und Lebensmittel müßte man ſich zum Theil mitbringen. Hinter Hüttenroda, indem man den letzten Schritt die Höhe hinauf thut, tritt plötzlich wie mit einem Zauberſchlag der Brocken, von ſeinen Nebenbergen umgeben, wie dunkelblaue Wolkenmaſſen am Horizonte hervor. Er überraſcht höchlich, und man glaubt anfänglich wohl gar nicht, daß es ein Gebirge iſt was man erblickt, ſondern hält es für ein im Sonnenglanze aufſteigendes fernes ſchweres Wetter.

Von nun an kommt man an niederen, breiten, baumloſen Hügeln vorüber und bald auch zu einer Schildwacht des Brockenhofes, einem Fichtenwäldchen, dem nach und nach mehrere folgen. In den nächſtgelegenen breiten Thalgründen ſieht man viele Torfſtechereien. Die ganze Natur nimmt nun wieder einmal einen völlig eigenthümlichen Charakter an. Sie tritt hier großartig, größere Erſcheinungen verkündigend, entgegen.

Von der Baumannshöhle hatte ich, des Aufhebens wegen, das man davon macht, keine große Vorſtellung; indeſſen iſt ſie doch merkwürdig, nur darf man ſie, glaube ich, nicht zweimal befahren, oder gar etwa die Bielshöhle dazu, die daſſelbe im verkleinerten Maaßſtabe iſt. Die Naturſpiele in den Tropfſteinbildungen ſind abenteuerlich genug; man könnte aber leicht noch viele andere dazu ausforſchen,

die Führer nicht nennen, und zwar treffendere Aehnlichkeiten. Glücklicherweise haben solche Führer keine Phantasie, sonst würden sie die Reisenden noch länger als sie es thun aufhalten. Der unsrige, ein possirlicher dicker Mann, befuhr an diesem Abende mit uns die Höhle zum fünften male, deshalb war er sehr müde und ließ uns bald wieder frei. Ein sehr löblicher Gebrauch ist das Absagen des Spruches beim Ausgange, den man dem Führer vorgeschrieben hat. Man soll solche Dinge ja nicht abkommen lassen! Auch erfreut es, daß man für den Reisenden die Aufmerksamkeit hat, ihm durch ein reinliches kleines Mädchen Waschwasser reichen zu lassen, wenn er aus der Höhle tritt. Das Interessanteste für mich war in der Baumannshöhle ein sehr lauterer aus dem Felsen springender Quell, der eben so wohlschmeckend als wohlthuend kalt ist, ich ließ mir einige Flaschen damit füllen und trank beim Abendessen davon. So wie manche Engländer auf Wasserfälle reisen, möchte ich Deutschland auf gute Quellen durchwandern. Ich sollte meinen, daß es außer der Baumanns- und Bielshöhle noch mehrere Höhlen hier geben müßte, die man vielleicht später entdeckt. Wir blieben die Nacht in Rübeland, dicht bei welchem Orte die Baumannshöhle gelegen ist. Der Gasthof ist ganz gut, und die Frau Wirthin dachte billig genug, mir von meinem mitgebrachten guten Thee, durchaus nach meiner Anordnung, einige Tassen aufgießen zu lassen, so daß mir das starke braune Getränk, unmittelbar durch seinen Wohlgeruch und Wohlgeschmack und mittelbar durch die Erinnerung an ein größeres Wohlleben, als man im Harze führt, nach dem Abendessen Herz und Magen wahrhaft erquickte. Eine Tasse guten schwarzen Caffee's, eine Tasse starken Thee's, ein Göthe'sches Gedicht, eine Tieckische No-

velle vermögen mehr als alle andere Dinge auf Erden, den Menſchen in der größten Erſchöpfung und Niedergeſchlagenheit emporzurichten, man ſollte ſie deshalb durchaus immer auf Reiſen bei ſich führen. Ich kenne nichts Gemüthlicheres für Körper und Geiſt, ſie ſind einem in jeder Stimmung willkommen. Was unſere Diät auf dieſer Reiſe anlangt, ſo iſt dieß eine ſehr einfache. Man mag im Harze kommen, wohin man will, ich nehme einige der größeren Städte aus, ſo iſt die feſtſtehende Antwort auf die Frage: was man zu eſſen und zu trinken haben kann: Alles! und verlautet auf nähere Erkundigungen, daß dieß alles in Schinken und Schlackwurſt beſteht. Die Wurſt iſt gewöhnlich ſchlecht, und ſo bleibt immer nur Schinken übrig, zu dem man nur Sallat mit ſchlechtem Oele, und höchſtens gekochtes Obſt, oder Preiſſelsbeeren mit ſaurem Weine angemacht, erlangen kann. Zu trinken giebt es nichts, als allerwärts ſchlechtes Bier und Wein, dem ſie hochtrabende ausländiſche Namen geben und der nach den wenigen Proben, die ich davon gekoſtet habe, ſelten zu trinken und unbändig theuer iſt. Unter ſolchen Umſtänden haben wir zu unſerer täglichen Nahrung nichts als Milch und Eier, in den verſchiedenſten Zubereitungen und Vermiſchungen genoſſen, und ich erſtaune, wie ſchnell ſich unſere Natur dermaßen an dieſe Koſt gewöhnt hat, daß wir faſt keine andre mehr vertragen, wenn ſie uns einmal zufällig hier zu Theil wird.

Heute früh fuhren wir, auf vieles Zureden unſeres Führers in der Baumannshöhle, in einem einſpännigen Hamburger, der ihm gehörte, die vier Stunden bis Schierke weiter. Es war das erſtemal, daß wir uns ſeit Halle wieder eines Wagens bedienten, und wird auch nicht wieder geſchehen, da wir dieſe Ausnahme nur deswegen machten, um nicht gar zu

müde auf dem Brocken anzukommen. Der kleine Wagen war in Gemäßheit ſeiner wackelnden Räder ganz beſonders wohl für die ſchlechten Wege eingerichtet, denn die lockern Räder drehten ſich alſo gewöhnlich um die im Wege liegenden zahlloſen großen Granitblöcke rings herum, und ſo kam es, daß der auf der Achſe ruhende Wagen doch nicht im mindeſten ſtieß. Die Gegend von Rübeland bis Schierke iſt des nehmlichen Charakters wie die von erſterem Orte. Der Letztere iſt ein jämmerliches Neſt, worin man nicht einmal ein eßbares Frühſtück findet. Es begegnete mir hier herum geſtern etwas ſehr Verwunderliches. Wir wanderten nehmlich auf dem näheren Fußwege nach der Marmormühle zu, und bogen eben um eine Ecke, als uns plötzlich der Fahrweg unten im Thale vor uns wieder zu Geſichte kam, und mich zu dem ganz ernſthaft gemeinten Ausrufe verlockte: Nun, da iſt ja der Fahrweg dennoch vor uns hingekommen! welchergeſtalt ich denſelben alſo für ein Individuum anſah, der vor uns etwa nicht dageweſen und mit uns um die Wette fortlief. — Iſt es nun aber nicht ein wahrer Troſt, daß es noch ſo viel kerngeſunde Albernheit in dem Menſchen giebt? Ich behaupte immer, wo da auch bei der Menge keine ſolche Dummheit oder Einfalt mehr zu Hauſe ſein kann, da hat der rechte natürliche Verſtand gleichfalls ſeine bleibende Stätte verloren. M. zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, begriff dieſen ſeiner ſelbſt unbewußten Witz gleich, es giebt aber Menſchen, deren Geſichtskreis Albernheiten der Art in der That überſteigen.

Vor Schierke hebt das eigentliche Brockengebirge an. Die Tannen haben hier viel erſtorbene Aeſte, gewiſſermaßen geſpenſtige Todte unter den Lebenden, an denen, ſo wie an todten Menſchen die Haare noch wachſen, die weißen Mooſe

wie Ziegenbärte herabhangen. Die Aeste sind vom Alter und von der Schneelast gekrümmt. In Schierke, wie auf dem Brocken überdeckt der Schnee die Häuser die längste Zeit des Jahres. In Schierke reifen die Kirschen im Oktober und werden dann zuweilen als Seltenheiten versendet. Anderes Obst giebt es nicht. Die Wiesen sind einschürig. Zum Einstreuen in die Ställe werden Sägespähne verwendet. Es giebt im Harze überhaupt wenig Heu, aber gutes, und weniger Gras als vielmehr die besten Kräuter. Von Schierke an geht es ernstlich bergan und man hat den Hornberg im Auge, der auch noch voll Schnee liegt. Wir gingen an ausgekohlten Meilern und an leeren Meilerstätten vorüber und verirrten uns wieder einmal. Ein schönes junges Weib, das vom Elend herüber zu kommen schien und deren Weg sich mit dem unseren kreuzte, wieß uns zurecht. Was doch, in so einer halben Wildniß wie hier, die Einsamkeit, die allerdings die meisten Menschen in einem vegetirenden Zustande gefangen hält, Einzelne dagegen edler und schöner ausbildet, als alle Geselligkeit! Das Weib war niederen Standes, aber sie imponirte. Neben uns weidet ein Hirt seine Heerde Kühe und Ziegen zwischen den Heerden von Felsblöcken, die, soweit das Auge reicht, die Anhöhen bedecken. Man sieht ihn selbst nicht; aber man hört die Glocken der Kühe, von denen zuweilen eine dummneugierig hinter einem Felsbrocken hervor mit lang ausgestrecktem Halse auf die Wanderer glotzt. Der Hirt, der wahrscheinlich beim preußischen Militair Signalist gewesen ist, bläst dazu ein Signalhorn. Die Tannen rauschen immer ernster, die Landschaft mit ihren Wäldern und Ebenen tritt immer tiefer unter uns zurück, ihre Berge färben sich immer blauer. Sonnenblicke streifen über Vor- und Berngrund und wechseln mit

ſächtigen Welkenſchatten ab. Der Wald mit ſeinem jungen Maiwuchſe duftet ſtärker und ſtärkender als in der Ebene. Wir überſchritten einigemal die ſogenannte Brockenfahrſtraße, die von Schierke und Elend heraufführet und erſtaunten, daß man eine ſolche Anſtalt, Hals und Beine zu brechen, in irgend einem Theile der Welt eine Straße nennen kann. Die Granitbrocken lagern ſo groß wie die dickſten Mühlſteine im Geiſe und müſſen überfahren werden. Gott ſtehe den Armen bei, die hier herauf nicht gehen oder etwa reiten! Der andere gebahnte Weg von Ilſenburg herauf iſt fahrbarer. Endlich erreichten wir die obere Brockenhöhe und machten hier die Erfahrung, wie ſcharf das Nebelwaſſer da oben iſt, das ſchon bei der leiſeſten Berührung die waſſerdichteſten Schuhe durchdringt. Ungefähr eine halbe Stunde unterm Wirthshauſe beginnt die eigentliche Brockenregion und die Tannen verkrüppeln. Auf dem Brockenkopfe ſelbſt aber wachſen die ſogenannten Zwergtannen, die nicht höher als einige Fuß hoch ſind und gegen den Abend oder die Windſeite keine oder doch früher abſterbende Zweige haben. Man glaubt, daß dieſe Tannen Jahrhunderte alt werden, da eben die harte Witterung und der lange Winter, die ihren Wachsthum zurückhalten, ſie zugleich abhärteten und ſie eines ſo hohen Alters fähig machten. Man will in älteren Zeiten beobachtet haben, daß an gewiſſen Tannen dieſer Art binnen funfzig Jahren keine Veränderung zu ſpüren geweſen ſei. Wenn ſie endlich abſterben, ſo ſieht ihr feſtes, maſrigtes, der Fäulniß widerſtehendes Holz ſo weiß wie Knochen aus und ſie ſtehen abgeſchält und zweigelos da wie Stöcke, die man in die Erde geſteckt hat. Meiſtens wachſen dieſe Tannen wie Geſtrüpp oder Heidekraut am Boden hin, und von den größeren ſtehen

ſtellenweiſe ſo viele nebeneinander, daß es von weitem aus-ſieht wie ein Kabinett von Skeletten. Oder man möchte auch wohl annehmen, wenn man ſie alſo gewiſſermaßen familienweiſe geſpenſtiſch und über und über mit Moos wie mit Lappen behangen bei einander kauern ſieht, ſie kröchen zuſammen, um ſich gegenſeitig zu erwärmen. Bis zum Brockenkopfe wachſen Wieſenblumen und viele Kräuter, auf dieſem verſchwinden ſie jedoch alle, und es fängt unmittelbar neben ihnen, da wo ſie aufhören, die ſonſt nirgendwo vorkommende ungemein ſchöne Brockenblume zu blühen an. Außer ihr und den Zwergtannen und kriechendem Heidekraute, oder dürrem Graſe, wächſt auf der höchſten Brockenhöhe nichts. Dieſe Brockenblume oder Brockenanemone iſt von einem lieblichen weiß, unter den großen Blättern bläulich geſtreift, und trägt, wenn ſie verblüht iſt, einen rauhen papeſcirenden Saamenkopf, der wie graue fliegende oder berganſtehende Haare nach der Vorſtellung einer Hexe ausſieht, weshalb man ſie auch Hexenblume nennt. Man hat zwar bemerken wollen, daß dieſes etwa eine Spanne hochwachſende Kraut von Jahr zu Jahr ſeltener würde, weil die vielen Brockenbeſucher ſo viele ſeiner Blüthen als Angedenken abpflückten; ich habe aber jetzt in dieſem Frühlinge die ganze Fläche damit bedeckt geſehen. Die Brockenblume ſoll etwas giftig ſein. Auf dem Wege zum Wirthshauſe, das auf der höchſten Höhe des Brockenſcheitels liegt, fanden wir die meiſten Granitblöcke nicht mit Moos, ſondern mit einer ſchwefelgelben Flechte überzogen. Eine wahre Faſelei iſt es aber, wenn manche behaupten, auch bei gutem Wetter ſei es auf dem Brocken außer Verhältniß kälter, wie anderwärts. Wir haben heute hier oben die ärgſte Hitze ausgeſtanden. Etwas zugig iſt es natürlicherweiſe, doch dieß iſt

nicht ſchlimmer wie etwa auch auf der Nollendorfer Höhe bei Teplitz Jahr aus Jahr ein. Das Brockenhaus und ſeine zwei Nebengebäude, überdachte Erdgeſchoſſe, haben ſo dicke Steinwände, wie eine alte Burg, weshalb denn die Fenſter in drei Ellen langen Brüſtungen drinnen liegen. Draußen vor den Fenſtern vor mir hat man eine ziemlich geräumige Fläche von den Granitbrocken geſäubert und wahrſcheinlich durch allmähliges Düngen zu einer für ihre Lage zur Genüge fruchtbaren Wieſe ausgebildet. Sie iſt umzäunt und es weiden darauf Pferde und Kühe, welche letztere mit ihrem weithinſchallenden Glockengeläute ſich auf eine anmuthige Weiſe bemerkbar machen. Mittags als wir ankamen, war ſehr ſtarker Höhenrauch oder Nebel, und wir konnten nichts ſehen, vielleicht wird es gegen Abend heller. Der kahle runde Kopf des Brockens iſt übrigens wie geſchaffen für die Sage vom Blocksberge und ſeine Fabeln, die einem hier durch die Örtlichkeit bedingt ſo natürlich vorkommen, daß ich behaupten möchte, wenn der Brocken erſt heute aufgefunden würde, ſo würde auch die Sage mit ihm bekannt werden und ſich verbreiten und gelten machen: daß unheimliche Weſen darauf hauſten. Das Schneeloch, wohin ich vorhin, wie ich Dir ſchon ſagte, einen Spaziergang machte, iſt eine Art von Gletſcher, der erſt im ſpäten Sommer ſchmilzt. Er liegt in der Gegend, die man am Brocken nennt, etwa eine kleine Viertelſtunde weit vom Wirthshauſe abwärts, und iſt eine Kluft oder ein Thaleinſchnitt in die nordöſtliche Seite des Brockenkopfes, der nur den Nordoſtwinden ausgeſetzt iſt. Die Morgen- und Abendwinde ſtreichen über dieſes breite Loch hinweg und gegen Mittag iſt es durch den darüber emporragenden Kopf des Brockens geſchützt. Eben ſo ſenkt die Sonnenſcheibe nur in den läng-

ſten Tagen des Morgens und Abends einige ſchiefe Strahlen hinein und die Strahlen der Mittagsſonne fallen desgleichen ſo ſchief auf den Schnee nieder, daß ſie nicht wirken. Nur öftere warme Regen ſchmelzen den Schnee, wiewohl er an den tiefſten Stellen gewiß des öfteren oder überhaupt gar nicht ſchmilzt. Ich ſah ihn gegenwärtig noch hie und da zwei Ellen hoch liegen. Langes Schilfgras, von dem der Schnee erſt vor wenigen Tagen hinweggeſchmolzen, liegt daneben wie eine Matte über den Boden hingeſtreckt, und klebt feſt an den Steinen. Durch dieſes von der Näſſe gebleichte Gras oder Stroh hindurch dringen friſche grüne lange Keime. Der Vogelbeer- oder Ebereſchenbaum wächſt in dem Loche und beginnt eben erſt zu grünen. In einer Entfernung von wenigen Schritten ſind in dieſer Gegend oft alle Jahreszeiten bei einander anzutreffen. Nahe am Schnee treibt das Heidelbeer- oder Kronsbeergeſträuch wohl erſt Blätterknospen, und ſitzen noch vorjährige reife ſchwarze und rothe Beeren daran, die ſich an den Stauden unter dem Schnee wie im Salze erhalten haben. Wenige Fuß davon ſieht man Blätter, dann Blumen und gewiß im Sommer weiterhin unter denſelben Verhältniſſen auch reife Beeren. Der Schnee trägt noch; ich ſank aber doch einigemal bis an den Leib hinein, als ich mich darauf wagte. Vom Brockenhauſe einige hundert Schritte abwärts nach Morgen zu befindet ſich eine lebendige nie verſiegende Quelle, die man den Heren- oder Zauberbrunnen nennt, er ſoll ſonſt beſonders gut und ſchmackhaft geweſen ſein, jetzt iſt ſein Waſſer kaum noch trinkbar, denn es hat einen ſehr ſcharfen, wahrſcheinlich torfigen Nachgeſchmack. Schräg über dieſem Quelle, der unter dem Namen der Kellbeck in die Ilſe fällt, liegt eine der wildſten Klippenſtellen des Brockens,

die ſich bis zum Schneeloche hinunter zieht, und den Anfang der Vertiefung deſſelben bildet. Es ſind hier die ungeheuerſten loſen Granitblöcke über und neben einander hingeſtreut, und die Zwiſchenräume ſind gefährliche Klüfte. Dieſer vielen gegen die rauhen Winde ſicheren Löcher und Klüfte wegen iſt dieſe Gegend, trotz ihrer Schrecken ein wahres Treibhaus oder ein botaniſcher Garten des Brockens, ſo üppig wächſt hier alles empor. Ich verſtieg mich ein wenig weit hinein und wollte gern nach dem Schneeloche hinunter mitten durchdringen; aber es war unmöglich, ich mußte nicht ohne einige Gefahr den Rückzug antreten. Die meiſten dieſer Granitblöcke ſind mit unförmlich wohl eine Viertel Elle dickem, ſchmuzfarbigem Mooſe überzogen, das ſo feſt wie Pelzwerk iſt und wie Schwamm ausſieht. Gelbe Flechten und Tannengeſtrüpp, das vom Schnee feſt niedergedrückt iſt und ſich dem Boden entlang zieht wie vom Hagel getroffenes Getraide, wechſeln mit dem Mooſe ab. Für mich war dieſe Klippenwildniß das Tollſte, was ich bisher noch in der Natur geſehen habe, in großen Gebirgen mag es freilich viel rieſenhaftere Erſcheinungen geben. Jetzt iſt auf dem Brocken alles möglichſt trocken; aber wenn der Torf von Regen oder Nebel durchweicht anſtatt von der Sonnenwärme ausgetrocknet iſt, muß es ſtellenweiſe nicht fortzukommen ſein. Man ſieht auch an mehreren Orten angelegte Steindämme oder Stege durch den Bruch führen. Seltſam nimmt ſich hoch oben der blendend weiße Granitſand unmittelbar neben dem kohlſchwarzen Torfe aus. Uebrigens ſingen auf der Scheitelfläche des Brockenkopfes, die groß genug iſt, daß man ſich im Nebel darauf verlieren kann, die Lerchen und Waldvögel ſo ſüß und laut wie allenwärts, der Kukuk ruft, und die Nachtigallen ſchlagen neben dem Schnee wie unten in der Ebene.

Es giebt ein altes, treffliches, sehr gut geschriebenes und nur leider nicht vollendetes Buch über den Brocken, das noch jetzt von den Reisenden gelesen zu werden verdiente, es heißt: Abhandlung vom Brocken und den übrigen alpinischen Gebirgen des Harzes u. s. w. von C. F. Schröder, Dessau 1785. Der Verfasser sagt sehr viel Wahres und Interessantes über die Natur seines Gegenstandes und ich theile Dir hier zu vollständigerer Schilderung desselben einiges auszüglich mit.

„In dem Harzgebirge bildet das Brockengebirge gleichsam ein Gebirge auf dem Gebirge, wo viele einzelne Berge mit ihren Thälern aus dem Fuße des Brockens ausgehen. Die Natur des Brockengebirges ist den Alpen verwandt, alpinisch. Der Granit des Brockens heißt auch Heidenstein. Ein Schriftsteller sagt: Der Brocken bilde Granitsteine aus Granitsand. Die Gestalt des Brockens ist jetzt rund und alles was dazu gehört hat die Anlage aus spitz rund zu werden. Die Granitsteine waren sonst spitz. Der Granit heißt so von Granum, Korn, und wird durch Wasser zerstört. Zum Schutze gegen seine Auflösung ist er fest mit Moosen überzogen, so daß er gewissermaßen lackirt ist und die Moose fast gar nicht mehr von ihm abzulösen sind. Verschiedene dieser Steine sind dunkelroth und heißen Violensteine, weil diese Farbe eine höchst feine Usnea ist, die gerieben abfärbt und weit umher den herrlichsten Violengeruch verbreitet. Ein damit geriebenes Schnupftuch behält den Duft viele Wochen lang."

„Einige Bergverständige haben gesagt: die Harzgruben wären nur die silbernen Haare, der Brocken aber das Haupt. Sollte darunter verstanden sein, daß der Brocken erzhaltig? Andere behaupteten, es seien ungeheure Höhlen in seinem Innern."

„Der Urstoff des Brockens ist Granit, womit die

ganze Oberfläche des Brockengebirges in unförmigen großen Stücken beſät iſt, die mit feinem Sande verſchüttet ſind. Zwiſchen dieſen grauen, ſchreckend und ungewohnt in's Auge fallenden Klippen oder Felſenruinen hat ſich aber nach und nach eine feine fette und fruchtbare dünne Erde geſetzt, welche aus verfaulten Vegetabilien, Bäumen, Kräutern und Mooſen entſtanden und zu Torf geworden iſt. Leibniz in ſeiner Protogäa ſagt: zum Entſtehen des Torfes werde Heidekraut, Moos, Gras, Wurzeln und Rohr erfordert, wozu am Brocken hauptſächlich noch das ſogenannte Torfgras oder die Torfblume, juncus pilosus, gramen plumosum, sive tomentosum, das Farrenkraut, filix, und der juncus lychnanthemus Thalii kommt. Dieſe torfmachenden Theile finden ſich am Brocken, und daher hat derſelbe den Torf mit den niederen Gegenden der See gemein, und zwar auf ſeinem höchſten Gipfel, alſo nicht in Folge von Ueberſchwemmungen. Was alſo zwiſchen den Brockenſteinen an Erdtheilen durch die Länge der Zeit ſich angeſetzt hat, iſt entweder wirklicher Torf (wenn die Vegetabilien noch nicht ganz zu Erde geworden) oder zu Erde gewordener Torf. Dieſe Erde greift ſich ſehr fein und fettig an, und ihre ſchwarze Farbe hält feſt an den Händen. Der Granit zieht das Waſſer an ſich und nimmt einen Theil in ſeine obere Rinde auf. Dieſe ſeine Natur, und die vielen Räume zwiſchen den einzelnen Steinen und dem loſen groben Granitſande ſind alſo ſehr bequem dazu, das Waſſer der Atmoſphäre an ſich zu ziehen, zu verſchlucken und nach und nach wieder von ſich zu geben. Hierzu kommt, daß die Oberfläche des Brockens mit dem dicken fetten Mooſe überzogen iſt, in welches ſich das Waſſer wie in einen Schwamm zieht, und das Austrocknen der Erde verhindert."

„Es ſind der ſteinleeren Plätze des Brockengebirges wenige, und zwar auch wenige trockene. Ueberall wo der Granit und mit ihm das Brockengebirge anfängt, iſt Bruch, als ob eines ohne das andere nicht ſein könnte. Je höher hinauf, je beſchwerlicher iſt dieſer Bruch, und man glaubt oft darin zu verſinken, was jedoch bei der Elaſtizität der Moosdecke nicht zu befürchten ſteht.“

„Die Torfbrüche näſſen und ermüden den Wandrer auf's äußerſte, wenn er nicht auf den hohen herausſtehenden Steinen von einem zum anderen ſpringt und ſo ſich einen Weg ſucht. Die Gegenden des Brockens wechſeln ſo mit einander ab: Entweder ganz unwegbare, von lauter übereinander liegenden Klippen, zwiſchen denen nur hie und da etwas Brucherde, oder ermüdende Strecken von einige Mann tiefen Brüchen, aus denen nur einzelne Steine vorragen. Die Brüche ſind allemal Torfbrüche, und werden, je nachdem ſie gut, geſtochen. Unter der Torflage trifft man wieder auf loſe Steine, deren Rinde ſehr rauh und bröcklicht, und ſo in der Auflöſung begriffen, daß man oft mit den Nägeln der Finger einige Granittheile abklauben kann. Im Sommer wird der Transport des Torfes und Holzes über dieſe Brüche auf Handſchlitten beſorgt, weil Räder einſchneiden würden. Die Brüche des Brockens ſind gleichſam ätzend, denn ſie zerfreſſen in kurzer Zeit das Leder und beitzen es roth.“

„Dieſe Miſchung von Bruch und Granit iſt die Mutter der vielen Quellen und Flüſſe des Gebirges. Sonſt ſtieg der Brocken gewiß als eine gerade Alpe zum Himmel empor. Er brach ein, er hörte auf Fels zu ſein, er wurde Berg. Mir iſt, als ſähe ich ein erſchrockenes altes deutſches Volk bei den Trümmern ihres hohen Felſens ſtehen und ſagen: er iſt gebrochen, in der Landesſprache (die deſto härter wird

emehr man ſich dem Brocken nähert) brocken! Es mögen nun aber wirklich Menſchen ſeinem Falle zugeſehen haben, oder er mag eher eingeſtürzt ſein, als Deutſche um ſeinen Fuß wohnten, ſo iſt doch die Hauptgeſchichte des Brockens in ſeinem Namen der Nachwelt hinterlaſſen, und entweder hat der, der den Namen Brocken zum erſtenmale ausſprach, die Geſchichte ſeines Bruchs gewußt, oder er hat ſie in den noch davon vorhandenen Urkunden der Natur erfunden."

„Alles am Brocken läuft auf ſeinen Namen hinaus, und deutet auf ihn. Das Ganze iſt Brocken, oder gebrochen, oder Brock, Bruch; die Theile, ſelbſt die kleinſten ſind Brocken, denn, wie ſchon geſagt, wird auch der Granit bröcklicht."

„Die Nebenberge lagern wie eine Heerde um den Brocken herum. In ſeiner größten Pracht erſcheint er, wenn er mit Schnee bedeckt iſt und alle ſeine Ungleichheiten damit ausgefüllt ſind. Dieß iſt gewöhnlich vom Oktober bis in den Juni der Fall. Man kann ihn dann vom Lande aus nicht wohl ohne Verletzung der Augen betrachten. Wegen der Unwegſamkeit (Unwirthlichkeit) des Brockens ſagen die Leute dort, wenn ſie einem alles Böſe wünſchen, ſprüchwörtlich: Geh an den Brocken! Daß du am Brocken wärſt!"

„Der Berg, bei dem ſich auf der Brockenſtraße nach und nach die Szene verändert, heißt der Feuerſtein, er iſt der ſüdliche Fuß der erſten öſtlichen Felſenkette des Brockens, die unter dem allgemeinen Namen Reneckenberg zu begreifen. Die höherſtehendenden Tannen werden nun ſchon kümmerlicher, rauher, und mit langem haarigen Mooſe an den Aeſten bedeckt. Der Feuerſtein beſteht nicht aus Granit, ſondern beinahe bis auf ſeine Höhe aus lauter loſen ſchwarzblauen, glänzenden ſehr feſten Steinen, die, mit einem

Feuerſtahl gerieben, lebhafte Funken von ſich geben. Kalkſchiefer ſind ſie ſchwerlich, weil die Salpeterſäure ſie nicht angreift; ſie haben das Anſehen von Baſalt. Wären ſie Baſalt, ſo bewieſen ſie alſo das ehemalige Daſein eines Vulkans, und ſo wären hier in einem kleinen Bezirke alle drei möglichen Arten von Bergen: urſprüngliche, nicht urſprüngliche von Fluthen, und nicht urſprüngliche von Vulkanen bei einander. Spuren eines Kraters ſind indeſſen nicht vorhanden und überhaupt auch nicht im ganzen Harze."

„Wenn der Brocken ſeine Nachtmütze auf hat und ſchwitzt, wie man zu ſagen pflegt, wenn er in Wolken gehüllt iſt, ſo fühlt man, wenn man nur eine Stunde oben iſt, wie die Kleider vom Dufte der Wolken getränkt werden. Wenn man daſelbſt im Sande ein Loch von etwa ein Fuß tief gräbt, ſo findet man, daß ſich ſogleich Waſſer darin zuſammen zieht. Der Brocken hat alſo große Aehnlichkeit mit einem Schwamm. Er wird im Gegenſatze zu den Schweizeralpen, die ſich wechſelſeitig ſchützen, wahrſcheinlich dadurch zerſtört, weil er der Sonne ausgeſetzt iſt. Die Gletſcher bilden ſich eine eigne, zu ihrer Erhaltung dienende kalte Atmoſphäre, worin ſie gleichſam einbalſamirt ruhen und einen ewigen Schlaf der Natur verurſachen."

Sonſt ſtand das Brockenhaus auf der Heinrichshöhe und auf dem höchſten Theile des Brockens, nur das kleine ſogenannte Wolkenhäuschen, neben welches jetzt das Wirthshaus gebaut iſt. Schröder erlebte darin die folgende Szene, die ich Dir mittheile, weil ſeine Beſchreibung derſelben wirklich ſchön iſt. —

„Ich bin einmal," ſagt er, „im Auguſt drei Stunden lang ein Wettergefangener darin geweſen. Es war vorher das beſte Brockenwetter, hell, mäßig kalt, und der Wind

ging nach Brockenart leidlich, und nur ſo ſtark als wie im Lande, wenn es heißt: es iſt ſtürmiſch Wetter."

„Ich betrachtete mit meiner Geſellſchaft ein kleines weißes Fleckchen in Nordweſt, ſo auf dem Lande, in der Gegend der Nordſee zu liegen ſchien und einem weißen Tuch ähnlich war. Es ſchien anfänglich zuzunehmen, dies Scheinen wurde aber bald ſehr merklich, ſo daß wir es gar für ein aus dem Meere aufſteigendes Wölkchen hielten. Binnen einer Stunde veränderte es ſich aber dergeſtalt, daß wir es nun als eine dicke ſchwarze Wolke erkannten, die mit mehr als vogelſchneller Eile den Berg zu beſtürmen andrang."

„Wir glaubten noch immer, davor ſicher zu ſein, ob ſie gleich ſchon das ganze Land und den Oberharz bedeckte, bis ſie ſich unten an den Fuß des eigentlichen Brockens anlehnte. Hier machte ſie erſt tauſenderlei Veränderungen und Figuren. Sie thürmte Wellen auf, bildete Schiffe mit Maſten und Segeln, hohe wunderbare Felſen, Städte, Ruinen, Bäume, ſtreckte Fühlhörner aus, wie der norwegiſche Kraak. Endlich kam ein ſtärkerer Windſtoß, der ihr neue Kraft gab. Nun kam ſie als wollte ſie uns und den Brocken beſtürmen, ſich wälzend den Berg heraufgelaufen. Dieſe Cataſtrophe der Witterung war plötzlich und ſchrecklich. Der Wind erlaubte kaum, auf den Füßen zu ſtehen, der Sturm brauſte wie ein erregtes Meer, und die Kleider ſogen wie ein Schwamm die Näſſe der Wolken an ſich, aus denen auch einzelne Tropfen fielen."

„Wir ſegneten mit Recht das Wolkenhäuschen. Zuletzt konnten wir uns kaum des Froſtes mehr erwehren, denn es glatteiste und der Duft der Wolken legte ſich, wenn man aus der Thür ging, als Glatteis an und candirte die

Haare. Der Verſuch, Feuer anzumachen, wollte anfänglich wegen ganz erſtarrter Finger nicht gelingen; endlich aber machten wir ein Feuer von zuſammengetragener Heide mit naſſem Holz an. So wohlthätig daſſelbe jedoch auch war, ſo ſehr litten wir wieder vom Rauch, den der Wind nicht zum Schornſtein hinaus laſſen wollte. Endlich mußten wir uns wie Belagerte durchſchlagen und kamen naß und ſtarr wieder zur Heinrichshöhe hinab."

Der Begünſtigten, welche ſo einen Sturm oder ein Gewitter unter ſich auf der Brockenhöhe erleben, oder etwa den Schatten des Brockens, das ſogenannte Brockengeſpenſt da oben erblicken, ſind allerdings wenige.

Am ſpäten Abende.

Gegen fünf Uhr machte ich mit M. einen abermaligen Spaziergang nach dem Schneeloch hinunter, wo wir einen Zwerg von Schnee kneteten und mit einem Stocke in der drohend erhobenen Hand verſehen, quer in den Weg ſtellten, wie den Geiſt dieſer Öde. Die Hände erſtarrten uns mittlerweile vor Kälte und die Gluth der Sonnenſtrahlen verſengte uns die Stirn.

Man kann ſich keine beſſere Vorſtellung von der Ausſicht vom Brocken machen, als wenn man ſich das ganze Land umher, ſo weit man es überſchaut, als ein Meer von Nebel denkt, in deſſen weißer Maſſe die Berge und Hügel wie blaue Inſeln oben aufſchwimmen.

Die Grenzlinie zwiſchen dieſem Nebelmeere des Landes und den Wolken oder dem Horizonte iſt nicht gut zu beſtimmen, alles ſchwimmt in einander.

Dagegen iſt der Brockenkopf ſelbſt ein großer Gottesacker. Die bemooſten, meiſt länglichen Felsblöcke ſehen ganz

aus wie mit Rasen überzogene Gräber; die bemooſten Steine wie Denkmäler. Einer liegt dicht beim anderen, kaum ein ſchmaler Raum befindet ſich dazwiſchen, wie bei Gräbern, und neben jedem Grabe blühen einige Brockenblumen.

Auf dieſem Gottesacker liegt denn der alte deutſche Teufelsſpuk, ja, wenn man es recht beſieht, am Ende auch der Glaube mit dem Aberglauben begraben, und nur der Unglaube in allen Dingen beherrſcht die Erde. Gebe doch Gott, daß die beiden Geſchwiſter mit der Zeit einmal wieder aufleben, ſei es in welcher Geſtalt es wolle, um ihren unpoetiſchen Gegner zu Grunde zu richten! Einer ohne den anderen iſt nun einmal der Natur der Dinge nach undenkbar.

Der Brocken zeigt ſeiner Umgegend alle Tage das Wetter an; denn wenn er des Morgens früh wie ſie ſagen braut, das iſt, mit dickem Nebel bedeckt liegt, ſo regnet es den Tag über gewiß, ſo wie auch, wenn er hell iſt, ein ſchöner Tag erfolgt. Der alte Behrens in ſeiner Hercynia curioſa, den ich Dir ſchon einmal nannte, ſtellt, was die Hexen auf dem Brocken anlangt, die Frage: ob ſie wohl in der That und Wahrheit leiblicherweiſe zu ihren Gaſtereien und Teufelstänzen fahren möchten, oder ob ſie es ſich am Ende hier wie anderwärts nur einbildeten, maßen Etliche dafür hielten, daß es ein Traumwerk ſei, und daß der Teufel als ein Tauſendkünſtler den Hexen und Zauberern im Schlafe einbilde, als ob ſie bei Gaſtereien wären und tanzten, da ſie doch zu Hauſe im Bett, auf der Bank oder ſonſt wo ſich befänden. Iſt ſo etwas nun Ernſt oder Scherz? Solchen alten ehrbaren Herren ſitzt manchmal dennoch der Schalk in der Perrücke und ſteht ihnen ganz anmuthig! Nach ihm ſoll es auf dem Brocken eine Gattung Heidelbeeren geben, welche Trunkelbeeren heißen, weil ſie.

wenn gegeſſen, ein ſtarkes Kopfweh mit Schwindel verurſachten und gleichſam trunken machten. Nächſtdem ſoll ſich auch daſelbſt eine kleine Beere vorfinden, die der Heidelbeere ziemlich ähnlich ſehe und von den Umwohnern Apenbeere, das iſt Affenbeere genannt werde, weil diejenigen, ſo davon eſſen, ſich wie Affen anſtellen und allerhand tolle Gebärden machen, weswegen ſich die Näſcher wohl in Acht zu nehmen hätten, wenn ſie zu der Zeit auf dem Berge ſich befänden, da ſolche Beeren reiften.

Neuſtadt-Harzburg, den 8. Juni, Mittags.

Ich wende unſere heutige Mittagsraſt wie gewöhnlich wieder dazu an, Dir zu ſchreiben, und beſchließe vor allen Dingen meinen Brockenbericht. Was den berühmten Sonnen-Auf- und Untergang betrifft, ſo haben wir denſelben, wie es ſich erwarten ließ, eben nicht ſchöner gefunden, als auf ebener Erde. Die Sonne geht eigentlich gar nicht am äußerſten Geſichtskreiſe unter und auf, ſondern verliert ſich in einem hohen Dunſtkreiſe, der den Himmel wie eine rieſige ſchwärzlichgraue Wand rings umzogen hält. Allerdings mag es ſein, daß es ganz helle Tage gibt, an denen dieſer Dunſtkreis wegfällt; welche Wirkung aber dann ſtattfindet, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen, und ſo viel iſt wohl gewiß, daß ſolcher Tage nur wenige im ganzen Jahre vorkommen. Auch der Mondſchein iſt hier wirkungslos, denn die Gegend, welche er beleuchtet, iſt zu tief unter dem Standpunkte des Zuſchauers, und es gehen deswegen alle die feinen poetiſchen Lichter und Schatten, die der Mondſchein in eine Landſchaft webt, auf dem Brocken verloren.

Die Sonne ging wie eine ſtrahlenloſe rothe Scheibe unter, und es war derweil nur wenige Viertelſtunden ſonder-

lich kühl. Trotz dem liefen die Menschen unnützerweise mit Mänteln einher, weil sie einmal hatten sagen hören, auf dem Brocken sei es kalt. Ich habe gefunden, daß es sehr rathsam, eine Brockenreise so einzurichten, daß man schon in den ersten Nachmittagsstunden oben ist. Man hat dann erstens den Vortheil, daß man eines der wenigen Zimmer für sich gewinnt, wogegen die später Ankommenden, sobald diese Zimmer in Beschlag genommen sind, zu Dutzenden zusammen auf einer Streu die Nacht zubringen müssen. Außerdem aber lernt man nur also die einzige und zwar die Hauptschönheit des Brockens kennen, ich meine die unbeschreiblich schöne Einsamkeit, Naturstille und Abgeschlossenheit von der Welt, deren man sich auf seinem Gipfel erfreuen kann. Ich finde es ganz natürlich, daß die meisten Menschen, die den Brocken besteigen, unbefriedigt wieder herunterkommen; denn um was sonst ist es ihnen zu thun, da auf jene genannten seltneren Naturscenen nicht gerechnet werden kann, als um einen Sonnenauf- und Untergang, von dem sie die abenteuerlichsten Vorstellungen und Erwartungen mitbringen, die ihnen nun so schmählich geräuscht werden, und nur eine ungemessene Fernsicht, und die magere Freude hier und da einige schwarze Punkte etwa für Magdeburg, Halle, Braunschweig u. s. w. zu halten, oder sich sogar einzubilden, Hamburg selbst am Horizonte zu erkennen. Eben von jener Einsamkeit aber, für die ja auch so Viele gar keinen Sinn haben würden, merkt Niemand etwas, da Alles erst gegen Abend oder Morgen ankommt, wo zuweilen hunderte von Menschen sich auf diesem kleinen Raume drängen mögen. Bereise ich das Harzgebirge jemals wieder, so möchte ich wohl mehrere Tage lang auf der Brockenhöhe, allein der Einsamkeit wegen verweilen. Es war in der That bemerkens-

werth, was für ein Aufruhr in dem Hauſe entſtand, als es am Abende hieß: nun geht es los! das heißt, die Sonne ſinkt. Ein lautes Brüllen und Jöhlen, durch welches die Studenten, Gymnaſiaſten und Handwerksgeſellen, die in Schaaren oben waren, ſich und Anderen ihre Freude und ihr Entzücken über das Nahen des Momentes zu verſtehen geben wollten, verkündigte ihn. Ich bin überzeugt, die meiſten Menſchen dieſer Art, machen es ſich blos weiß, daß ſie an ſo etwas Freude empfinden, geſetzt nehmlich, daß ſie es ſich nicht lieber gleich ſelbſt eingeſtehen, blos um der Gelegenheit willen, zügellos zu ſein, die Brockenreiſe zu machen, und ſuchen nun durch ſolch Geſchrei die Stimme ihrer geſunden Vernunft zu übertäuben, die ihnen ſagt, daß die Natur doch eigentlich nicht für ſie da ſei. Es muß auf ein wirkliches Gemüth, einen melancholiſchen Eindruck machen, ſolcher Menſchen Daſein vor ſich zu haben. Wie edel iſt gegen ihre Pöbelhaftigkeit doch der Hund, der ſtill mit dem Schwanze wedelt, wenn ihm etwas Angenehmes widerfährt. Selbſt darin, daß er den Mond anbellt, zeigt er eine Art von Erhebung über das Thieriſche. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jene Menſchen, eben ſowie manche Hunde thun, wenn ſie mit ihrem Herrn ausgehen, vor Vergnügen über eine ſchöne Gegend um ſich herum biſſen; es wäre ja nur eine geringe Steigerung derſelben Empfindungsweiſe, die aus ihnen ſolch Kälbergebrüll heraustreibt. Der Sonnenaufgang bot ganz dieſelbe Erſcheinung wie der Sonnenuntergang dar. Einige Engländer, von deren reiſenden Landsleuten Deutſchland jetzt faſt eben ſo heimgeſucht wird wie Aegypten dereinſt von anderen Plagen, kamen wenige Minuten vor der Sonne auf der Brockenhöhe an, beguckten den Aufgang einige Sekunden lang, und traten

dann auf ihren Eſeln ſtillſchweigend und unverzüglich wieder den Rückweg an. Auch wir machten uns gleich darauf von dannen nach dem Ilſethale hinab, um nicht etwa durch längeres Verweilen in die Foule hineinzukommen.

Der jetzige Brockenwirth iſt ein ſtiller gebildeter Mann, an dem der Graf von Stollberg eine glückliche Wahl getroffen zu haben ſcheint. Seine koloſſale Ehehälfte dagegen ſcheint aus dem Geſchlechte der Frauen zu ſtammen, die man ehedem inſonderheit in der erſten Mainacht auf dem Blocksberge geſehen haben will, und mag wohl in ihrer Häuslichkeit der eigentliche Herr ſein. Von dem Grundſatze, daß man mit dem einen Menſchen grob, mit dem andern höflich umgehen muß, um gut mit ihm auszukommen, weiß ſie nichts. Sie beträgt ſich gegen alle insgeſammt gleich bärenhaft, und findet freilich gerade mit der Mehrzahl der Gäſte, die ſie beherbergt, ihre Rechnung dabei; es ſteht inzwiſchen zu hoffen, daß ihr einmal auf begreifliche Weiſe dargethan wird, wie gebildete Menſchen eben ein gutes Recht haben, von ihres Gleichen Höflichkeit zu fordern. Der Brockenwirth führt ein ſeltenes Leben. Er wohnt auch den Winter über da oben und iſt alsdann Monate lang von aller menſchlichen Gemeinſchaft ausgeſchieden und abgeſchloſſen, indem das Haus zuweilen lange Zeit ganz unterm Schnee vergraben ruht.

Der Brockenkopf hat zwei mächtige Schultern, zwiſchen denen er ſteckt, die Heinrichshöhe und der nordweſtliche Bergrücken ihr gegenüber, ich weiß nicht wie er genannt wird. Dieſe Schultern tragen ihn und vom Ilſethale aus zeigt ſich ſein Scheitel wie umkränzt von dem blendenden Schnee im Schneeloche. Ich nahm mit Göthe's Worten von dem Brocken Abſchied:

— — — Des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.
Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die Du aus den Adern Deiner Brüder
Neben Dir wässerst.

Das Ilsethal, das uns nach Ilseburg führte, ist außerordentlich schön und die Ilse stürzt in malerischen Wasserfällen durch dasselbe hin vom Brocken in die Ebene nieder. Wir begegneten im Ilsethale unzählichen Menschen aus Ilseburg, die in die Hochebene auf Feldarbeit gingen. Es ist hier Brauch, Brockenreisende um eines Trinkgeldes willen anzubinden. Doch geben sich nur Kinder, besonders Mädchen damit ab, denn der Ältere hält so etwas als echter Bewohner des Nordens unter seiner Würde. In dieser Thalschlucht wachsen sehr schöne Lerchenbäume. Von den vielen Meilern darin wird die ganze Gegend wiewohl nicht unangenehm auffallend, mit einem feinen Kohlendampfe erfüllt. Es gibt hier besonders unter den Frauen so viel freundliche Gesichter wie überall wo Bergbau stattfindet. Die Männer im ganzen Harze, namentlich im preußischen, einem großen Theile des braunschweigischen und dem anhältischen haben dagegen durchaus nichts Angenehmes in ihrem Wesen, und ich nehme nur diejenigen im Hannöverschen und Braunschweigischen aus, die platt sprechen, denn dieser ganze Volksstamm hat etwas äußerst treuherziges und biederes, ja sogar viele Naivetät. Die Erscheinung, daß von den Bewohnern eines

ganzen Landes das männliche und weibliche Geſchlecht ſelbſt nicht die leiſeſten Grundzüge eines und deſſelben Nationalcharakters äußern, iſt mir indeſſen noch nirgend ſo auffallend entgegen getreten, als in Böhmen, wo es unter den Frauen der Czechen ſo viele und ſo höchſt bedeutende Schönheiten giebt, ja ſogar die Häßlichkeit in ihrer Art als charakteriſtiſch ſchön wird, das männliche Geſchlecht jedoch, das äußerlich verkümmertſte iſt, was ich jemals geſehen habe. Die uralte Sage von der Weiberherrſchaft in Böhmen hat ihren tiefen Grund.

Den Ilſenſtein, von dem man eine ſo herrliche Ausſicht haben ſoll, beſtiegen wir aus Gedankenloſigkeit nicht, und ich habe es dann bereut. Unter ihm wähnte ich das Geſpenſt, die ſchöne Ilſe, auf einer feuchten bemoosten Felſenplatte zwiſchen zwei ſchäumenden Waſſerfällen inmitten des Baches ſitzen zu ſehen. Ihre glänzenden Glieder troſen noch vom Bade, und wetteiferten mit dem ringsum ſie aufziſchenden ſchneeigen Waſſerſchaum an Weiße.

Die maigrünen Laubbüſche, mit dem Perlenſchmucke des Morgenthaues, in dem ſich die luſtigen Frühſtrahlen der Sonne ſpiegelten, und die ſie ſpielend durchglitzerten, nickten und neigten ſich vom Rande des Bächleins zu ihr nieder, gleich wie um ſie dem Auge des Späthers zu verbergen. Ihre Hand kämmte das lange, aus goldnen Sonnenſtrahlen geſponnene Haar, das ihren marmornen Schultern naß anlag, und ihr verführeriſches ſchilfgrünes Auge ſah lockend, wie die Fluth des Gießbaches, den ſie behütet, zu uns auf. Aber mich wenigſtens gewann es nicht, wenn es mich auch bewegte, denn mein Herz war im Harzgebirge ſchon vergeben, und zwar an die ſchöne Waldnymphe des Selkethals. Die Sage geht von der ſchönen Ilſe allerdings,

ſie ſchlöſſe allmorgentlich beim erſten Sonnenſtrahl den Ilſeſtein auf und ginge in's Thal hinunter, wo ſie ſich in ihrem kühlen Bache bade und ihr Haar kämme. Was ſie indeſſen von dem ſündfluthlichen Urſprunge dieſer Fei ſonſt noch wiſſen will, halte ich für einen modernen Zuſatz, wenigſtens dürfte es um die Erzählung, wofern ſie ja älteren Urſprungs wäre, doch anders beſchaffen ſein als ſie ſich in Ottmars Volksſagen vorfindet.

In der Schenke vor Ilſenburg trafen wir einen widerwärtigen Menſchen an, der über alles raiſonnirte und nur Sachſen, das Königreich Sachſen, wo er einmal geweſen war, mit dem ewigen Refrain lobte:

Sachſen iſt ein gut Land. Da ſchmiert man auf jeden Häppen Brod ein Stück Butter. Da hat mir's gefallen. Ich dachte dabei, daß es wohl auch mit dem Patriotismus mancher Leute keine andere Bewandtniß haben mag.

Der Weg von Ilſeburg hierher geht größtentheils durch anmuthige Laubwaldung am nördlichen Abhange des Gebirges hin. Wir verirrten uns wieder einigemale; aber daran ſind wir gewöhnt, und in ſolcher Gegend geht man eben niemals um; der Quellen ſind unterweges im Walde überall und wir trinken aus jeder. So ſind wir dann zu Mittag hier angekommen und wollen jetzt, um fünf Uhr Abends bald weiter nach Goslar aufbrechen. Wir trafen hier einen ehemaligen Göttinger Studenten, ich glaube aus Blankenburg gebürtig, an, der bei den Göttinger revolutionären Unruhen mit betheiligt geweſen und deshalb außer Landes geflohen war, wo er dann, wie er ſagte, als Soldat mehrere Jahre lang bei der Fremdenlegion in Algier gedient hatte, und jetzt nach ſeiner Heimath zurückkehrte. Er ſah zerlumpt und ſchmuzig aus, wie der ärmſte Bettler, war ſchwarz gebrannt

wie ein Mohr und verſicherte uns: Sein Herzog werde ihm zwar ein ſchiefes Geſicht machen, indeſſen, wie ſchlimm es ihm auch ergangen, ſo ſei er doch vergnügt, ſich in der Welt umgeſehen zu haben. „Omnia sua mecum porta!“ meinte er, lächelnd auf ſeine Lumpen zeigend, um uns recht bündig zu beweiſen, daß er ſein Latein noch nicht verlernt habe, dann fügte er hinzu: „Ça ira! Sac Christi! Die Weltgeſchichte iſt das Gericht, ſagt Schiller, auch ich war in Arcadien! Ah, mon dieu!“ Iſt nun ein ſolches Gemiſch von Ignoranz und Landſtreicherweſen nicht für unſere deutſchen Demagogen höchſt bezeichnend?

Dicht hierbei auf dem Berge lag ſonſt eine der älteſten und berühmteſten Harzburgen, die viel von den deutſchen Kaiſern bewohnt, und des öfteren zerſtört und wieder aufgebaut wurde. Heinrich der Finkler erbaute ſie zuerſt gegen die Hunnen. Heinrich der Vierte ſtellte ſie am prächtigſten her; und in den letzteren Zeiten ihres Beſtehens war ſie in den Händen von Raubrittern. In heidniſcher Zeit befand ſich an ihrer Stelle ein Altar des Krodo, des Gottes des Ackerbaues, und im ſiebzehnten Jahrhunderte war ſie auch lange Zeit ein Wallfahrtsort, wegen eines wunderthätigen Marienbildes in der Burgkirche, das aber ein Herzog von Braunſchweig am Ende wegnehmen ließ, weil damit, wie es hieß, Unfug getrieben worden war. Jetzt ſtehen nur noch unbedeutende Ruinen von ihr da, die wir bei der drückenden Sonnenhitze natürlich nicht erkletterten. Die letzten Bewohner der Harzburg waren, wie ich ſo eben einem Buche entlas, das in der Gaſtſtube lag, ſonderbar genug, zwei alte Leute, Bruder und Schweſter, genannt Burg Hans Jürgen und Burg Mieke, die jetzt lebende Leute des Ortes noch gekannt haben. Der Bruder beſchäftigte ſich mit

Waldarbeiten, die Schweſter mit Abwartung ihrer zwölf Katzen und mit der Hüthung ihrer Kühe. Sie bewohnten ein mitten in den Ruinen der alten Burg hergeſtelltes Gemäuer, die ehemalige Wohnung eines Forſtaufſehers, und benutzten den Raum um und neben ihrer Behauſung, ſo wie auch den ſogenannten Finkelheerd des Kaiſers zu Wieſe und Acker. Sie waren beide als unehrlich berüchtigt und das Weib ernährte ſich ſonderlich dadurch, daß junge Bürgermädchen aus der Stadt, die etwa einen Fehltritt begangen hatten, zur Nachtzeit zu ihr kamen und deſſen Folgen insgeheim bei ihr abzuwarten pflegten. Als ihr Unweſen endlich allzuweit ging, vertrieb man ſie und zerſtörte das Gemäuer gänzlich. Der Bruder ſtarb 1757, drei und ſechszig Jahr, die Schweſter 1775, neun und ſechzig alt, beide in äußerſter Dürftigkeit. Iſt das nicht eine merkwürdige Parodie der großen Vergangenheit? Der Berg iſt von einer Seite ungemein ſteil und hoch, auf der anderen dacht er ſich zu einem zweiten niedrigeren Gipfel durch einen Rücken ab. Es ſind nur noch wenige Mauern darauf übrig, die Buſchwerk und eine Gruppe Birken umgibt.

Ich ſchließe dieſen Brief und werde ihn in Goslar auf die Poſt geben, wo ich den fünften zu beginnen meine. Adieu.

Fünfter Brief.

Goslar, den 10. Juni, früh.

Wir gingen bis hierher etwa zwei und eine halbe Stunde, wiewohl die Entfernung Goslars von Harzburg als gröſser angegeben wird; die Stunden hier zu Lande ſind aber klein und bereiten alſo dem Reiſenden immer angenehme Ueberraſchungen. Der Weg zieht ſich fortwährend am Fuſse des Gebirges durch anmuthige Waldungen hin. Es iſt uns auffallend, im Abſtande gegen Sachſen, daſs wir auf unſerer ganzen Wanderung durch den Harz, bis jetzt noch keine einzige Akazie angetroffen haben. Man ſcheint alſo dieſen holzloſen Baum, den man in Sachſen ſo zur Ungebühr oft anpflanzt, hier glücklicherweiſe noch gar nicht zu kennen, oder was noch beſſer wäre nicht zu lieben.

Goslar liegt mit ſeinen vielen Thürmen düſter und ehrwürdig in einer Thalfläche. Auch die Gegend umher iſt ſehr ernſt. Auf dem letzten Hügel vor der Stadt hatten wir uns gelagert, um aus einem Quelle zu trinken. Ein Handwerksmann kam mit ſeiner Familie, ſeiner Frau und ſeinen drei kleinen Kindern, von denen eines noch an der Mutterbruſt lag, wahrſcheinlich von einem Beluſtigungsorte

im Okerthale zurück, an uns vorüber. Die junge Frau rief M., der eben am Bache ſtand und ſein Glas vollſchöpfte, zu, ihr einen Trunk daraus zu gönnen, ſie ſei halb verdurſtet. Er gab es ihr hin und nun trank ſie und die ganze Familie eines nach dem anderen. Zuletzt brachte der Mann den Becher wieder und fragte in Hinſicht auf unſere Torniſter und Staubmäntel, und zwar trotz des verlegenen Einredens der klügeren Frau, von welcher Profeſſion wir wären? indem er uns augenſcheinlich aus Dankbarkeit für den Trunk in ſeine Protektion zu nehmen geſonnen war. Ich gab ihm aber zur Antwort auf ſeine Frage die Verſicherung, daß wir auf unſerer Wanderſchaft auf keine andere Weiſe als mit Worten zu fechten pflegten. Goslar hat eine liebenswürdige Alterthümlichkeit und enthält viele uralte Häuſer. Das Gaſthaus zum römiſchen Kaiſer iſt vortrefflich und verkündet ſchon durchaus niederſächſiſches Weſen. Wie ſchade, daß man die ſchöne alte Reichsſtadt einem ſo undeutſchen Staate wie Hannover überlaſſen hat!

Ich möchte ſchwarz vor Aerger über mich werden, wenn ich es nicht ſchon vom Sonnenbrande geworden wäre, daß ich meinen verkehrten Anordnungen zu Folge abermals keine Briefe von Dir vorfinde. Aber die Zeit iſt eben zu kurz, bei dem langſamen Poſtenlaufe war es unmöglich, daß Dein zweiter hierher adreſſirter Brief ſchon da ſein konnte.

Mittags.

Wir fuhren heute früh im Rammelsberge, dem älteſten deutſchen Bergwerke an, und zwar in angenehmer Geſellſchaft mit einer liebenswürdigen hochgebildeten Dame, und deren zwei Nichten und Neffen, nehmlich Bruder und Schweſter, Braut und Bräutigam. Leider gehen ſie nach

der Reſtrappe, wo wir ſchon waren, und wir nach Clausthal, woher ſie kommen, ſonſt genöſſen wir länger des Vergnügens mit ihnen zu ſein. Auch ſie bedauerten es, daß unſere gegenſeitige Bekanntſchaft von ſo kurzer Dauer ſein ſolle. Das Befahren des Berges währte vier Stunden, und wir hatten vielen Spaß mit den Damen, inſofern ſich die Braut durchaus nicht entſchließen konnte, männliche Kleider anzulegen, um mit anzufahren. Der Rammelsberg hat im Innern ſehr hohe weite Räume wie große gewölbte Säle. Wir begingen einen Stollen, der neunhundert Jahre alt war. Die Ausbeute des Rammelsberges überſteigt jetzt nicht die unbedeutende jährliche Summe von dreizehntauſend Thalern. In theuren Jahren wird bedeutend zugebüßt. Die edlen Metalle, inſonderheit das Silber, finden ſich in ſo feinen Körnern ſo ſparſam in dem überaus harten Geſteine vor, daß es ſich nicht lohnen würde, wenn man es klopfen wollte und könnte. So hat man nun aber den alten Ausweg beibehalten, die Erze in den Gängen, wie man ſagt, mit Feuer zu beſetzen, das heißt, durch große Maſſen Holz, die man daran verbrennt, das Geſtein zu erweichen oder aufzulöſen. Sonſt ſchliefen die Bergleute hier auch in den Gruben und kamen nur alle Wochen einmal an das Tageslicht, was ihrer Geſundheit gar nicht nachtheilig geweſen ſein ſoll. Man thut am beſten, des Sonnabends hier anzufahren, wenn regelmäßig gebrannt wird, die ungeheuren Flammen in den unterirdiſchen Gewölben müſſen einen impoſanten Anblick gewähren. Der uns führende Geſchworne Lehmann war ein freundlicher gebildeter Mann. Er erzählte uns Einiges was mich ſehr intereſſirte von einer Anfahrt des elenden Königs von Weſtphalen, zu deren Beſuche die Stollen und Schachten, durch die er gekommen

war, mit Teppichen ausgehangen und mit grünen Reisern ausgeschmückt worden waren. Ist nun ein solch geistloser Gedanke nicht charakteristisch für einen Hofmarschall, von dem er doch wohl ausgegangen, indem eben das ganze Sinnen und Trachten der meisten Hofleute nur dahin gerichtet steht, den Fürsten die wenigen wahren Freuden, die sie in der Welt haben können, zu verkümmern? Ein Fürst fährt in ein Bergwerk, natürlicher Weise um ein Bergwerk zu sehen, und was zeigt man ihm darinnen? einen tapezirten Koridor und Laubwerk, was er allstündlich in seinen Gärten sieht, es ist unglaublich! Es ist Schade, daß solche Führer, auch mit dem guten Geschwornen war es der Fall, einem immer nur Dinge sagen und erklären, die man nicht wissen will und nicht versteht. Die Leute können sich so gar nicht an die Stelle von Laien versetzen und gerade das was dieselben nach ihrem Dafürhalten am meisten interessiren müßte, ist ihnen ganz gleichgültig oder unfaßlich. Das Sehenswürdigste im Rammelsberge waren mir die Stellen in den Stollen, worinnen sich der Vitriol rings umher an den Wänden in grünen durchsichtigen Krystallen wie Eiszapfen angesetzt hatte, und, im Schimmer der Grubenlampen erglänzend, den Anschein eines Feenpallastes dem uralten Felsengeklüfte mittheilte.

Unsere beiden Damen, die alte ehrwürdige, noch lebenskräftige Tante, die eine unerschöpfliche heitere Laune besitzt, und in Folge dessen, daß sie, nachdem sie früher in der großen Welt gelebt, jetzt seit Jahren schon als Witwe einen ländlichen Aufenthalt derselben vorgezogen hat, die feinste Sitte mit der Derbheit und natürlichen Anmuth der Landbewohner verbindet, und die eine Nichte, die Schwester, nahmen sich in der männlichen Bergkleidung sehr komisch

aus. Diese Erstere lebt bei der Tante auf dem Lande, deren Luft ihre Gesichtsfarbe etwas gebräunt hatte, und legte deswegen keinen so entschiedenen Werth darauf hübsch zu sein, sie zog ohne Widerrede die Grubenkleider an, weil sie sich nichts daraus machte, einmal entstellt zu erscheinen, obwohl sie so gerade am hübschesten war. In ihrem Landleben kletterte sie unzählige Male in die Hühnersteige oder in den Taubenschlag empor und stieg daher rüstig in die Tiefe. Die weiße Braut hingegen lebte in der Stadt und fürchtete sich, zu fallen oder gar, in den schmuzigen groben Gewändern, ihren Bräutigam zu misfallen. Sie blieb oben, und setzte sich unter die dreihundertjährige Linde neben der Halle, die schönste und größte Linde, die ich noch jemals gesehen habe, und die mit einem wahren Walde von Aesten, Zweigen und Laub weit um sich her Schatten und Kühlung verbreitet. Wir fuhren mit dem Geschwornen und einem Bergmanne unser acht in die Grube an, Viere trugen Lichter, vor mir ging der Bergmann mit Licht und vor diesem die Schwester. Hinter mir kam M. mit einer Lampe, die öfters ausging, so daß mein Bergmann immer zurückblieb um sie ihm wieder anzuzünden. Die anderen, bis auf den Bruder, der M. folgte, waren voraus, und ich benutzte dann immer das Erlöschen der Lampe, um im Dunkeln der Schwester nachzugehen und mich mit ihr zu unterhalten, in deren gefühlvolles braunes Auge mit dem milden Weiß darinnen, man so gern blicken mochte.

Hätte ich ihr doch beinahe gewünscht, was Eduard Ottilien, als er mit ihr auf jenem Spaziergange zur Mühle dem Hauptmanne und Charlotten vorangeeilt war.

Als wir endlich unter Lachen und Scherzen wieder an das Tageslicht kamen, da lag vor uns auf dem entfernteren

Vergrücken die weiße ſchöne Braut unter einem Roſengebüſche im freien Felde und ſchlummerte. Der Bräutigam eilte mit beflügelten Schritten zu ihr hinauf und weckte ſie. Da ſchlug ſie die Augen auf und erröthete, denn ſie ſahe zu ihren Füßen vor ſich die Stadt liegen und glaubte, was ſie vorher nicht bedacht hatte, in ihrem Schlummer von unten beobachtet worden zu ſein. Sie hatte geträumt wie ſie ſagte, was? wollte ſie nicht ſagen, alſo doch wohl von nichts andereren als vom Eheſtande, der ihr nicht drückender werden möge als dieſer Traum! Wir neckten ſie damit, ſie ſei in dem Gebiete des Berggeiſtes entſchlummert und derſelbe habe ihr im Traume Bilder ihrer Zukunft gezeigt, was ſie alſo geſehen habe, das werde dereinſt in Wahrheit übergehen. Sie hatte das Rauſchen des Berggeiſts in der Erde vernommen, wenn die Ungläubige gleich es für das des Getriebes annahm. Ich möchte die beiden lieblichen Mädchen wohl mit Wieſenblumen vergleichen, beide ſo friſch und unverfeinert, und auch in ihrer Toilette waren ſie nicht ſorgſamer als es etwa eine von keinem Gärtner gepflegte Wieſenblume zu ſein ſcheint, und dennoch ſtanden ihnen die kleinen Nachläſſigkeiten gut an.

Wir frühſtückten nach der Anfahrt mit unſeren Damen in dem Garten des Hotels, und beim Frühſtück richtete ſich zwiſchen mir und der Tante ſogleich eines jener adlichen, ſo gewöhnlichen Familiengeſpräche ein. Du weißt, ich bin weit entfernt, ein Freund ſolcher im Allgemeinen geiſt- und zeittödtenden Unterhaltungen zu ſein. Aber es gibt eben Fälle, wo ſie behaglich werden und Stimmungen, wo man zu ihnen ſeine Zuflucht nimmt, um ſeine Gedanken durch ihre Vermittlung ausruhen zu laſſen. Auch war es natürlich, daß wir darauf kamen, da wir gegenſeitig von unſeren Familien

Kenntniß zu erlangen wünschten. Es währte gar nicht lange und wir hatten einen Kreis von gemeinschaftlichen Bekannten oder von Verwandten durchlaufen, durch deſſen Auffindung wir, trotz dem, daß wir vorher nicht das mindeſte von einander wußten, in Bezug auf Herkommen und Familie ſo vertraut mit einander geworden waren, als hätten wir Jahrelang zuſammen an einem und demſelben Orte gelebt. Als die Tante einen Augenblick den Rücken gewendet hatte, fragte mich die braune Nichte ganz verwundert, ob wir uns denn ſchon vorher gekannt hätten, da wir von ſo vielen gemeinſamen Bekannten geſprochen? Ich verneinte es lächelnd und erklärte ihr dieſe harmloſen Verſchlingungen der deutſchen Adelskaſten, denn ſie hatte einen bürgerlichen Vater und daher eigentlich nie etwas von dem Bande erhört, was auf die genannte Weiſe alte deutſche Familien mit einander verknüpft. Wenn man aber in erwachſenen Jahren auch noch ſo wenig Notiz davon nimmt, ſo vergißt ſich etwas doch nicht leicht wieder, das man in der erſten Jugend im elterlichen Hauſe und von Verwandten ſo oft hat beſprechen hören.

Nach dieſem Geſpräche war die alte Dame mit mir en gâye de connoissance, ich ſchien ihr Vertrauen erworben zu haben und ſie war wo möglich noch liebenswürdiger gegen mich als vorher. Sie war in frühern Jahren viel gereiſt und gab mir einige gemüthliche Schilderungen aus Italien. Nach dem Frühſtücke machten wir mit einander einen Spaziergang durch die Stadt, ich führte die Matrone, und wir ſprachen über häusliche Verhältniſſe. Da lernte ich ihre Anſichten abermals von einer wahrhaft ſchönen Seite kennen, und ſie äußerte namentlich über die Verhältniſſe der Herrſchaft zur Dienerſchaft, in denen es zu wünſchen wäre, daß

die alte gute Sitte, die letztere mehr als Mitglieder der Familie anzusehen und auch mit an den Familientisch zu ziehen, von neuem wieder in gewisser Beschränkung allgemeiner aufkäme, echt patriarchalische Grundsätze, wie ich sie bisher nur an dem edlen Justus Möser kannte.

Wir ließen uns die alte Kaiserkapelle, den letzten Überrest des Goslarer von Heinrich III. erbauten Stifts, aufschließen, das, wie es heißt, wegen Baufälligkeit abgetragen worden ist. Ob nun diese vermeintliche Baufälligkeit auch in einem anderen kunstliebenden Staate wie etwa Preußen die Zerstörung nach sich gezogen haben würde, muß man jetzt dahin gestellt sein lassen. Das Geschehene ist leider einmal nicht zu ändern und so viel ist auch gewiß, daß man das hiesige uralte Kaiserhaus zu ökonomischen Zwecken verwendet hat. In der Kapelle wird unter anderen ein metallener Altar des Krodo aufbewahrt, der mir wegen seiner kunstreichen Arbeit als ein Denkmal aus der heidnischen Zeit merkwürdig war. Dieser Altar ist derselbe, der sonst auf der Harzburg stand, man hat indessen seine Echtheit doch in Zweifel gezogen. Die Franzosen hatten ihn 1807 nach Paris abgeführt.

Als wir wieder zu Hause ankamen, nahmen wir halb und halb von einander Abschied und die Damen rüsteten sich zur Abfahrt. Indessen wollten sie noch das nahe Okerthal sehen, durch das unser Weg uns führte, und so gaben wir uns dort ein Rendezvous. Wir sind nunmehr auch soweit fertig und ich breche hier ab, da wir ihnen alsobald zu folgen gedenken.

Clausthal, am Abend.

Gleich am Eingange des Okerthales begegneten wir dem Wagen unserer Reisefreunde, die mit der Fahrstraße

ſigen bedeutenden Umweg hatten machen müſſen und alſo mit uns Wanderern auf dem Fußſteige zu gleicher Zeit eintrafen. Sie ſtiegen ſämmtlich aus und hatten ſich einen Führer mitgebracht, der ſie dann gleich auf mehrere Höhen führte. Die braune Nichte ſah noch reizender aus als vorher im Berghabit. Sie hatte andere, etwas ſorgfältigere Toilette gemacht und war ſehr aufgeregt, indem ein immerwährendes aus innerer Freudigkeit entſpringendes ſtilles Lächeln auf ihrer Stirn ſchwebte. Dieſes gefühlvolle Mädchen verrieth überhaupt Anlagen und Charakter. Die höhere Kultur des Geiſtes, auf die man jetzt theils mit Recht, theils mit Unrecht ſo vielen Werth legt, ging allerdings vielleicht ihr ſo wie der weißen Haut ab, welche ſich ihrerſeits an inneren Vorzügen nicht mit ihr meſſen konnte; dieſen Mangel erſetzte aber eben eine gewiſſe Intelligenz, die bei zweckmäßiger Anleitung einen weiblichen Geiſt ſo bald ausbilden kann. Was hilft es ſo z. B. einem jungen Mädchen, gleich wie gegenwärtig ſo viele tauſende einige Tänze und ſeiltänzernde moderne Muſikſtückchen mit Fertigkeit auf dem Klaviere abtrommeln zu können. Sie vermag damit höchſtens hie und da eine große Geſellſchaft zu langweilen oder ihre Nachbarn zur Verzweiflung zu bringen, und legt es in ſpätern Jahren gleich an der Schwelle des Eheſtandes nieder; wie denn ja eben ein fruchtbares lebendiges Talent zur ernſten Muſik etwas äußerſt ſeltenes iſt. Oder welchen Vortheil zieht ein junges Mädchen etwa daraus, daß ſie mit Geläufigkeit etwas Engliſch und Italieniſch neben ſchlechtem Franzöſiſch plaudert; ſie kann ſich allenfalls von den jungen in Deutſchland reiſenden Engländern Albernheiten in der Urſprache ſagen laſſen, kann eine Dichtung von dem gerühmten Byron leſen, den unſere hochgebildeten Damen

und Mütter für weit unschuldiger als den deutschen Göthe halten, kann endlich eine italienische Opernarie verstehen; aber das ist auch alles was sie auf die kurze Frist der Jugendjahre davon hat. Und verlohnt dies all des Aufwandes von Zeit und Geld, den es gekostet hat, oder trägt es zu ihrem eigenen Glücke und zu dem ihrer späteren etwaigen Häuslichkeit auch nur das Mindeste bei? Die meisten unserer eleganten Damen, und welches Frauenzimmer rechnet sich gegenwärtig nicht zu dieser Klasse! sind nicht einmal im Stande ihre deutsche Muttersprache richtig zu sprechen und zu schreiben, wissen von vielen unserer wahren deutschen Dichter, etwa mit Ausnahme Schillers, nichts, und welche andere gründliche Kultur würde der Umgang mit diesen Geistern, zumal mit Göthe, im Gegensatze zu jenen Schnurpfeifereien dem ihrigen verschaffen. Deswegen sage ich eben, daß auf eine frühzeitige Kultur des Geistes junger Mädchen gar nichts ankommt, wenn man sie nur ohne Prüderie sittlich rein erhält und sie zur Liebe für die Häuslichkeit und zum Verständniß derselben gewöhnt, insofern als die Bildung des Herzens bei einer Frau die Hauptsache ist.

Die Mädchen nahmen unsere Stöcke, wir ihre Sonnenschirme, und wir erfüllten abwechselnd die Pflicht, die liebenswürdige Matrone bergauf zu geleiten. Von den beiden jungen Männern war der Bruder noch Student und eine treuherzige Natur, die auch an dem Bräutigam eigentlich nicht zu verkennen war, nur daß sein ihm bevorstehender Ehestand bereits eine merkliche Kruste von philiströser Eifersucht rings um sie anzusetzen schien, die ihm freilich mancher vielleicht nicht verdacht haben würde, wenn er auf die kleine Flatterhafte mit ihrer lebhaften Naivetät hingesehen hätte.

Sie wollte ſich auf den Felſenklippen wahnhaft machen, wie eine moderne Ilſe; ich erzählte ihr aber Spukgeſchichten von Berggeiſtern, die ſie doch ein wenig zweifelhaft an ihrem leichten Jugendſinn werden ließen.

Bergab führte ich die Schweſter; ihr Arm ruhte um des ſteilen Abhanges willen feſt über dem meinigen. Sie glühte vor Erhitzung, wir waren den Anderen weit voraus, denn wir kamen oft in den Schuß und ſprangen dann eine Strecke lang von Fels zu Fels, und die alte Dame mußte zu wiederholtenmalen ausruhen, während das Brautpärchen zurück geblieben war, wie es ſchien in einer kleinen verſöhnenden Erklärung begriffen, zu deren Rechtfertigung es hinreicht, zu ſagen, daß der Augenblick, da ſich unſere beiderſeitigen Wege von einander ſchieden, immer näher heran kam. Da ſtanden wir auf einem Abſatze des Berges ſtill, um Athem zu ſchöpfen, kein Lüftchen, kein Laut rührte ſich in unſerer Nähe. Bäume, Gräſer und Geſtein lauſchten gewiſſermaßen voller Neugierde auf uns, vielleicht weil ſie uns für ein neues Liebespaar anſahen, die ferne Landſchaft lag im bläulichen Sonnenduft vor uns und lachte hie und da durch die dünneren Gruppen der hohen Tannen unſeres Berges hindurch. Meine Begleiterin kritzelte mit meinem Stocke im Sande vor ſich und hielt die Augen zu Boden geſchlagen. Ich genoß des Augenblickes ſchweigend und prägte mir das liebliche Bild tief in die Seele ein. Da ſagte ſie mit einemmale zu mir kaum hörbar, ohne das Auge zu erheben, daß die heutige Bergfahrt ihr unvergeßlich bleiben werde, fügte aber ſogleich hinzu: Wir waren alle ſo heiter geſtimmt. Ich geſtehe, ich mußte lächeln, denn ich hatte dieſe Aeußerung kommen ſehen. Indeſſen erwiederte ich darauf aus mancherlei Gründen nichts. Ich weiß nicht, ob

mich meine Ehrlichkeit daran abhielt es zu thun, da ich eben meines wankelmüthigen Herzens und ſeines eigentlichen Verhaltens in dieſer Angelegenheit für die Gegenwart wie für die Zukunft nicht recht gewiß war, und es verſchmähte, den ſchönen Moment durch eine Unwahrheit zu entweihen. Gewiß iſt es aber, daß ich gar nicht daran dachte, ob etwas zu erwiedern ſei. Ehe ich mir alſo noch bewußt wurde, daß ich die Gefahr lief, unhöflich zu ſein, befreite mich daraus der Bruder, der uns unbemerkt herangekommen war, und auf einmal von hinten ſeine Arme auf ihre Schultern legte und ſie traulich fragte: Biſt Du müde, Schweſter, Dir fehlt doch nichts? — Das zarte Mädchen beſann ſich raſch, ohne etwa überraſcht zu ſcheinen, die Anderen kamen zu uns heran und jetzt hatten wir auch den Fuß des Berges wieder erreicht, von dem ſie rechts ab zurückgingen, wir hingegen das Okerthal aufwärts zu wandern hatten. Wir ſchüttelten dem guten Menſchen die Hände und nahmen Abſchied, und die Matrone rief uns noch von Weitem zu, ſie hoffe uns vielleicht in Andreasberg wiederzuſehen, indem ſie uns auf unſerer Weiterreiſe viel Vergnügen wünſchte. Ich dachte bei mir: der Wunſch würde am ſchönſten erfüllt, wenn wir euch wieder begegneten, vermochte es aber in Folge eines unglücklichen Mangels an Geiſtesgegenwart, der mir angeboren iſt, nicht auszuſprechen.

Was nun jenen leiſen Moment anlangt, ſo ſind doch ſolch unausgeſprochene Seelenbündniſſe durch Ahnungen, ſolch augenblickliche Begegnungen des Menſchlichſten in uns, der eigentliche Schaum des Lebensgenuſſes, und eben durchaus an ſich ſelbſt ſchön und genügend, weil daraus dauernde Verhältniſſe weder entſtehen können noch dürfen. Es iſt keinerlei Verrath dabei, ſich einander ſo flüchtig wie Schmetter-

mige Träumen die Seele zu küſſen. Ich bedauere den Menſchen, der dieſes leichte Leben und ſeinen leichten Sinn nicht kennt. Das wahre dauernde Leben der Liebe gewinnt doch nur erſt dadurch ſeinen Werth und ſeine Bedeutung, daß es die unſchuldigen Spiele der Einbildungskraft um ſich zuläßt. Wer ſie nicht kennt, kennt auch jenes nicht, iſt zu ſpröde dazu.

Durch den guten Rheinwein im Hotel von Goslar, zumeiſt aber durch die erheiternde Geſelligkeit in eine höhere Stimmung verſetzt, wanderten wir mit einem gewiſſen Naturübermuth weiter. Unſere Unterhaltung betraf natürlich die Damen und wir führten ein recht tief in das Innere eingreifendes Geſpräch, wie man deren ſelten ohne die günſtigſten Einwirkungen der Außenwelt mit einem Freunde herbeizuführen vermag. Ich fühlte mich während deſſen gleichſam mit der Natur aufgegangen und meinte zuweilen wohl, ſie ließe ſich in dieſer beſeligenden Schönheit unſerer Umgebungen wie zu perſönlichem Umgange zu uns herab.

In der That, ich weiß nicht wie mir hier im Harze zu Muthe iſt. Ich denke manchmal, wenn ich meine Gefühle ſo für Dich niederſchreibe: Biſt du denn auch trotz deines Entzückens, noch bei kalter Ueberlegung und Urtheilskraft? Und wenn das der Fall iſt, wie geht es zu, daß man dieſe ſchönen Gegenden nicht mehr als geſchieht beſucht, anpreiſt und anerkennt?

Die Phyſiognomie des Harzes in dieſem Frühlinge, auf dieſer unſerer wahren Reiſe in den Frühling würdig zu ſchildern iſt unmöglich. Alles quillt, duftet, rauſcht, grünt und ſingt! Wo nur ein neues Wagengleis bergabwärts ſich bildet, da rinnt auch gleich eine Welle aus dem Boden hervor mit hinunter. Dieſe Berge und Auen mit ihren von

zahllosen Quellen bewässertem unerforschlichem lichten Grün sind eine wahre Heilanstalt für die Augen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht zwingt das Auge unablässig in dieses frische, wohlthuende Grün hineinzusehen, es kann sich nicht wieder davon abwenden, es fühlt sich gedrängt, sich immer tiefer und tiefer hinein zu versenken.

Um Dir einigermaßen meine Stimmung an diesem Nachmittage zu versinnlichen, mögen hier einige Phantasien, Bilder oder Gedanken stehen, die mir an ihm allmählig durch die Seele zogen.

Auf der Erde ist alles Frühlingslust, Jubel und Leben, alles grünt und schwillt; der Himmel darüber wird mit einem trüben Wolkenschleier umhüllt. Ein lauer Westwind stürmt einher. Die Sonne blickt nur mattäugig hervor und strömt eine tiefe, erheiternde Ironie herab, die in der Seele neben der Lust die Wehmuth erweckt. Es ist als ob diese jene verspotten und der Himmel den vergangenen Winter auf Augenblicke parodiren wollte, um den Frühling zu ergötzen.

Wenn die Erde aus dem langen Winterschlafe aufwacht, so streckt sie die grünen Arme immer höher von Gräsern zu Sträuchern und Bäumen sehnsuchtsvoll nach ihrem Bräutigam, dem Frühlinge empor und er senkt sich in den lauen Lüften zu ihr aus dem Himmel nieder und küßt sie, daß ihre bleichen verlangenden Lippen, die Bachesränder der Wiese, ergrünen, wie den liebeskranken wie Abendsonnenschatten blassen Mund der zärtlichen Braut, die nach dem Geliebten schmachtet, auf die Berührung seiner Lippen purpurne Röthe aufsteigt.

Wenn die Seele schmerzlich, freudig oder poetisch erregt, so ist sie gewissermaßen erst für Kunst oder Naturgenüsse

gestimmt. Wenn schmerzlich für Musik, wenn freudig für bildende Künste, wenn poetisch für Natur.

Dann legen sich Natur und Kunst in den Momenten ihrer reinsten Erscheinung um die Seele wie eine Flamme um einen Gegenstand, den sie verzehrt. Sie verzehren die Seele, lösen sie in ihr Element, ihre Bestimmung, in das All, in Schönheit oder Poesie oder wie man sie nennen will auf, geben ihr auf einen Augenblick den seligsten Tod, den sie dereinst auf immerdar haben soll.

Wie unendlich wohlthuend ist Musik bei Schmerz. Die Töne reihen sich an die Seele wie ein holdes blondes Kind sich an die Mutter drückt, der es ordentlich an das Herz greift, wie sie es liebt.

Seine Locken ringeln sich über sein Angesicht, und das blaue Auge lacht hindurch. Es küßt die Mutter und schmiegt sich an wie Flötentöne, schmeichelt mit zärtlichen, schelmischen Tönen wie Violinen.

Musik, Malerei, Poesie und Natur wirken im Grunde nach denselben Gesetzen dasselbe auf das menschliche Gemüth, und wenn man nur die Sprache einer jeden verstehen will, so verschwimmen sie in einander in den höchsten Beziehungen. Aus den Tönen heben sich Bilder, Gestalten, große Gedanken hervor, die sich wie Wolken zusammen ballen; aus der schönen Natur erschafft sich Alles. Im Gedicht muß man Wohllaut, Musik und plastische Gestaltung erkennen. Aus Gemälden erklingen Töne, ja manche Bilder sind ganz Musik, und nicht ohne Musik zu verstehen, wie die Correggios. Bäume, Gräser und Blumen neigen sich oft wie Töne zu einander, oder umgekehrt. Oder aus einer Gegend

gruppirt ſich dem Maleraugе ein großes hiſtoriſches Gemälde heraus. Ja, die Natur ſpricht in Verſen und converſirt, wenn der Mond in den Bach ſcheint, wenn die Gipfel der Bäume freundlich dazu hinein nicken und ſich beſpiegeln, wenn die Sterne am Himmel glihern wie Glühwürmer in Büſchen. Der Quell plaudert dann, der Wind politiſirt und erzählt ernſt aus der Ferne große Weltbegebenheiten. Der Sand knirſcht unter den Füßen des Wanderers und die handfeſte Finſterniß der Nacht brummt oder macht ihn mit Schauergeſchichten zu fürchten. Die Roſe blüht laut wie ſüße Mädchenworte. Aus den tollen Wolken purzeln Novellen hernieder mit den wunderbarſten Formen und Fabeln, der Mondſchein durchwebt ſie mit ſilbernen Liedesliedern.....

Was dem Lyriker Genuß, iſt dem Novelliſten Stoff und umgekehrt; darin beruht der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen beiden. Ich ſtelle alſo die Worte Genuß und Stoff einander in ſo fern gegenüber, als ſie an die beiden Hauptſeelenſtimmungen des Dichters errinnern, in denen derſelbe entweder nach innen oder nach außen zu ſchafft oder dichtet.

Wie kommt es nur, daß unſere jetzigen Landſchaftsmaler, recht im Gegenſatze zu den alten, nichts als Bilder ohne Gedanken malen. Ihre größten Bilder ſind oft nichts als Studien, Fragmente, bilden kein ganzes Bild. Iſt denn eine Landſchaft ohne Gedanken etwas anderes als eine Dichtung ohne Gedanken? —

Eine Harzreiſe muß man nothwendigerweiſe, wenigſtens meinen Erfahrungen nach, im Frühlinge, ſowie wohl eine

Rheinreise im Herbste machen, diese letztere des Weines, jene des Laubes wegen.

Wir hatten hier bald Gelegenheit wieder einmal recht vom Herzen über die Dummheit der Führer von Profession in solchen Gegenden zu schelten.

Nicht zweihundert Schritte nehmlich weiter als der Ort wo wir unsere Damen verließen, befindet sich die, nach einem daselbst verunglückten unvorsichtigen Studenten, sogenannte Studentenklippe, ein in den Fluß hinein vorspringender mächtiger einzelnstehender Felsblock, auf dem man die entzückenste Rundsicht nicht über das Thal, sondern nach allen Seiten umher in das Thal hat, und von wo sich dem Auge unzählige Bilder vorstellen, deren eines immer schöner und malerischer als das andere ist. Anstatt nun die Reisenden, die sich seiner Diskretion überlassen hatten, hierher auf diesen einzig schönen und schönsten Punkt weit und breit zu führen, führt sie der bequeme Mensch nur auf den nichts besagenden uninteressanten sogenannten Ziegenrücken, ordentlich als ob er sich seinen Spaß mit ihnen machen wollte, und die armen Leute, die einen bedeutenden Umweg des Okerthales wegen gemacht haben, kommen wieder aus ihm heraus, in der Meinung es zu kennen, ohne daß sie auch nur den mindesten Begriff davon gewannen. Es ist unverschämt! Das Okerthal ist etwas Ähnliches, mit Nadelholz von der Natur versucht, wie dasjenige was sie im Selkethale mit Laubholz vollständig erreicht hat.

Auch an mannigfaltigen Abwechslungen gebricht es diesem Thale nicht. Späterhin bei einer Wendung desselben, wirft sich der Weg, der eben hoch über dem Thale auf einem vorspringenden Felsen hingeht, so kühn und plötzlich wieder in dasselbe hinein, daß dadurch die großartigste Wirkung hervor-

gebracht wird, die unſerer vaterländiſchen Natur irgend zu Gebote ſteht. An einem friſchen Quelle, der hier aus einer ſchattigen Felſenſpaltung hervorſprudelt und in das tiefe Thal hinunter in die laut rauſchende Oker fällt, ließen wir uns nieder und kühlten die Glut unſeres Durſtes. Ich machte mir dabei recht entſchieden deutlich, wie doch alles Höchſte in uns, alle ſchönen Gefühle unſerer Bruſt, alles geiſtige Streben, Durſt iſt. Auch die edlere Sinnlichkeit iſt Durſt ſo wie gegenwärtig in mir dieſe Frühlingsluſt. Dagegen iſt alles Verlangen nach groben irdiſchen Genüſſen, ſeien ſie welcher Art ſie wollen, Hunger.

In der Schenke des Dorfes Schulenberg im Okerthale trafen wir einen Mann mit ſeiner Familie, aus Goslar an, der Handel zu treiben ſchien und eine Fußpartie zum Vergnügen dahinaus gemacht hat. Er fing ein Geſpräch mit uns an, gab uns gute Rathſchläge über den uns noch bevorſtehenden Weg und beſchwerte ſich gegen uns darüber, daß in Goslar, wohin er erſt unlängſt fremd gekommen ſei, der alte Reichsſtadtton noch gar nicht aufhören wolle und daß es alſo daſelbſt ſehr kleinſtädtiſch zugehe. Der Mann hatte vielleicht in gewiſſer Art recht, aber er ſelbſt erwieß ſich in ſeinem ganzen Weſen als der ärgſte Kleinſtädter, den es geben konnte, und wollte alſo die Goslarer Kleinſtädterei nur deswegen nicht gelten laſſen, weil es nicht ſein eignes Genre war. Er hatte fünf Kinder bei ſich, drei Mädchen und zwei Knaben. Die beiden Knaben von acht bis zehn Jahren, waren die Ebenbilder des Vaters nnd dabei höchſt pflegmatiſch und maulfaul. Das einzige Lebenszeichen, das ſie von ſich gaben, beſtand darin, über die Witze ihres Papas zu lachen, der ein großer Parleur war, dabei ein arger Pedant und Haustirann zu ſein ſchien und gar gern für

witzig gelten wollte. Sie waren zu diesem Thun offenbar förmlich abgerichtet und sahen uns jedesmal, wenn ihr Papa den Mund aufthat, groß und unverschämt an, um uns zum Lachen aufzufordern, und schienen sich wie über etwas unerhörtes zu wundern, wenn wir bei seinen Späßen ernst blieben. Von den Mädchen waren zwei Ebenbilder der Mutter, an weiblicher oder totaler trostloser Gemeinheit. Dagegen erfreute uns die Wahrnehmung, wie allein auf das dritte der Mädchen, wie es schien, das zurückgesetzteste Kind, offenbar die wenigen edleren Eigenschaften der Eltern übergegangen waren und also nicht verloren gingen, sondern sich zu einem äußerlich wie innerlich liebenswürdigeren Dasein als das der Eltern dieses Kindes war gestalteten. Gott walte über ihm!

Es ist auffallend, ein wie reines accentloses Deutsch selbst die mittleren Stände im Harze sprechen. Wenn man dagegen an das Deutsch auch der ersten Stände in Sachsen denkt! In manchen Harzgegenden verwechselt man, nehmlich gemeine Leute, beständig u mit au und au mit u, so sagt man, Hus statt Haus und Fauß statt Fuß.

Am Eingange des Okerthales, kommt man wie im Selkethale aller zehn Minuten in eines andern Herrn Land, des ungeachtet unterliegt man nicht der mindesten Scherererei, so wie man überhaupt im ganzen Harze nicht nach dem Passe gefragt wird. Auch Bettler haben wir hier zu Lande nirgends gefunden. Eine andere auffallende Beobachtung, die wir machen, ist, daß uns gar kein Wild zu Gesichte kommt, obwohl wir doch nur ausnahmsweise auf anderen als Fußwegen wandern und so oft von allen gebahnten frequenten Wegen abirren. Wir können uns dies nicht recht erklären, denn an Wild kann doch hier unmöglich Mangel sein.

Clausthal liegt auf einer kahlen Bergebene, wo es die fetteſten Wieſen giebt, die ich noch im Harze ſah. Es trägt die Merkmale einer norddeutſchen Gebirgsſtadt an ſich, das heißt, es iſt arm und hat reinliche, mit Schindeln gedeckte Häuſer. Die Stadt beſteht faſt nur aus einer einzigen langen Gaſſe und ſtößt dicht an eine andere ganz ähnliche Stadt, Namens Zellerfeld. Von den Bewohnern von Clausthal wurde uns vorher die Lächerlichkeit erzählt, daß ſie immerwährend zum Fenſter hinaus ſehen. Wir fanden ſie in der That beſtätigt, denn faſt aus einem jeden der kleinen Häuſer guckte ein Kopf heraus. Wir haben dieſe Gewohnheit noch nirgends im Harze in dem Übermaße angetroffen.

Eine Annehmlichkeit Clausthals thut ſich mir jetzt, eben da ich zu Bette gehen will, kund. Dies iſt das Horn des Nachtwächters, welches gegen die barbariſchen Schnurren, Pfeifen oder insbeſondere Hörner, wie dieſe Leute ſie an anderen Orten führen, in der That einen bedeutenden Abſtand bildet.

Oſterode, Donnerſtags, am 10. Juni, früh.

Wir halten uns hier ein Stündchen auf, um zu frühſtücken, und ich ſpare mir einige Minuten davon ab, um Dir mit Hülfe meines fliegenden Schreibzeuges einige Worte aufzuſchreiben. Auf der hohen Bergebene, von Clausthal hierher, die wir ſo eben überſchritten, giebt es eine Menge Teiche, aber gar keine Bäche. Die Teiche entſtehen wohl theilweiſe daher, daß das aus der Atmoſphäre mittelſt Thaues und Regens niederſchlagende Waſſer keinen Abfluß hat und da oben ſtehen bleibt. Es ſind ihrer viele durch Waſſerzüge mit einander verbunden. Im Walde begegneten wir vielen

Trupps Mauleſel, Mäuler, Pferde und Eſel, deren Raçen ſcheinbar bergeſtalt in einander übergingen, daß man nie recht wußte, welchem der verſchiedenen Abſtufungen des Geſchlechtes ſolch ein Thier angehörte. Die ſchneeweißen Säcke auf den Rücken derſelben, die in Zügen von zwölf bis funfzehn Stück eines hinter dem anderen dahin ſchritten und die weißen Staubhemden der Treiber gaben der Sache ein wohlgefälliges Ausſehen. Auch viele Fuhrleute in blauen Kitteln, mit zweirädrigen, einſpännigen Karren und darübergeſpannten weißen Planen, deren ein jeder Blaukittel vier bis ſechſe trieb, zogen der Straße. Wenn ſie einander begegneten, begrüßten ſie ſich mit lautem Peitſchenknallen, das gar nicht unharmoniſch in der friſchen Morgenluft erklang. Überall trifft man auf arme Frauen oder Kinder, die holzen gehen oder geholzt haben. Kleine Kinder von ſieben, acht Jahren ſchleppen mannshohe Holzhucken, von denen ſie ganz überdeckt werden, und trippeln trotz dem doch mit ſo eiligen Schritten barfuß nach Hauſe, daß wir ihnen kaum würden haben folgen können. Tief unter uns im Thale bei Leerbach, das wir, ſo wie wir aus dem Walde traten, in recht romantiſcher Lage erblickten, treibt eine endloſe Heerde aus und das Brüllen der Kühe, das Geläut der großen Kuhglocken, das faſt ſo laut wie Thurmgeläute heraufklingt, belebt die Landſchaft auf das Anmuthigſte. Das Nadelholz verdrängt hier ſchon das Laubholz in den Wäldern immer mehr. Man merkt es aber deutlich, daß der Harz kein Weinland iſt, alle Menſchen ſind ſo ſtumm, nirgend ertönt Geſang. Die Frauen ſind hier meiſtens ſtämmiger und derber, während man im Unterharz ſchlankere und zartere wahrnimmt, die Männer, denke ich, ſind ſich in beiden Gegenden ziemlich gleich.

Andreasberg, des Abends.

In Osterode nahm ich wahr, daß an mehreren Häusern eings an der ganzen Straßenfronte hin große fortlaufende Blumenbreter angebracht waren, die, da sie voller Blumen standen, dem Hause etwas außerordentlich Freundliches gaben. Warum ahmt man diese anmuthige Sitte nicht anderwärts nach? In der Gegend von Osterode giebt es ein tiefes Loch, worin sich der Teufel badet, wenn ihm die Gluth der Hölle allzu beschwerlich wird.

Auf unsere Erkundigungen nach dem Fußwege nach Herzberg, wurde uns gesagt, wir sollten im Walde nur immer den blanken Weg fortgehen, und diese Bezeichnung war in der That so treffend, daß wir trotz unzähliger Kreuzwege niemals irrten, denn unser schmaler Weg, sah gegen die anderen, weniger betretenen, so blank aus, daß er sich durchaus abzeichnete. Die Sonnenhitze wurde stark, wir mußten über breite Wiesen hinwandern, von denen ein heißer Brodem aufstieg, der noch schwüler war, als die Sonnenstrahlen. Sie wurde uns aber doch nicht lästig, denn wir werden durch die Übung im Fußwandern, das allerdings eines besonderen Studiums bedarf, allmählig Meister. Der stärkste Sonnenbrand, der schärfste Wind sind dem Fußwanderer brauchbar, wenn er sich nur darauf versteht. Er muß sich nehmlich in eine gewisse Harmonie zu ihnen setzen, einige Oktaven tiefer oder langsamer gehen, und zwar so langsam, daß er zum wirklichen Gefühl des Windes oder der Hitze kommt, dann wird ihm beides zu Genuß; aber freilich gehört auch zum Fußwandern Beruf, wie eben zu allen Dingen in der Welt, sogar zu dem Geschmack an den mannigfaltigen Genüssen des Lebens. Wer nicht zum Lebensgenusse berufen ist, wird ihn nirgend finden, der Berufene dagegen überall.

Auch hier giebt es viele Teiche und wir kamen bei geschäftigen Köhlerfamilien vorüber. Einen erfrischenden Anblick bot das Wasser dar, dessen Fläche von einem kühlen Luftzuge gekräuselt wurde, der über die Wiesen hinstrich und das hohe Gras beugte, daß es bald grüne, bald blanke Wellen schlug. Wir genossen eines wahren Luftbades, so herzstärkend und alle Glieder erquickend durchflatterte uns der Wind.

In Herzberg aßen wir zu Mittag, der dasige Kellner wollte durchaus nicht die Messer putzen, fragte gar nicht was wir beföhlen und ließ sich mit seiner unsäglichen Dummheit und Faulheit überhaupt nicht vor uns sehen, als in dem Augenblicke wo er auftrug. Wir konnten uns solche verkehrte Wirthschaft, daß nehmlich der Bursche nicht besser angehalten oder fortgejagt würde, lange nicht erklären; doch da sahen wir endlich als wir gingen in einem Schranke die A..... in fortlaufenden Jahrgängen seit 1825 stehen und den Aufwärter im Hühnerhofe auf der Steige sitzen und das neueste Heft lesen. Mehr bedurfte es für uns nicht. Wir hatten die Folgen dieser seichten Bildung genugsam an ihrem Quelle erkannt.

Der Weg von Herzberg hierher durch das Siebenthal ist ganz anmuthig, vor Andreasberg hat man aber zwei ungeheure Berge zu steigen, die einem alle Kräfte rauben. Andreasberg ist fast eben so wie Clausthal gelegen, jedoch noch rauher und öder. Ein besonderes Interesse hatte Andreasberg für mich, da ich wußte, daß Tieck daran bei der Schilderung des Schauplatzes seiner Novelle „der Alte vom Berge" gedacht hat.

Sachsa, den 12. Juni, Mittags.

Hinter Lauterberg verliert die Gegend theilweise den

Charakter des Oberharzes. Die Berge werden niedriger, gestreckter, es gibt wieder mehr Laubholz und viele Wiesen. Wir sind hier höchst verdurstet angekommen; und vermochten deswegen nichts zu Mittag zu essen, gesetzt auch, daß wir etwas Eßbares haben könnten. Die Leute im Harz sind gutmüthig, aber so gar nicht industriös und nirgends auf Fremde eingerichtet, sogar die Milch ist des öfteren schlecht, das heißt, wird trotz alles Protestirens verfälscht. Im Oberharze ist Gast- und Rathhaus oftmals eins.

Elrich, gegen Abend.

Ich konnte in Sachsa nicht weiter schreiben, ich war zu ermüdet, die Augen fielen mir zu, und wir schliefen Beide eine Stunde lang auf der harten Bank in der Schenkstube, die wir noch immerfort in den Gliedern spüren.

Wir kamen auf unserem heutigen Wege bei Kloster Walkenried und seinen malerischen Ruinen vorbei. Im Walde über Walkenried begegneten wir einer bettelarmen Frau, die ein ganz kleines Kind in Lumpen gehüllt liebevoll an sich gedrückt auf dem Arme trug. Die Frau ging rasch vor sich hin, ohne uns anzusehen, das Kind war schön wie ein Engel und hatte einen grünen Zweig in den Händchen, mit dem es spielte. Was für ein liebliches Bild das in der grünen Einsamkeit abgab, kann ich Dir nicht sagen, solche Staffage sollten sich die Maler für ihre Landschaften wählen. Sie sind ungewöhnlich, aber doch naturgemäß. Die Szene war so ernst, so sinnvoll, so behaglich dabei. Die Verklärung des Menschen, Zufriedenheit, Glück, Seligkeit im äußersten Elende, daneben die schöne Natur, Erde und Himmel wie betrachtend! Ein größerer Junge lief

hinter der Frau her und las Holz auf. Auf der oberſten Höhe war Holzſchlag, und blaue Bergketten lagen in glänzender Ferne. Ein Gewitter ſtand den halben Tag lag über unſeren Häuptern, ſchwarz und drohend und dennoch entlud es ſich nicht. Ein Bauer, den wir zu Rathe zogen, ob wir wohl wagen dürften, unſere Wanderung trotz deſſelben fortzuſetzen, verſicherte uns, wir könnten unbeſorgt ſein, die Wolken hingen hier oft Tagelang ohne zu regnen am Horizonte, dann zögen ſie ſich plötzlich in das Gebirge hinein, und man wüßte nicht wie ſie verſchwänden. Wir gingen nehmlich diesmal nicht am Abhange des Gebirges hin, ſondern hatten es vielmehr, von dem Wiederſcheine des düſteren Unwetters ganz ſchwarzblau gefärbt, uns gegenüber. Bei Sachſa liegt eine hohe blendendweiße Kalkſteinwand, bei Walkenried zeigen ſich auch ſchon Kalkfelſen und davor befinden ſich ſchwarze ſumpfige ſchilfige Teiche, zu denen man ähnliche Sage erfinden möchte, wie die von jenem mit Waſſer angefüllten Erdfalle, dem ſogenannten Grundlos an dem Abhange des Hackels beſtehende, von dem es eben heißt, es ſei ein Raubſchloß, das lange Zeit der Schrecken der Gegend geweſen, und wohl mit dem wilden Jäger Hackelnberg in Beziehung geſtanden haben mag, während eines Gelages, das ſeine Bewohner gehalten, mit ihnen in das Grundloſe verſunken, worin zur Strafe ihrer Unthaten, denn die Ritter zu ungeheuren Hechten, die Knappen zu eben ſolchen Karpfen verwandelt worden ſeien, und erſtere, letztere bis zum jüngſten Tage unabläſſig verfolgten, weil die mit in die Tiefe verſunkenen Gerippe der von ihnen im Burgverließe Erwürgten und Erſchlagenen ſie jederzeit wieder aufjagten, ſobald ihre äußerſte Ermüdung ſie antreibe, auf dem Grunde eine augenblickliche Ruhe zu ſuchen.

Ilfeld, Abends 9 Uhr.

In der Werna erwiſchte uns der Regen dennoch, aber das Gewitter kam nicht, und er währte auch nicht lange. Wir warteten ihn unter einigen alten Linden am Eingange des Dorfes ab. Da trieben nun die Heerden, an uns vorüber heim, die Pflüger kamen von den Feldern und ſpannten aus, indem ſie ihre Pflüge vor den Häuſern ſtehen ließen. Kinder ſpielten auf abgehauenen Baumſtämmen, die umherlagen, Bäuerinnen gingen geſchäftig hin und her, der Regen rieſelte, es wurde dämmerig: Alles dieß zuſammen bereitete mir eine Seelenſtimmung vor, in der ich recht lebhaft fühlte, wie glücklich derjenige zu ſchätzen ſei, der eine wahre Heimath beſitzt, das heißt, ein Fleckchen Erde ſein nennt und zwar an einem Orte, in einer Gegend, in einem Lande, wo er ſich heimiſch fühlt. Das bloße Leben an einem Orte, wohin Beruf oder Zufall einen Menſchen verſchlagen, oder wo ſie ihn feſthalten, macht ihm noch keine Heimath aus. Ohne freien Grundbeſitz kann er ſie nicht haben, er bleibt ſonſt immer ein Fremder, ein Gaſt, da wo er lebt. Wie wenige Menſchen mögen doch das Gefühl einer Heimath haben, ſei es nun, um ſie zu vermiſſen oder um ſich ihrer zu erfreuen. Hinter der Werna iſt eine vielbeſuchte Höhle mit einem tiefen Waſſerloche, die Kelle genannt. Wir gingen aus der Ferne daran vorbei, konnten uns aber deswegen nicht aufhalten, weil wir mit Recht beſorgten, ſonſt unſer Nachtquartier nicht zu erreichen. Dieſe Höhle iſt eine der kleinen Felſenhöhlen, welche ſich häufig in der Grafſchaft Hohenſtein vorfinden und die zwar geräumig für Viele, aber ſo niedrig ſind, daß erwachſene Menſchen nur hineinkriechen können. Sie wurden einſt der Sage nach von Zwergen bewohnt und heißen jetzt noch Zwerglöcher.

Zwiſchen Walkenried und Neuhof ſollen nehmlich die Zwerge dereinſt zwei Königreiche gehabt haben, die ſo lange beſtanden, bis ſie ſich durch Diebereien die Bewohner der Gegend zu Feinden machten, und von ihnen ihrer verborgenen Schätze zum Theil beraubt und vertrieben wurden, wo dann ſich in der Folge nur ſelten noch einzelne Zwerge in der Gegend ſehen ließen. In den Zeiten der Elterväter ſtahlen zuweilen einige in den Berglöchern zurückgebliebene Zwerge aus den Häuſern der Landleute kleine kaum geborne Kinder, die ſie mit Wechſelbälgen vertauſchten. Auch an Sümpfen, an den kleinen unterirdiſchen Seen, jener vorgenannten Kelle bei der Werna, ſo wie an Erdfällen und dergleichen Stätten wohnten vor Zeiten kleine menſchenähnliche Geſtalten, die Nixe hießen. Eben ſo wohnten auf der Nordſeite des Harzes in den Löchern, Zwerge. Sie waren zum Theil gutartig und unter gewiſſen Umſtänden den Landesbewohnern ſehr behülflich, nur durfte ſie Niemand zum Zorne reizen, ſonſt wurden ſie tückiſch und verurſachten dem, der ſie beleidigte, allen möglichen Schaden. Auch ſie nöthigte man wegen ihrer Diebereien auszuwandern, und ſie zogen über Thale, da wo ſonſt Wendhauſen lag, und über Wahrnſtadt unweit Quedlinburg immer nach Morgen zu. Die bekannten Sagen von der Mägdetrappe bei Alexisbad und in anderer Art von dem Ringe auf dem Schloſſe zu Deſſau, oder von den Bechern der Familie von der Aſſeburg, von deren Beſitz ihr Blühen und Beſtehen abhängig iſt, ſtehen mit den Zwergen und Nixen in Verbindung.

Hiſtoriſch erklären ſich faſt alle dieſe Zwergſagen leicht. Die anfänglichen Bewohner der ſüdlichen Grenzen des Harzgebirges, die Wenden, waren beſonders klein und ſchwach der Mehrzahl nach und wurden von einem größern Volks-

ſtamme, der einwanderte, den Sachſen, unterjocht, immer mehr in die Gebirgsthäler zurückgedrängt, und zuletzt genöthigt, ſich hinter Felſen, in Höhlen, an Seen u. ſ. w., zu verſtecken. Nur des Nachts, in der Dämmerung, im Nebel (Nebelkappen) wagten ſie ſich hervor. Ihre Noth machte ſie zu Dieben. Endlich aber ganz aus dem Gebirge vertrieben, mußten ſie bei der Auswanderung einen großen Theil ihres Vermögens zurück laſſen, und nur Einzelne blieben noch im Verborgenen in ihrer alten Heimath.

Über die Wahrſcheinlichkeit der Annahme, daß die Zwerge Wenden waren, oder, wie dieſe auch oft genannt wurden, „kleine Leute," ſpricht ſich der Verfaſſer der „Volksſagen, nacherzählt von Ottmar, Bremen 1800," aus.

Dieſes Ilfeld hier iſt in der That eine der unwirthlichſten Ortſchaften des ganzen Harzes. So unfreundlich und ſchlecht wie hier, ſind wir noch nirgends als in Mannsfeld bewirthet worden. Ich rathe Jedermann ab, den nicht etwa Schulangelegenheiten nach Ilfeld rufen, ſich dahin zu verſteigen. Auch die Umgegend zeichnet ſich gar nicht weiter aus. Wer in die Gegend kommt, muß in dem nahen Nordhauſen übernachten. Ilfeld muß in Kriegszeiten glücklich gelegen ſein, denn es iſt dermaßen zwiſchen Gärten und Buſchwerk verſteckt, daß man ſein Daſein nicht eher merkt, als bis man mitten drinn iſt. Der Regen fängt ſo eben an ſich in Strömen vom Himmel hernieder zu ergießen. Gott gebe, daß wir nicht einregnen! Das wäre ein entſetzlicher Aufenthalt, beſonders am Tage, wo man ſich deſſen erſt recht bewußt würde. Ein Wagen zum Fortkommen wäre hier ſicher nicht aufzutreiben!

Den 18. Juni, Abends.

Meine geſtrige Befürchtung traf in der That ein. Als wir heute Morgen erwachten, rührte uns beinahe der Schlag, denn ein troſtloſer Landregen troff von dem unbarmherzigen Himmel nieder, der ſo gleichmäßig grau ausſah, als könnte er nimmer wieder ein blaues Auge aufſchlagen. Indeſſen, was war zu thun? Verzweifeln iſt eine undankbare Sache, bei der nichts herauskömmt. Wir entſchloſſen uns alſo, zu ſchreiben. Ein jeder ſetzte ſich in ſein beſonderes Stübchen und war fleißig oder faul mit der Feder, wie es ſich eben für ihn ſchickte.

Was ich geſchrieben, ſende ich Dir anbei. Die Geſchichte beruht auf einer wahren Begebenheit, die urſprünglich in einer alten Chronik ſtehen ſoll. Ich habe ſie irgendwo mit ein Paar Worten erzählen hören, nehmlich, was daran wirklich hiſtoriſch iſt, den Umſtand, daß der Leichnam eines verſchütteten Bergmanns nach einem halben Jahrhunderte friſch erhalten wieder aufgefunden und von ſeiner ehemaligen Braut wieder erkannt worden iſt.

Denſelben Vorfall ſollen ſchon mehrere Schriftſteller zu poetiſchen Arbeiten benutzt haben. Ich kenne keine derſelben und auch die Namen der Dichter nicht einmal. Der Gedanke, der meiner Erzählung zu Grunde liegt, iſt ganz meiner Erfindung. Ich nenne ſie Novelle, weil ſie mir der Idee nach eben eine Novelle zu ſein ſcheint. Was dagegen die Ausführung anlangt, ſo bin ich allerdings in Sorgen, daß dieſer erſte Verſuch ſeit den früheren Jugendjahren wieder etwas mit poetiſchem Bewußtſein zu erzählen, etwa ganz verunglückt ſein möge, und, nachdem er mich, den heutigen Tag über mich beſchäftigend, vor der Verzweiflung

gerettet hat, ihn in dieſem Neſte zuzubringen, Dich wohl gar in Verzweiflung ſtürzt, dieſe Novelle durchleſen zu müſſen.

Übrigens iſt, indem ich dieſe Worte niederſchreibe, der Himmel wieder helle und gnädig, und wir werden alſo morgen mit dem Früheſten in das ſchöne Thüringen vollends eingehen. Wie es mir dorten ergeht, wirſt Du bald hören, der Harz liegt nunmehr ſchon hinter uns.

Die alte Braut und der junge Bräutigam.

N o v e l l e.

In einer einſamen öden Gebirgsgegend befand ſich am Saume einer kleinen Waldwieſe, rings von uralten Fichten und Tannen umgeben, eine elende Hütte. In dem Walde umher ſtanden die Bäume ſo dicht bei einander, daß die unteren Zweigen ſich in einander flochten, und nur einzelne Sonnenſtreiflichter die grüne Nacht durchſchneiden konnten. Die Stille war daſelbſt ſo dick, daß man ſie ordentlich mit Händen zu greifen meinte. Die Vögel zwitſcherten ſo leiſe in ihren Neſtern, nur einzelne Fliegen und Käfer ſummten hin und wieder über das grüne Moos hin, das Baumſtämme, Felsblöcke, Erdboden und alles wie mit einer Decke überzogen hatte, hie und da knarrte ein morſcher Aſt oder fiel ein Tannenzapfen zu Boden, und ſonſt hörte man oft Tage und Wochen lang kein anderes Geräuſch als das fernere oder nähere Rauſchen der Gipfel des Forſtes. Die Hütte ſelbſt, die da ſtand war in den Vorſprung eines niederen Felſens hineingebaut und mit Schindeln gedeckt. Die Wände waren von Lehm und mit Bretern vermacht, und auf dem Dache lagen, um es vor den wilden Herbſt- und Frühjahr-Stürmen zu ſchützen, kleine Felsblöcke. Sie

war das Bild der Vergänglichkeit und der bitterſten Armuth, und dennoch bot ſie ein Wahrzeichen der Allmacht und Gnade Gottes dar, und machte den Eindruck der Sicherheit und Behaglichkeit im Elende, denn zwiſchen den kleinen Felsſtücken, die die Hütte beſchwerten heraus war eine junge Birke gewachſen, die ihren ſchwanken Stamm ſchon luſtig in den Himmel emporſtreckte. Der Keim zu ihr mochte mit der Erde in der ſie gedieh, und die zwiſchen dem Geſteine lag, von dem überhangenden Felſen herabgeſpült worden ſein, und ſeit dies geſchehen, war nun wohl ſchon eine Reihe von Jahren vergangen. Die junge Birke bürgte für den wenigſtens eben ſo langen Beſtand der armſeligen Hütte, und ſchien ein Pfand zu ſein, das die Natur ihr für ihr ferneres Fortbeſtehen gegeben, indem ſie gewiſſermaßen ſelbſt Vertrauen in ihre Dauerbarkeit ſetzte und zugleich wieder ihrerſeits dieſelbe mit den ſie durchſchlingenden Wurzeln der Birke unterſtützte.

In der Hütte wohnte ein junger blutarmer Bergmann, deſſen Eltern früh geſtorben waren, ganz allein. Er war ſchon verwaiſt und ſich ſelbſt überlaſſen, als er noch ein halberwachſener Knabe geweſen war und in dem Stollen den Hund gefahren hatte. Kein Menſch hatte von der Zeit an mehr für ihn geſorgt, denn er hatte weit und breit keine Verwandten, und war alſo darauf hingewieſen worden, ſein kümmerliches Leben ſich ſelbſt zu friſten. In dem nahen Bergwerke brachte er ſeine Tage zu und die wenigen Stunden, die er Tags oder Nachts in ſeiner Hütte ſein konnte, verwendete er theils dazu, die paar Früchte zu beſtellen, die rings um ſie herum wuchſen, und die in Kartoffeln und Kürbiſſen beſtanden. Theils las er dann aber auch fleißig und eifrig in dem Bibelauszuge, den ihm ſeine Eltern hinterlaſſen hatten, und der faſt das einzige

bewegliche Stück ſeines Erbes war, denn er hatte in der Hütte kaum einen Stuhl oder Tiſch, ſo ſehr mangelte es ihm an jeglichem.

Dieſes Erbe war nun zwar kein an irdiſchem Segen reiches, aber es brachte ihm dafür die Früchte des Himmels ein, die ihm nicht blos in einem vergänglichen Herbſte, ſondern in einem ewigen Seelen-Frühlinge zublüheten und reiften.

Der junge Bergmann, deſſen Name Gottfried war, las ſich nehmlich aus dieſem Buche der Bücher den Frieden des Himmels in ſeine Seele hinein, und zwar in der Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale, die ihm daraus erwuchs. Er lernte die Seligkeit ſchmecken und empfinden, die in der Armuth liegt. Und von der Zeit an, da ihm die einfachen Worte des Evangeliums dieſe Offenbarung gewirkt hatten, war ihm ſein Mangel und ſein Bedürfniß Genuß, ja erſchloß ſich ihm durch dies aufgehende Übereinſtimmen der Seele mit der Armuth, das ſelten genug iſt, um wohl eine Offenbarung genannt werden zu müſſen, ein ganz eigner Sinn für die Armuth ſelbſt auf. Er fühlte in jedem Stück ſchwarzen Brodes, das er aß, in jedem Trunke Quellwaſſer, den er that, eine Wonne und Seligkeit, die er vorher nie geahnet hatte. Er ſah die Natur und das Menſchenleben von der Zeit an mit ganz anderen Augen als vorher an, und ſelbſt in den unzähligen Mühſeligkeiten und Gefahren ſeines harten Looſes fand er eine Erhöhung ſeines inneren Glückes, indem gerade in der Einſamkeit des Schachtes, wenn die tiefe Stille und Finſterniß um ihn her nur von dem fernen einförmigen Rauſchen des Getriebes und von den Schlägen ſeines eigenen Hammers, oder von dem matten Schimmer ſeiner kleinen Grubenlampe unterbrochen

und erhellt ward, ſeine Seele ſich am innigſten mit Gott vereinigte.

Es war nicht zu verwundern, daß dieſer geiſtige Zuſtand Gottfrieds nicht von jahrelanger Dauer ſein konnte. Er war nicht überreizt, aber er war ein den irdiſchen Körper vergeiſtigender, und deshalb trat dieſer in einen Zuſtand, den man ſeiner wirklichen Erſcheinung, oder beſſer, ſeiner Sich-Selbſt-Äußerung in der Wirklichkeit nach einen kränklichen nennen mußte. Wie viel die ſchlechte Nahrung, die ſtrenge ſaure Lebensweiſe von Kindheit auf daran Theil hatten, iſt nicht zu entſcheiden. Gottfried war ein harmloſer Menſch, er ging mit Niemand um, denn er hatte keine Gelegenheit dazu, da ſeine Hütte ſo einſam lag. Er war aber gegen Jedermann freundlich und gefällig wo er konnte, deshalb hatte ihn Jedermann gern, und wer ihn kannte, nannte ihn nur den ſtillen Gottfried, wenn er von ihm ſprach.

Eine Eigenthümlichkeit in der Liebe zu Gott oder in der Frömmigkeit des armen Gottfrieds, war ſeine beſonders innige Verehrung der Mutter Gottes. In der Kirche des unfernen Bergſtädtchens, in deſſen unmittelbarer Nähe die Einfahrt zu ſeiner Grube war und die er oft zu ſeiner Erbauung beſuchte, befand ſich ein ſchönes Marienbild, das ehedem ſehr in dem Rufe der Wunderthätigkeit geſtanden hatte. Dieſes alte Bild beſaß einen ungemeinen Reiz der Lieblichkeit des Lebens, und es ließ ſich derſelbe eben nicht anders erklären, als daß der Künſtler es hier ganz gewiß unmittelbar nach der Natur gemalt hatte, ſo ſehr ſchien es in ſeiner Schönheit gewiſſermaßen den Geiſt dieſer Gegend und Natur, den Hauch dieſer Luft, die Blüthe dieſes Volksſtammes in ſich zuſammen zu faſſen. Er liebte es,

er konnte ſagen, mit Inbrunſt, er lag oft ſtundenlang davor auf den Knien, in Gebet, ja in himmliſche Entzückung verſunken. Alle ſeine Armuthſeligkeit erklärte ſich ihm aus dieſem Bilde. Er ſog aus deſſen Anblick Muth und Ausdauer, alles was das Leben für ihn Süßes hatte, traf darin zuſammen. Er ſah es, auch wenn er nicht in der Nähe des Bildes war, oftmals plötzlich vor ſich ſchweben, gleich als ſpränge es, ein Werkzeug Gottes, wie eine Minerva gerüſtet aus ſeinem eigenen Haupte hervor, er ſchlug es ſich manchmal aus dem Geſtein das er behieb gleichſam heraus, denn wenn er dann je zuweilen erſchöpft einen Augenblick einhielt, und die Haue ermüdet ſinken ließ, nachdem es ſich lange angeſtrengt, eine Ader weiter zu fördern, da ſchwebte das liebliche Bild vor ſeinen Augen, ja mehr als einmal, wenn etwa ſein Grubenlicht von einer Zugluft verlöſcht worden war, und er es in dem nächſten Stollen wieder anzuſtecken ging, hing es vor ſeinen Schritten wie eine Leuchte und erhellte ihm die unterirdiſche Finſterniß. Das wahre Verhältniß des heiligen Marienbildes zu dem gereiften Jünglinge war wohl eben, daß alle irdiſche, ſinnliche Liebe und Liebesſehnſucht, die ſich in ſeiner Bruſt regte, durch ſeine Andacht ſich in dieſe überſinnliche verwandelte.

Eine kleine halbe Stunde von Gottfrieds Hütte entfernt lag ein ärmliches Dörfchen, das meiſt von Bergleuten und zunächſt auch von den wenigen Feldbauern bewohnt wurde, deren Händearbeit die Unfruchtbarkeit des Ackerlandes der Hochebene in Anſpruch nahm und die daſſelbe zu ernähren vermochte. Einer der ärmſten dieſer Bauern hatte eine ſechszehnjährige Tochter, die hieß Elſe. Als Elſe noch ein Kind war, trieb ſie die wenigen Kühe und Ziegen ihrer Eltern und der Nachbarsleute, auf die Weide aus. Da

gab es ihr dann eine große Luſt und Freudigkeit auf der hohen Wetterſcheide des Gebirgskammes, vom Winde durchſauſt, hinter den weidenden Kühen und den klugen ſchäkernden Ziegen, drein jauchzend und jodelnd zu ſpringen, und ſie fühlte ſich da ſo wohl, zu träumen, derweil ſie nichts empfand und hörte als den durch Mark und Bein dringenden ſcharfen Zug des Sturmes, durch deſſen Geheul nur hier und da das verwehte Getön einer einzelnen Kuhglocke läutete. Sie ſetzte ſich etwan auf die Holzſchwelle der kleinen Kapelle auf der Höhe ſtill hin, und ihr Blick verlor ſich in die vor ihr ausgebreitete lachende reiche Ebene, die erſt in der fernſten Nebelferne wieder andere unbekannte Gebirge begrenzten. Neben ihr an murmelte der Föhrenwald leiſe und ſchien ihr von den vielen tauſenden von Menſchen vorzuplaudern, die in dem weiten Lande lebten nnd webten. Sie dachte ſich in das Gewühl der großen Stadt hinein, das ihre Nachbarin die zuweilen auf Jahrmärkten oder an hohen Feſten drinnen geweſen war, ihr beſchrieben hatte, und eine brennende Neugier ergriff ſie, das auch mit anzuſehen und unter die Menſchen zu kommen. In der kleinen Elſe ſchlummerte eine warme kräftige Natur, der ihr enger Geſichtskreis zu Hauſe ſchon in ihrem Kindesalter nicht mehr genügen wollte und die alſo ihr ſelbſt noch unbewußt ſich Luft zu machen ſtrebte.

Wenn Elſe das Vieh nicht austrieb, wurde ſie in den Forſt geſchickt, zu holzen. Da hatte der Zufall ſie nun früh ſchon zu der Hütte des jungen Bergmanns geführt und zwar öfter gerade in den Stunden dahin gelangen laſſen, wenn Gottfried von ſeiner Bergarbeit feiern durfte. Er hatte das junge Ding wahrgenommen, wie ſie in dem Walde die dürren bemooſten Zweige knickte und auf Haufen hinter ſeiner Hütte zuſammentrug, und hatte ſie wohl freund-

ich angeredet und ihr geholfen, eine Hucke daraus zu machen, die ihr hoch über dem Kopf ragte, wenn ſie damit nach Hauſe ging. Alſo hatte er ſich die Kleine bald zur Freundin gemacht, die ohnedieß ihr Wohlgefallen an ihm hatte, und dann plauderten ſie oft halbe Stunden lang mit einander, über den Zaun hinweg, hinter dem ſie ſtand. Er erzählte ihr, vor ſeiner Hütte bei einer Handarbeit ſitzend, was doch ſogar ſchöne Dinge in dem Bibelauszuge ſtänden und von Chriſtus und von der Seligkeit der Armuth erzählt würden. Und ſie lauſchte gelehrig darauf, und fand alles ſo ſchön, was er ſagte, ja glaubte gern daran, da ihr alles ſo natürlich vorkam, wenn ſie ihn anſah, in deſſen ſtillem freundlichen Weſen ſie nicht umhin konnte, ſie wußte nicht wie es kam, ſich vom Anfange herein Chriſtus ſelbſt vorzuſtellen, ſo daß die Perſönlichkeit und das Bild des einen in ihrer Einbildungskraft mit der des anderen, das Göttliche mit dem Sinnlichen, verſchmolz. Sie erwuchs darüber zur blühenden lebenskräftigen Jungfrau und hatte es nun bald für ſich kein Hehl mehr, daß ſie den ſtillen Gottfried mit herzlicher Leidenſchaft liebe und nichts mehr wünſche, als ſeine Frau zu werden. Das einzige nur weshalb ſie ſich ängſtigte, war Gottfrieds Gefühl für ſie. Daß er ihr gut war, wußte ſie allerdings; aber er war doch immer ſo ernſt und ſtill, auch wenn ſie ganz andere Gedanken in ihrer Bruſt hegte und vielmehr zu Scherz und Koſen aufgelegt war als ſie ſich gegen ihn merken ließ. In ihrem eigenen Weſen hatte dieſe heimliche Liebe nach und nach eine erſichtliche Veränderung hervorgebracht. Sie war vorher ſo wild und gegen ihre Eltern häufig unfolgſam und widerſpenſtig genug, ſo daß zumal ihre Mutter ſelten die Stärke beſeſſen hatte, ihrer leidenſchaftlichen Heftigkeit und ihrem Eigenſinne zu widerſtehen.

Jetzt war sie allmälig weit sanfter und fügsamer geworden und nicht selten still und ernst, so daß ihre Eltern manchmal die Köpfe über sie schüttelten, ohne zu begreifen, was mit ihr vorgehen wollte. Mit Elsen war drum der Fall eingetreten, daß die Sinnlichkeit und irdische Liebe für sie die Vermittlerin ward, sie zum Uebersinnlichen, zu der Religion zu erheben und ihr Herz und Leben in eine reinere Sphäre einzuführen.

Auch Gottfried seinerseits fühlte sein Dasein durch die wunderbarsten Regungen bedingt. Seine vorher so inbrünstige Andacht zu der heiligen Jungfrau war nicht mehr die nehmliche. Wenn er in der Kirche vor ihrem Bilde auf den Knieen lag und betete, so war es nicht allein mehr das Bild, das seine Seele erfüllte. Neben dem Ihrigen, oder vielmehr durch dasselbe hindurch, schimmerte das der schönen Else seinen Augen vor und das Anschauen Beider ward von nun an für ihn immer unzertrennlicher, das Wohlwollen, das er anfangs für das zutrauliche Kind empfunden, bildete sich zu einer innigen Freundschaft aus und diese Freundschaft wurde bald so lebendig und frisch und zärtlich, daß man sie lange vorher ehe Gottfried es erfuhr Liebe nennen konnte. Wenn er Elsen sah, erblickte er fortan auch im Geiste das Muttergottesbild. Die ihm unerklärliche Inbrunst, die er von je an für diese empfunden, hatte sich gegenwärtig in seinem Verhältnisse zu dem Mädchen verkörpert. Was ihm früher wie ein Traum geschienen, stand jetzt als die Wirklichkeit vor ihm, er wußte gar nicht wie es jemals hatte anders sein können als es war. Seine Liebe zu Elsen war ihm kein neues Gefühl, er erlebte damit nur was er früher blos gedacht, und so hatte ihn mit einem Worte, wie es schien, die übersinnliche Liebe zur sinnlichen geführt, und sie in ihm vermittelt. Es fand also dabei

eben das Gegentheil wie bei Elſen ſtatt. Gottfried liebte in ihr das Höchſte, das Göttliche, und ſie liebte darin vielleicht nur ihn.

Wie nun das junge Liebespaar ſich ſchon eine geraume Weile in dieſem unausgeſprochenen Verhältniſſe zu einander befunden hatte, geſchah es, daß Elſe eines ſpäten Nachmittags auch einmal wieder in den Wald holzen gegangen und dabei in ein trauliches Geſpräch mit Gottfried tief genug verſunken war, ein ſchweres furchtbares Gewitter gar nicht wahrzunehmen, das ſich mittlerweile über ihren Häuptern zuſammen gezogen. Mit einemmale hörten ſie den Donner über ſich rollen und ſahen den Himmel in feurigen Blitzen geöffnet, ſo wie auch ſchon die großen klingenden Tropfen des losbrechenden Regenguſſes auf ſie trafen, und der wilde Sturm that als wollte er die Bäume brechen, ſo tief beugte er ſie, indem er die Thüre der kleinen Hütte auf und zu ſchleuderte. Aber da war es ſchon viel zu ſpät für Elſen, noch nach Hauſe zu gehen, und ſie folgte Gottfried, der ihr in ſeiner Hütte ein Obdach vor dem Unwetter anbot. Hier las ihr Gottfried anfänglich eine Stelle aus der Bibel vor; als aber der Sturm und die Finſterniß überhand nahmen, hörte er bald nothgedrungen auf. Sie ſaßen bei einander und ſahen durch das kleine Fenſter der Hütte dem Toben des Gewitters zu. Zum erſtenmale zitterte und bebte Elſe wegen eines Sturmes, ſie wußte ſelbſt nicht, wer es ihr diesmal angethan hatte, da ſie doch vorher immer bei allem Wetter ſo muthig geweſen war. Jedesmal wenn ein Blitzſtrahl vom Himmel krachte und in einen oder den anderen nahen Baum einſchlug, oder wenn der Sturm einen Wipfel knickte, und ein neuer Wolkenbruch ſich ergoß, barg ſie voller Zagen und Angſt ihren Kopf an Gottfrieds Bruſt

und drückte ihre Hände in die ſeinigen, indem ſie bat: ach, lieber Gottfried, ſteh mir bei! — Gottfried war dabei ſo ſelig und ſo weh zu Muthe, wie es ihm noch nie geweſen war, er fühlte zum erſtenmale, von der warmen traulichen Nähe Elſens aufgeregt, daß er von ihr zärtlich geliebt wurde und daß er ſie zärtlich wieder liebte. Er mußte dabei an ſeine geſtorbenen Eltern denken, und die entſetzlichen Augenblicke, die bedeutendſten ſeiner ganzen Vergangenheit, ſtanden lebendig wieder vor ſeiner Seele, da er ſie eines bald nach dem anderen auf dem Todtenbette kalt und bleich liegen geſehen. Er dachte an ſeine Armuth; aber anſtatt, daß ihn die Vorſtellung hätte niederſchlagen ſollen, ſo zog ein verklärtes Lächeln darüber durch ſeine Seele, er wollte an die Zukunft denken; aber aus jedem Winkel der Finſterniß um ihn her lachte ihm ein blonder Engelskopf entgegen und ſchob ſich ſeiner geſchäftigen Einbildungskraft gleichſam in den Weg.

Das Wetter dauerte bis in die tiefe Nacht hinein und Elſe ward ſchläfrig und ſchmiegte ſich immer inniger an ihn an. So hielt er ſie lange in ſeinen Armen, bis der Himmel ſich aufklärte und mit einemmale der volle Mond zum Fenſter herein ſchien. Gottfried richtete ſein Auge auf Elſens Angeſicht, das von dem zitternden Glanze erhellt ward, und über das der Schatten einer ſich draußen leiſe bewegenden Fichte eben hinſtrich, und meinte, ſie werde entſchlafen ſein; aber ihr ſchwarzes Auge, das in ihrem ſchönen Angeſichte wie der Mond im nächtlichen dunkeln Himmel ſchwamm, lächelte ihn zärtlich an und ſie bog ſich leiſe zu ihm empor und drückte einen heißen Kuß auf ſeine Lippen. Da konnte er dem ſüßen Zauber, der jetzt ſein armes Daſein umſchlang, nicht länger widerſtehen, ſondern ſagte mit

gerührter Stimme zu ihr: Elſe! willſt Du mein Weib ſein? Mehr konnte er aber nicht ausſprechen, denn Elſe unterbrach ihn zitternd vor Wonne, zu ihm ſagend: Ja, Gottfried! das will ich ſein! Nun verſiegelten Küſſe und Thränen den ſeligen Bund und was die Liebenden in dieſer Nacht bei einander empfunden, haben ſie wohl Niemand verrathen, der es hätte in Worte faſſen können.

Als der Tag aufdämmerte, brach die Stunde an, in der Gottfried in ſeine Grube anfahren mußte, und kehrte Elſe zu ihren Eltern heim. Der arme Gottfried wußte ſeit dieſer Nacht eigentlich nicht, wie ihm geſchehen war. Sein Gefühl hatte ihn darin überraſcht, und er hätte vorher nimmermehr geglaubt, daß er Elſen auf die Art lieben könne, ihr Mann werden zu wollen. Ihre leidenſchaftliche Wärme hatte ihn ſelbſt mit hingeriſſen und er fühlte von nun an in ſeinem Innern, das er allmälig ganz aus der ihm gemäßen Bahn des Lebens gewichen ſei. Es war ihm, als habe er eine Untreue an ſich ſelbſt begangen, daß er ſeine himmliſche Liebe zu der Mutter Gottes, die ihn vorher ſo einzig und allein erfüllt hatte, nun gewiſſermaßen auf ein irdiſches Weſen übertragen, die ſie mit ihr theilte. Eine gewiſſe innere Stimme ſagte ihm allerdings, daß dieſe irdiſche Liebe eben nichts anderes als eine Verkörperung einer himmliſchen und alſo in ihrem Urſprunge eben ſo heilig ſei; er wußte aber doch auch, daß er durch ſeine Verlobung mit Elſen die Pflicht übernommen hatte, an dem Leben einen Antheil zu nehmen und eine Freude zu empfinden, wofür er ſich nicht geboren fühlte, und dieſes Bewußtſein erſchreckte ihn. Mit Wehmuth und Trauer gedachte er ſeiner ſeitherigen Seligkeit in der Armuth, die ihm vom Schickſale jetzt ferner gerückt werden ſollte, und es war ihm wie einem Kinde zu Muthe, dem man

ein zärtlich von ihm geliebtes aber gefährliches Spielwerk aus den Händen nimmt. Einerſeits fühlte er eine ſo überſchwengliche Wonne, derengleichen er vorher für kein menſchliches Herz hätte erfaßlich halten mögen, in der Vorſtellung, eine andere Seele ſo völlig ſein zu nennen, daß er dieſe Vereinigung für unauflöslich und ewig halten mußte; anderſeits peinigte ihn der Zwieſpalt in der menſchlichen Natur, daß ſie ſo häufig, zumal wo die Kräfte des Geiſtes der Energie des Körpers überlegen ſind, das wenn auch nur erträumte höchſte irdiſche Glück, ſo bald es ihm in der Wirklichkeit zufallen will, für Sünde hält. Und wie wir dann nicht ſelten die Empfindung haben, die die Erfahrung eben ſo oft rechtfertigt als widerlegt, daß ein uns bisher noch neues unbekanntes Verhältniß, das ſich uns als ein von uns über kurz oder lang zu erlebendes ankündigt, und worein wir uns einbildungsweiſe durchaus nicht zu verſetzen im Stande ſind, unmöglich ſtattfinden könne, alſo glaubte auch Gottfried, er wußte ſich ſelbſt nicht zu ſagen warum, an nichts weniger als an die Erfüllung ſeiner irdiſchen Wünſche. Die Folge dieſer äußerſten Spannung ſeiner Seele war, daß er ſich darüber ſtellte und zwar auf die Art und Weiſe, wie der Menſch einzig und allein ſich über ſein Wohl und Wehe auf dieſer Welt erheben ſoll, indem er ſich unabläſſig mit der Wahrheit zu durchdringen und in ſie aufzulöſen ſtrebte: daß alles, was geſchehen ſoll und geſchieht in Gottes Hand ſteht. Er ward alſo deſto frömmer und deſto inbrünſtiger in ſeinen Gebeten zu Gott und der heiligen Jungfrau, je weniger er ſich ſelbſt zu rathen und in dem was ihn irrte zu helfen wußte.

Er kam mit Elſen überein, bald darauf mit ihren Eltern zu ſprechen, und brachte ſeinen Antrag bei ihnen an.

Die Eltern waren alt und schwach, von Hunger und Kummer gebeugt und niedergedrückt, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie das Vorhaben des jungen Paares hörten, indem sie Anfangs ganz und gar nichts davon wissen wollten. Nichtsdestoweniger wußte die Leidenschaft ihrer Tochter sie am Ende dahin zu bringen, daß sie, ihre bessere Ueberzeugung verleugnend, ihre Zustimmung zu Elsens und Gottfrieds Heirath halb erzwungen gaben.

In ihrem Brautstande ging den Liebenden Herbst und Winter hin. Gottfried arbeitete noch anhaltender und eifriger als sonst, um sich mehr zu verdienen und sich einige Sparpfennige zu seinem künftigen Ehestande zurücklegen zu können, ja, er ließ sich deshalb sogar zu der Arbeit in einem alten halbverfallenen Schachte anstellen, dessen Gestein so weich war, daß man die Stollen und Gänge darin nicht mit rechter Sicherheit mehr zu erhalten wußte, wiewohl der eine derselben noch eine sehr reichhaltige Ader enthielt, die man nicht gern unausgebeutet lassen mochte, ob zwar man aus diesem Grunde keinen Bergmann nöthigte, darin zu arbeiten, sondern nur Freiwillige dazu aufforderte, die besser als andere bezahlt wurden.

Durch dieses übermäßige und gefahrenvolle Arbeiten erlangte Gottfried allerdings seinen nächsten Zweck; aber er rieb auch damit fast zusehens seine Gesundheit auf, und ließ sich in seinem Thun durch keine Vorstellungen Elsens stören, der die schlimme Veränderung, die sich mit ihm zutrug, nicht entging. Er wurde also, jemehr das Frühjahr nahete, desto schwächer, frömmer und heiterer; und dagegen fühlte sich Else immer nachdenklicher, mißmuthiger und unzufriedener mit Gott und der Welt. Nur ihre Liebe zu Gottfried erfüllte sie noch mit Muth und Lebenslust, und

dieſelbe war ihr wie ein glänzender Polſtern, an dem nächtlichen Wolkenhimmel ihres äußeren und inneren Lebens, der ihr, wie oft auch umdunkelt und verhüllt, doch immer mit ſeinem durchbrechenden Lichte auf ihren Pfaden leuchtete und ſie richtig leitete. Sobald ſie nur ihren Gottfried ſah, war ſie jedesmal wieder fromm und gottvertrauend, ſie mochte zuvor, in ſeiner Abweſenheit, noch ſo tief ihrer Schwäche moraliſch erlegen ſein. Sie konnte im recht eigentlichen Sinne nicht ohne Gottfried ſein, deſſen Geſchöpf ſie war, denn ſie ging ohne ihn zu Grunde, beſtand ohne ihn nicht fort.

Da kam nun mit dem Frühlinge der vorbeſtimmte Tag ihrer Hochzeit immer näher heran, und ſie ſollte an dem nächſtkommenden Sonntage, dem erſten Tage des Märzmonats ſein. An dem Freitagabende vorher beſuchte Elſe, wie ſie ſeit ihrem Verlöbniſſe des öftern gethan hatte, ihren Bräutigam noch einmal und zwar zum letztenmal in ſeiner Hütte, weil ein nochmaliger etwaiger Beſuch an dem morgenden Sonnabende vor der Hochzeit weder Sitte noch Zeit ihr zugelaſſen hätte. Ein lauer Weſtwind hatte den tiefen Winterſchnee allgemach geſchmolzen, der nur noch ſtellenweis auf den gelbgrünen, dürren Triften lag. Die Sonne war untergegangen und hatte den Abendhimmel röthlich-gelb gefärbt. Ein trocknender Wind brauſte durch den Wald und peitſchte halbzerfloſſene Regenwolken drüber hin. Es war einer jener Tage, die ſich, ſo wie etwa am dunkeln Wolkenhimmel einzelne Sterne auftauchen und wieder in die Nacht verſinken, im Frühjahre zuweilen wie Augen aus der langen Winternacht aufſchlagen und mit ihrem Lächeln den Frühling verkündigen. Es gibt Novembertage, ſo milde wie ſie, in denen die Natur gleichſam einen Anſatz von

Ruhe nimmt und ihre letzten Kräfte ſammelt, um den Kampf der winterlichen Wehen zu beſtehen. Dieſe, ſo viel verſprechenden, ſo ſüße Erwartungen erregenden frühen Tage des Jahres aber ſind gleichſam die erſten freudigen Muttergefühle der Natur, nachdem ſie das junge Jahr geboren hat. Dieſe Tage ſind der Vorabend des großen alljährigen Feſtes, das die Natur feiert, und ſie verſetzen die menſchliche Seele in eben die feierliche Stimmung die jedweder feſtliche Vorabend mit ſich führt. Auch Gottfried und Elſe fühlten ſich gegenwärtig von ihr ergriffen. Sie gedachten mit Rührung der neuen Zeit, die nun ſo bald in der Ehe für ſie beginnen ſollte und malten ſich ihr zukünftiges tägliches ſtilles Leben mit einander mit Liebe aus, verſprachen ſich, wie ſie einander mit Geduld und Freundlichkeit begegnen wollten, und dachten es ſich ſo herrlich, ſich gegenſeitig Troſt und Theilnahme in Freud und Leid zu verleihen und zu bezeigen.

Der glückliche Abend verging ihnen darüber ſo eilig wie ein Menſchenleben in der Erinnerung des Greiſes ſelbſt, und die Dämmerung die ſich je mehr und mehr zur Dunkelheit verdichtete, mahnte ſie zuletzt daran, daß es Scheidens Zeit ſei. Sie traten Hand in Hand zu der Hütte hinaus und rings um ſie her legte ſich die Nacht zu ihrem Schlummer auf die Erde nieder. Sie ſchauten ſich treuliebend in die Augen, die das brennende Abendroth des Himmels vor ihnen blendete und eine wunderbare Wehmuth kam in der tiefen Stille über ſie. Elſe drückte ihrem Geliebten die Hand und Gottfried führte ſie noch eine Strecke weit nach Hauſe. Als ſie die Lichter des Dörfchens vor ſich ſchimmern ſahen, ſtanden ſie ſtill, um ſich zu trennen. Den ganzen Weg über hatte keines ein Wort geſprochen und jetzt hörten ſie die ferne Betglocke der Pfarrkirche die Veſper

anſchlagen. Da ſagte der fromme Gottfried zu ſeiner Braut: Was für eine ſchöne Sache, Elſe, iſt es doch eigentlich um den Segen Gottes, wenn man das ſo bedenkt. Die Ehen werden zwar alle im Himmel geſchloſſen, das iſt und bleibt ein wahres Wort; aber es muß deshalb doch nicht auf allen Gottes Segen ruhen. Die Ehe iſt wohl die größte Verſuchung, die der Herr Gott unſer einem hier bereiten kann, und der eine beſteht ſie, der andere geht daran zu Grunde. Siehſt Du, liebe Elſe, ich habe Gott ſo oft gebeten, er ſolle unſerer Ehe ſeinem Segen verleihen, oder ſie lieber nicht zulaſſen, wenn er das nicht wolle und heute früh mußte ich es wieder mit rechter Inbrunſt vor dem Bilde der heiligen Jungfrau thun, die ich um ihre Vermittlung anſprach. Da kam auf einmal eine ſeltſame Gewißheit der Erhörung der Bitte über mich, ſo daß ich es Dir gar nicht ſchildern kann, wie mir ward. Ich fühlte mich ſo voller Zuverſicht, ſo getroſt; ich konnte ſo frei aufathmen wie ſeit langer Zeit nicht mehr, ſeitdem das Arbeiten mich doch manchesmal angegriffen hat. Ich meinte, mit einem Worte, nicht anders, als daß mir ein ſchwerer ſchwerer Stein vom Herzen genommen ſei, ſo wie ich mir vorſtelle, daß einem guten Menſchen zu Muthe ſein müſſe, wenn er geſtorben iſt. Als ich nun aber ſo lange Zeit auf meinen Knien gebetet, wollte ich endlich wieder aufſtehen und mein Tagewerk beginnen. Doch wie wunderbar! Da merkte ich erſt, daß mir während deſſen die Augen zugefallen waren. Ich befand mich plötzlich mir gegenüber und ſah wie ich ſelber langſam rücklings umſank. Es verging nun eine Stunde nach der anderen, und ich meinte, unſer Hochzeitmorgen rücke heran und ich ſchlafe in der Nacht zuvor, voller Unruhe, nicht zu ſpät zu erwachen, um noch das

Nothwendige beſorgen zu können, und doch ſo matt und müde und nach recht langem, langem Schlummer durſtig. Da tratſt Du ſelber zu mir in die Hütte ein, um mich zu wecken und riefſt mich viele Male: Gottfried! Gottfried! Aber es lag noch eine finſtere Nacht darinnen und drum konnteſt Du mich nicht ſehen. Ich aber ſah Dich recht wohl, eben weil mir die Augen geſchloſſen waren, und ich erſchrak über Dich, denn Du hatteſt keinen Brautkranz auf, ſondern Dein weißes Regentuch über den Kopf genommen und ſahſt ſo alt und krumm darunter aus, wie meine arme Mutter, ehe ſie zu ſterben kam. Du wollteſt endlich ſchon wieder heim zu Deinen Eltern gehen, und ſahſt recht bitter böſe auf mich aus, und ich wäre faſt verzweifelt, weil ich mich vergebens anſtrengte, Dich zu rufen und mich empor zu richten, um Dich zu überzeugen, daß ich gegenwärtig ſei. Da trat, in dem Augenblicke, als Du die Klinke in die Hand nahmſt und die Thüre aufziehen wollteſt, die Mutter Gottes, wie ſie auf dem Bilde ſteht, in die Hütte ein, lächelte Dir zu, indem ſie Dich bei der Hand nahm und führte Dich zu meinem Bette. Sie faßte nun auch mich bei der Hand und zog mich zu ſich empor, und wie ich die Augen aufſchlug, ſah ich, daß ein Nebel zerfloß, der draußen in der Luft gelegen hatte, und daß das Regentuch über Dir, das Dich ſo alt gemacht, auch nur der Nebel geweſen war, denn Du ſtandſt neben dem Marienbilde ſo jung und friſch wie Du jetzt biſt, hatteſt den Brautkranz im Haare und wollteſt Dich mir in die Arme werfen. Ich hörte mich bei Namen rufen: — Doch erſt in dem Momente, den ich vorher nur erträumt hatte, ſchlug ich die Augen wirklich auf und ſah, daß mich der Oberſteiger aufrichtete. Es war, wie ich nun erkannte, eine Schwäche über mich gekommen

und ich hatte ſo lange vor dem Marienbilde gelegen; indeſſen fühlte ich mich gleich wieder rüſtig und wohl genug, an meine Arbeit zu gehen.

Elſe wurde von dieſer Erzählung von Gottfrieds Traum augenſcheinlich in ihrem Innerſten ergriffen und hörte ihm mit aus ihren Augen hervorbrechenden Thränen zu. Als er zu reden aufhörte, ſagte ſie: Ich weiß nicht, liebſter Gottfried, was uns das alles zu bedeuten hat, aber das weiß ich gewiß, daß der Himmel ſelbſt unſere Herzen nicht trennen kann. Ich liebe Dich treu bis in den Tod, und ich weiß es, Gottfried, daß Du mich eben ſo liebſt. Mag nun ein Unglück über uns kommen, was da wolle, es hat uns doch nichts an. Ich fürchte mich nicht vor dem Tode mit Dir, der ja den Armen, ſo wie wir es ſind, nichts nehmen kann. Für uns iſt im Leben einmal nichts als Noth und Trübſal da, und Freuden und Glückſeligkeit iſt uns der Himmel dort oben ſchuldig, wenn er gerecht ſein will. — Gottfried erſchrak über Elſens Worte und wollte ihr einen ſanften Vorwurf daraus machen; aber er unterließ es, als er ſich der ungewöhnlichen Aufregung verſah, in der ſie ihm gegenüber ſtand. Sie wünſchten ſich beiderſeits zärtlich gute Nacht und gingen ein jedes nach Hauſe, wo Gottfried eines erquickenden Schlummers genoß, Elſe dagegen, von einem bangen Bewußtſein und von bangen Ahnungen auf das äußerſte gereizt, eine ſchlafloſe Nacht zubrachte, indem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich ſehr beitrugen, ſie an ſich ſelbſt und an ihrem Geliebten verzweifeln zu laſſen, auf deſſen alleiniges Daſein ſie mit einem ſo leidenſchaftlichen Frevelmuthe ihr Glück begründet hatte, daß, wie bei den ſterblichen Menſchen des öfteren, daraus ſchon einzig und allein die Gewißheit ihres Verderbens hervorging.

Des nächſten Tages ereignete ſich das grauſenvolle Unglück, daß die Grube, in deren unterſten Tiefe Gottfried arbeitete, völlig in ſich zuſammen ſtürzte, und alſo die ſämmtlichen darin anweſenden Bergleute, mit Gottfried zwanzig an der Zahl, rettungslos auf ewig in den tiefen Schooß der Erde begrub. Schreien, Wehklagen und Entſetzen verbreitete ſich über das ganze Gebirge, wohin die Kunde von dieſem Ereigniſſe drang und viele Familien wurden in Folge deſſen brodlos und elend. Des ſtillen Gottfrieds Tod ließ zwar bei Verwandten und Freunden, die er nicht beſaß, keine Trauer zurück; als aber Elſe, ſeine Braut, dieſe Trauerbotſchaft vernahm, ſtürzte ſie wie zerſchmettert mit einem lauten Schrei zu Boden und blieb lange für todt liegen, bis ſie am Ende dennoch wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde und ihr Daſein allmälig weiter ſchleppte.

Auf der mittleren Höhe deſſelben Gebirges, in dem ſich dereinſt dieſe traurige Begebenheit ereignet hatte, lag ein weiter Thalkeſſel, von ſchroffen Sandſteinwänden ringsum eingeſchloſſen. Mächtige Felsblöcke lagen wie Brocken hin und wieder zwiſchen jungen Birken und Tannen und ein munterer klarer Felsbach plauderte über Kies weg durch den Wieſengrund. Gelbgrünes Schilfgras, hohes Farrenkraut und blaue Vergißmeinnichte ſtanden am Bachesrande, neben Haidebluth und Kronsbeergeſträuch. Im Hintergrunde ragten über die Thalwände dunkle Fichtenwaldgebirge empor und ſchloſſen den Keſſel wie ein Schutz ein, oder wie eine goldne Faſſung eine Perle. Die Landſchaft war von der Natur gleichſam dem Bilde eines altdeutſchen Malers nachgeſchaffen.

In der Mitte dieſes Thales lag ein kleines Dörfchen und in der Mitte deſſelben ein ſtattliches Bauernhaus mit einem anſehnlichen Gehöfte, das bei weitem das reichſte Gut nicht nur des Dorfes, ſondern der ganzen armen Gebirgsgegend ſein mochte.

Da trug es ſich nun eines Nachts zu, es mochte wohl weit über funfzig Jahre nach dem Tode Gottfrieds ſein, daß, als das ganze Dorf ſchon in tiefer Ruhe gegraben lag, die Thüre des großen Hauſes leiſe aufging und ein junges ſchönes Mädchen ſchüchtern daraus hervortrat, das, nachdem es ſich überall hin umgeſehen hatte, ob es auch von Niemand bemerkt werde, flüchtig wie ein geſcheuchtes Reh, über die Wieſen den Felswänden zulief.

Der weiße Mond hing an dem heiteren Himmel und ſchien ſilbern in die Fenſter der Häuſer hinein, an denen das ſchöne Röschen vorbei eilte. Wenn ſie ihn anſchaute, quoll er gleichſam ihren Blicken entgegen, die ſie eben ſo oft wie bittend zum Himmel empor als hinter ſich richtete, ängſtlich beſorgend, von Jemand verfolgt zu werden. Sie ſchritt über den ſchmalen Steg, der über dem Bache lag, und klomm den ſteilen Felspfad empor. Bald hatte ſie die halbe Höhe der Wand erreicht und nun ſchwamm der Mond tief unter ihr im Waſſer hin und wob einen langen glänzenden Streifen hinter ſich drein, der in den kleinen Wellchen wie ein Strauß unabläſſig erzitternder, funkelnder goldener und ſilberner Blumen ſich breit ausfaltete. Die Dorfuhr ſchlug die zwölfte Stunde und die Wellen der hellen Glockenſchläge ſchwollen durch die Luft dem Monde entgegen und ſchienen an ihm gleichſam wieder zu hallen. Die Grillen zirpten ſchaarenweis und in die ſtille Luft ſtieg noch aus den Öfen mancher Häuſer ein dünne

blauer Streifen Rauch, von dem ausgehenden Feuer des Heerdes auf. Röschen gelangte in eine lange schmale Felsgasse oder Kluft, durch die sie etwa hundert Stufen emporstieg. Der blaue Himmel guckte nur mit einem Auge da hinein, so wenig sah man über die ungeheuren dicht zusammenstrebenden Felsen von ihm, eine kalte eisige Luft herrschte darin. Röschen eilte, daß sie hindurch kam. Endlich stand sie auf der Höhe und trat in einen freien etwa dreißig Fuß ins Gevierte großen Raum, der von hohen Felskegeln rings wie umzäunt war. Ein warmer Lufthauch quoll ihr daraus entgegen. Sie stand in dem Felsengarten, denn so wurde der umschlossene Raum genannt, der der Pflegemutter des jungen Röschens, der alten reichen Besitzerin des stattlichen Bauer-Gehöftes gehörte, und in dem Röschen die schönsten Blumen und Gewächse zog und pflegte, weil dieselben vor den rauhen Winden und überhaupt vor allem Ungemache der Jahreszeit in dem Gebirge durch die Felsen geborgen, daselbst in der Gartenerde, die sie hatte hineinschaffen lassen, wie in einem Gewächshause gediehen und fortkamen.

Röschen schritt die kleinen Blumenbeete hindurch auf einen Rasensitz zu, der in eine Felsenvertiefung gelegt war und sah sich nach allen Seiten forschend um. Offenbar suchte sie jemand, den sie nicht fand. Die volle Mondscheibe am Himmel erleuchtete den engen Felsenraum nicht, der im Gegentheile um so dunkler ward, je heller der Mond schien, weil dann von den Felskegeln in der Runde umher desto grellere Schlagschatten abprallten. Es war so lautlos und still in der Nacht, so dunkel in den einsamen Felsen, daß der starke Duft der Blumen fast dem Ohre vernehmlich zu werden schien. Röschen stand und lauschte. Da vernahm sie den Wiederhall eiliger Schritte,

der immer deutlicher und ſchneller ward. Die Spannung ihrer Geſichtszüge löſte ſich immer mehr in Heiterkeit auf. Eine dunkle Geſtalt wurde plötzlich ſichtbar und ſtieg aus einer zweiten Felſenkluft empor. Röschen! rief es leiſe auf ſie zu. Heinrich! biſt du da? rief ſie und flog einem jungen Bergmann in die Arme, der ſie herzlich an ſich drückte.

Der junge Bergmann war der Sohn armer Bergleute und wohnte in dem nächſten Dorfe nach der Höhe zu, in deſſen Nähe die Grube lag, in der er arbeitete. Wie kümmerlich er auch ſein Leben hinbringen mußte, er war dabei körperlich und geiſtig doch ſo lebenskräftig und heiteren Sinnes, daß er ein beſſeres Schickſal wohl verdiente. Seine Liebe zu Röschen hatte ſich ſchon in der Schule entſponnen, die ſie zuſammen beſuchten, da Heinrichs Dörfchen in das wo Röschen wohnte eingepfarrt war. Wenn dann die Kinder in die Schule und aus der Schule gehend vor dem Schulhauſe ihr luſtiges Weſen zuſammen trieben, fanden von früh an Heinrich und Röschen beſonderes Wohlgefallen an einander und waren ſich ſtets die liebſten Spielkameraden. Ja dieſe frühe Freundſchaft oder Neigung ging bald ſo weit, daß Röschen den kleinen Heinrich faſt jedesmal eine Strecke aus der Schule nach Hauſe begleitete, und zwar gewöhnlich bis zu dieſem kleinen Felſengärtchen, über das Heinrichs Heimweg ging. Ehe ſie ſich dann trennten, haſchten und verſteckten ſie ſich ſpielend in den Felſenklüften eine Weile lang, oder ſuchten zuſammen Beeren oder Blumen auf dem Bergeshange, oder wanden Kränze aus Haidekraut, mit denen Röschen ſich von ihrem kleinen Geſpielen gern bekränzen ließ, mit dem doppelt blühenden Geſichtchen dann munter zurück nach Hauſe ſpringend. Als die Kinder älter wurden und Heinrich ſchon anfangen mußte, das Geſtein

mit zu pochen, ſahen ſie ſich zwar ſeltener; behielten aber einander deshalb nicht weniger lieb. Sie wurden ernſter und zärtlicher mit einander und waren Liebesleute, ehe ſie es noch ſelbſt wußten und ſich deſſen verſahen, ſo daß der Uebergang zu dem ſüßen Bewußtſein ſelbſt ſich ganz unmerklich und natürlich machte.

Die alte reiche geizige und mißmuthige Muhme Röschens, die ſie bei ſich erzogen hatte und deren Erbin ſie einſt werden ſollte, wollte freilich von dieſer Liebe nichts wiſſen, ſobald ſie ſich derſelben verſah, und war ihr durchaus hinderlich und entgegen, und alſo war es eben allmählig gekommen, daß die jungen Leute nur noch ſeltenemale und verſtohlnerweiſe einander ſehen konnten, und gemeiniglich die Nachtzeit und das Felſengärtchen zu ihren geheimen Zuſammenkünften wählten. Als ſie in dieſer Nacht nun über die erſten Liebesplaudereien hinaus waren und in der Felſengrotte ſo traulich neben einander ſaßen und ſich küßten, da ſagte Röschen zu Heinrich: Ach Heinrich! Wie lange wird denn unſer Glück und unſre Liebe noch dauern können? Ich habe heute deshalb ſo viel von meiner Muhme ausſtehen müſſen, daß ich bald nicht mehr die Kraft hatte, es zu ertragen. Sie war ſo böſe auf mich, daß ich nicht von dir laſſen wollte: ich kann dir gar nicht ſagen, wie ſie war und zankte, und wie ſchrecklich mir das iſt! Und am Ende erklärte ſie mir gar, morgen werde der reiche Mann aus der Stadt kommen, dem ſie mich zur Frau geben will, und da müſſe ich mich entſchließen, Ja zu ſagen, oder ſie jage mich von Haus und Hof weg und vermache alles was ſie habe einer anderen. Denke dir nur, Heinrich, wie mir zu Muthe iſt! Ich habe mich heimlich und verſtohlen weggeſchlichen, wenn ſie es mir gleich verboten hatte, wieder mit dir zu reden,

um dich noch einmal zu ſehen, vielleicht zum letztenmale! Siehſt du Heinrich! es iſt nicht, daß ich mich davor fürchte, von ihr enterbt zu werden und hülflos dazuſtehen; aber ſie hat doch ſchon ſo viel für mich gethan, was ich ihr danken muß, und ich fürchte manchmal, es ſei Sünde, wenn man ſo hartnäckig auf ſeinem Sinn beſtehe und nicht den Eltern oder denen, die ihre Stelle an uns vertreten, ihren Willen mit dem thun, was ſie für unſer Beſtes halten. — Röschen! rief Heinrich erſchrocken aus! biſt du bei Sinnen, daß du ſo ſchwatzeſt? Ja, ja, ſo ſeid ihr aber Alle, ihr Weibsleute. Wenn ihr einmal recht zur Unzeit ſchwach ſein könnt, ſo glaubt ihr, Wunder! für wie tugendhaft ihr euch halten müßt, und doch verleugnet ihr oft genug wieder eure euch angeborne Nachgiebigkeit und ſetzt euer Köpfchen blos aus Widerſpruchsgeiſt auf, um es wieder einzubringen! Stelle dir doch vor, was geſchehen würde, du närriſches Ding, wenn du deiner Muhme gehorchteſt? Uns alleſammt unglücklich machen würdeſt du! Von mir gar nicht einmal zu reden, der ich doch nicht wüßte, wie ich ohne dich leben ſollte und auch davon abgeſehen, was für ein Leben du mit einem Andern führen würdeſt, wenn du mich wahrhaft liebſt? denkſt du denn nicht daran, daß ein ſolches Leben auch das Heil deiner Seele gefährden müßte, da der tägliche Mißmuth und der Aerger in einer unglücklichen Ehe, ganz gewiß mit der Zeit auch dein Herz änderte und dich vielleicht eben ſo böſe machte, als deine Muhme jetzt iſt? Und an dem Manne den du nähmeſt und an deiner Muhme ſelbſt verſündigteſt du dich ja auch, wenn du in der dummen Art folgſam wäreſt, und ſie würden eben ſo wenig glücklich und zufrieden werden, ſähen ſie dann erſt mit den Jahren ihren Irrthum ein. Was erſt einmal aus euren Kindern

werden ſollte, wenn ſie das böſe Beiſpiel des Unfriedens vor ſich zu Hauſe ſähen.... — Nun! ſo ſei doch nur ſtill, und ſprich nicht immer ungereimtes Zeug, Heinrich! fiel ihm Röschen erröthend in das Wort: Ihr Männer denkt immer gleich an das äußerſte und fahrt auf, als wäre es geſchehen, wenn kaum noch die Möglichkeit dazu da iſt. Sage ich denn etwa, daß es ſo weit kommen wird? — Es würde aber ſo weit kommen, Röschen, verſetzte Heinrich, wenn du anfingſt, ſchwach zu werden, und das äußerſte liegt nahe genug, wenn es auf dem Wege liegt, den man einmal betreten hat. Ich verlange gar nicht, daß du deiner Muhme geradezu unfolgſam ſeiſt, aber leiſte ihr nur Widerſtand und bitte ſie, dich nicht gegen deinen Willen zu zwingen. Sie wird gewiß nicht gleich das Äußerſte thun und dich verſtoßen, ſondern Geduld mit dir haben und Güte vorwalten laſſen. Ich will ja gern dazu thun was ich vermag, und dich inzwiſchen nicht mehr ſehen, bis eine beſſere Zeit kommt. Du mußt mir nur aber auch gewiß ſein, daß ſie kommt, Röschen, denn die Welt verändert ſich ſo ſchnell, und weder Glück noch Unglück hat darin langen Beſtand. Sollte die alte böſe Frau dennoch thun, was ſie dir gedroht hat, nun ſo müſſen wir friſchen Muth haben, und das Unabänderliche getroſt ertragen. Es iſt in der Nähe nichts ſo ſchlimm als es von fern ausſieht. Ich heirathe dich dann, Liebchen, und wir tröſten uns in unſerer Armuth mit einander. Gott hilft uns gewiß fort, da wir ſie nicht verſchuldet haben, geſund und kräftig ſind wir ja beide auch, um rüſtig zu arbeiten, ja, wenn ich gleich nichts weniger als mit Leib und Seele Bergmann bin und den finſteren unheimlichen Schacht gern mit dem freien Felde und Gottes weitem Himmel zu meinem täglichen Aufenthalt vertauſchte, ſo will

ich doch um deinetwillen das feuchte Geſtein mein Leben lang ſo vergnügt behauen, als ob mir jedweder Wunſch auf Erden erfüllt wäre. Daß ein jedes Schlimme ſein Gutes mit ſich bringt, Röschen! das liegt ja doch hierbei am Tage, da es uns zu einander führt. — Du guter Heinrich! ſprach Röschen und lächelte ihn zärtlich an, ja, ich verſpreche, dir zu folgen, du haſt wohl recht, und ich würde auf alles gefaßt ſein, wenn es mich mit dir beträfe. Aber ich kann dir nicht ſagen, wie lieb ich doch meine alte Muhme habe, wie böſe ſie auch mit mir iſt, und wie nahe es mir gehen würde, ſie zu kränken und mit ihr ganz zu zerfallen. Siehſt du, es iſt etwas Wunderbares mit der Frau! Sie iſt oft recht böſe und garſtig mit mir, und kann mich ſo peinigen, daß ich mich wohl weit von ihr hinwegwünſchen möchte. Am ſchlimmſten geht ſie mit mir um, ſeitdem ſie weiß, daß wir uns heirathen wollen. Aber ich kann ſie bei alledem nicht haſſen und bemitleide ſie vielmehr von ganzem Herzen, denn, ſonderbar genug, iſt es mir immer als ob zwei Seelen in ihr wären, von denen nur die eine ſo böſe, die andere aber grundgut, nur daß ſie die unterdrückte iſt. Iſt ſie dann einmal ſo recht hart und unfreundlich geweſen und hat mit Jedermann gezankt und getobt, ſo wird ſie ganz ſtill darnach und ſcheint nicht bei ſich zu ſein, ſondern ſpricht mit ſich ſelbſt wie mit einer anderen, die ihr gewiſſermaßen Vorwürfe macht, wie ſie ſich ſo vergeſſen könne. Die Bosheit kommt wie eine Krankheit über ſie, wie ein Fieber, für das ſie nichts kann. Ich habe ſchon gedacht, ſo müſſe es in alten Zeiten, von denen man zuweilen noch erzählen hört, den Leuten geweſen ſein, die vom Teufel beſeſſen worden. Sie ſelbſt haben ja immer noch neben dem Böſen her in ihnen fortbeſtanden. Wenn

ich nicht wüßte, daß ihre Eltern in Frieden mit ihr geſtorben ſind, ſo könnte ich beinahe glauben, es liege ein Fluch auf ihr. Im Anfange, nachdem meine armen Eltern geſtorben waren, und ſie mich als ein ganz verlaſſenes kleines Kind zu ſich nahm, konnte ich mich gar nicht in ſie hinein finden, und es wurde mir recht ſchwer, Geduld zu haben, da mein Vater und meine Mutter mich immer ſo ſanft behandelt hatten. Aber ſo wie ich zu Verſtande kam und erkannte, daß ſie mich im Grunde doch auch liebt und es nur auf die Weiſe thut, aus der ſie ſich nicht heraus helfen kann, da habe ich öfter ihretwegen geweint als meinetwegen, wenn ich von ihrem Zorn zu leiden hatte. Ich denke mir, und die Leute wollen es auch hie und da behaupten, ſie muß in ihrer Jugend irgend ein großes Unglück erlebt haben, durch das ſie ſo uneins in ſich ſelber geworden iſt. Sie war auch ganz armer Leute Kind, und ihr Vater war ein Bergmann, der höher hinauf wohnte. So reich als ſie jetzt iſt, iſt ſie erſt lange nachdem ſie verwaiſt war, durch eine Erbſchaft geworden, die ihr beim Tode eines fernen Anverwandten zufiel, von dem ſie vorher gar nichts gewußt hatte. Darauf hatte ſie ſich in unſerer Gegend angekauft und war hierher gezogen. Sie hat niemals heirathen wollen und viele Anträge ausgeſchlagen, die die jungen Burſchen ihr machten, weil ſie ſo viel Geld und Gut hatte, wenn auch wohl kein einziger ihr wirklich gut war. Daß ſie nun ihr ganzes Leben über ledig geblieben iſt, hat ſie wohl auch mit ſo mürriſch, eigenwillig und hart gemacht! Vielleicht hat ſie gar ein Liebesleid gehabt, als ſie jung war, und was wird aus ſolch armen Dinge dann, wie wir Mädchen ſind, wenn wir in unſeren alten Tagen allein in der Welt ſtehen. —

Dieſes naive Bekenntniß des ſchönen Röschens hatte zur Folge, daß Heinrich wieder darauf zurück kam, ſie zu ermahnen, alsdann doch ja ſtandhaft und muthig zu bleiben, und nachdem ihm Röschen das auch recht gewiſſenhaft zugeſagt hatte, wurde den jungen Leuten dadurch, daß ſie mit einander einig waren, was ſie thun ſollten und wollten, trotz der Bedrängniß ihrer Liebe, ſo leicht um das Herz, daß ſie ſo ſorglos und froh mit einander ſcherzten und koſten, als ob des anderen Tages ihre Hochzeit hätte ſein ſollen. Der Mond hatte ſich ſchon längſt hinter die entfernteſten Felskegel geſenkt, und einer völligen Dunkelheit um die Liebenden herum Raum gegeben, die Heinrich ganz geſchickt zu ſeinem Vortheil zu benutzen wußte, indem ſie mit zärtlichen Abſchiedsküſſen von einander ſchieden und ein Jedes nach Hauſe ging.

Des anderen Morgens als Heinrich in ſeiner Grube arbeitete, hörte plötzlich die Ader, die er verfolgte, auf und er ſtieß auf lockeres Geſtein. Ueber dieſen Umſtand nicht wenig verwundert, forſchte er weiter nach und konnte bald mit ziemlicher Gewißheit erkennen, daß er auf einen alten eingeſunkenen Schacht geſtoßen ſei. Er machte Anzeige davon bei ſeinem Steiger und es wurden mehrere Arbeiter angeſtellt, und, ſiehe da! als man noch gar nicht lange beſchäftigt geweſen war, das Gerölle aus dem Wege zu ſchaffen, fand man plötzlich in einer Höhlung, die aus zwei an einander geſtürzten Erdmaſſen gebildet worden, den, wie es ſich ſpäter auswies, wahrſcheinlich durch die große Menge Eiſenvitriol in der ihn umhüllenden Erde ganz friſch erhaltenen unverletzten Leichnam eines jungen Bergmanns vor. Das Erſtaunen der Bergleute über dieſe höchſt merkwürdige Entdeckung war groß und allgemein, denn ſeit Menſchengedenken

wußte man von keinem etwaigen Einſturze eines Schachtes in dieſer Gegend. Endlich kamen jedoch einige der älteſten Leute dazu und brachten auf die Spur. Es wurde in alten Büchern nachgeſchlagen und fand ſich allerdings, daß der aufgefundene verſchüttete Stollen kein anderer ſein könne, als einer der vor funfzig Jahren eine Strecke höher in das Gebirge hinauf eingeſunkenen Grube, in der der ſtille Gottfried mit ums Leben gekommen war, und von der, wie es ſich auf den beigebrachten Riſſen befand, ein Stollen gerade in der Richtung herab getrieben worden, die man mit dieſem Stollen von unten hinauf eingeſchlagen hatte.

Man ſchaffte hiernächſt den Leichnam an das Tageslicht empor in das Haus des Oberſteigers und legte ihn auf ein Ruhebett, und es konnte nicht fehlen, daß je weiter ſich die Kunde von dieſem Vorfalle in der Gegend verbreitete, deſto mehr von nah und fern Neugierige hinzuſtrömten, mit eigenen Augen das Wunder anzuſehen, welches die Menge natürlicherweiſe bereits geneigt ſchien, in der Erhaltung des todten Körpers anzuerkennen, indem ſie anfingen, von dem Unbekannten die abenteuerlichſten Dinge zu vermuthen. Man ſchlug in der Berg-Chronik die Namen jener dereinſt Verunglückten auf; aber man konnte an keinem etwaigen Anzeichen erkennen, weſſen von ihnen der Leichnam ſei. Es waren zwar unter den hinzuſtrömenden Leuten hie und da einige Alte, die bei dem beſagten, vor einem halben Jahrhunderte geſchehenen Unglücke, einen der Ihrigen mit verloren hatten, aber den Wiederaufgefundenen wollte keiner als ſolchen erkennen, wie denn auch nicht einer ſeinen Namen mit Gewißheit anzugeben wußte und nur hin und her dem vermuthlichen Alter des Leichnams bei der Kataſtrophe nach

gemuthmaßt wurde. Man grub zwar noch an dieſem und den folgenden Tagen weiter in dem Stollen nach, um vielleicht andere Leichname mehr aufzufinden; aber es blieb umſonſt.

Mittlerweile hatte das arme Röschen trotz ihrer Heiterkeit und ihres getroſten Muthes am vergangenen Abende dennoch in der Einſamkeit und Stille der Nacht gar thränen- und angſtreiche Stunden in Erwartung der Dinge zugebracht, die der verhängnißſchwere Morgen für ſie bringen ſollte. Nichts deſto weniger faßte ſie ſich zwar am Ende, ſo gut es gehen wollte, auf das äußerſte, und war ſchon im Begriff, um die gewöhnliche frühe Tagesſtunde zu ihrer Muhme zu gehen, ihr einen guten Morgen zu bieten und ihren gefaßten Entſchluß ihr gerade heraus zu ſagen, ſie lieber verlaſſen und die bitterſte Armuth erdulden zu wollen, als einen andern Mann als ihren Heinrich zu heirathen, ohne den ſie gewiß wiſſe, nicht glücklich werden zu können. Da nahm ſie mit einem male wahr, daß auf dem Hofe Knechte und Mägde um einen Bauer aus dem nächſten Dorfe neugierig zuſammen liefen, den ein Geſchäft hierher geführt hatte und der, wie es Röschen aus den Geberden und Mienen der Umſtehenden hervorzugehen ſchien, eine ſehr verwunderliche Neuigkeit mitgebracht haben mußte. Sie konnte nicht unterlaſſen, ebenfalls hinaus zu gehen, um ſich darnach zu erkundigen, was vorgefallen ſei; in dem Augenblicke aber trat auch ihre Muhme dazu und hörte mit ihr zugleich die wiederholte Erzählung des Bauers von jener eben gedachten Thatſache an, indem der Bauer geradesweges aus dem Hauſe des Oberſteigers kam, wo er den Leichnam, den er beſchrieb, liegen geſehen hatte. Röschen bemerkte mit Verwunderung, was für einen tiefen Eindruck die Erzählung

des Bauers offenbar auf ihre Muhme machte. Die alte Frau wurde derweil bald blaß bald roth, schien mehr als einmal die Fähigkeit zu verlieren, aufzuathmen und befand sich, als der Erzähler geendet hatte und sie also wußte, wie viel man über den aufgefundenen Leichnam Gewißheit erlangt habe, eine Minute lang in der größten innern Aufregung. Sodann aber, gleich als drängte sie ihre heftigen Empfindungen nach innen zurück, nahm sie sich, wie es schien mit aller ihrer Kraft, zusammen und erklärte, sie wolle ebenfalls zusehen, ob sie den Mann etwa zu seiner Zeit gekannt habe, worauf sie in das Haus zurückging, um sich zu dem Gange anzukleiden, und Röschen sie begleiten hieß. Unterweges konnte Röschen der alten siebenzigjährigen Frau kaum folgen, so übermäßig strengte dieselbe ihre Schritte an. Röschen sah wie ihr die großen Schweißtropfen über das Gesicht rannen, aber sie blieb doch keinen Augenblick stehen, um sich auszuruhen. Die Alte sprach kein lautes Wort; wohl aber murmelte sie viel mit sich selbst, und wie Röschen schon am vorigen Abende von ihr zu Heinrich gesagt hatte, daß es manchesmal sei, als stritten zwei verschiedene Naturen in ihr mit einander, also war es auch jetzt wieder, und die Alte stieß mehr als einen schweren Seufzer aus, mit dem sie sich Luft zu machen oder ein Hinderniß aus dem Wege zu schaffen schien, um weiter kommen zu können.

Endlich langten sie an Ort und Stelle an: Sie traten, die alte Muhme an allen Gliedern zitternd, in das Haus des Obersteigers ein und in die Stube zu dem Ruhebette. Die Anwesenden wichen zurück, da sie die alte Frau langsam und ernst nahen sahen und sie richtete ihren Blick auf den Leichnam. Einen Moment währte es, daß ihre Seele gewissermaßen aus der Vergangenheit Erinnerungen wie

Strahlen von dem Antlitze des Todten in ſich einzuſaugen ſchien, ſodann belebten ihre Züge ſich plötzlich zu der höchſten Leidenſchaft, und ſie ſtürzte, indem ſie ſich über den Leichnam werfen wollte, mit dem lauten Ausrufe: Gottfried! neben ihm zu Boden.

Es waren nehmlich in Wahrheit die ehemaligen Liebenden Gottfried und Elſe, die ſich hier ſo wunderbarerweiſe wieder zu einander gefunden hatten. Den Zuſtand, in welchen Elſe durch Gottfrieds Tod vor funfzig Jahren verfallen war, hatte Röschen ihrem Geliebten in der vorigen Nacht richtig angedeutet. Als ſie nach der entſetzlichen Nachricht vom Tode Gottfrieds ihr Bewußtſein wieder gefunden, war es mit ihr gewiſſermaßen als ſei ihr beſſeres Selbſt geſtorben oder wie in einen verzauberten Schlaf gebannt. Ihre durch Gottfrieds Einfluß gemilderte und zurückgedrängte ihr angeborene Leidenſchaftlichkeit erwachte wieder in aller und ſogar verſtärkter Kraft, und äußerte ſich in ihrem Charakter auf das übelſte, und ſo wie es in der Natur derſelben lag, verlor ſich auch alsbald wieder all' die Frömmigkeit, die Gottfried in ihr erweckt hatte, weil ſie doch eben nur von ihm vermittelt worden war. Sie hatte das Vertrauen auf Gott und auf ſich ſelbſt verloren, und ihr Leben und ihr Charakter ſchien nunmehr dem Zufalle überlaſſen, ſo wie alles inneren Haltes entledigt zu ſein. Die Verzweiflung hatte ſie einem ſtillen Wahnſinne in die Arme geführt. Einem wunderbaren Umſtande gemäß, war es ihr aber dennoch von dem erſten Augenblicke der Gewißheit von Gottfrieds Tode an, ihr ganzes übriges Leben hindurch, bis zu der gegenwärtigen Kataſtrophe, als ſei Gottfried wirklich noch nicht todt, ſondern ſchlummere nur in tiefer Erde. Sein Bild ſtand ihr immerdar friſch und lebendig

vor der Seele, und verließ sie nimmer, wo dann also ihr eigenes entschlummertes edleres Theil zuweilen auch wieder erwachte und gleichsam mit ihr selbst oder mit ihm von sich und ihm sich unterhielt.

Als Röschen mit ihrer Muhme in das Zimmer des Obersteigers eingetreten, war auch Heinrich, der über den wunderbaren Vorfall dieses Morgens fast vergessen hatte, wie verhängnißschwer er für ihn werden könne, zugegen gewesen und natürlicherweise über das was vor seinen Augen erfolgte hoch erstaunt. Derweil nun die alte Frau bewußtlos dalag, hatte er Sorge getragen, daß die Anwesenden alle bis auf den Obersteiger sich entfernten, und sich ferner mit Röschen und diesem bemüht, sie in's Leben zurück zu rufen.

Endlich gelang ihm dieses letztere und es erholte sich Else völlig wieder. Das erste was sich ihren Blicken darstellte, als sie sich empor richtete, war ihres Gottfrieds Leichnam. Sie starrte ihn lange unverwandten Auges an. Da schien es ihr allmälig wie Schuppen von den Augen zu fallen. Ihre ganze Jugendzeit und Liebe ging noch einmal mit Freud und Leid in der Erinnerung an ihrer Seele vorüber. Alle ihre alten Gefühle erwachten wieder in ihrer Brust. Sie ward im Geiste wieder jung und die Zeit verschwand für sie. Sie ward wieder wie sie war, sie ward neugeboren und erkannte beschämt die langen tiefen Verirrungen ihres Herzens. Ein Strom heißer Thränen stürzte aus ihren Augen hervor. Sie sank in Röschens und Heinrichs Arme zurück und weinte sich aus. Endlich ward ihr Schmerz stiller und schwächer; schienen aber auch ihre Kräfte abzunehmen. Sie nahm sich indessen dennoch zusammen, sah, die Hände faltend, die Leiche an und sagte: Ach, Gott-

fried! ſo müſſen wir uns wiederſehen? Ich Unglückliche! was iſt doch der Menſch! Was war ich und was ward ich! O, Gottfried! Was wirſt du dort zu mir ſagen? Wehe mir Treuloſen! die ich mein ganzes Leben daran gegeben habe, mich von dir loszureißen. Ach, mein Gott! was hoffte ich in meiner Jugend, und was iſt mir nun, durch meine Sündhaftigkeit in Erfüllung gegangen! Gottfried! bitte du für mich und vergib mir. Ich habe ſchwer geträumt, vielleicht bin ich nun dadurch geſtärkt worden, deſto länger wach zu ſein. Röschen! ſagte ſie darauf zu ihrer Nichte gewendet, vergib du mir auch, daß ich ſo hart und böſe mit dir umging. Ach! ich war ſehr krank, mein gutes Kind, du hätteſt mich von Herzen bedauern können. Ich wollte dich glücklich machen, Röschen; aber ich blödſinniges Weib wollte es, ohne an meine eigne Jugend zu denken, auf eine verkehrte Weiſe. Ich war ſo gottlos geweſen, in meinem Unglücke zu verzweifeln, und darüber hatte ich meine Seele verloren, und wollte von deiner Seele denn auch nichts wiſſen, meinte, wenn ich dich nur recht ängſtlich vor der Armuth und irdiſcher Noth ſchütze, denen ich mein Unglück Schuld gab, ſo ſei alles gethan. Ach! ich bedachte nicht, wie ich deſſen ein Beiſpiel bin, daß wenn die Seele verarmt und in Noth geräth, alles andere Leiden und Unglück nichts dagegen iſt. — Hier ſah ſie ſich nach Heinrich um, der auf der anderen Seite ſtand, ergriff ſeine Hand, legte ſie in Röschens ihre und ſagte lächelnd: ſeid glücklich, Kinder, liebt euch und vergebt mir. Möge Gott euch mein Erbe ſegnen und euch vor zeitlicher und ewiger Noth bewahren. Die Liebenden wußten nicht, wie ihnen war, eine ſolche Seligkeit kam über ſie. Wie ſie Gott und der unglücklichen Elſe im Herzen dankten und was ſie in dieſen

Augenblicken empfanden war unausſprechlich. Elſe fühlte ihr Ende nahen und traf deshalb ihre Vorkehrungen, ihren letzten Willen in Ausführung zu bringen. Sie bat den Oberſteiger, den Pfarrer aus ihrem Dorfe herbei holen zu laſſen. Der Pfarrer kam und das junge Paar wurde getraut. Elſens ganzes Beſitzthum verſchrieb dieſe darauf ihnen und bewirkte auch noch an demſelben Tage, daß Heinrich als Bergmann entlaſſen wurde. Darauf erzählte ſie ihren Kindern, die darüber viele Thränen des Mitleidens vergoſſen, die rührende Geſchichte ihrer Liebe zu dem ſtillen Gottfried, und als die Sonne dieſes Tages unterging, empfing ſie die heiligen Sakramente und ſtarb mit Gott verſöhnt, indem ihr Leben alſo an der Erſchöpfung und Gewalt der Freude gebrochen war, ſanft und ſelig. Sie wurde Tages darauf, eine alte Braut, mit einem grünen Kranze geſchmückt, wie ſie es wünſchte, mit ihrem jungen Bräutigam in ein Grab zur Ruhe beſtattet, und Röschen und Heinrich führten mit einander eine lange glückliche und mit Kindern geſegnete Ehe, indem ſie dem Angedenken der beklagenswerthen Elſe noch viele Thränen zollten.

Sechſter Brief.

Kelbra am Kyffhäuſer, den 14. Juni, Abends.

Wir hatten heute früh, als wir mit Sonnenaufgang nach Nordhauſen aufbrachen, Gottlob! das ſchönſte Wetter. Gegen Nordhauſen zu hat der Harz vollkommen aufgehört und der Charakter der Gegend iſt von dem ſeinigen durchaus verſchieden. Es iſt eine breite, von niedrigen Kalkfelſen begrenzte Ebene. Nordhauſen iſt keine anmuthige Stadt, aber man findet darin doch etwas zu eſſen. Seit Goslar aß ich hier wieder zum erſtenmale mit Appetit. Wir waren ſchon halb ſieben Uhr früh in Nordhauſen und wanderten nun mit dem friſchen Morgen in die berühmte goldne Aue ein, die mit vollem Rechte für eine der fruchtbarſten und reizendſten Gegenden Deutſchlands angeſehen wird. Es iſt eine breite, ſchöne, lachende Ebene, die in ihrem Schooße ſanfte Hügel auf und nieder führt. Unabſehliche, üppige, wallende Kornfelder, die nur von Obſtbaum-Gruppen und Reihen unterbrochen werden und den erquickendſten Geruch rings umher verbreiten, ſo weit das Auge reicht! Blaue, mäßig hohe Bergketten ziehen ſich zu beiden Seiten der Ebene hin, vor uns begränzt ſie das bläuliche Kyffhäuſer-

gebirge, hinter uns erhebt ſich der ferne Brocken und ſagt uns das letzte Lebewohl! Alſo ſehen wir eigentlich nichts als ein ſanft erregtes maigrünes Meer mit bläulichem Uferrande, und wie ſchmelzen dieſe lieblichen Farben in einander!

Schwere zerrißene Wolkenmaſſen, wie ſeltſame wunderbare Gebirge geformt, ziehen durch den blauen Himmel über uns hin. In welcher Harmonie ſteht alſo dieſer Himmel gerade zu dieſer Erde, die ohne ihn, bei ganz reiner blauer Luft vielleicht zu einförmig werden möchte. Dieſe romantiſchen Wolkengebirge bringen ſolch Leben, ſolche Bewegung hinein! Es iſt überhaupt beachtenswerth, wie die Schönheit einer jeden Gegend durch den Himmel darüber bedingt wird. Ein unſchöner Himmel vermag eben ſowohl durch ſich ſelbſt, als durch das Licht, das er ihr gewährt, die ſchönſte Gegend gleichgültig erſcheinen zu laſſen, oder die einförmigſte Gegend intereſſant zu machen; wie denn ja eben, weil wir die Natur doch nicht anders als wie ein Werk der Kunſt betrachten können, auf dem einen ihrer Bilder den Himmel, auf dem andern die Erde die Hauptſache oder der Hauptgegenſtand iſt, dem ſich der andere als bloße Ausſchmückung unterordnet. Es verhält ſich hier zu dieſen Äußerlichkeiten unſer körperliches Auge gerade ſo, wie das Auge unſerer Seele zu innern Erlebniſſen, bei denen in ſeiner Richtung es auch bald auf den Himmel, bald auf die Erde angewieſen iſt. Und es giebt in unſerem Leben der Momente, die dem Irdiſchen in uns eine eben ſo völlige Befriedigung wie zugleich dem Himmliſchen darbieten, eben ſo wenige, wie ſolcher Naturbilder, in denen Himmel und Erde völlig zuſammen gehören und mit einander übereinſtimmen. Verſteht ſich freilich, daß alle ſolche Anſichten nur menſchlich einſeitig ſind, und von einem höchſten Standpunkte aus

verſchwinden, weil dann auch die unſchönen oder halbſchönen Gegenden ſich als nothwendige Schatten des großen Naturbildes herausſtellen. Aber wir können und ſollen uns in Betrachtung weder der Natur, noch der Kunſt, noch der Geſchichte auf einen ſolchen übermenſchlichen Standpunkt ſtellen, weil wir damit den erforderlichen Boden unter unſern Füßen verlören, und eben Alles mit uns in das Chaos verſchwinden und ſich auflöſen würde.

Die goldne Aue iſt beſonders rechts vom Wege ſchön und anmuthig. Von Berka an verfolgten uns von allen Seiten Gewitter, die ſich dann und wann zuſammenzogen und uns theils durchnäßten, theils dadurch beſchwerlich wurden, daß ſie den lehmigen Boden dermaßen erweichten und ſchlüpfrig machten, daß wir bei jedem einzelnen Schritte vorwärts um eben ſo weit zurück glitten. Die kurze Strecke wurde je dennoch zurück gelegt und wir langten gegen Mittag hier am Fuße der Rothenburg an, wo uns eine leidliche gute Herberge, in der Sonne, empfangen hat, deren Wirth mit ſeinen Schweſtern, anſtändigen und anmuthigen jungen Mädchen, ſehr ordentlich Haus hält. Komme ich zum zweitenmal in dieſe Gegend, ſo verweile ich auch hier mehrere Tage.

Nach Tiſche ſtellte ſich das Wetter wieder feſt und ich ſetzte mich hinter den ins freie Feld ausgehenden Garten unſeres Gaſthauſes, unter eine uralte Linde, am Fuße der Rothenburg nieder, deren Trümmer ſich vor mir auf ihrem hohen gewaltigen Berge aufthürmten. Hier alſo, denn mein erſter Gedanke konnte doch nur Novalis ſein, in dieſer unmittelbaren Umgegend, verlebte er die ſchöne Zeit ſeines Daſeins, in der er den Oſterdingen dichtete! Wie oft hat er vielleicht auch hier unter dieſer Linde geſeſſen, träumte ich mir, und mit ſeinem entzückten Seherblick die vor ihm

ausgebreitete goldne Aue durchflogen, jene ehrwürdigen Berghöhen ermeſſen, und ſein Auge daran geheftet! Welche Wehmuth wohnt nur dem Gedanken an die beiden Dichter Hardenberg und Heinrich von Kleiſt innen! Wenn es wahr iſt, daß ſo früh vollendete Geiſter von der Mit- und Nachwelt leicht überſchätzt werden, indem ſie ihre wahre Größe hinieden nicht entfalten konnten, und die geſchäftige Einbildungskraft ſie nun vielleicht bedeutender erſcheinen läßt, als ſie geworden wären, ſo iſt dieſe Überſchätzung doch die einzige Entſchädigung, die wir ihnen dafür bieten können, daß ſie die Früchte ihres edlen Strebens nicht in unſerer Liebe und deren Wahrzeichen erndteten. Wir lieben ſie gleichſam aus Pietät, wie früh dahingegeſchiedene theure Angehörige oder Geſchwiſter, mit allen ihren Tugenden und Fehlern, und bewahren und verklären ihr Angedenken in uns als ein Heiligthum. Es iſt ein ganz anderes Gefühl was wir z. B. für Göthe haben. Dieſer Dichter iſt in ſeiner Erſcheinung vollendet, und unſere unbeſchränkte Liebe, Hingebung, Verehrung, Bewunderung, oder wie man das Gefühl ohne Anfang und Ende nennen will, was ein ſolcher Mann einflößt, fällt ihm zu. Es iſt nicht unſer freier Wille, was wir für ihn fühlen, ſondern er iſt nun eben da, wie etwa auch die Sonne, eine gegebene Größe, deren Daſein und Licht und Wärme nur der Wahnſinn ableugnen kann, und deretwegen es ganz gleichgültig iſt, ob ein Land oder ein Jahrzehend oder ein Einzelner ſie anerkennt oder nicht, denn, mit einem Worte; er iſt! An ihm darf man unbedenklich Einzelnes, eben ſo wie an der Sonne etwa Sonnenflecke tadeln, denn was ſchadet das wohl ſeinem Glanz und ſeiner Größe, er iſt einer der Auserwählteſten. Aber geringere geiſtige Größen wie Hardenberg und Kleiſt nehmen

unſer Mitleiden mit unſerer Liebe zugleich in Anſpruch: die Liebe zu ihnen wird in uns zur Leidenſchaft.

Ich finde in meiner Mappe einige Blätter vor, die ich unmittelbar nachdem wir kürzlich wieder den Ofterdingen mit einander geleſen hatten, niederſchrieb. Ich ergreife die Gelegenheit, ſie Dir von hier aus alſo mitzutheilen und hoffe, daß Du wenigſtens die Friſche der darin angedeuteten Anſicht lobſt, wenn Du auch wohl tadeln dürfteſt, daß man über einen ſo reichen Geiſt wie Hardenberg nur ſo einſeitige Gedanken haben kann, als ſich etwa in dieſen Bemerkungen ausſprechen. Dafür geben ſich dieſelben aber auch nur für einen ſehr ſchwachen Beitrag zu einer Beſprechung des Dichters aus und nehme ich wohl ſpäterhin auch andre Geſichtspunkte wahr, meine Anſchauung deſſelben zu vollenden.

Ueber Novalis.

Wenn jemals auf irgend wen als charakteriſtiſche Bezeichnung ſeines Weſens der ſonſt in anderem Sinne angewandte Ausdruck ame trempée paßte, ſo iſt dies auf Novalis; und zwar erleidet dieſe Benennung nicht nur zunächſt auf ſeine urſprüngliche Dichternatur Anwendung, ſondern auch eine indirekte auf ſeine Sprache und Ausdrucksweiſe in der alles zu meiſt wohl unwillkürlicher, Allegorie wird.

Zur Erklärung der ſeltenen Sinneseinfalt dieſes Dichters iſt es aber auch gewiß nicht unwichtig, von der glücklichen Häuslichkeit und der Eigenthümlichkeit ſeiner Eltern unterrichtet zu ſein. Berückſichtigt man den aus ihr hervorgegangenen Geiſt der Frömmigkeit, der wohl über ſeiner Erziehung waltete, ſo findet man es doch ganz begreiflich, wenn das Gewöhnlichſte was ihm in der wirklichen Welt begegnete oder zuſtieß, von ihm alſo aufgefaßt und poetiſch wieder geboren wurde, wie es ſich eben in den myſtiſch tiefſten Momenten ſeines Romans abſchattete.

Aus dem Beiſpiele Hardenbergs erkennt man, was aus der Blüthe des echten Pietismus auf dem Wege der Erziehungskunſt Großes entwickelt werden kann. So wie Novalis die Welt und ihre Erſcheinungen anſah, war und

iſt allerdings alles Wunder, und dennoch iſt dies eigentlich die echte Anſchauung, weil ja eben, wie er es wiederholt ſo ſchön ausſpricht, in der Welt oder Natur wirkich Alles Wunder iſt, wenn man es nur nicht allein anſehen, ſondern einſehen will.

Novalis hat ſehr Recht, wenn er ſagt, die Dichter übertrieben meiſt noch lange nicht genug, denn das Leben iſt freilich viel wunderbarer als der Dichter es ſchildern kann. Je genauer darum der Dichter Welt und Menſchen kennt, deſto kecker wird er im ſcheinbaren Übertreiben ſein. Die meiſten übertreiben nur in ſofern in der That, weil ſie es aus Unkenntniß der Sache, am unrechten Orte, mit Willkühr thun.

Manche Worte Hardenbergs ſind wahre Offenbarungen, wie er denn ja auch ſelbſt ſehr wahr ſagt, daß in der Freude, das, was außer der Welt, zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der urſprüngliche Trieb unſers Daſeins, der Urſprung der Poeſie liege.

Hardenbergs Geiſt iſt ein unendlich anregender, befruchtender, belebender. Entwickelt, wäre er es vielleicht in minder hohem Grade geworden; ſo wie eben auch die Knospe oft ſchöner iſt und mehr Duft und Friſche in ſich hegt, als die Blume. So hat H. wohl eben ſeine Beſtimmung erfüllt: denn in einen vollen poetiſchen Blumen-Strauß gehören der Knospen ſowohl als Blumen.

Hardenbergs Poeſie erſcheint gegen die entwickelterer, größerer Dichter, die vielleicht alle Jahreszeiten der poetiſchen Natur in ſich vereinigen, wie ein blühender allegoriſcher Frühling. Er iſt in gewiſſer Hinſicht freilich einſeitig, aber wie rührend iſt dieſe Einſeitigkeit!

Hat man den Ofterdingen lange nicht geleſen, ſo hält

Göthes Mährchen iſt maleriſcher oder beſſer plaſtiſcher als das Novalis'ſche und dieſe Eigenſchaft erheiſcht man von ſolch poetiſchen Schöpfungen zunächſt, deren alleinige Allegorie nicht befriedigt. Es iſt von ſo einziger Harmonie in der Gruppirung der Bilder, daß man es auch wieder Muſik nennen möchte, weil man die Harmonie zu fühlen oder zu vernehmen meint.

Das erſte Mährchen im Ofterdingen, das der Kaufleute, halte ich für ſchöner als jenes letztere, weil es ſich mehr ſelbſt genügt.

Eines der gelungenſten Glieder in der Organiſation des Ofterdingen iſt die Erſcheinung Zulimas mit dem ſich die Berührung der Kreuzzüge zuſammen ſtellt: dieſe als Vergangenheit, Chriſtenthum, jene als Zukunft, Poeſie, Morgenland. Eine unbekannte Sehnſucht verkündigt ſich aus den einen und der andern. Zulima reicht Heinrich bedeutungsvoll die Laute, er ihr den Schleier. Das ſpätere ſtete Beziehen auf das Morgenland, dieſe Liebe und Sehnſucht zu und nach ihm könnte Novalis dagegen leicht als poetiſches Unwohlſein ausgelegt werden. Was wir vom Morgenlande haben, das wiſſen wir, ja, wir haben die Hauptſache, das Chriſtenthum daher, womit ſeine Blüthe uud Frucht uns zugeweht iſt. Was wir aber noch aus dem Morgenlande nehmen oder empfangen ſollen oder können, iſt doch ſehr problematiſch: Begeiſterung ſchwerlich.

Es möchte im Allgemeinen eine mißliche Sache ſein, eben in der Gegend der Seele Ausbeute zu ſuchen, die Novalis durchforſchte und erkannt hatte. Denn warum iſt jede Bearbeitung derſelben bis jezt noch immer misglückt, wenn ſie nach ihm verſucht wurde? Weil ein ſtrebender, reicher Geiſt, weil Wiſſen und Talent nichts weniger als

die einzigen Kräfte ſind, die dazu zu Gebote ſtehen müſſen, ſondern weil ihr weſentliches Erforderniß ein reines kindliches Gemüth iſt, wie Novalis es beſaß und weſſen in der Hinſicht gewiß nur Wenige ſich zu erfreuen haben.

Wenn Hardenberg ſagt: Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ſo bezeichnet er damit ſein ſelbſt eigenes Weſen. Sein Denken war kein dürr gewöhnliches, ſondern ein wahrhaft dichteriſches, fühlendes, das freilich wieder in unkräftigen unreifen Geiſtern einer Ausartung unterliegen kann, die es noch unerſprießlicher macht als jenes dürre Denken, ſobald es nämlich ein bewußtlos fühlendes oder träumendes wird, worein ſogar mancher begabte Autor verfallen iſt und von dem Novalis ſelbſt ſagt, daß den beſten Köpfen und der Wiſſenſchaft vielleicht nichts mehr geſchadet habe, als das Hypotheſiren, (im übeln Sinne) dieſe Renomiſterei des phantaſtiſchen Verſtandes.

Novalis war ein Lehrer der Natur nnd ging wirklich in die Natur auf, ſo wie er auch ſelber ſagt, in dem Dichter befinde ſich die Menſchheit in der vollkommenſten Auflöſung.

Novalis iſt vorzugsweiſe, auch ſchon als Fragment, ein Dichter für Dichter.

Novalis iſt der erſte und beſte Schüler Tiecks, welche Ehre man immer, wunderſamerweiſe, Arnim zu Theil werden läßt. Der Ofterdingen iſt aus dem Sternbald und den Erzählungen des Phantaſus eigentlich emanirt, der Dichter hat ſich, bekanntermaßen, daran entzündet.

Novalis iſt aber auch muſterhaft als Schüler, denn ſo ſehr er ſich an Tieck lehnt, iſt er dennoch ſelbſtändig. An jedem echten Schüler muß nehmlich etwas Eigenthümliches vorhanden oder übrig ſein, worauf der Meiſter fortwirken

kann. Er wird zwar hinwieder immerdar mit dem Meiſter in Oppoſition ſtehen, aber der echte Meiſter ſeinerſeits wird jedesmal über ihn zu ſiegen wiſſen.

Auf Hardenbergs Perſönlichkeit mag wohl ſein eignes ſchönes Wort Anwendung erlitten haben, wenn er von Heinrich ſagt: ſeine Geſtalt ſei wie das einfache Wort eines Unbekannten geweſen, das man faſt überhört, bis längſt nach ſeinem Abſchiede es ſeine tiefe unſcheinbare Knospe immermehr aufthue und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dicht verſchlungener Blätter zeige, ſo daß man es nie vergeſſe, nicht müde werde, es zu wiederhohlen„ und einen unverſieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran habe. Man beſinnt ſich, ſchließt er, nun genauer auf den Unbekannten und ahnet und ahnet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höheren Welt geweſen ſei.

Wie beglückt mich nun gegenwärtig, was ich mir ſchon ſo lange Zeit erwünſchte: da zu verweilen, wo Hardenberg ſo mit Luſt und Liebe war, mir bei dem Anblick dieſer Berge und Fluren vorſtellen zu können, daß ſie ſich dereinſt auch ihm ſo darſtellten, mich in Träume zu verlieren, welche Gefühle und Empfindungen ſie wohl in ihm erweckt haben mögen! Ja, dieſe unbeſchreiblich poetiſche grüne güldene Aue war es werth, daß Novalis ſie liebte und ſeine großen Gedanken in ihr auferzog, ſie ſpiegelt ſich mit ihren großartigen Eindrücken in dem Ofterdingen ab. Gerade ſo und nicht anders dachte ich mir Thüringen. Dieſen weiten ahnungsreichen Blick in die bläuliche Ferne gewährt gewiß kein anderes Land. Wie unſaglich mild und deutſch ſind dieſe grünen Berge und Auen!

Man hat von dem Kyffhäuſer, unter den unzähligen anderen, ſo die Gutartigkeit der da oben hauſenden Geiſter beurkunden, das folgende Mährchen:

Ein Schäfer aus Sittendorf, zwiſchen Kelbra und Tilleda, trieb einſt am Fuße des Kyffhäuſers. Er hatte eine Geliebte, war aber ſo arm, daß er eine eigene Wirthſchaft ſich nicht einrichten konnte. Er ſtieg traurig den Berg hinan, aber je höher er kam, deſto mehr verlor ſich ſeine Schwermuth. Oben angelangt, fand er eine wunderſchöne Blume,

deren gleichen er noch niemals gesehen hatte. Er pflückte sie und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen. Da gewahrt er in der Burg ein offenes Gewölbe, dessen Eingang nur ein wenig verschüttet ist. Er tritt hinein und findet eine Menge kleiner glänzender Steine auf der Erde, mit denen er seine Taschen anfüllt. Er will hierauf wieder in's Freie hinaus, eine dumpfe Stimme ruft ihm zu: Vergiß das beste nicht! und da weiß er denn gar nicht wie ihm geschieht und wie er auch wirklich wieder einen Ausweg gefunden hat.

Kaum sah er nunmehr die Sonne und seine Heerde wieder, so schlug die Thüre, die er vorher nicht wahrgenommen hatte, hinter ihm zu. Er faßt nach seinem Hute, aber siehe da! die wunderschöne Blume, die er seiner Verlobten hatte geben wollen, war fort, sie war, als er gestolpert, herabgefallen. Urplötzlich steht vor ihm ein Zwerg: Wo hast du die schöne Wunderblume, die du fandest? fragte er. Ich habe sie verloren, antwortete der betrübte Schäfer. Dir war sie bestimmt, sagte der Zwerg, sie ist mehr werth als die ganze Rothenburg.

Ganz niedergeschlagen geht der Schäfer Abends zu seiner Geliebten und erzählt ihr die Geschichte von der Blume. Beide weinen. Am Ende denkt der Schäfer an seine Steine und wirft sie scherzend seinem Mädchen in den Schooß. Wie fühlt er sich da nicht überrascht: Es sind lauter Goldstücke! Sie kauften sich ein Häuschen, und ein Stück Acker dazu, und bald nachher waren sie Mann und Frau.

Die Wunderblume ist verschwunden und wird von Bergleuten bis auf den heutigen Tag gesucht; nicht nur in den Gewölben des Kyffhäusers, sondern überall, wo verborgene

Schätze ruhen, auf der Quäſtenburg und ſelbſt auf der Nordſeite des Harzes.

Dieſes ſinnige Märchen mit ſeiner lieblichen Allegorie hat Novalis im Ofterdingen auf ſeine Weiſe benutzt. Aber wendet es ſich vielleicht auch auf ihn ſelbſt an? Jener Schäfer verlor die blaue Blume, das heißt, ein höheres Leben um des irdiſchen Glückes willen. Novalis fand und bewahrte die Wunderblume und mußte um ihretwillen, an ihrem Beſitze, ſterben.

Jezuweilen erkennt man ja wohl mit vollem Bewußtſein das abſolut Alberne, ohne daß man dennoch unterlaſſen kann, es ſelbſt zu thun. So geſchah es heute auch mir. Wie ich da nun unter der Linde eine lange Weile geſeſſen hatte, ſtand ich auf und ging den Bergen zu, gereizt und angezogen von der Thätigkeit der Menſchen auf den entfernteren Feldern, auf denen Männer und Frauen, Knechte und Mägde unter Scherzen und Lachen hackten und jäteten, und die kleinen Kinder die friſch gewachſenen Steine von dem Acker ablaſen. Unter der Rothenburg iſt rechtshin ein Thaleinſchnitt in die Bergkette, mit Obſtbäumen bepflanzt. In dieſer kleinen Schlucht war es wieder ſtiller und einſamer und dunkelte es ſchon, denn die Sonne hatte ſie bereits für heute mit ihren Strahlen geräumt.

Da begegnete ich einem ſehr alten Mann. Es kam mir eben, wie ſchon geſagt, der alberne Gedanke bei, er könne ſich vielleicht Friedrich von Hardenbergs erinnern und mir genau angeben, in welchem Orte hier in der Nähe eigentlich ſein dereinſtiger Aufenthalt geweſen ſei. Ich befragte den Mann darum. Der Alte konnte ſich kaum noch auf den Beinen erhalten und ſchwankte wie am Rande des Grabes.

Er ſtand ſtill, und erwiederte auf meine Frage: Nein, das weiß ich nicht. Ich bin ſchon 1755 geboren, und ich beſinne mich nicht darauf. Das kann nicht wahr ſein. Der hat nicht hier gelebt. — Er ſchwieg ein Weilchen, dann hub er lächelnd wieder an: Ach, Jeſus! Der hat Friedrich geheißen, ja, ja, und hat ſich Kaiſer genannt, und hat da oben gewohnt, — er wies auf die Rothenburg, — und noch ein Anderer mit ihm. Es waren ihrer zwei, und der General Vitzthum hat die Burg zerſtört. Ich habe meine alten Chroniken zu Hauſe, da ſteht es drinnen. Es ſind auch ſonſt noch hier und dort viele alte Dörfer und Kirchen geweſen, das iſt alles zerfallen. Der Friedrich hat zu der Heidenzeit gelebt und iſt ein Heide geweſen, ja und hat ſo ein Kind, einen heidniſchen Götzen, angebetet, das ſie noch zu Sondershauſen ſehen laſſen. Der Götze da hat ſonſt Feuer geſpien und den haben ſie hernach vom Pferde geworfen, und die Grafen von Schwarzburg die zu der Zeit noch nicht Fürſten geweſen ſind, die haben von dem Grafen von Beichling den ganzen Wald für ein Spottgeld gekauft. So iſt's geweſen. — Hierauf ſagte er mir Lebewohl, reichte mir die Hand, und ſchimpfte auf die Raupen, indem er die jungen Obſtbäumchen ſchüttelte und lächelnd weiter ging. Auch ich ſagte ihm denn lächelnd meinen Gruß und Dank für die Belehrung und ſtellte mir die Frage auf: ob ſich wohl die alten Sagen des öfteren nach der Analogie dieſer Tradition in dem Munde des Volkes fortgepflanzt haben mögen?

Es iſt ſchmählich, wie es mir mit Deiner Correſpondenz auf dieſer Reiſe geht. In Goslar uud in Blankenburg hatte ich beſtellt, an mich eingehende Briefe gleich

nach Sangerhauſen zu ſenden. Ich erwartete ganz gewiß, ſie da zu finden: das erſte alſo was ich that, wie ich heute hier ankam und mich beſtimmte, nicht ſelbſt nach Sangerhauſen zu gehen, war, daß ich einen Boten dahin ſendete. Der Bote kommt ſo eben zurück und bringt keinen Brief mit, und, — o Schickſal! indem glaube ich mich zu beſinnen, daß ich Dir fälſchlicherweiſe wohl gar geſchrieben habe, deinen erſten Brief nach Ballenſtedt zu ſenden, anſtatt daß ich meinte Frankenburg, wie ich wollte, angegeben zu haben. Ja, ja, ſo iſt es ganz gewiß, und das erklärt mir nun die ganze Verwirrung, denn daß ich Deinen zweiten nach Goslar verlangten Brief noch nicht erhielt, iſt am Ende bei der Langſamkeit der Harzpoſten und bei der Schnelligkeit unſerer Reiſe, die wir anfangs viel langſamer projectirt hatten, ſehr leicht erklärlich. Ja, auf dieſe Art freilich muß ich mich darein ergeben, ohne Nachricht zu bleiben, bis ich wieder nach Hauſe komme. Was für ein ſeltſam Ding iſt es aber doch mit Erinnerungen! konnte mir denn mein Schreibfehler nicht früher einfallen? Sie tauchen auf und verſchwinden, man weiß und begreift nicht, wie und wohin?

Auf den Ruinen der Rothenburg, den 14 Juni.

Wir waren ſchon vor Sonnenaufgang hier oben, denn eine Geſellſchaft Offiziere, die die ganze Nacht hindurch zu ihrem Vergnügen gelärmt, und ein Reiſediener, der neben uns an fortwährend Opernarien gepfiffen, hatten unſern Schlaf ziemlich unterbrochen, nnd wir eilten, aus ihrer Nähe fortzukommen. Neben dem Hintergebäude unſeres Gaſthauſes ſtehen die Ruinen, ich glaube eines alten Kloſters, das durch einen unterirdiſchen Gang mit der Rothenburg verbunden

iſt. Wir hätten nun zwar nicht ungern verſucht, auf dieſem eigenthümlichen Wege hier herauf zu gelangen; indeſſen hat der Grundherr, der ein Landwirth iſt, einige Stellen deſſelben verſchütten laſſen, um die andern Theile als Keller zu gebrauchen. Hier oben iſt es wunderſchön. Eben wieder wie im Unterharze ſind die Berge mit dem herrlichſten Laubholze, mit Buchen und Eichen bewachſen. Man hat reizende Einſichten in die kleinen engen benachbarten Thäler und Keſſel, die Nachtigallen ſingen ihr Morgenlied, und auch der getreue frühwache Kukuk, deſſen Ruf uns durch den ganzen Harz begleitet, begrüßt uns hier. Wie ſchön iſt doch eine ſolche Frühlingsmorgenfriſche, wie ſtärkend der Duft des Laubes! Zwei kleine Kinder ſprechen zu unſeren Füßen im Walde miteinander, wir ſehen ſie nicht, und ſie ſind auch wohl nicht allzunah, da die verwaltende Stille den Schall ihrer Worte weithin dringen läßt. Du kannſt Dir aber nicht vorſtellen, wie lieblich ſich dieſe unſchuldigen Kinderſtimmchen in ſolcher Umgebung ausnehmen. Wie tritt da nicht der Adel der Menſchheit in ſein helleſtes Licht, der in dem Geräuſche des irdiſchen Treibens oftmals ſo gänzlich ausgeht! Wie erweiſt ſich doch die Menſchenſtimme, gleichſehr in ihrer Unſchuld wie in ihrer geiſtigen Verklärung, als zum Prieſteramte der Natur berufen. An dem Roſſhäuſer vorüber treibt die Sonne eine große ſchwarze Wolke, durch die ſie hervorbrach, ſie verweht die Dämpfe, den Athem der Nacht, aus ihrer Nähe und die goldne Aue liegt im weißlichen Thauſchmucke vor uns. Immer mehr zertheilt die Sonne die dunkeln, ſchneeweiß geränderten Wolken, die ſie belagerten und ſtürmen zu wollen ſchienen. Singvögel flattern immer kühner und freudiger aus dem Gebüſche auf, die Kämme

der Berge liegen wie Wolken neben einander, koloſſale Streiflichter ziehen durch die ganze Aue und die Strahlen der Morgenſonne erglänzen auf den weißen Häuſern und Thürmen der Ortſchaften im Thale.

Auf dem Kyffhäuſer.

Der Weg von der Rothenburg hierher führt durch Eichenloden und beträgt keine halbe Stunde. Da ſitzt alſo der alte Kaiſer Friedrich, deſſen Tochter ebenfalls hier umgehen ſoll, noch in dem Berge drinnen, mit der goldnen Krone auf dem Haupte und nickt beſtändig und zwickert mit den Augenbrauen, als ob er nicht feſt ſchliefe. Sein langer rother Bart, der zu dem Sprüchworte Anlaß gegeben; ſie ſtreiten über des Kaiſers Bart und es hat ihn doch keiner geſehen, iſt durch den ſteinernen Tiſch vor ihm gewachſen und reicht ihm bis auf die Füße hinab. Ein Schäfer hat hier oben einmal ein Liedchen gepfiffen. Das gefiel dem Kaiſer wohl und er ließ ihn durch einen Zwerg zu ſich rufen und gab ihm viel Geld, indem er ihn fragte: ob die Raben noch um den Berg herum flögen? der Schäfer ſagte ja; und da ſprach der Kaiſer: Nun habe er noch hundert Jahre zu ſchlafen. Aber ach! die hundert Jahre, wenn der Schäfer recht gehört hat, mögen nun ſchon längſt um ſein und der alte deutſche Kaiſer zögert immer noch wieder zu erſtehen und ſein Reich von neuem herzuſtellen. Wird es denn jemals geſchehen!? —

Vom Dreſenberge im Paderbornſchen beſtehen ähnliche Sagen wie vom Kyffhäuſer; nur daß daſelbſt Kaiſer Karl der Große mit ſeinem durch einen ſteinernen Tiſch gewachſenen Barte ſitzen und bis zum jüngſten Tage ſchlafen ſoll, wo dann er ſein Kaiſerthum wieder antritt.

Es ſtehen noch große mächtige Ruinen von der Kyffhäuſerburg, namentlich auf dem Abhange des Berges nach Tilleda zu. Dieſe Ruinen ſo wie die der Rothenburg ſind höchſt maleriſch. Die Ebene liegt tief unten wie ein ausgebreitetes grünes Tuch, auf dem ſich die Schattenriſſe der Berge abzeichnen. Kyffhaus bedeutet übrigens wahrſcheinlich Streithaus, von Kyff maken, ſtreiten, zanken, keifen.

Ich ſetze mich in einen Einſchnitt des alten auf der oberſten Spitze des Berges weithin ſichtbaren einzeln ſtehenden Thurms. Vor mir hangen dicke Wolken. Ein einziges kleines Loch iſt darinnen, und dadurch bricht die Sonne. Der kleine grüne ſammetne Hügel des Berges mit den Mauertrümmern iſt der einzige Gegenſtand, der zugleich den Hinter- und Vorgrund dieſes Nebelbildes ausmacht. Ein Gewitter ſcheint ſich zu bilden. Der dunkeln, ſchwarzen Wolken ziehen ſich immer mehrere um die Sonne zuſammen und verhüllen ſie eine lange Weile: da bricht ſie abermals ſiegreich mit ihren goldnen Strahlen hindurch, es iſt als ob der heilige Geiſt ſich vom Himmel herniederließe.

Wir ſcheiden, denn die Schaar Offiziere, deren geräuſchvolles Nahen uns ſchon von der Rothenburg vertrieben hatte, dringt uns ſo eben auch hierher nach.

Tilleda, beim Frühſtück.

Hier von Tilleda aus, wo der prächtige, jetzt ſpurenlos verſchwundene Kaiſerpallaſt ſtand, in dem ſich einſt Heinrich der Löwe dem Kaiſer beugte, iſt der Kyffhäuſer der ihn beſchützte gar nicht hoch, man iſt in wenigen Minuten unten. Es giebt hier bereits wieder einzelne Weingelände und es iſt auch faſt als würden die Leute ſchon luſtiger als die

Harzer ſind. Wir hatten gehört, in der goldnen Aue, in dem Dorfe Friedrichslohre ſei eine Zigeunercolonie angelegt. Wir erkundigten uns hier darnach, in der Abſicht daſelbſt einen Beſuch abzuſtatten und den Zuſtand der Leute in Augenſchein zu nehmen; aber es wurde uns berichtet: Die Coloniſten ſeien meiſtentheils verreiſt und es ſcheine ihnen alſo an ihrem ihnen angewieſenen Wohnſitze nicht zu behagen. Der Hauptgrund ihrer Unzufriedenheit ſoll ſein, daß man ſie genöthigt habe, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken, weil ſie, wie ſie geſagt haben, doch nicht wüßten, was man da gar mit ihnen anfangen möge.

Artern. Mittags.

Der Weg hierher iſt unſchön, wenigſtens viel matter als der von Nordhauſen aus bis Kelbra, in welcher Strecke die goldne Aue am poetiſchſten zu ſein ſcheint. Er wurde uns in der Sonnenhitze ſauer. Wir blieben oft ſtehen und ſahen zurück auf den Kyffhäuſer der uns wie eine liebliche Erinnerung bis hierher begleitete. Auch im Leben zehrt man ja oft Jahre lang desgleichen nur von ſchönen Erinnerungen in gemeiner Gegenwart.

Ich muß Dir doch hier während des Ausruhens noch eine Geſchichte vom Kyffhäuſer erzählen.

Derſelben zufolge ſoll nehmlich die alte Sage, daß Kaiſer Friedrich Barbaroſſa in dem Kyffhäuſer ſchlafe, die Friedrich II. mit Friedrich I. verwechſelt, daher rühren, daß, als jener große Kaiſer in Italien ſtarb, das Volk, bei dem er durch viele wohlthätige Einrichtungen, wie z. B. die Einführung der deutſchen Sprache anſtatt der lateiniſchen in den Schlüſſen der Reichsverſammlungen, äußerſt beliebt geworden war, gar nicht an ſeinen Tod glauben wollte.

Man verfiel also, diesem Vorurtheile entsprechend, auf Alternheiten, und der Bürger und Landmann sagte: Der Kaiser ist zu gut, er kann nicht gestorben sein, die Mönche haben ihn gefangen genommen; aber er wird einst wieder kommen, ein neues Reich errichten und wir werden dann glücklich sein. Jedermann glaubte dies, weil er es wünschte; ja Einige sagten sogar, der Kaiser sei schon in Deutschland, halte sich aber aus Furcht verborgen, und so kam es, daß nach einander fünf Betrüger auftraten, die sich für ihn ausgaben.

Der fünfte von diesen Betrügern, von dem ich Ihr eben erzählen will, war ein Schneider und spielte zwar seine Rolle als Kaiser nicht ohne Erfolg im Jahre 1546, also dreihundert Jahre nach Friedrichs Tode!

Die ersten viere waren bei weitem früher, der letzte unter Kaiser Adolph aufgetreten, und der zweite, Friedrich Holzstich, gemeiniglich Tile Kolup genannt, hatte in den Jahren 1284 und 85 so bedeutenden Erfolg, daß ihm einige Fürsten sogar beipflichteten, wurde aber endlich, nachdem er bekannt hatte, auf Kaiser Rudolphs Befehl verbrannt.

Der fünfte nun aber, den die Geschichtschreiber alle blos den Langensalzer Schneider nennen, hielt sich lange in den Gemächern, Kellern und Schluchten des damals natürlich noch nicht so verfallenen Kyffhäusers verborgen, kam selten zum Vorschein, und ließ sich anfänglich nur, plötzlich erscheinend und plötzlich verschwindend wie ein Geist, den Schäfern und Hirten auf Augenblicke sehen. Sein majestätischer Gang, sein stolzes Betragen und sein langer Ziegenbart, nebst seinem phantastischen Aufzuge imponirten

dem Volke und machten es stutzig, indem es die Berichte derer, die ihn gesehen hatten, begierig verschlang. Sobald er seine Absichten erst so weit erreicht hatte, näherte er sich auch den Landleuten und vertraute Einigen in dem Dorfe Sittendorf an, daß er Kaiser Friedrich sei. Er wußte seine Lügen so ernsthaft, vorzutragen und sie ihnen so glaublich zu machen, daß die einfältige Menge ihn auf das Äußerste bemitleidete, ihn um der von ihm befürchteten Nachstellungen der Großen des Reiches willen im Elende schmachten zu sehen. Die Getäuschten zerflossen bei seiner Erzählung in Thränen und gaben ihm was sie vermochten.

Die Kunde von ihm wurde bald allerwärts ruchtbar und nun strömten Menschen von allen Ständen aus der umliegenden Gegend nach dem Kyffhäuser, um dem endlich wieder aufgefundenen Kaiser ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Langensalzer Schneider wurde kaiserlich verehrt und befand sich dabei sehr wohl, denn Körbe mit Eiern, Schinken, Speck, Milch, Butter, Braten, Brod, Kuchen und Feld- und Gartenfrüchte die Menge wurden ihm, nebst allen möglichen sonstigen Bequemlichkeiten zugeschleppt, und er führte ein wahres Schlaraffenleben.

Man bat ihn zwar auch dringend, sich öffentlich zu zeigen und sich zu erkennen zu geben, allein er lehnte diese Zumuthung bittweise ab und gab vor: er hoffe vor der Hand auf Briefe aus Baiern und von einigen Großen, dann erst könne er als Kaiser auftreten, sein Reich wieder errichten und die Welt regieren lobiglich.

Listig genug wußte er den von den benachbarten Grafen ausgesandten Kundschaftern auszuweichen, oder sie dadurch zu täuschen, daß er sich, wenn er sie in der Nähe vermuthete, närrisch stellte, und also ihrer Beachtung entging. Sein

Ansehen und sein Anhang wuchs indessen dermaßen an, daß zuletzt täglich über zweitausend Menschen nach dem Kyffhäuser wallfahrteten und Gut und Blut für ihren Kaiser zu lassen versprachen. Bei dieser ernsten Wendung der Sache durfte ihr nun nicht wohl länger zugesehen werden. Graf Günther von Schwarzburg faßte daher einen kurzen Entschluß, besetzte eines Nachts mit einigen Rittern und Reisigen den Berg und bemächtigte sich in aller Stille des Schneider Kaisers, den er nach Heldrungen in sichern Gewahrsam brachte, wo er kurz darauf starb. Seine Regierung hatte zwei Jahre gedauert.

Das war nun aber eine Noth bei dem Volke, als es seinen Kaiser suchte und nicht mehr fand! Alles drängte sich nach dem Kyffhäuser, man rief, man durchsuchte die Keller, Schluchten und Löcher, aber Alles umsonst. Man konnte lange nicht begreifen, warum der Kaiser sich nicht sehen ließe, denn seine Gefangennahme war nicht verlautet; endlich aber klügelte man sich die folgende Erklärung seines Verschwindens aus: Der Kaiser habe schlimme Nachrichten von den Herzögen in Baiern erhalten, die von ihm abgefallen wären, er grämе sich darüber, hasse nun die Menschen und habe sich denn selbst in das Innerste des Kyffhäusers verbannt, von wo er an seine Getreuen schreibe und bei seiner dereinstigen glorreichen Wiederkunft sich an seinen Feinden rächen, sein gutes Volk aber glücklich machen werde. Diese Geschichte ist wirklich vorgefallen, wie mehrere alte Schriftsteller bezeugen.

Wendelstein, 9 Uhr Abends.

So wäre denn nun wieder eine Tagereise und eigentlich mit ihr der vornehmlichste Theil unserer Reise nach unserm

anfänglichen Plane beendigt. Wir müssen hier in diesem entlegenen Dorfe wohl oder übel Nachtquartier machen, weil wir keine Stadt mehr erreichen können. Es soll zwar nunmehr der Unstrut ferner entlang bis zur Saale gewandert werden und sodann durch das Saalthal und Erzgebirge nach Hause. Indessen der Theil des Unstrutthales von Artern bis hierher, wie anmuthig er auch an sich ist, kann doch mit seinen flachen Ufern denjenigen nicht mehr erfreuen, der, nachdem er die Schönheiten des Harzgebirges genossen hat, körperlich erschöpft und geistig gesättigt dabei anlangt. Die Unstrut windet sich wie ein schmales weißes Band durch die breite Thalebene, wir hatten sie uns wild gedacht, und sie rinnt hier so still und ruhig dahin, daß man sie gar nicht merkt. Es giebt bis hierher außerordentlich große Dörfer, aller Fruchtbarkeit des Bodens aber ungeachtet, sehen sie ärmlich aus; ich weiß nicht wie das zugeht. Die goldene Aue wird hinter dem Kyffhäuser wie schon gesagt, weit minder schön als sie von Nordhausen aus war, und hält mit jener Landstrecke keinen Vergleich mehr aus. Auf allen Dörfern wohin wir heute als am Sonntage kamen, ging es drunter und drüber, weil den Leuten ihr Pfingstbier gegeben wurde. Auch in unserer hiesigen Schenke, die schon an und für sich schlecht ist, entsteht allmälig ein solches Jubeln, daß wir wenig Nachtruhe haben werden. Die Lage des Hauses am Eingange des Dorfes, auf dem hohen Rande der unter seinen Fenstern hinrinnenden Unstrut ist übrigens anmuthig genug. Vor dem Hause steht die große uralte Dorflinde, unter der der Tanzplatz ist. In der Ferne breitet sich die grüne Aue lang aus, der Kyffhäuser beschließt den Gesichtskreis und das Abendroth blickt golden zu den Seitenfenstern herein, die wir geöffnet haben, um die Musik zu hören, die

zwar nahe iſt, aber entfernter klingt, weil ihre Töne durch die Ecke des Hauſes und durch den Jubel der Menge gebrochen und gedämpft werden.

Aber ich wollte Dir nicht eigentlich mehr die hieſige Gegend beſchreiben, denn ich fühle nach den vielen Genüſſen daß ich durch erneute Thätigkeit der Stärkung bedarf. Ich wollte Dir vielmehr zu wiſſen thun, daß wir, hier angelangt und nieder geſeſſen, nichts Eiligeres zu thun hatten, als uns faſt zu einer und derſelben Zeit die wechſelſeitige Mittheilung zu machen: wir fühlten eine faſt eben ſo große Unfähigkeit als Unluſt, unſere Reiſe weiter fortzuſetzen. Wir freuten uns alſo, ſobald das Wort ausgeſprochen war, der gegenſeitigen Übereinſtimmung und ſo ward beſchloſſen, auf das Schnellſte und auf dem kürzeſten Wege nach Hauſe zurück zu kehren, und uns mit dem ſchönen Thüringen und dem intereſſanten Erzgebirge ein andermal bei friſchen Kräften bekannt zu machen. Ich finde, es iſt jedenfalls das Beſte, eine Fußreiſe im Harz mit dem Kyffhäuſer und der goldnen Aue zu beſchließen und darnächſt heimwärts zu eilen.

Minder ſchöne und großartige Gebürge und Gegenden, als der Harz kann man wohl vor ihm aber ganz gewiß nicht nach ihm ſehen. Im Allgemeinen bedarf man nach einem ununterbrochenen vierzehntägigen Fußwandern auch der körperlichen und geiſtigen Raſt, und als eine nothwendige Reaktion des Müßiggangs tritt der Trieb nach Arbeit ein, der nicht ohne üble Folgen unbefriedigt bleibt. Ich kann mir nach meiner diesmaligen Erfahrung recht lebhaft vorſtellen, wie im Grunde doch nach denſelben Naturgeſetzen, wenn auch in anderen Verhältniſſen und Maßen die Demoraliſation eines Heeres durch geiſtige und körperliche Abſpannung bewirkt wird und wie der zufolge alle Disciplin

zuletzt von ſich ſelbſt aufhört. Wir waren und ſind, ich ſage es bei ſeinem rechten Namen heraus, für den Augenblick — demoraliſirt.

Leipzig, 15. Juni, Abends.

So wären wir denn glücklich wieder hier angelangt und ich freue mich mit doppelter Ungeduld, bald wieder nach unſerer derzeitigen Heimath zu kommen, da ich ſeit dem Augenblicke meiner Abreiſe ſo gar nichts von Dir und den Unſrigen gehört habe. Gott ſei es gedankt; wir hätten alſo in den elenden Federbetten, die wir in Wendelſtein, ſo wie überall im Harze mit Ausnahme der Goslarſchen Matrazen antrafen, zum letzten Male eine ſchlechte Nacht gehabt, und wanderten denn heute früh durch einen ſchönen Birkenwald, der gleich hinter Wendelſtein beginnt und etwa eine halbe Stunde währt, nach Querfurt, von wannen wir unſern Weg vollends zu Wagen zurücklegen konnten. Das ſchönſte Wetter hat uns durchweg, ſo lang unſere Wanderung dauerte, begleitet. Vorher regnete es und ſo wie wir von unſeren Füßen den Staub ſchütteln, fängt es wieder zu regnen an.

Lindenau, in dem ich einmal eine ſchöne Zeit verlebte, kannte ich kaum wieder, ſo hatte es ſich verändert und vergrößert. Sonſt, in Leipzig und in Lindenau, war mir der Anblick der ſchönen Wieſen, zu beiden Seiten der Straße dahin, jederzeit eine Augenweide, wie denn eben dieſe Gegend der Leipziger Ebene ſicherlich auch der Glanzpunct der Natur und Vegetation derſelben iſt. Aber gegenwärtig, aus dem Harze kommend, war es mir kaum möglich, den Blick darauf zu richten, ſo fahl und kümmerlich erſchien mir dieſes Grün und dieſes Gras. Das gibt einen Maasſtab zur Vergleichung der Vegetation im Harze mit der in anderen

Gegenden. Nächst dem Baum- und Wiesengrün im Harze gibt es kein Anderes, man hat keine Worte, keine Farben, um davon eine Vorstellung bei demjenigen zu erwecken, der es nie selbst zu rechter Zeit gesehen hat.

So scheide ich denn, mit völliger Beendigung dieser Frühlingsreise, von dem schönen Harze, der mir unvergeßlich bleiben wird; sehe aber doch auch schon mit Vergnügen die anmuthige Dresdener Gegend im Geiste vor mir, von der man, wenn man sie eine besonders wohnliche nennt, allerdings insofern das Wahre sagt, als der Mensch sich in ihrer lieblichen Ungroßartigkeit wohl hie und da heimischer auf die Länge der Zeit fühlen kann als etwa in dem hochpoetischen Harze, der seine alltägliche Stimmung, die nun leider einmal nicht fortwährend poetisch ist, des öfteren überflügeln und sich also außer Harmonie mit ihm setzen würde, während es ihm dagegen eher möglich ist, mit der Erhabenheit der Dresdener Gegend in seinem Innern immerdar gleichen Schritt zu halten. Ich liebe die Dresdener Gegend mit ihren beiden Glanzpuncten, dem Blicke von Findlaters aus und dem Plauenschen Grunde mit Tharandt und Rabenau, die in Wahrheit nicht so leicht ihres Gleichen finden, auch halte ich den einzigen schattigen Spaziergang, den die Stadt in ihrer Nähe aufzuweisen hat, den schönen großen Garten durch die That in Ehren. Das Namhafteste aber von Dresdens etwaigen sonstigen Schönheiten als Stadt ist, das behaupten übereinstimmend alle Fremden, die schöne Elbbrücke mit ihrer Aussicht nach Osten und Westen in das Thal hinein und die Brühlsche Terrasse neben ihr am Ufer, auf der man zuweilen alle Sprachen Europas in dem kleinen Raume von einigen hundert Schritten sprechen hört.

Man muß in Dresden auf der Terrasse gewesen sein,

wenn etwa ein leiſer Nebelduft wie ein weißer Florſchleier auf der Gegend liegt, ſo daß die nahen an ſich unſchön gefärbten niederen Rebhügel in Oſt und Weſt etwas zurücktreten, und wenn auch wohl jener weißliche nordiſche Ueberzug die Bläue des Himmels bedeckt, derweil der großmäulige Dresdener Boreas in die vollaufgeblähten Segel eines Elbkahns bläſt, ſo daß er inmitten der Waſſerfläche heran ſchwimmt, und die kleinen Schluppen wie Nußſchalen über den glatten ſanft hinfließenden Strom gleiten.

Man muß da geſehen haben, ſage ich, wie das den halben Himmel bedeckende golden glühende Abendroth durch die Bögen der Elbbrücke hindurch ſich in der bläulichen Fluth abſpiegelt und empfunden haben, wie über die Brücke weg die Duftſtröme der Lindenblüthe aus den maleriſchen Baumgruppen des nahen Geheges heranwehen, in denn die jenſeitigen Ufer der Neuſtadt von der leiſen Hand der Abenddämmerung ſcheinbar immer ferner hinausgeſchoben werden, und einzelne Lichter aus der verſchwimmenden dunkeln Häuſermaſſe hervorglitzern.

Man muß an einem Herbſtmorgen auf der Brücke geſtanden und dem poetiſchen Gewebe in Luft und Waſſer eines der dicken Herbſtnebel zu geſehen haben, die bis auf zwei Schritte weit alles um ſich her mit ihrer feuchten ſo ſtark riechenden Hand zudecken, und man muß alsdann beachtet haben, wie die Sonne mit dem Nebel im Kampfe liegt und wie etwa urplötzlich ihr erſter ſiegreicher Strahl wie ein goldener Faden ſich hindurch zieht und, auf das inmitten der Brücke aufgeſtellte metallene Kruzifix treffend, mit einemmale, während vielleicht das volle Geläute der Catholiſchen Kirche anhebt zu ertönen und gleichſam die darauf in Sehnſucht geharrt

habende Luft zu sättigen, das Abbild des Heiligsten als ihr Banner in die von ihr eroberte Welt aufpflanzt, so daß der zerfließende Nebel erschrocken seine Hand von ihr abzieht, und das Dunkel dem Lichte Raum gibt, wie ein willenloser Pöbel einer währen Majestät. Denn wer von allen diesen Bildern, zumal die ersteren, ersah, der hat den Totaleindruck des sonst nicht anziehenden Dresdens in sich aufgenommen und wird ihn so leicht gewiß nicht wieder aus der Seele verlieren, wie denn eben ähnliche Eindrücke zu den seltneren gehören, die wir gewohnt sind durch die Natur zu empfangen.

Auf Wiedersehen! — —

ρ

Druckfehler.

Seite	3	Zeile	3	v. u.,	anſtatt nnuvereinbar, l. unvereinbar.
—	13	—	5 u. 6	v. o.,	anſtatt durchdringendeó, l. durchdringenderes.
—	14	—	1	v. o.,	anſtatt vorzüglichſten, l. vergnüglichſten.
—	—	—	4	—	anſtatt ſie, l. ſie Alle.
—	30	—	10	—	— die auch, l. auch die.
—	51	—	8	v. u.,	anſtatt gewähnt, l. gewöhnt.
—	52	—	15	—	— welchergergeſtalt, l. welchergeſtalt.
—	54	—	10	—	anſtatt ihren, l. ihr.
—	71	—	15	v. o.,	— unzählichen, l. unzähligen.
—	80	—	11	—	anſtatt ihren, l. ihrem.
—	—	—	12	—	— Halle, l. Halde.
—	81	—	9	—	— andereren, l. anderem.
—	91	—	10	v. u.,	— errinnern, l. erinnern.
—	112	—	2	v. o.,	— dem, l. den.

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Jahrbuch

der

Novellen und Erzählungen.

Jahrbuch

der

Novellen und Erzählungen.

Eine

Weihnachtsgabe

für

1840,

von

Eduard von Bülow.

J. F. Schmidt.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1840.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt.

Seite

I. Das Gewiſſen. (Eine Novelle)..... 1

II. Sehen iſt nicht Glauben. (Eine Geſpenſtergeſchichte, nach Collen Grattan)..... 87

III. Traum um Traum. (Ein Mährchen)..... 177

IV. Die Jugend des armen Mannes im Tockenburg. (Ein Idyll, nach einer Autobiographie)..... 222

V. Der Mönch. (Eine Erzählung)..... 320

I.

Das Gewiſſen.

Eine Novelle.

Ein junger Kaufmann hatte in ſeinem Leben viel verſucht. Von charakterſchwachen Eltern in ſeiner erſten Jugend verzärtelt und verwöhnt, und hernach als arme Waiſe in die Welt geſtoßen, in der er unerwartet zu dienen gezwungen worden, hatte er den Ernſt des Lebens nur nothdürftig auf ſich eindringen laſſen und ſeinen Berufsarbeiten nicht mehr als die unerläßlichſte Zeit gewidmet; ja, in ſeinen Mußeſtunden vielmehr allerhand Künſte ausgeübt oder fremdartiges Wiſſen betrieben, und auch wohl eben ſo wenig das Dichten laſſen können, da es doch dem Menſchen gegönnt iſt, Worte immer noch leichter als alles Andere in der Welt zu handhaben.

Die Grille, ſich mit dieſen Dingen zu befaſſen, entſprang aber bei dem jungen Kaufmanne vorzüglich daher, daß er entweder keinen inneren Beruf zu dem Stande hatte, zu dem er an einem Orte erzogen worden, wo der Handel ſich keines höheren Aufſchwunges erfreute, oder, was noch wahrſcheinlicher, durch keine heilſame Lebenserfahrung zu der Erkenntniß dieſes Standes geführt worden war.

Der echte Beruf ſoll den Menſchen mit allen ſeinen Kräften in Anſpruch nehmen, er mag ſein, welcher Art er wolle,

und derſelbe bedarf dann eben darin keiner weiteren Erholung von ihm, die er in immer neuer Arbeit findet. Der falſche, ſcheinbare, oder noch mit dem falſchen Scheine ringende Beruf hingegen läßt neben ſich nicht ſelten ein ſogenanntes Steckenpferd zu, ja erheiſcht es, an dem die edleren Kräfte des Menſchen, die in ſeinem äußeren Berufe nicht aufgehen, eine Ausflucht oder Abhülfe ihrer Noth; aber freilich auf einem Abwege ſuchen, der ſie zu keinem richtigen Ziele führt.

Es iſt immer rührend mit anzuſehen, wie das Daſein ſo vieler berufsloſer Menſchen an dem ſchwachen Faden eines Nebenberufes hangt, und ſich von ihm vor dem leiblichen oder geiſtigen Untergange, zuweilen vor der gänzlichen Auflöſung in den Ocean der Gemeinheit kümmerlich bewahren läßt.

Der junge Kaufmann war zu Hauſe Gottlieb genannt worden, hatte ſich indeß, ſeitdem er nach Bildung ausgegangen, lieber Theophil nennen laſſen, um nicht durch die Alltäglichkeit des Namens ſeine löblichen Bemühungen vereitelt zu ſehen. Er hatte die erſte Nahrung ſeines Geiſtes auf gut Glück aus einer Leihbibliothek geſogen und war, wie es unter dieſen Umſtänden gar leicht ſein konnte, damit natürlich von dem poetiſchen Schnupfen angeſteckt worden, der von Jahrzehend zu Jahrzehend in anderer Weiſe unter den bildungsſüchtigen Generationen zu graſſiren pflegt.

Dieſer Schnupfen zu des jungen Theophils Zeit war ihm von einem begabten Manne eingeimpft, der der Liebling der damaligen gebildeten Menge aus demſelben Grunde war, wie die Menge zu jeder Zeit ein Zerrbild lieber als ein Urbild betrachtet. Und da es dieſer großen, zumeiſt wohl muſikaliſchen, Kapacität leider auch an einem ausgeſprochenen Berufe mangelte, ſo hatte ſie das Unglück, bei der erſten bewußtvollen Selbſtbeſchauung ihrer Natur in dem Spiegel

der Kunſt, die philiſterhafte Aeußerlichkeit derſelben mit dem poetiſchen Innern zu verwechſeln, und dieſes von jenem abſichtlich überwältigen oder in Weingeiſt ertränken zu laſſen, deſſen Trunkenheit der Welt die allernüchternſten Fratzen zog.

Es wurde ſonach damals recht eigentlich Sitte, auf die Art dieſes merkwürdigen Mannes genial zu thun, und man gewöhnte ſich allerweges Doppelgänger und Sandmänner zu ſehen, oder über klaſſiſche Muſik den Kopf zu verlieren, den man zu ihrem Verſtändniſſe gewiß vonnöthen hat. Widrigenfalls rannte man ihn ſich doch an der erſten beſten Straßenecke ein, und zog, um Verzeihung bittend, den Hut davor ab, den man hinwiederum, einem grüßenden Bekannten gegenüber, in der Zerſtreuung ſitzen ließ. Der junge Theophil, ſo lange er Comptoirdiener war, machte getreulich alle dieſe Seltſamkeiten mit und ſchrieb Kreisleriana, die er pſeudonym in belletriſtiſchen Blättern drucken ließ.

Mit den Jahren älter werdend, gelangte er nun freilich zu der Erkenntniß, daß allen ſolchen Allotrien ihr natürliches Ziel geſteckt ſein muß, und konnte er ſich nicht verhehlen, daß von ſeinen Bekannten, ſo viele in ſeinen Verhältniſſen lebten, ein weit beſſeres Theil erwählt hatten und auf ihrem Wege nach und nach zu einem ſelbſtändigen Daſein gelangten, derweil er auf unbeſtimmte Zeit hinaus von einem alten eigenwilligen Principale abhängig blieb. Er nahm ſich alſo raſch zuſammen, reſignirte auf die Dichterſchaft und dachte daran, ſich ebenfalls zu etabliren.

Seinem Fleiße und ſeinen Anſtrengungen begegnete das Glück. Er beſaß zwar nur ein äußerſt kleines Vermögen; jedoch gelang es ihm damit in Kurzem, ſeinen Wunſch zu befriedigen. Von ſeinem frühern Principale mit Kredit unterſtützt, nahm er die Gelegenheit wahr, ein eigenes Ge-

ſchäft zu begründen, und, mit Einſicht und Ausdauer angefaßt, konnte daſſelbe wohl im Stande ſein, ſeinen Mann zu nähren und nach und nach auf einen grünen Zweig zu heben.

Das Einrichten und Unternehmen ſeines Geſchäftes unmittelbar und mittelbar die Neuheit der Sache und der veränderten Verhältniſſe zogen Theophil geraume Zeit von allen Nebengedanken ab und bewirkten zum Erſtenmal in ſeinem Lebenslaufe, daß er mit ganzer Seele Kaufmann war. Wie ſelbſtzufrieden und froh ihn dies Gefühl in ſeiner erſten Friſche aber auch machte, ſo war doch Theophil von jeher zu wenig gewöhnt, an irgend etwas feſtzuhalten, und der wahren Erkenntniß ſeiner Geiſtesfähigkeiten nachzuſtreben, als daß auch dieſe merkantile Richtung hätte Beſtand haben können.

Sobald ein halbes Jahr verfloſſen war, fühlte er eine gewiſſe Leere in ſich, die früh und Abends ihren Anfang mit Langweile und Gähnen nahm, und immer größere Fortſchritte in ſein eigentliches Tagewerk hinein machte; und je größer dieſe Leere ward, deſto ſtärker ward nothwendigerweiſe wieder die Sehnſucht, ſich durch ein neues Steckenpferd zu befriedigen.

Ein vertrauter Freund Theophils hatte zugleich mit ihm auch ſein Etabliſſement erſtrebt, um ſich mit einer jungen Schauſpielerin zu vermählen. Und wie er nun in den Flitterwochen ſeines Eheſtandes ſich der innern Veränderung verſah, die die Stimmung Theophils kund gab, ſo meinte er in Anſehung deſſen, was ihm fehlte, ſeinem Freunde nichts Beſſeres anrathen zu können, als ſich eben ſo wie er eine Frau zu nehmen.

Die lockende Vorſtellung des Eheſtandes kam dem zeitvertreibſüchtigen Theophil eben recht, und er ergriff den Ge-

danken wie ein Bret, das ihn aus den Wogen der Langweile erretten konnte, nachdem das ſchwer beladene Schiff ſeiner Liebhabereien geſcheitert war. Allein die Luſt zu heirathen erfaßte ihn auch nur wie eine Liebhaberei, und darum beſchloß er kurz und gut, den erſten Schritt zur Wahl einer Lebensgefährtin damit zu thun, daß er ſich verliebe.

Er hatte ſich an allen Orten und Enden, wo junge weltlich geſinnte Männer ſolchem Vorhaben Genüge leiſten, noch nicht lange Zeit ohne anfängliche Erfolge umgetrieben, als er eines Abends in das gewöhnliche Winterconzert ſeines Wohnorts ging.

Die große ſteinerne Treppe des Conzerthauſes emporſteigend, bemerkte er, daß es diesmal ungewöhnlich voll ward. Wagen raſſelten, einer nach dem andern, vor das Portal; Portechaiſen wurden an der Treppe ſchallend niedergeſetzt, junge Elegants ſprangen halb laut für ſich ſingend an ihm vorüber. Theophil ſchritt rüſtig, wenn auch im Selbſtgefühle ſeines Principalats mit größerem Bedachte als dieſe, die knirſchenden Sandſteinſtufen in die Höhe, übereilte viele geputzte Damen, grüßte die Bekannten eilig und trat in den hell erleuchteten Saal, der ſchon ziemlich angefüllt war. Er zog den Conzertzettel aus der Taſche, den er wegen des ſtarken Poſttages noch nicht angeſehen hatte, um zu erfahren, was den zahlreichen Beſuch veranlaſſen möge, und fand, daß eine fremde Sängerin ſich zum Erſtenmale hören laſſe. Die Inſtrumente wurden geſtimmt, und er wollte ſchon quer vor den Damenreihen unter den jungen Männern ſeinen Platz zum Stehen einnehmen, als er dicht vor ſich eine ihm bekannte ältere Dame erblickte, die mühſam verſuchte, durch den dichten Männerhaufen zu brechen. Er bot ihr alſo gleich gefällig ſeinen Arm an, und führte ſie durch den Gang in der Mitte bis in die Nähe des Orcheſters, wo ſie

in der ersten Reihe der Sitzenden einen Stuhl fand. Indem er sich aber wieder entfernen wollte, wurde er von der Dame ersucht, noch zu bleiben, und sich hinter ihr auf einen freien Platz niederzulassen, da sie etwas mit ihm zu reden habe. Er befolgte willig ihren Wunsch, und sie nahm nunmehr mit solchem Eifer seinen Rath in einer Angelegenheit in Anspruch, die ihr gewiß weit weniger gleichgültig war als uns, daß er sogar noch nicht dazu gekommen, sich nach seinen Nachbarn umzusehen, als die Musik anhub und die eintretende allgemeine Stille jedem Gespräch ein Ende setzte.

Die Symphonie war von Beethoven, und Theophil wohl bekannt. Das so eben gehabte nichts weniger als geistreiche Gespräch, die überhäuften Geschäfte des vergangenen Tages hatten seinen Geist nach edlerer Nahrung durstig gemacht. Er hatte zu dem großen Tondichter überhaupt eine besondere Vorliebe und richtete also während der Symphonie Auge und Ohr ganz nach dem Orchester.

Der letzte Takt des letzten Satzes rauschte aus und es erscholl ein Gesumse des Beifalls durch den Saal, das die ganze Pause bis zum nächsten Musikstück ausfüllte. Auch Theophils Bekannte gab ihr Theil dazu, indem sie, zu ihm zurückgebogen, sich in Lobpreisungen der göttlichen Ironie des unvergleichlichen Meisters erging, und nicht ahndete, daß doch zumeist der Gedanke an Ihresgleichen Beethoven dazu erhoben haben mochte.

Auf einmal sah Theophil, den die unnützen Worte genugsam langweilten, sich gegenüber, wo der Platz der Sängerinnen war, bevor und nachdem sie gesungen hatten, eine feine weibliche Gestalt in weißem Kleide sich erheben und seitwärts an dem Orchester hin bewegen, um die vier Stufen dazu emporzusteigen.

Seine Blicke folgten der jungen Dame, die ſeine Nachbarin als die fremde Sängerin bezeichnete, und ſie trat in die Brüſtung neben den Muſikdirektor vor und begrüßte die Verſammlung mit beſcheidenem Anſtande. Theophil ſah dem jungen Mädchen voll in das Geſicht, und ihr erſter Anblick machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Die Krankhaftigkeit ſeines Geſchmacks und ſeiner Lebensanſichten hatte ihn eben mehr als billig für das Krankhafte an Frauenſchönheit eingenommen, und er pflegte ſo die leidende Erſcheinung eines weiblichen Weſens, die er dann jederzeit mit ſeinen verdrehten Einbildungen in Verbindung brachte, der der Geſundheit und kräftigen Fülle vorzuziehen.

Die junge Sängerin war nicht groß von Geſtalt, und ihr Körperbau weniger zart als ſchwach zu nennen. Den eigenthümlich fein geformten Kopf ſchmückte das ſchönſte braune Haar, das an beiden Seiten des Geſichts in reicher Lockenfülle herabhing. Die blaſſen ausdrucksvollen Züge feſſelten unwiderſtehlich; jedoch war es nicht ſowohl der Reiz der Schönheit, der mit ihnen die Herzen rührte, als der darin ausgeprägte Adel der Geſinnung und der darüber hingegoſſene Hauch des Leidens.

Sie ſang ein Lied von Goethe nach einer älteren einfachen Kompoſition, und welche Stimme verkündete in ihren geheimnißvollen Tönen die Seele dieſer Züge! Es war der ſeltenſte urſprüngliche Alt, deſſen tiefe Glockenklänge ein leiſer Anflug von Heiſerkeit eher noch gemüthvoller machte, als daß er ihnen geſchadet hätte. Der kleine Mund that ſich vielleicht zu wenig dabei auf; aber die Art, wie er in Folge deſſen den aus der tiefſten Bruſt gehobenen Ton ſo ſcharf und ſicher einſetzte, wog die Nachtheile, die dieſe Angewöhnung haben mochte, in voller Maaße auf. Die allge-

meine Tonart ihrer Stimme hätte man durch den Vokal U bezeichnen können.

Der Geſang ging zu Ende und regte von allen Seiten Beifall auf. — Theophil war davon ſo bezaubert, daß er betroffen ſtill ſchwieg und nicht daran dachte, ſelbſt mit einzuſtimmen. Die Sängerin verließ das Orcheſter und nahm ihren Platz unter den Zuhörerinnen ein und Theophil ſah es nicht, wiewohl er ihr gegenüber war; es ward eine brillante Klavierſonate abgetrommelt, ein Schlußchor geſungen, er hörte es nicht.

Da trat die große Pauſe zwiſchen dem erſten und zweiten Theile des Conzertes ein und Alles erhob ſich mit Geräuſch und brach in Maſſe in die mannigfaltigſten Geſpräche aus. Theophils Dame, die in den letzteren kleinen Pauſen ſich mit ihren Nachbarinnen unterhalten hatte, wendete ſich jetzt mit den Worten zu ihm: »Nun, lieber Freund, Sie braucht man nicht erſt zu fragen, wie Ihnen der Altgeſang der jungen Sängerin gefallen hat; Ihre Antwort liegt in Ihren Blicken.« Sie lächelte dabei ſehr fein über ihren Scharfblick und fügte hinzu: »Wenn Sie die liebenswürdige Bekanntſchaft machen wollen, ſo kommen Sie mit mir.« — Zugleich ſtand ſie auf und ſuchte zu dem jungen Mädchen vorzudringen, der ſchon vielfältige Huldigungen gebracht wurden. Theophil folgte ihr und mußte, der Sängerin vorgeſtellt, bei aller ſeiner Befangenheit, doch ſo glücklich geweſen ſein, Ihr mehr als einen Gemeinſpruch des Lobes zu ſagen, denn ihr Mund verzog ſich zu einem ſtillen Lächeln der Dankbarkeit, und ihre Augen, die an den anderen Triumphen, die ſie einerntete, keinen Antheil zu nehmen geſchienen, erhoben ſich und hingen mit nur halb verhohlener Eindringlichkeit an ſeinem Antlitze.

Neue Bewunderer verdrängten Theophil indeſſen wieder,

der Muſikdirektor ſchritt zwiſchen den Notenpulten der Violinen langſam dem ſeinen zu, die Mitglieder des Orcheſters ſaßen bereit. Jedermann begab ſich durch das Gewimmel an ſeinen Platz und der zweite Theil begann mit einer unbedeutenden Ouvertüre, der ein in dem Humore des Meiſters ausgeführtes Quartett von Beethoven nachfolgte.

Der aufgeregte Theophil meinte die verkörperten Töne ſeines Lieblings zu ſehen, wie ſie auf den Saiten herumkletterten und ſcherzten, oder aus dem Bauche des Violoncells purzelten und ſich emporſchwangen, oder wie Blumengewinde umherzogen und die kleinen zarten Körperchen bogen und reckten. Es war ihm, als fingen die Lichter an dunkel zu brennen, wie in der Nähe von Geiſtern. Allein plötzlich verſtummte der Jubel der Kleinen und ſie flohen ſcheu und ehrfurchtsvoll bei Seite. Unnennbare Gefühle zogen in das Herz des Hörers ein und ſein Auge ſchwamm in ahndungsvollen Thränen: Auf den Wogen der Töne kam der Geiſterkönig feierlich daher, und anbetend neigte ſich vor ihm die Seele: Ach, Beethoven!

Die Blicke Theophils ſuchten einen Gegenſtand: ein Stuhl war verrückt worden, und das Auge mußte gefunden haben, was es ſuchte, denn es blitzte freudig auf, und diesmal hörte er ſo gut wie nichts von der Muſik, weil das Auge nebenbei ganz Ohr war. Ein feiner Beobachter würde bemerkt haben, daß irgend Etwas eine heftige Bewegung in ihm erweckte. Augenſcheinlich wurde ihm das Blut von einem, ob aus dem Herzen aufſteigenden? Gefühle aus den Zügen geſogen, ſie wurden immer blaſſer und ſchlaffer, alles Leben drängte ſich auf einen Punkt zuſammen, und wer etwa ſein Auge ſah, konnte über dieſen entſeelenden Mittelpunkt des Geſichtes nicht in Zweifel bleiben; denn ſo wie der Schmecker ganz Mund oder Naſe, der Hörer, wie man

zu ſagen pflegt, ganz Ohr, der Leidende ganz Muskel oder Nerv iſt, bezeigte gegenwärtig die erhöhete Schärfe und Innigkeit ſeines Blickes, daß ſich ſein ganzer Menſch in dieſem ausſprach. War es ein anderer Blick, der ihn betroffen, ein anderes wahres oder unwahres Gefühl, das ſeines erſchloſſen hatte? O, über den wunderbaren Wechſel von Blicken in Muſik! Was das Auge doch für Dinge ſagen kann, ohne daß der Mund ſich zu einem Worte aufthut: Die ſüßeſte Freundſchaft, die bitterſte Feindſchaft gehen alſo, das eine nicht ſelten in der Verkleidung des anderen, von Herz zu Herz.

Jetzt ſang die fremde Sängerin ein Duett aus einer Oper des Tages. Sonderbar! daß ihre Stimme ſich hier gleichſam weigerte, ſich mit dem ſie begleitenden Tenore zu vermählen. Sie rang mit ihm und entwand ſich ihm wie eine keuſche Nymphe den Armen des Fauns, der ſie im Bade überraſcht. Die Muſik war dieſes Bad, die gurgelnden Töne bulten wie die Wellenſchläge der Flut mit einander. Allerdings war nur das feiner geſtimmte Ohr im Stande, dieſes intenſive Sträuben, dieſe Disharmonie aus der äußerlichen Harmonie zu erhorchen. Jedoch ſchien die Menge zu fühlen, daß ihrem theuren Lieblinge, dem Quelle dieſer kalten Tonflut eine Art Unrecht geſchah, inſofern ſie auch weit kälter als vorher gegen die Sängerin ward. Und dazu hatte ſie wohl in der That ein Recht, wenn die moderne Muſik überhaupt nur eine Unterhaltung in ſogenannter guter Geſellſchaft vorſtellen will, in der ſich ein tiefſinniges Geſpräch eben auch unziemlich genug ausnehmen würde. Wie hier die Worte, müſſen dort die Töne immer entſchlüpfen, ſo bald man ſie zu fangen meint, gleich ätheriſchen Weſen, wie der Schmetterling unter den Händen. Nirgend anſtoßend, ſchleichen und gleiten ſie allenthalben durch,

und verweilen ſo wenig wie ein vollkommener Hofmann auf etwas. Sylphenartig, glatt, feucht, ſind ſie doch ohne Seele, und der einzige Reiz dieſer Muſik für den Verwöhnteren iſt, daß ſie ihn zwiſchen den Zeilen durchhören läßt, wie ſie ſich nach der Seele ſehnt.

Gleich nach dem Duett entfernte ſich die Sängerin, und bald war das Conzert zu Ende. Der Gemahl der Dame kam, ſie abzuholen, und Theophil entfloh geſchwind aus ihrem Geſichtskreiſe, um ſich nicht über das junge Mädchen äußern zu müſſen. Auf dem Wege nach ſeiner Wohnung in der Vorſtadt, den er durch die Gartenanlagen vor dem innern Stadtthore nahm, fühlte er, daß ſeine ihm halbbewußte Abſicht, die ſeitherige Leere ſeines Herzens auszufüllen, erreicht war.

Es war ein feuchter, neblicher Novemberabend. In weiten Zwiſchenräumen, ſo daß bei der einen die andere kaum zu erſehen, brannten düſtere Laternen und warfen die Schatten der entlaubten Bäume langhin über den naſſen Fußboden, auf dem ſich der zitternde Lichtſchein ſpiegelte. Theophils einſame Schritte hallten wieder, ſie wurden immer langſamer, jemehr er in der Dunkelheit ſeinen Gedanken nachhing. Dann und wann begegnete er einem Arm in Arm luſtwandelnden Liebespaare; außer ihrem Geflüſter alles ſtill. Er genoß in den ſüßen Schauern ihres Erwachens der erſten Freuden ſeiner Leidenſchaft. Ob er Gegenliebe finden werde, daran dachte er noch nicht. Jener Blick der jungen Sängerin ſchien es ihm zu verſprechen. Aber ſeine neue Liebe erfüllte ihn zu ſehr, das erſte Aufdampfen dieſes Gefühls mußte ſich erſt verflüchtigen, bis das Licht des Nachdenkens wieder daraus hervorbrechen konnte.

Man ſpreche nur ja von keiner uneigennützigen Liebe oder Leidenſchaft, dachte er. Die Leidenſchaft zu einem an-

deren Wesen ist eben die edelste Selbstsucht, und soll es sein; so wie ihr Gegensatz, die Freundschaft, dasjenige ist, wofür, als eben für den Gegensatz der Selbstsucht, die Sprache keinen Namen hat. Nur wenn wir in der Leidenschaft selbst genießen, beglücken wir deren Gegenstand, denn es findet in der Leidenschaft keine Aufopferung wie in der Freundschaft Statt, deren Wesen in ihr besteht. Das Glück der höchsten, gleich tief in Leiden- und Freundschaft, was wohl eins mit Leid und Freudenschaft, beruhenden Liebe sind eben die mystischen Wechselwirkungen dieser beiden Träger des irdischen Daseins. Das Leben, sogar wenn es die edelste Freundschaft verklärt, ist nur ein halbes ohne Leidenschaft, erscheint trübe und farblos, unwerth der Fortdauer. Denn an alle dem Farbenschmelze der Blumen irdischer Freuden kann nur die selige Sehnsucht Genuß finden lassen, die zugleich die Leiden der Liebe schafft, indem ihr alles Todte belebende Feuer magnetisch in die Außenwelt ausströmt. In ihrem allmäligen Entstehen genügt sich die Leidenschaft zu ihrem Glücke selbst, weil sie beseelt. Sobald sie ausgebildet, verlangt die neugeborene Seele zu ihrem Fortbestehen Nahrung in Erwiederung der Leidenschaft. Bleibt ihr diese versagt, so tödtet sie entweder sich oder ihren Gegenstand; wenn auch der Tod von ihr, gegen die Starrsucht des jugendlich fühlenden Daseins ohne Leidenschaft wieder Glück zu nennen ist.

War schon vor diesem Abende keine Klarheit des Bewußtseins in Theophils Herzen gewesen, als dessen Pulsader, die Leidenschaft, noch nicht schlug, so waren seine Gedanken jetzt wohl um so weniger im Stande, den hier angedeuteten neuen Blutumlauf der Bewegung zu übersehen, oder die verdoppelte Verwirrung zu ordnen.

Der Ruf des Nachtwachters war schon zu wiederholten Malen ertönt, als er vor seinem späten Spaziergange nach

Hause kam. In die Straße eintretend, wo seine Wohnung lag, scholl ihm aus einem Erdgeschosse von fern der Tanzmusik entgegen.

Er trat an ein Fenster des Saales, um hineinzuschauen: das Fenster war angelaufen; Dunkel und Stille herrschten außen; drinnen die hellste Erleuchtung, dumpfe Musik und dunkle Gestalten, die sich verworren, fast gespenstisch, durch einander schwangen. Theophil schauderte vor dem Kontraste, er wußte nicht warum, es war ihm, als schlinge sich von hinten ein kalter Arm um seinen Leib, als wäre das die düstre Vergangenheit. Was er wie im Nebel vor sich sah, wollte ihn die Zukunft bedünken. Und ist es etwa nicht mit den meisten Menschen so? Das Unglück allein macht das Leben hell und wischt die angelaufenen Scheiben rein, durch die wir hineinblicken. Nur wehe! daß das Herz erst den Todesstoß empfangen muß, ehe es sich in ihm erkennt und das irdische Leben um des himmlischen willen aufgiebt.

Theophil eilte tief verstimmt nach Hause und suchte den Schlaf, da er keinen Trost mehr im Wachen fand, dessen kargen Genuß er für sich erschöpft hatte.

Die Stimme der jungen Sängerin hatte in dem Conzerte allgemein gefallen. Man sprach viel von ihr in der Handelsstadt, in der die Geselligkeit sich, wie allenthalben, gern von den guten Bissen nährte, die man an Anderen nicht lassen wollte, und es konnte darum nicht fehlen, daß auch nach ihren Lebensverhältnissen gefragt wurde.

Man erfuhr, daß sie, wiewohl arm, von gutem Herkommen, aus dem Süden von Deutschland sei, und nachdem sie schon früher ihre Mutter verloren, durch den kürzlich erfolg-

ten Tod ihres Vaters ganz hülflos geworden war. Mit Empfehlungen an den Muſikdirektor des Stadttheaters hierher gekommen, hoffte ſie nun, unter ſeinem Beiſtande und ſeiner Anleitung, in ihrem ausgezeichneten Talente zum Geſange die Mittel ihres Unterhaltes zu finden. Und der alte Muſikdirektor nahm auch lebhaften Antheil an ihr und hatte ihr gerathen, weil er ihre ungemeine Schüchternheit, ja Abneigung gegen die Bühne wahrgenommen, vorerſt einigemal in Conzerten aufzutreten, um ſich ſo ſtufenweiſe an die Oeffentlichkeit zu gewöhnen. Alles, was auf die Bühne Bezug hatte, war in dem kleinen Orte ſchon an ſich hoch angeſehen, und da in ihm überdies ein lebendiger Sinn für Muſik vorwaltete, ſo mußte das intereſſante junge Mädchen wohl bald in alle Geſellſchaften gezogen, allenthalben gefeiert und gern geſehen werden. Die Gattin jenes Freundes Theophils nahm übrigens beſonders lebhaften Antheil an ihr und ſah ſie viel in ihrem Hauſe, wo Theophil ſie näher kennen lernte. Erhebliche Hinderniſſe in ihrer eignen Geſinnung fand ſeine Neigung nicht, und ſo durchging ſie denn ſehr raſch die gewöhnlichen Phaſen ſolcher Verhältniſſe: die erwähnte Dame vermittelte, das junge Mädchen ließ ſich gewinnen, und es mochten ſeit dem Conzerte, in dem Theophil ſie zuerſt geſehen hatte, kaum ſechs Monate vergangen ſein, ſo war ſie ſeine Verlobte, nicht lange nachher ſeine Frau.

Um deutlich zu machen, wie dies zugegangen, haben wir einige Worte über die Sängerin beizubringen.

Henriette war die älteſte Tochter eines angeſehenen Beamten in einer würtembergiſchen Kreisſtadt. Ihre Eltern lebten äußerlich ſtill und glücklich mit einander. Ihr Vater war Geſchäftsmann mit Leib und Seele, und hatte für nichts

anderes Sinn, weshalb er ſich denn auch um Weib und Kind nur wenig bekümmerte. Ihre Mutter war eine gefühlvolle Frau, die ſich bei ihrer Jugend und Schönheit in der Ehe mit ihm nicht glücklich fühlte. Sie war ihm nicht treu; allein ſie wußte den Schein der Treue zu retten und es verging Jahr auf Jahr, derweil ſie in ihrer Heimath nicht nur eines unbeſcholtenen Rufes genoß, ſondern auch durch ihr beſtändiges immer gleiches Weſen bewirkte, daß man ihr beſonders ſtreng moraliſche und religiöſe Grundſätze und Anſichten beimaß.

Ihre Tochter erreichte mittlerweile ihr dreizehntes Lebensjahr und kam zu Verſtande, indem ſie ſo unglücklich war, beinahe die erſten Uebungen ihrer Urtheilskraft an der Erkenntniß des tiefen Mißverhältniſſes, oder vielmehr des Mangels an jedwedem Verhältniſſe zwiſchen ihren Eltern machen zu müſſen, deren gegenſeitige Kälte ſie durch die Formen des höflichen Umgangtones, den ſie beobachteten, hindurch fühlte. Der Eigenthümlichkeit ihres Herzens kam es nicht ſchwer an, dem natürlichen Triebe zu folgen, der die Töchter immer mehr zu der Mutter als zu dem Vater zieht. Vor dieſem trug ſie Scheu, ſie achtete ihn und empfand wohl die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn, aber doch nicht jene kindliche unwillkürliche Liebe, ihr Gefühl für ihn war ihr eine Laſt viel eher als eine Freude, ihrem zarten Gewiſſen ein immerwährender Vorwurf. Mit ihrer Mutter hingegen verband ſie ein Theil jenes unbegreiflichen Etwas, das wir nicht anders als die Stimme der Natur zu nennen wiſſen, wiewohl es bei weitem nicht ſo ſtark war, die innigſte Vertraulichkeit zwiſchen ihnen zu ſtiften.

Ihre Mutter ſelbſt ſchien dieſe mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu vermeiden und wagte, zumal ſeit ſie in das erwachſene Alter getreten war, ihr nie recht treuherzig und hin-

gebend in das Auge zu schauen. Ursachen genug, die jedem andern Mädchen von Kindheit an hätten den Keim der Schwermuth oder Verstimmung der Seele für ihr ganzes Leben einimpfen, oder sie einer sittlichen Verderbniß in die Arme werfen können. Sie würden auch eines oder das andere mit Henrietten bewirkt haben, wenn sie eben nicht, wie trotz der Verhältnisse oder Natur ihrer Eltern, von jeher ein heiteres, mildes und harmlos leichtsinniges Kind gewesen und als Jungfrau dermaßen geblieben wäre, daß zuweilen, wenn sie ihrer ausgelassenen Laune recht freien Lauf ließ, ihr Vater mit einem ihm sonst fremdartigen Nachsinnen ihrem Wesen zusah und seine Blicke auf ihren edlen Gesichtszügen forschend ruhten.

Da geschah es einstmals, wie es seit einiger Zeit öfter der Fall gewesen, daß ihr Vater von seinen Obern veranlaßt ward, eine Geschäftsreise zu thun, von der er nicht vor drei oder vier Monaten zurück erwartet werden konnte. Die Mutter, die seit einigen Monaten auffallend gekränkelt hatte und verstimmt gewesen war, wurde nun ganz heiter, und beinahe freundlicher gegen ihre Umgebungen, als sie seit Zeiten, die für Henrietten undenkliche waren, sich gezeigt hatte. Ja, sie betrug sich sogar gegen ihren Gatten zuvorkommend und trieb es damit soweit, daß sie selbst in eine scherzende Vertraulichkeit mit ihm gerieth, die wiederum auch ihn, gleichwie durch Ueberrumpelung, aus seiner Gleichgültigkeit trieb und in dem kleinen sogenannten Familienkreise eine Herzlichkeit herbeiführte, über die Henriette sich vor Freude fast entsetzen mußte. Der Vater reiste in der besten Stimmung von Hause ab und die Mutter begleitete ihn mit Henrietten eine Strecke zu Wagen; so schnell schien das Eis ihres ehelichen Winters an dem Blicke dieser Frühlingssonnenheiterkeit aufzuthauen. Indessen schmolz er nur die Decke

Schnee, die vor dem tödtlichen Froſt ſchützte, der ihm folgte, und Henriettens gute Zeit war von kurzer Dauer.

Kaum daß der Vater abgereiſt, ſo verſank die Mutter aufs neue in ihren bittern Mißmuth, der immer mehr zunahm, ſo wie ſich auch ihre Geſtalt veränderte, und am Ende konnte ſie nicht mehr umhin, ihrer Tochter eine Mittheilung zu machen.

Henriette hatte noch nicht lange Zeit gehabt, ſich über dieſe Neuigkeit zu verwundern, ſo gebar ihre Mutter eine zweite Tochter. Die Entbindung war ſo ſchwer, daß ſie die Wöchnerin an den Rand des Grabes führte und geraume Zeit gefährlich krank erhielt. Als ſie ſich endlich langſam wieder erholte, war ſie im höchſten Grade verändert, entſtellt und wenigſtens um zehn Jahre älter geworden. Ihr Leiden ſchien, ſo ſagte auch der Arzt zu Henrietten, noch mehr als es den Körper betraf, im Gemüthe zu liegen.

Henriette hatte ihrem Vater die Geburt ihrer Schweſter gemeldet, jedoch keine Antwort erhalten. Die Zeit, wann er zurückkehren ſollte, rückte heran. Die Mutter war zuletzt ganz ſtill geworden, ſprach kein Wort mehr und ſah nur immer ſinnend auf ihr jüngſtes Kind, mit deſſen Pflege ſie ſich unausgeſetzt und ſo gewiſſenhaft abgab, daß es beinahe war, als ſcheute ſie die unbeſchäftigte Minute, in der ihre Gedanken zu ſich ſelbſt kommen könnten.

Ihr Mann kam an, als Henriette mit ihrer Arbeit eben bei der Mutter ſaß und dieſe mit dem kleinen Kinde auf dem Arme am Fenſter ſtand und weinte.

Das Haus war ein Eckhaus; man hatte das Vorfahren des Wagens auf der andern Seite nicht vernommen. Der Vater ſtürzte unverſehens zur Stube herein, und — wer möchte gern bei der Scene verweilen, die hier erfolgte! Er klagte in den maaßloſeſten Ausdrücken ſeine Gattin der Treu-

losigkeit in Gegenwart Henriettens an, und sie vertheidigte sich nicht, da sie sich allerdings mit einem jungen reichen Edelmanne schuldig fühlte, der in dem Amte arbeitete und seit mehreren Jahren so glücklich gewesen war, sich in das Herz der vernachlässigten Frau einzuschleichen. Hatte sie gehofft, da sie sich so ruhig verhalten, ihr Gatte werde das Kind anerkennen? Hatte sie ihm ihre Schuld gestehen, ihn um Vergebung flehen wollen? Wir sind der Meinung, sie war zu einer aufrichtigen Reue eben so wie zur frechen Lasterhaftigkeit zu schwach und wandelte den breiten Mittelweg der meisten Menschen, die in solchem Falle sind, zwischen Reue und Verstocktheit durch, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben oder fassen zu können, indem sie ihr Verhalten von Zeit und Umständen bestimmen lassen wollte. Sie hatte Ruhe und Frist bedurft, um sich zu sammeln, weil in gewissen Lagen das Mißverhältniß, das auf der Seele lastet, ihr unerträglich fällt, und sie nichts als Ruhe denkt und athmet. Sie hatte sich der Reise ihres Gatten halb unbewußt erfreut, ohne gerade Heil oder Aushülfe von ihr zu erwarten.

Indeß war derselbe seiner Anklage nur zu gewiß und mochte sie nicht vorbereitet genug gewesen sein, ihn mit solcher Entschiedenheit auftreten zu sehen.

Sie wollte ihm zu Füßen fallen und ihn um Schonung flehen, er stieß sie von sich und erklärte ihr, daß sie auf der Stelle sein Haus zu verlassen habe. Sie wollte von ihrer ältesten Tochter Abschied nehmen, er ließ auch das nicht zu, daß die stumme Bittende sie zum Letztenmal in ihre Arme schloß.

Sie war vor Schmerz und Erschöpfung nicht bei sich und wankte, mit Augen, die vor Thränen zugeschwollen waren, im Zimmer hin und her, um einige Sachen zu suchen, die sie mitnehmen wollte. Er steigerte aber seine Entrüstung

von Minute zu Minute, und gab in geflissentlicher Bosheit sogar vor den Leuten im Hause und auf der Gasse, die über den Lärmen zuliefen, ihre letzte Ehre preis. Da nahm sie am Ende ihr kleines Kind, das sie während des in die Wiege niedergelegt, auf den Arm und wollte, ihr Bündel Sachen in der einen Hand, gehen. An der Thüre strauchelte sie über einen Stuhl, den sie nicht gesehen, und fiel rücklings zum Sitzen nieder. In Folge der Erschütterung verlor sie ihr Kind vom Arme und es rollte über ihren Schooß zu Boden. Vor Entsetzen schon vorher sprachlos, konnte sich ihr Zustand kaum noch steigern. Reaungslos, wie stumpfsinnig, starrte sie dem Kinde nach; der Ausdruck ihrer Mienen verrieth durch ein stilles Zucken, daß Krämpfe oder Wahnsinn ihr nicht fern waren. In dem Augenblick trat der seiner selbst vergessene Mann mit dem Fuße nach dem Säuglinge, der, in sein Bettchen gewickelt, von dem Falle keinen Schaden gelitten hatte. Sie sah diese ungemessene That und das rettete sie; die übermenschliche Spannung ihrer Gefühle löste sich in Zorn auf und wahrte ihr Herz vor dem Zerspringen. Sie warf sich zu rechter Zeit über das Kind, um es vor der Mißhandlung zu retten. Indem besann sich auch der empörte Gatte und hielt den erhobenen Fuß ein, schweigend, wie selbst bestürzt über die Uebereilung. Sie nahm das Kind in ihren Arm, küßte es und erhob sich mit neuer Kraft lang und langsam. Es war ein Moment der Stille, der Schauder einflößen mußte. Wir sind doch Menschen! sprach sie, und wendete sich mit einem so sonderbaren, so überirdischen Blicke auf ihn, zum Gehen, daß er ihm durch Mark und Bein drang. Sie sah noch einmal hinter sich auf Henrietten und war verschwunden. Todtenstille herrschte im Zimmer; ihr Mann warf sich, das Gesicht in beide Hände verborgen, in einen Armstuhl, Henriette

löſ'te ſich in Thränen auf. Man hörte den feſten Tritt der Scheidenden auf der Treppe, ſie machte die Hausthüre zu, der Wagen, der ihren Mann gebracht hatte, und noch vor dem Hauſe hielt, fuhr ſie fort. Man hörte ihn raſſeln. — Seit der Zeit hatte Henriette ihre Mutter nicht wieder geſehen, ihr Bild verwiſchte ſich nach und nach in ihrer Seele; jenen Blick jedoch konnte ſie nicht wieder vergeſſen und aus ihrem innern Auge los werden; ja es war ihr, als könnte das räthſelhafte, geheimnißreiche Schrecken, das darinnen lag, ihr nur in einer andern Welt gelöſ't werden.

Die Verſtoßene begab ſich vorerſt zu einer Freundin, und verließ hernach, als der Scheidungsprozeß zu Ende war, den ihr Mann gegen ſie eingeleitet, Stadt und Land. Man hatte weiter nicht gehört, was aus ihr geworden war. Eine kleine Summe, die er ihr auszahlen wollen, hatte ſie mit Abſcheu von ſich gewieſen. Ihr Gatte zerſtörte, nach der Trennung von ihr, allmälig ſeine Geſundheit und ſeinen Wohlſtand. Und ſo hängt der Menſch, auch ohne es zu wiſſen, an der Gewohnheit, und iſt mit ihr verwachſen, daß Verhältniſſe, die keine ſind und nur den Schein des Daſeins haben, ſobald ſie gebrochen werden, ein Leben oft aus allen Schranken geben, allen Halt verlieren laſſen. Er zog ſich einen frühen Tod zu und ſtarb, als Henriette achtzehn bis zwanzig Jahr alt ſein mochte. Auf ſeinem Todbette geſtand er ihr, daß er ſchon lange zur Gewißheit gekommen, wie ſie ebenfalls nicht ſeine Tochter ſei, ſie aber fortwährend als ſolche betrachtet und gehalten habe, um ſie nicht die Schuld ihrer Mutter büßen zu laſſen, und um vielleicht, ſetzte er hinzu, wenn er ſich an dieſer verſündigt haben ſollte, es nach Kräften wieder gut zu machen.

Henriettens inneres Leben war in jener Kataſtrophe zuſammengebrochen, ihre ehemalige Heiterkeit gewaltſam er-

ſtickt. Sie lebte nur mechaniſch fort. Sie hatte die Achtung vor ihrer Mutter zwar verloren; allein ſie konnte es ihrem Vater nicht verzeihen, daß er ſie ihr geraubt, und eben die Stimme der Natur, die für ſie in ihrem Herzen laut wurde und für ihren Vater nichts zu ſagen wußte, machte ſich, zumal im Anfange, als der troſtloſeſte Schmerz kindlicher Liebe bei ihr geltend. Mit den Jahren übte freilich auch die Alltäglichkeit ihre Rechte auf ſie aus, und drängte dieſe bitteren Erinnerungen mehr in den Hintergrund ihrer Seele, linderte ihre Schmerzen; der jugendliche Schwung ihrer Natur durchbrach zuweilen alle Hinderungen, und ſelbſt die moraliſche und körperliche Hinfälligkeit ihres Vaters ſtumpfte ſie mit ab. Aber leider hatte die Heftigkeit von Schreck und Gram nur zu verderblich auf ihre Geſundheit eingewirkt, um etwa ſpurlos daran hinzuſtreifen. Der Schmerz lag wie ein Dämpfer auf allen Saiten ihrer Seele, und der leidende Zuſtand ihrer Nerven ward jedem dauernden Emporkommen ihrer Kräfte hinderlich. Der Tod ihres Vaters und ſeine letzte Eröffnung wirkte heilſam auf ſie ein, indem ſie ſich ſo zunächſt von dem Vorwurfe befreit fühlte, den ſie ſich hatte immer machen müſſen, ſie habe ihn nicht kindlich genug geliebt, und ſich dann auch mit der Verſöhnung tröſtete, zu der er halb und halb bereit aus dieſem Daſein geſchieden war. Die Pflicht der Selbſterhaltung mahnte ſie jetzt dringend, ſich zu ermannen, regte ſie aus der dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere, in der ſie Jahre lang ſtagnirt, gewaltſam auf. Sie brachte den beſten Willen dazu, ein neues Leben anzufangen, mit in Theophils Wohnort, wie die Jugend ihn ſo leicht zu allem Handeln kund giebt. Ihre Scheu vor der Oeffentlichkeit und vor dem unruhigen Bühnenleben, dem Gegentheile deſſen, was ſie wollte, nahm von Tag zu Tage

zu, je mehr ſie in Conzerten auftrat und beides kennen lernte, und ſo konnte ſie ſich wohl nicht abgeneigt erweiſen, einen andern Lebensweg, den das Schickſal ihr eröffnete, einzuſchlagen, und die Bewerbungen des jungen Kaufmanns um ihre Gunſt gut aufzunehmen. Ueberdies ſtach Theophils, wenn auch nur halbe, Bildung vortheilhaft genug von der der meiſten Männer ab, die ihr nahten und die nichts als Geld und leeren Schein achteten, ja ſogar die Kunſt, wenn ſie ſie pflegten, im Solde der Eitelkeit ſtehen ließen. An die kleinbürgerliche ſchwäbiſche Stille und Gemüthlichkeit ihrer Vaterſtadt gewöhnt, wußte ſich Henriette in das Eigenthümliche des norddeutſchen Umgangstones nicht zu ſchicken, und betrug ſich immer ſtummer und zurückhaltender gegen Andere, die deshalb am Ende ganz von ihr abließen; wohingegen Theophils Liebe und Leidenſchaft nur deſto eifriger wurden, und es ſich auch in dieſem Falle bewährte, daß beide, wenn beſtändig, bis zu einem gewiſſen Grade, allerdings anſtecken müſſen. Mit einem Worte, Henriette kam, wie ſchüchtern und zögernd auch, Theophils Wünſchen entgegen. Sie fand Geſchmack und Freude an ſeiner Unterhaltung, die ſie belehrte, der Reiz der Neuheit, ſeine Art und Weiſe, wirkten mächtig auf ſie ein, die Lektüre der Bücher, ſeiner Lieblingsſchriftſteller, beſonders Jean Pauls, Hoffmanns und Koſegartens, die er ihr brachte, auslegte oder anpries, berauſchte und blendete ſie, ſie meinte, das Verhältniß zu ihm werde und könne ſo fortdauern, ihre Seele ſchmiegte ſich duldſam und liebend an die ſeine, ſie gab ſich und ihren Willen ganz gegen ihn auf, und es war gewiß ein rührender Anblick, wie die innerlich geſunde, und nur durch das Unglück derer, die ihr die Nächſten, angewelkte Natur, in der krankhaft ſcheinenden und doch anmuthvollen körperlichen Hülle, ſich zu Theophil hinneigte,

wie der Epheu ſich an dem äußerlich feſten Stamm aufrankt, deſſen innere Morſchheit vielleicht ſchon der nächſte Sturm umwirft. Die eheſtiftenden Bemühungen der ſchon erwähnten Dame, die ſich Henriettens angenommen, krönten das Werk des Schickſals, und ſo glaubte Henriette ſich nicht zu übereilen, wenn ſie in der getroſten Annahme, Theophil wolle und werde ſie ſo glücklich machen, wie ſie ihn, ihm ihre Hand vor dem Altare reichte. Der Inſtinkt, der ſie bei alledem leitete, ſorgt wohl auch zuweilen für die Befriedigung unſerer Bedürfniſſe. Nur aber täuſcht und thört er den Menſchen, dem in der Vernunft ein Höheres gegeben iſt, noch öfter. Henriette prüfte mit ihrer Vernunft den Charakter Theophils und ihren wichtigen Schritt nicht reiflich genug. Und ſo rächte die Vernunft die Schwäche gegen den Inſtinkt ſo hier wie allenthalben, wo man, anſtatt ſich bei ihr Rathes zu erholen, blindlings dieſem folgt.

Theophils Hauptfehler war von Kindheit an ein gänzlicher Mangel an Ernſt in allem, was er vornahm, that oder dachte, geweſen, dem eine, durch vernachläſſigte Erziehung ihm angewöhnte Zerſtreutheit zu Grunde lag, und zwar eine Zerſtreutheit, die den Menſchen zu jedweder Verirrung fähig macht. Er denkt dann wohl, indem er das eine, gleichviel ob Schuldige oder Schuldloſe thut, an ein ganz Anderes, oder ſpringt aus Unbedacht, ſo ſchnell wie ſpielend, von dem leiſeſten Gedanken zur That über, daß er faſt dem Kinde, nur mit dem Unterſchiede gleicht, daß des Kindes Unſchuld in dieſer ſo zu ſagen unwillkürlichen Nachäffung zum Verbrechen werden kann. Er war der umgekehrte Pedant, dem jeder Scherz zum Ernſt wird; denn ihm ward, wie dem eigentlichen Narren, jeder Ernſt zum Scherz, und er hatte noch gar das Unglück, aus dem Stegreiſe ſentimental geworden zu ſein. Er hätte wohl wirkliche Anlagen zum

Kaufmann in ſich gehabt; aber er ward wie ſo viele ein Opfer der falſchen Aufklärung und fehlgerichteten Bildung ſeiner Zeit, mit ihrer ungereimten, vielſeitigen Erziehungsſucht, die darüber, daß ſie jedwedem Menſchen Alles anbilden wo nicht einbilden will, auch nicht Eines an ihm ausbildet, das ihn zu etwas Tüchtigem mache, und die dem edlen Baume ſeines Geiſtes den Stamm abhaut und eine Menge wilder Schößlinge zum Treiben bringt, die ihn zum ſchatten- und früchteloſen Strauche geſtalten. Er hätte in der hohen Schule der Ehe einer Frau nöthig gehabt, die ihn zur Beſinnung gebracht, durch conſequente Feſtigkeit zum wahren Leben herangebildet. Anſtatt deſſen erwählte er eine, der es Bedürfniß war, ſich an ihm und ſeiner Schwäche aufzurichten, in deren Krankhaftigkeit ſeine eigene ſich verliebte. Seine Ehe war eine der vielen unſeligen, die die Folge der Sympathie; er hatte in gewiſſer Hinſicht ein und daſſelbe Bedürfniß, ein und dieſelbe, wiewohl unbewußte Sehnſucht mit Henrietten, und ſo geſchah es, daß Beide deren Aeußerungen für Symptome eines übereinſtimmenden Zuſtandes ihrer Charaktere hielten, und ſich für das Leben mit einander verbanden, ohne vorzufragen, ob ſie, wenn ſie im beſten Falle dieſe Sehnſucht befriedigten, oder im ſchlimmeren zu der Erkenntniß kämen, daß ſie es nicht vermöchten, auch ferner noch etwas in ſich hätten, das ſie für den nächſten Augenblick verbunden hielte? — Nicht nur liefen die Flitterwochen dem jungen Paare ſo wie Anderen nach Wunſche ab, ſondern es verlief auch nachher eine geraume Zeit, in der ſie ein zufriedenes Leben führten. Henriette hatte allerdings nur Urſache, ihre gegenwärtige Lage, mit der vorigen verglichen, eine glückliche zu nennen, und that in dieſem Bewußtſein was ſie irgend konnte, auch ihren Gatten glücklich zu machen, der gegen die Außenwelt wieder tief genug be-

fangen war, ſich auf lange Zeit hinaus alles, was er dachte und fühlte, durch ſeine Leidenſchaft vermitteln zu laſſen.

Indeſſen ward er, nach Verlauf von etwa anderthalb Jahren, auf empfindliche Weiſe daraus erweckt. Er mußte ſich wohl oder übel eingeſtehen, ſeine Geſchäfte gingen immer ſchlechter und ſchlechter, und könnten zu keinem guten Ende führen. Ja, da er in ſeiner Haushaltung überaus viel aufgehen ließ, ſo war vorauszuſehen, daß ein ſolches Ende in keiner allzuweiten Ferne liege. Sein Glück hatte Theophil vollſtändig um den Verſtand gebracht; denn er hatte gemeint, ſein Handel blühe von ſelbſt ſo roſig wie jeder ſeiner Lebenstage auf, und ſich nicht gerade viel darum bekümmert, wenn er ſeinen Uebermuth an alten Liebhabereien ausließ, anſtatt ihn ſeinem Berufe zuzuwenden. Die Erkenntniß, zu der er nun gelangte, mußte ſeine ſeitherige gute Laune freilich ſtören. Und ſo wie wir, irgend wie verſtimmt, unſer Unbehagen gern auf alles übertragen, was in deſſen Bereich kommt, begann er ſich denn auch einzugeſtehen oder einzureden, daß ſein eheliches Glück ein zweideutiges ſei, da ſeine Frau ihn entweder gar nicht, oder wenigſtens auf ſeiner eigenen Leidenſchaft zu ihr nicht entſprechende Art liebe.

Es konnte hierauf nicht ausbleiben, daß ſein zwiefacher Mißmuth mannigfach zum Vorſchein kam; und da ihn Henriette bald bemerkte, ohne ſich ſeinen Urſprung erklären zu können, ſo ergriff ſie das nach ihrem und dem Vorurtheile aller Menſchen ihres Temperamentes wirkſamſte Mittel, ihn zu heilen: ſie ſuchte alles Mögliche auf, ihn durch Zuvorkommenheiten aufzuheitern. Da aber eben nichts weniger als Zärtlichkeit darin mitwirkte, die ihrer Natur völlig unbekannt war, ſo wurde er durch das, was er eine falſche Aufopferung und Beglückſucht nannte, nur um ſo verdrießlicher, weil er es keineswegs als Erſatz jener hinnehmen wollte. Er

wollte ſeinen Unmuth darin erſticken, daß er ſich eifriger als je der Geſchäfte annahm; da er ſie jedoch nicht gleich beim erſten Anſatz merklich weiter brachte, ſo erkaltete er in dieſer Thätigkeit alsbald wieder, und verfiel aus ihr natürlich in deſto größere Abſpannung.

Von Stufe zu Stufe untergehend, wollte er dieſer Erſchlaffung fortan abhelfen, indem er ſich den Zerſtreuungen und ſchlechter Geſellſchaft ergab; allein man weiß ja wohl, zu welchem Troſte dieſe Mittel einem noch nicht völlig zerſtörten Gemüthe gereichen. Anſtatt ſich aufzuheitern, ward er nur deſto uneiniger mit ſich ſelbſt. Und da auch Henriette die Zufriedenheit und Heiterkeit, die ſie zu Hauſe vermißte, auswärts ſuchte, ſo lebten ſie nun neben- und doch nicht miteinander, vermieden jede Erklärung, jedes Ausſprechen, und wurden einander immer fremder. Die größte, folgenreichſte Frage im Menſchenleben bleibt doch immer: dulden? handeln? Wo hört das eine und das andere auf, wo fängt es an? Iſt es beſſer, daß das Ungleiche ſich trennt, daß es, wo es einmal verbunden iſt, verbunden bleibt? das Schickſal beſtimmt es, ſagt ihr; aber doch beſtimmt ein jeder Menſch ſein Schickſal ſelbſt! — —

Ohne daß er es ſich eingeſtand, war Theophil jetzt nahe daran, ſich dem wirklichen Leben zu fügen und allmälig ein tüchtiger Geſchäftsmann zu werden. Die Möglichkeit, ſich mit ſeinem Stande auszuſöhnen, war ihm eröffnet, denn er machte ſchon Anſprüche daran, und würde durch deren Befriedigung ſeine Heilung haben vollenden laſſen. Allein der eben ſtand Dreierlei entgegen, was keine Anſtrengung, keine Reſignation beſeitigte: der ſchlechte Gang ſeiner Geſchäfte, die ihn dem Bankerott immer näher brachten, und Henriettens Verhältniß zu ihm, wie ihre Kränklichkeit. Die arme Frau beſtand einen wahrhaft tragiſchen Kampf mit

ſich. Ihr Verſtand und ihre Einſicht in die Verhältniſſe rangen mit ihrer innerſten Natur, die ſich nicht verleugnen konnte. Sie mußte ſich die Thatſache der tiefen Spaltung zwiſchen ihr und ihrem Gatten nothwendig zugeſtehen; aber ſie begriff ſie nicht und verſuchte ſie umſonſt durch guten Willen auszugleichen. Auch ſie hatte ganz gewiß ihren Beruf verkannt, indem ſie eine Ehe eingegangen war. Naturen wie die ihrigen, wenn das Glück ihnen ein ſo entſchiedenes Talent wie ihre herrliche Geſangſtimme verliehen hat, ſollen ſich ganz und gar der Kunſt widmen. Sie werden immer unglücklich, oder doch aus dem rechten Gleiſe ihres Lebens gerückt ſein, wenn ſie jenen Ruf oder Beruf nicht achten, eine Perſönlichkeit verpfänden, die ihnen nicht zu Theil ward und ſich der Allgemeinheit entziehen, in der ſie Erſatz dafür finden ſollen. Ihre unglückliche Vergangenheit war der verblendende Schleier, den ihr das Schickſal übergeworfen hatte. Ohnmächtig, ihn von ihrem Antlitz abzuziehen, ließ ſie ſich von dem Schmerz ihrer Herzenswunden in die bürgerliche Stille und Alltäglichkeit des Lebens führen, und wußte nicht, daß ihre unüberwindliche Scheu vor aller Oeffentlichkeit nur der Irrthum der Schwäche war.

Inzwiſchen verging dem Ehepaar ein Monat nach dem anderen, und immer düſterere Wolken umzogen den Horizont ihres Lebens. Sie erwarteten in erſchlaffender Unthätigkeit, von dem Schickſal die Schwüle gelöſ't zu ſehen, die ſie bedrückte, und vergaßen, daß der Menſch ſich eben ſo gut ſelber helfen muß wie die Natur, deren ewigen Geſetzen alle Geſchöpfe unterworfen ſind, und die Entwickelung alles Lebens Folge leiſtet. Ja, ſobald ſich Theophil eingeſtehen mußte, daß ſeine Angelegenheiten unrettbar ſeien, ward er in ſeinen Ausgaben immer unbeſonnener, und kam am Ende bei dem traurigen Ziele an, wo Charaktere wie

der ſeinige dem blinden Ohngefähr anheim fallen. Die Hauptthorheit, der er in dem zweiten Winter ſeiner Ehe huldigte, war, daß er mit krampfhafter Aufregung anſehnliche Summen in auswärtigen Lotterien verſpielte. Er übernahm ſich dann bei den jedesmaligen Ziehungen in der zuverſichtlichen Erwartung bedeutender Gewinne, und mußte hinterdrein doch ſo oft wie billig in die tragikomiſche Niedergeſchlagenheit der Enttäuſchung verſinken, in der er ſeinem Unmuthe nicht ſelten ſo freien Lauf geſtattete: Gott und das Schickſal zu läſtern, die ſeinen Untergang beſchloſſen hätten, und ihn unbarmherzigerweiſe dahin bringen wollten, allen Glauben zu verlieren und zu verzweifeln.

Seine häuslichen Verhältniſſe trugen immer mehr dazu bei, ihn in ſich zu verwildern, und die Kränklichkeit ſeiner Frau nahm gegen den Ausgang des Winters dermaßen überhand, daß ſie unausgeſetzt das Zimmer hüten mußte, und in ihren Leiden wohl noch öfter als ſonſt Nachſicht und Troſt in Anſpruch nahm, die er ihr doch ſo wenig im Stande war zu gewähren. Ja, was das Schlimmſte, ſie fühlte dieſen Mangel an Theilnahme und liebevoller Gefälligkeit, ohne den Hauptgrund ſeiner unglücklichen Stimmung, die ſchlechte Beſchaffenheit ſeiner Umſtände, zu kennen, und erklärte ſie ſich durch ihre Kränklichkeit, indem ſie nicht Kraft und Beſonnenheit genug hatte, dies Gefühl zu verbergen, ſondern ihre Empfindlichkeit durch ihr Betragen ſcheinen ließ. Still und einſilbig, wie ſie demzufolge ward, erbitterte ſie ihn nur deſto mehr gegen ſich, indem ſie ihn in jeder Miene und in jedem Worte einen vermeinten Vorwurf ſehen ließ. Je weniger er umhin konnte, ſich ſein Unrecht gegen ſie zu verhehlen, je weniger er geſonnen war, es wieder gut zu machen, deſto weniger mochte er es ſich von Anderen, am wenigſten von ihr vorhalten laſſen, der er aus

demſelben Grunde das Mißvergnügen Schuld gab, das er ſeines Unrechts wegen über ſich ſelbſt empfand.

Die Luſt und Freude am Leben war ihr auf jede Weiſe benommen, und ſie wünſchte ſich in vielen Stunden der Einſamkeit mit aufrichtiger Sehnſucht den Tod. Zu äußern wagte ſie dieſe Sehnſucht gegen Theophil nicht, den ſie ſo gern, todt oder lebend, glücklich gemacht hätte, und ſie mußte ſich drum die ſchwere Gewalt anthun und ſich die Mittheilung ihres Grames verſagen. Dadurch noch weicher im Fühlen und ſchärfer im Beobachten gemacht, meinte ſie ſich zu überzeugen, Theophil haſſe ſie. Aus überſpannter Selbſtverleugnung ging ſie daher mannichmal ſo weit, über ihr erhöhtes Unwohlſein zu klagen, um ihm eine Freude mit dem Gedanken zu machen, ſeines Joches bald mit ihrem Tode entledigt zu werden. Allein das iſt eben der Fluch der Mißverhältniſſe ſolcher Art im Leben, daß auch dieſes Uebermaß milder Geſinnung keine guten Früchte trug, und gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte. Es verſtimmte Theophil, weil er ihre Abſicht nicht im entfernteſten ahndete und ihre Klage für Klage hielt, und es würde ihn vielleicht dennoch zehnmal ärger verſtimmt haben, hätte er die Wahrheit gefaßt.

Als die beſſere Jahreszeit nahte, erklärte Henriettens Arzt: ſie müſſe den Sommer auf dem Lande zubringen, um ſich an geſunderer Luft und einer Brunnenkur, die er ihr verordnen werde, zu erholen.

Dieſe Vorſchrift ſtimmte zum Theil mit Henriettens Wünſchen überein, die wohl gern eine Zeitlang die Einſamkeit genoſſen hätte, um ſich zu ſammeln und die unerwartete Wendung zu erwägen, die ihr Verhältniß zu ihrem Gatten in der jüngſten Zeit genommen hatte. Theophil ſelbſt bot die Hand zur Ausführung und miethete in einer

romantiſchen Gegend am Fuße des Gebirges ein kleines Landhaus, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt lag, und nicht lange nachher von Henrietten und ihrer Dienerin bezogen wurde.

Sie richtete ſich da ſo ein, daß ſie faſt nie in die Stadt kam, und deren Bewohner und Bedürfniſſe nicht vermißte, und Theophil ritt ein oder mehreremale in der Woche zu ihr hinaus und führte inzwiſchen ſein leichtſinniges Leben und ſeine ſinkenden Geſchäfte in der Stadt fort.

Henriette hatte für die Natur und ihre Schönheiten von jeher keinen Sinn gehabt, und ihn an ſich in ſpätern Jahren nicht ausbilden können, wo Kränklichkeit und Nervenſchwäche ſie gegen alle Witterung empfindlich machten. Meiſt in ihr Stübchen zurückgezogen, wenn nicht auf ärztliche Anordnung gezwungen, ſich im Freien zu verhalten, ſaß ſie bei einer Handarbeit und genoß der Einſamkeit, die dem wunden Herzen ein ſo linder Balſam iſt. Die Gegenwart litt nicht, daß ihre Gedanken ſich liebkoſend an ſie ſchmiegten, und ſo gingen ſie natürlich in die Vergangenheit zurück, um Raſt und Ruhe zu finden. Allein ſie war gezwungen, bis in ihre früheſte Kindheit hinauf zu gehen, wo ſie ihr erſtes Bewußtſein gewann. Und auch da war ihr die Liebe ſo knapp zugemeſſen geweſen, und wollte keine Erinnerung ſich ihr recht warm an das Herz legen. Und wie vergiftete nicht alle der Ausgang dieſer Kindheit, der Eintritt in das Leben und ſeinen für ſie mit Dornen beſäeten Pfad! Wo ſie ſich hinwandte, in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft: troſtloſe Dunkelheit! Wie hätte ſie ſich alſo nicht an den Endpunkt des Lebens ſehnen müſſen, da ihr nur der Anfang, wo er mit ihm zuſammenfloß, hell in die Seele ſchien! Sie verſank in Schwermuth und Trauer und kam nur noch ſo oft davon zurück, als es die

nothwendige Reaction des Lebens und die Schwäche der Weiblichkeit wollte, die von den halben Maßregeln der Verſtändigung mit ihrem Gatten immer wieder Heil zu hoffen wagte.

Theophil ward bald noch weniger zu einer ſolchen fähig. Er lernte den Zuſtand des Alleinſtehens durch die Trennung von Henrietten wieder kennen, und verglich ihn mit ſeinem ſeitherigen.... Und das einzige Gute, das die Einſamkeit auf eine ſolche Gemüthslage wirkt, iſt doch, daß ſie die Wahrheit an den Tag bringt, und wo nicht mit Liebe ſo mit Haß die Stagnation der Schwäche neu bewegt.

Indem nun Theophil des ſpäten Abends von Henriettens Dorfe heimritt und rückſichtslos ſeinen Gedanken nachhing, ſo wie ſie in ihm aufſtiegen, mußte er ſich dereinſt denn doch zum Erſtenmale zugeben, daß unter den beſtehenden Verhältniſſen für ihn, der als Katholik nicht geſchieden werden konnte, das Leben ſeiner Frau das größte Unglück, ja ein weit größeres als der Bankerott ſelber ſei, der ihm drohte. Daß es ihm in dem Elende, dem er entgegen ging, auch die Sorge für ſie und ihren Unterhalt aufbürdete, war das Geringſte dabei, und hätte ihm unter anderen Umſtänden eher ein Troſt als eine Laſt werden können. Allein es raubte ihm die Heiterkeit, den Lebensmuth, die Luſt am Daſein und den Wunſch, es fortdauern zu ſehen. Es war jedesmal finſter um ſeinen inneren Sinn geworden, wenn ihn der Flug der Gedanken bis zu dieſem Ziele trug. Jetzt war es außen finſter um ihn, und er bemerkte nicht recht, ob es wieder geſchah. Wahrſcheinlich mochte es nicht ſein, denn er blieb bei dem Ziele ſtehen und hielt die Vorſtellung ſeiner Freiheit feſt. Und wie hätte auch gerade er dies in der Dämmerung und Einſamkeit, wo Niemand die Gedanken ſah, nicht thun ſollen! — — — —

Wir Menſchen bedenken freilich meiſtens nicht, wenn wir ein ſolches oder ähnliches, von Gott doch immer zugelaſſenes Mißverhältniß von außen her gelöſ't zu ſehen hoffen, daß es ja nicht anders als nur ſo oder ſo von uns verſchuldet hatte eintreten können, und daß die Löſung auch von ſelbſt erfolgen würde, wobald es ſich erſt innerlich erledigt, oder ſeine moraliſche Nothwendigkeit verloren hätte. Wir müſſen eben Alles, was wir äußerlich erreichen, zuvor im Geiſte ſchon erreicht haben, wenn es uns zu Gewinn gereichen ſoll; wiewohl die Ironie des Lebens doch ſo oft nicht eher Etwas äußerlich geſchehen läßt, als bis es gewiſſermaßen bereits überflüſſig geworden, bis die Sehnſucht darnach in uns beſiegt, verwunden, Ergebung vorausgegangen iſt.

Das Nächſtemal, daß dieſe Reihe von Gedankenſchatten an Theophils Seele vorüberzog, erſchrak er wohl oder ſtutzte über die Zumuthung, die er ſich ſelber that: einem Menſchen, der ihm der Nächſte in dieſem Leben war, den Tod zu wünſchen, und entledigte ſich der Verſuchung mit Gewalt. Indeſſen war ſie leider all zu ſehr mit ſeiner Lage und Natur verwachſen, als daß ſie hätte gänzlich von ihm laſſen können, und da ihre Gewalt vielmehr ſtärker als die ſeinige war, mit der er ſie bekämpfte, ſo gewöhnte er ſich zuletzt daran. Der erhabene Gedanke der Selbſterhaltung erſtand in ihm als der der erſten Pflicht, und war doch nur der erſte Trieb der Sünde, die zwar noch im Bewußtſein ſchlummerte, aber ſich ſchon zu entwickeln anhub; der Wurm des Todes, der ſich aus ſeinem Innern fraß und ihn wie in unwillkürlichem Taumel, im dumpfen Vorbewußtſein deſſen, was ihm nahte, dem Verderben in die Arme zwang. Er hatte eines Nachts einmal nach ſolchem Ritte einen Traum, indem es ihm war, als wache er langſam auf und ſehe die Thüre ſeiner Schlafſtube offen ſtehen. Er ſtieg aus

dem Bette, tappte im Finſtern darauf los und wollte ſie zumachen; aber eine unſichtbare Hand von außen zog ſie eben ſo oft, als er es verſuchte, wieder an ſich, und er erſchrak nun auf das äußerſte und meinte alle Augenblicke, das ihm widerſtrebende unheimliche Geſpenſt hervortreten zu ſehen. Er wollte immer und immer wieder laut aufſchreien; allein vergebens. Und ſo mattete er ſich in Angſt und Bangen lange ab, bis er über die Anſtrengung erwachte. Hat dieſer Traum Bedeutung? grübelte er dann bei ſich nach, kann ich ihn auf mein eigenes Schickſal anwenden? Er kam damit nicht zum Schluſſe. Und was man im gemeinen Leben Bedeutung zu nennen pflegt, hatte der Traum wohl nicht; aber er hatte ſich aus dem Zuſtande ſeines Innern zuſammengeſetzt, und hätte es ihm, wenn er Einſicht gehabt, als ſein Spiegelbild erläutern können. Es iſt eben ſo, als ſtände auch in dem menſchlichen Leben eine Thüre in ein geheimnißvolles unbekanntes Dunkel halb offen, und als müßte das ſo ſein. Wir verſuchen immer und immer umſonſt, ſie zu ſchließen und den Raum unſeres Daſeins ſicher und rein um uns zu haben. Doch geht es nimmermehr, und kann und ſoll eben bei Keinem Alles und Jedes nur ſo rein aufgehen oder ſich nach ſeinen Wünſchen fügen. Eines und das Andere bleibt ſtets übrig und verbindet uns mit einer jenſeitigen Welt. Warum? Womit? Das ſind Fragen, die hier niemand beantworten wird. Aber wehe dem, der ſich in ſeinem Traum wider das Geſchick auflehnt! Sein Streben ſoll nicht ſein, es mit Gewalt zu brechen oder in verzehrender Angſt zu ergründen: er ſoll vielmehr fünfe gerade ſein laſſen, und trotz der geöffneten Thüre ruhig ſchlafen; der Lohn liegt in der Sache ſelbſt, und die Auflöſung des Räthſels am Ende auch in der Ergebung. —

Ob Henriette durch die Einſamkeit des Landlebens körperlich gebeſſert wurde, iſt zweifelhaft; daß ſie moraliſch oder geiſtig darin geböſert wurde, gewiſſer. Sie ſah, wie ihr Gatte ſich immer mehr von ihr abwendete, immer mehr durch ſie verſtimmt zu werden ſchien, und das brach ihr Herz, ohne daß ſie ihm doch inniger als durch die Pflicht verbunden geweſen wäre, deren Erfüllung ihr ein freundliches Wohlwollen gegen ihn erleichterte. So wie ſeine Liebe ſah die Verlaſſene nun alle Hoffnungen auf Glück und Ruhe im Leben vergehen, auf die ſie ſo ſicher gebaut hatte, und es ward Nacht in ihr.

Ihre ländliche Wohnung befand ſich in einem engen Thale, das ringsum mit Laubwaldung bewachſene anſehnliche Hügel einſchloſſen. Einige hundert Schritte davon, in dichtem Erlengebüſch verſteckt, lag ein klarer Teich, allen andern Häuſern des Dorfes, zu dem ihre Wohnung gehörte, noch ferner als ihr, in völliger Einſamkeit.

Da brachte ſie, auf einer Bank an dem flachen Ufer, oft halbe Tage zu und genoß ihre Traurigkeit, indem ſie ſich das tiefſte Herz davon durchdringen ließ und ſich kein auch noch ſo kleines Fleckchen zu ihrem Troſte darin ausnahm. Sie ſah entweder Tages in den blauen Himmel des wie klöſterlich beſchränkten Geſichtskreiſes, wie die Wolken langſam und kaum unmerklich, oder eilend, trüb und ſchwarz, oder in blendend weißem Glanze darüber wegzogen. Sie verglich ſie mit den Händeln der Welt, die ſie ſich in aller Ewigkeit ſo fern und fremd gewünſcht hätte, um jederzeit nur das Nächſte vor Augen zu ſehen. Sie ſchaute in den Teich, in dem ſich der mit der Dorfkirche auf ſeinem Rücken daran emporſteigende grüne Berg ſpiegelte. Zwiſchen das lichte Schilf durch zitterten die dunklen Abbilder der Bäume des Ufers und auf dem tiefen Grunde lagen die glatten

Kieſel mit dem blauen Himmel und ſonnten ſich, wo er ſich badete und wo die Wolken unter den Fiſchlein hinſchwammen, deren eines und das andere zuweilen auf die Oberfläche emporſchnalzte, um ein Inſekt zu fangen und in die Glätte Ringe furchte; die belaubten Wipfel ſchwankten leiſe hin und wieder und ließen dann und wann ein einzelnes Blatt fallen.

Henriette ſaß da nicht ſelten mit ihrer Handarbeit und einem Buche, und vertiefte ſich auch wohl darein; noch häufiger aber ließ ſie beides, ohne es zu wiſſen, aus der Hand ſinken, und ſtarrte in wehmüthigen Gedanken verſenkt darüber hinaus. Am häufigſten war ſie Abends an dem Orte, wann etwa Theophil von ihr geſchieden und wieder nach der Stadt geritten war; mond- oder ſternhelle oder dunkle Nächte lang, wenn kein Laut als der Athem des ſchlummernden Tages die Stille unterbrach, die ſie mit vollen Zügen in die Seele einſog, und klagte der Natur ihr ſtummes Leid und öffnete dem Himmel ihr verzweifelndes Herz, das Auge, das in bittern Thränen ſchwamm, zu ihm aufſchlagend, oder den kalten Boden anſtarrend, in den ſie hätte verſinken mögen.

Ergeht es denn nicht allen Menſchen ſo, dachte ſie, daß ſie den blühendſten Raſen nicht anſehen können, ohne an Tod und Verweſung zu denken? Ach! und gar hinunter, unter den Raſen, auf unſere Gräber, hinein in ſie. . . . . Und von dem blühendſten, lieblichſten Menſchengebilde, was liegt nach wenigen Jahren darin? ein unkenntliches Gerippe, in Staub zermodernd, vergeſſen alles Freud und Leid, alle lieben Erinnerungen, die ſich an das ſeelenvolle Bild knüpften, das von dem Inhalte dieſes Grabes in unſerer Phantaſie beſtehen wollte. Was war es? Täuſchung einzig und allein?! Ach! und keine Thränen friſchen dieſes Bild wie-

der an, beleben, erwärmen es neu, wie heiß wir ſie auch weinen. Unwiederbringlich dahin! O, welches Wort, welche Bedeutung für den, der ſie faßt! . . . Einſamkeit? — O, ja! die höchſte Wonne des Menſchen iſt es wohl, im tiefen Schmerze ſich an ein ihm engverbundenes, allein ihm angehöriges Herz zu ſchmiegen, ſich an ihm auszuweinen, mit den Thränen in daſſelbe hinüberzufließen, und ſo den eignen Schmerz zu dem ſeinen zu machen, ſich deſſen zu entlaſten. Der Einſame aber, der dies Herz, das allerhöchſte Erdengut nicht ſein nennt in dieſem Leben, ihm iſt die Finſterniß, die Nacht dies Herz in ihrer Bräutlichkeit. Und wie ſchmiegt er ſich an ihre Bruſt, wie verſenkt er tiefer und tiefer ſich in das bewegte Meer ihres Schooßes! Doch nimmer genug für ſeine Sehnſucht. Er beneidet den Wurm, der ſich in der Erde verkriecht, den Stein, den er in das tiefe Waſſer fallen ſieht, und der unaufhaltſam zu Grunde ſinkt.

Henriette hatte aber auch Stunden und Stimmungen, wo ſie den Zuſammenhang dieſer Gedanken nicht begriff, und nicht begriff, wie man am heutigen Tage etwas Weiteres als den morgenden wünſchen und verlangen könne, und ſich mit aller Kraft der Seele an das Nächſte klammerte, was ihr das Leben Freundliches darbot.

Nur wer die Wonne des Lebens mit den Menſchen, die Traulichkeit der Familie, wenn auch nur an Anderer Beiſpiel, hat recht kennen und ſchätzen lernen, ſprach ſie aus ſolchen Geſinnungen zu ſich ſelbſt, vermag die Troſtloſigkeit der Einſamkeit, des Verlaſſenſeins zu erfühlen. Die Jugend ſpricht manchmal davon; aber ſie kennt ſie nicht aus dem Grunde, weil der Gegenſatz ihr fremd iſt. O, gewiß! und wer es fühlt, was Menſchen den Menſchen ſind, der wünſcht ſich nicht ſo leicht, es mag ihm ſo ſchlimm ergehen, als es will, ſo lange er noch einen Menſchen hat, der ihm

freundlich iſt, den Tod. Denn wenn er ſich ſelber ſich vorſtellt, wie er als abgeſchiedener Geiſt in der troſtloſen Oede des Chaos einherſchwebt und das Leben, die Liebe der Menſchen untereinander ſchaut, genügt da nicht die eine Vorſtellung eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes ſchon, um ihn vor dem Gedanken ſchaudern zu machen, ganz allein zu ſein? . . . .

Der Gedanke an den Tod mußte ſich alſo längſt ſchon in die Träume ihres Geiſtes geſchlichen haben, und ſogar heimiſch darin geworden ſein; bebte gleich ihr waches Bewußtſein noch ſcheu davor zurück. Indeſſen war die Liebe zur Einſamkeit von Tag zu Tage mehr zu einer unwiderſtehlichen Sehnſucht in ihr geworden. Sie ahndete, ſo lange ſie einſam ſei, ſei ſie in Sicherheit; in Geſellſchaft Theophils, der ihr ſeine Abneigung nicht mehr verbergen konnte, ward ihr bange, trotz dem, daß ſie ſich mit Bewußtſein zu ihm zog; ſie hatte das unwillkürliche Gefühl, als drohe ihr bei ihm Gefahr. Und ſeine Bruſt war doch ihr einziges Aſyl; ſie hatte keinen Verwandten, keine Freundin, die ihr zur Seite geſtanden, ſie hatte ſich für Niemand in dem Kreiſe ihrer Bekannten je ſo weit eingenommen gefühlt, ſeinen näheren Umgang, Vertraulichkeit mit ihm zu wünſchen. Sie und die Geſellſchaft waren einander zu fremd geblieben, ihre unglückſelige Jugend hatte alle Mittheilſamkeit ihrer Seele von Grund aus zerſtört, in jeder Näherung und Aufmerkſamkeit einer Anderen meinte ſie eine verborgene Mitwiſſenſchaft ihres Schickſals, der Geſchichte ihrer Eltern wahrzunehmen, beſorgte ſie eine zudringliche Frage oder Ausforſchung. Auf jeden Verſuch, ſich ihr zu nähern, zog ſie ſich ſcheu, wie bei der Berührung einer wunden Stelle zurück. Ja, ihre Reizbarkeit ging ſo weit, daß ſchon die Einbildung einer ſolchen Gefahr ſie unwohl machte. Und dennoch waren

ihren Mitbürgerinnen, wie kleinſtädtiſch auch immer deren Sphäre, nur unbeſtimmte Gerüchte über ihre Vergangenheit zu Ohren gekommen, deren Grund oder Ungrund ſie auch bei dem beſten Willen nicht hätten nachſpüren können.

Um dieſelbe Zeit betraf Theophil Henrietten eines Tages in Thränen aufgelöſ't über das Leſen von Hallers Gedichten, oder vielmehr des unvergleichlich ſchönen, über die Ewigkeit, das ein ſo ewiger Schatz unſerer Poeſie, als dieſelbe einen zu bewahren hat. Henriette hatte ſo eben die letzten Verſe zu Ende geleſen, und war davon überwältigt, indem ſie in den unterirdiſch-geheimnißvollen Schauern ſchwelgte, die das Gedicht über jeden empfänglichen Leſer zuſammenziehen muß. Sie wiederholte ſich in Gedanken immer wieder die tiefen Töne des Schluſſes:

Jetzt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Nacht erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir, mit flatterndem Gefieder
Der ſorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts,
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten,
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil' ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh'!

und der geſegnete Mund des Dichters löſ'te die ihre Seele bedrückenden Wolken in den Thau der Wehmuth auf. Sie verhüllte ihr Geſicht, als ſie Theophil eintreten ſah, drückte ihr Haupt in die Kiſſen des Sophas, auf dem ſie ſaß, und ſchob ihm mit einer andeutenden Handbewegung das Buch zu.

Er nahm es, las und ſah ſie verwundert fragend an. Einen Augenblick ſtand er ihr kalt gegenüber, dann trat er, unwillig den Kopf ſchüttelnd, an das Fenſter und trommelte

auf den Scheiben. Er haßte alle Thränen, aller laute Schmerz machte ihn ärgerlich, ſo daß er ihn zu jeder Zeit floh oder vermied, ja konnte ihn bei Angehörigen, wo dies nicht thunlich war, in eine ſtille Wuth verſetzen; zumal wo er ihn wie hier nicht begriff, oder zu entſchuldigen wußte. Er hatte, wie alle literariſch Verbildete ſeiner Art, keinen Begriff von Poeſie und deren Wirkungen und fand nur in dem Verdrehten, übermäßig Angeſtrengten, Schönheit.

Inzwiſchen gelang es Henrietten, ſich zu faſſen. Sie erkannte ihren Irrthum in ſeiner Beurtheilung, und ſtillte und trocknete aus Furcht vor ſeinem Zorne ihre Thränen. Sie richtete ſich auf, nahm ihre Nähterei zur Hand und arbeitete ohne aufzuſehen, damit ſie Zeit gewönne, ſich von ihrer Erſchütterung zu erholen, und durch einen Ausbruch ſeiner Heftigkeit, den der Anblick ihrer verweinten Züge etwa erregen könne, nicht von neuem darein verfiele.

Als Theophil merkte, daß ſie beruhigter ſei, drehte er ſich um und ſetzte ſich neben ſie. Es trat eine peinliche Pauſe ein. Er erwartete, ſie ſolle reden, ihn von anderen Dingen unterhalten: ſie war es nicht im Stande. Er war gekommen, über ſeine Lage offen mit ihr zu reden, er konnte den Eingang nicht finden. Er hätte ſie gern geſchont, hätte gewünſcht, ſie brächte das Geſpräch in ein ruhiges Gleis und erleichterte ihm die Erklärung, mit der er ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, durch allzugroße Aufregung ihres Gemüths aus dem gemäßigten Tone der Berathung getrieben zu werden. Indeſſen mußte er ſich der Nothwendigkeit fügen, es auf gut Glück ankommen zu laſſen. Aufſchieben konnte er es aus weſentlichen Gründen und mochte er es nicht, weil er, ſo leicht in Wallung, wie er gerieth, ſchon anfing, über ihre Traurigkeit zu grollen. Das Unglück macht ſo leicht unbillig. In ſeinem Mißmuthe wünſchte

er wohl bisweilen, ſie möge immer heiter ſein und ihn ignoriren, und, wenn es denn nun ſo geweſen wäre, wie würde er es aufgenommen haben?! Er ſtand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr ſtehen und das ſchwere Wort entfiel, leicht hingeworfen, ſeinem Munde.

Sie ſah erſt auf, als habe ſie nicht recht gehört. Aus ſeinem Auge nahmen ihre ſtarren Blicke die Gewißheit deſſen, was ſie freilich lange ſchon geahndet, und nur gewaltſam von ſich abgelehnt hatte. So iſt es denn wahr!? rief ſie mit der überſchlagenden Stimme der Verzweiflung: O, großer Gott, auch das noch! Sie ſank halbohnmächtig zurück und ihre Züge verriethen ihren Schmerz. Theophil fuhr unumwunden in ſeiner Erklärung fort. Die anſcheinende Kälte ſeiner Verzweiflung war unwahre Grimaſſe, hinter deren Maske ſich der Mangel an Ernſt ſeines Charakters verbarg. Man denke ſich indeß die Wirkung, die dieſe Nachricht eben jetzt auf die Unglückliche thun mußte, wo ſie nun die Ausſicht hatte, bei dem Uebermaße ihres Seelenleidens auch noch mit leiblichem Elende heimgeſucht zu werden.

Sie hatte noch die bittere aber ſchöne Erfahrung nicht machen können, daß in moraliſchen Drangſalen eine Steigerung derſelben auf der materiellen Seite meiſt eher ein Glück als neues Unglück iſt, indem die Seele dann mit neuer Schwungkraft geſtählt wird, die ſie aus der Erſchlaffung des Leidens zu der Thätigkeit der Nothwehr aufregt.

Henriette brach in Klagen aus. Sie war außer ſich, ſie wußte nicht, was ſie that und ſagte. Sie war ein ſchwaches Weib, und eine ſtärkere hätte in ſolcher Lage des Gemüths wohl ſo wenig wie ſie ihr Geſchlecht verleugnet. Aber auch Theophil blieb ſich diesmal gleich und hatte keine

Nachſicht. Der Auftritt endete wie zu erwarten geweſen war, in Disharmonie, und er verließ in wilder Aufregung das Zimmer, in dem Henriette halb gebrochenen Herzens blieb. Es pflegt aber eben immerdar der Fall zu ſein, daß die in der Seele nicht Verbundenen nicht allein keine Freude, ſondern auch kein Leid gemeinſam fühlen. Verbundene Seelen zieht ſo Freud wie Leid ſtets enger aneinander; die ſich fremd ſind, und doch nahe ſtehen, ſcheidet ſie im Innern deſto mehr, indem ſich ihnen alle Freude, an ihrem Quell vergiftet, zu Leid verkehrt. Ja nicht nur das Mitgefühl wird ihnen geraubt, ſondern ihr eignes Daſein, alles, was ihnen lieb und heilig iſt, in Zweifel geſtellt, wo nicht vernichtet.

Henriette wußte ſich an dem Abende ſo wenig wie an dem ganzen nächſtkommenden Tage zu faſſen, und verbrachte Nacht und Tag in Troſtloſigkeit.

Theophil würde ſie nicht haben tröſten können, wenn er es auch verſucht hätte, und es kam ihm alſo die Bitte, die ſie ihm durch ihr Mädchen that, ſie allein zu laſſen, eben recht, da ſie ihn der unangenehmen Nothwendigkeit überhob, ein Zeuge ihres Schmerzes zu ſein, den er ſogar nicht den Muth und Willen hatte, zu begreifen.

Er wußte nicht, was er den folgenden Tag beginnen ſollte. Es war ein Sonntag, den er ſich vorgeſetzt gehabt, auf dem Lande zu bleiben. In die Stadt zurück mochte er nicht. Er war in zu hohem Grade verſtimmt, um die Geſellſchaft oder Nähe Anderer zu ertragen; denn der Umgang mit alltäglichen Menſchen kann uns nur etwa bei Gewiſſensruhe als komiſch beluſtigen oder als unbequem heilſam, im anderen Falle aber wohl zur unerträglichen Pein mit dem Gefühle werden, daß wir im Grunde doch vielleicht weniger hoch über ihnen ſtehen, als wir uns gern eingebildet hätten.

Da zuckte ihm nunmehr in ſeiner Unentſchloſſenheit

ein Gedanke, wie ein ſchwefelichter Blitz, durch den Sinn.

In dem Gebirge nämlich, an deſſen Fuße der Wohnort Theophils gelegen, noch einige Stunden von dem Sommerhauſe Henriettens aufwärts, war in einer Felſenſchlucht ein dem Teufel nachbenannter Stein, unter den man, wie von Alters her die Sage ging, wenn man irgend eine Bitte an den Böſen auf dem Herzen hatte, ſie nur blutſchriftlich wie in eine Art Briefkaſten der Hölle niederzulegen brauchte, um der jedesmaligen Beſtellung und Erfüllung verſichert zu ſein. Man hatte auch einmal in einem geſelligen Kreiſe dieſer Sage gegen Theophil Erwähnung gethan, und zugleich mehrere Beiſpiele von Verbrechen hinzugefügt, die unter Anwendung des gewiſſen Verfahrens glücklich zu Stande gebracht worden waren, wiewohl ſie am Ende dennoch zum Verderben des Verbrechers geführt haben ſollten. Nur war dabei allein die Abweichung von ähnlichen Sagen und Mährchen zu bemerken geweſen, daß man auf den Teufelsſtein bezügliche Vorfallenheiten ſogar aus den neueſten Zeiten zu erzählen gewußt hatte, die natürlicherweiſe weſentlich mit dazu beitragen mußten, die ihm in der Meinung des Volkes innewohnende Kraft in Ehren zu erhalten. Theophil hatte auch, wie Jedermann über dieſe Beiſpiele ſeinen höchlichen Abſcheu zu erkennen gegeben. Nichtsdeſtoweniger war ihm aber dann, ich weiß nicht wie lange, oder bald nachher, in einem Augenblicke des Haderns mit ſeinem Schickſale der Gedanke geboren worden: die Wahrhaftigkeit der Sage und Tüchtigkeit des Hülfsmittels bei Gelegenheit an ſich zu erproben. Es hätte nun zwar vielleicht ein jeder Gedanke und nach gerade gar ein ſolcher in einem ſo unthatkräftigen Geiſte wie der ſeinige zehn und mehreremale aufſteigen können, ohne zur That zu reifen. Indeſſen wird man ſich gewiß an die alte Rede erinnern, daß mit dem Teufel nicht zu ſpaßen iſt und

der grobe Geſell mitunter gleich den ganzen Menſchen zu packen verſteht, wo man ihm nur den kleinen Finger hinreicht. Es kann aus einem jeden Menſchen Alles werden, Alles liegt in ihm. Ja, es genügt zuweilen ſchon die Gewalt des ſündigen Gedankens im fortwährenden Selbſtbewußtſein an ſich, wenn es bei aller Freiheit ſeines Willens einmal über ihn beſchloſſen ward: ihn aus der Verſuchung zur verderblichen That hinabzuziehen.

Wir können nicht für den Gedanken haften, iſt wohl wahr; aber es entſteht doch nur allein aus ihm urſprünglich alle Sünde, die ſo ſpurlos wie ein Samenkorn, das der Wind auf einen fremden Acker wehte, wer weiß woher? von ſelber kommt. Und darum ſind ja eben die Gedanken fürchterlich, weil wir immerdar befürchten müſſen, wann wir in der Ferne eines ihrer Körner niederfallen ſehen, daß es trotz unſers Gegenwillens, der den Acker möglicherweiſe eher auflockert als feſttritt, aufgehen werde. Der gegenwärtige Gedanke ging alſo nun in Theophils Seele eben auf, und ohne daß er, wenn auch nur im Scherze den Entſchluß gefaßt hätte, ihn zu befolgen, wußte er doch auf der Stelle, wie er ſeinen Sonntag zuzubringen habe.

Er trug am Abend beim Schlafengehen Henriettens Mädchen auf, ihr zu ſagen, er werde den ganzen nächſten Tag nicht zu Hauſe ſein, da er einen großen Spaziergang ins Gebirge beabſichtige, und brach mit dem Morgen auf, die verrufene Teufelsſtätte zu beſuchen.

Er wanderte einem einſamen Pfade entlang durch düſtere Tannenwaldung aufwärts, bis er nach einer Weile die kahle Bergebene erreichte, wo er nur noch eines beſchränkten Geſichtskreiſes genoß und ſo hoch gekommen war, daß er vor ſich keine Berge mehr wahrnahm, derweil ſich hinter ihm die Thalfläche ausbreitete und das Geläute des Frühgottesdien-

ſtes in den Kirchen mit ſeinen erſten Tonwellen an die Höhenkette ſchlug. Die Dörfer wurden fortan immer länger, und die von einzelnen Vogelbeerbäumen, Birken und Kiefern umſtellten Häuſer mit den weißlich glänzenden Schindeldächern immer ſparſamer auf den hellgrünen Triften, über die die Sonne ihre langen, ſchwarzen Schatten warf. Die Gegend ſtreckte und dehnte ſich Hügel auf und nieder und blieb immer auffallender gegen das Wachsthum in der Ebene zurück. Bergteiche, Torfſtechereien zeigten ſich, wandernde Harfenmädchen, ihre Harfen in weiße Tücher geſchlagen, gingen vorüber. Das Land ward immer ſtiller, ein Schmetterling flatterte, erſchrocken über Theophils Schatten, empor, der ihn auf ſeinem Grashalme anſtieß, ſo wenig mochte er gewohnt ſein, hier eine Bewegung zu ſehen. Es war, als wagte kein Vogel, kein Lüftchen, den Ernſt dieſes hohen Gebirges und ſeine Feier des kurzen, aber ſonnenglühenden Sommers, die ihr die Natur gönnte, zu ſtören. Es war ſo ſchreckhaft umher, wie es nur in dem einſchläfernden, nervenangreifenden Mittagsbrande, nimmermehr um Mitternacht ſein kann. Ein Anderer als Theophil würde, wie in der Finſterniß, die Geſetze haben ſtudiren können, nach denen die Phantaſie ihre beängſtigenden Trugbilder geſtaltet und den Schein der Wirklichkeit für ſie entlehnt.

Die eigenthümlich breiten Senkungen des Bodens, ohne alle tiefen Einſchnitte, ſchienen anzudeuten, was für Schneemaſſen er die längſte Zeit des Jahres zu tragen hatte, und der Wanderer meinte ordentlich zu ſehen, wie ſie ſich hineingedrückt oder gelagert.

Gegen elf Uhr kam Theophil durch ein Dorf, in deſſen Nähe, wie er wußte, das Ziel ſeiner Wanderung, der berüchtigte Thalgrund, lag. Er beſchloß in der elenden kleinen Schenke auszuruhen, trat ein und beſtellte ein Mittagsbrot.

Bis hierher hatte er ſich in jener Aufregung des Schmerzes befunden, die eine Linderung des Unglücks iſt. Er genoß ſo zu ſagen das Poetiſche, Ideelle deſſelben, das eben, wo es vorkommt, der Anfang des Unglücks und als ſolcher der gleichfalls poetiſchen Ergebung entgegengeſetzt iſt, die der Seele zufällt, wo bald ihre Laſt ihr ſo oder ſo entnommen werden ſoll. In der Mitte zwiſchen beiden Gefühlen liegen die Kämpfe, die wirklichen Leiden, die keine Erhebung über ſich zulaſſen, und nur mit ausdauernder Kraft zu beſtehen ſind, wo ſie nicht zerſtören. Theophil ſollte ſie in ihrer ganzen Herbigkeit ſchmecken. In der unwirthlichen, ſchmuzigen Stube der Schenke vereinigte ſich Alles, was das Leben Unpoetiſches hat, ihn zu ernüchtern: Unfreundlichkeit, moraliſches und körperliches Elend der Bewohner, eigene Ermüdung und Abſpannung, Unbehagen an der ſchlechten Koſt, die er vorfand. Die geiſtige Scheinkraft, die er noch gehabt, war im Nu verweht, und die tiefſte Niedergeſchlagenheit, der Kleinmuth, ſetzten ihre ſcharfen Zähne in ſein Bewußtſein und zernagten es. Die nächſten, unangenehmſten Folgen des Bankerotts ſtellten ſich ſeiner Anſchauung nackend dar. Er dachte an die Behandlung, die ihm ſeine Gläubiger würden zu Theil werden laſſen, an den Verluſt ſeines guten Namens, an den Hunger und Kummer, den er erdulden würde, an die Kränklichkeit, die Klagen ſeiner Frau, an das unerquickliche, freud- und fruchtloſe Leben, das er mit ihr geführt hatte und weiter führen müſſe. Aber auch die Vorſtellung ſeines Unrechts gegen ſie, die daheim verlaſſen ſaß, und ihn vielleicht vor Gott anklagte, der Pflichten, die er ihr, ja, die er von jeher ſich unerfüllt gelaſſen, der mit ſeinem Leben wie mit einem kindiſchen Spielwerke umgegangen, ſtürmte auf ihn ein, und trug in dieſer Sündfluth mit dazu bei, jedes beſſere Theil in ihm zu ertränken.

Er verließ den Ort und ging, völlig demoraliſirt, als ein anderer Menſch weiter. Er hatte den Wirthsleuten den richtigen Weg abgefragt. Ein Schäferknabe, der auf der Triſt unter Bäumen, bei ſeiner weidenden Heerde, die abgefallenen Blätter zu Streu zuſammenharkte, wies ihn vollends zurecht. Er ſollte nur in der Richtung weiter gehen, wie die Sonne den Schatten warf.

Bald war er in der feuchten ſtillen Schlucht, und hörte nur aus der Ferne noch die kleinen Glöckchen der Schafe. Er kletterte über wilde Blöcke; heiſeres Rabengekrächz drang aus dem Dickicht. Endlich ſtand er keuchend oben, kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, ein Zugwind pfiff ihn an. Er trat einige Schritte an eine lichtere Stelle vor. Mit dickem Moos bedeckt lag da der verrufene Stein, vereinzelt zwiſchen düſteren Bäumen, an der Kante eines thurmhohen Abſturzes, hinter dem wieder tiefe Waldung aufſtarrte, die hier wie drüben ſo einſam war, daß wenn da zwei Menſchen ſich begegneten, was nicht leicht geſchah, ſie ganz gewiß vor einander erſchrecken mußten.

In Gedanken verſunken, brachte Theophil mehrere Stunden auf dem Blocke zu, wo er in geſchwätzter Stimmung, halb ſpielend, halb ſpöttiſchen Muthes ewige Zeilen niederſchrieb, und als er auf ſeinem Heimwege die rauheſte Gegend wieder hinter ſich hatte, ſank die Sonne vor ihm wie auf den äußerſten Rand des glatten Pfades nieder, der ihr entgegenlief und überzog ihn mit röthlichem Lichtſcheine. Sie blendete Theophils Blick, ſo daß er ihn ſenken mußte, und warf gen Oſten ſeltſame Schatten von dem am Wege liegenden Geſteine und den hohen Tannen, die, nach unten zu mit immer breiteren Zweigen bewachſen, ausſahen, als ob ſie lange Regen- oder Trauermäntel umhätten. Der Nord

blies ſcharf und ſchien den Schatten des Wanderers hin und her zu wehen. Dunkelblaue Windwolkenſtreifen zogen ſich den Abendhimmel entlang, die Mondſichel war mit einem Hofe von Dünſten umgeben.

Theophil ſprach unterweges viel und laut mit ſich, was wahrſcheinlich eine Folge deſſen war, was er vorher bedacht hatte. Der Luftzug hat die meiſten ſeiner Gedanken in unbekannte Regionen getragen; nur Bruchſtücke ſind vernommen worden.

Was iſt der Teufel? Das, was in meinem Herzen lebt und ſich regt, was mir den Muth, die Luſt giebt, da zu ſein oder fortzubeſtehen, der Trieb, mich zu erhalten.

Ich fühle mich unglücklich und rufe den Teufel an, daß er mich erlöſe, das heißt, ich habe weder die Kraft in mir, das Unglück zu ertragen, noch die, es von mir abzuwerfen, und erwarte von der Lebenskraft außer mir Hülfe, die nicht unmittelbar durch mich ſelbſt erzeugt wird. Ich will die Hülfe vom Irdiſchen, vom Teufel: warum? weil ich das Himmliſche, weil ich Gott nicht faſſe?

Was will ich? Ich fühle mich in meinem Daſein beſchränkt und beeinträchtigt. Ich will meiner Befangenheit mich entkleiden; ich will Freiheit, will zur unerläßlichen Entfaltung meiner Kräfte gelangen.

Unglücklicher! Und wenn dein Leben nun von dieſem einzigen Bande, woran ein wohlthätig Geſchick dich gefeſſelt, abhinge? wenn es einzig und allein ſo abzuhalten wäre, in den Abgrund der Vernichtung zu ſinken?

Du wirſt es dereinſt nur allzuſpät bereuend erkennen, daß dieſer Trieb und Drang in dir die Stimme des verlockenden Teufels war. Es iſt ja, du Thor! nichts in Dir, was da auf dem ebenen breiten Pfade deines Lebens nicht ins Daſein treten könnte! Jedwedem Menſchen iſt doch kurz

und gut Beſchränkung vonnöthen, ſein Schickſal iſt ſein Beruf; denn nur die Stimme der Hölle in uns erheiſcht, wir ſollen das Schickſal wie einen Graben überſpringen, und nur ihr Lug und Trug ſpiegelt uns dahinter ein verheißenes Land vor, derweil darüber hinaus nur ſie ſelbſt, ein unbegrenztes Chaos zu finden iſt.

Das Gute und Himmliſche erſcheint dem Menſchen, offenbart ſich ihm auch in der Moral, wie in der Kunſt und allenthalben nur in der Beſchränkung. Schütteln wir im Leben alle Feſſeln von uns ab, ſo ſind wir geiſtig und leiblich verloren, hält uns nichts mehr. Sobald wir nichts im Leben mehr zu bekämpfen haben, ſobald kein Antrieb mehr in uns iſt, treten wir aus der günſtigen Offenſive in die Defenſive zurück, und werden von der unterirdiſchen Macht bekämpft, der wir nach und nach anheimfallen. Sind wir im Stande, frei von allen bürgerlichen Schranken durch das Leben zu gehen, ſo wird das Schickſal, wie ſchon geſagt, ſelbſt uns die Bande löſen, die es ſchlang, denn die Frucht fällt ab, wann ſie reifte. Entäußern wir uns gewaltſam deſſen, was uns doch ſo oder ſo als unſer eigen angehört, ſo wiſſen wir im Voraus nicht, ob wir dies nicht in der Rückwirkung bitter bereuen werden. Auch in dem Leben des einzelnen Menſchen wie in dem der Staaten muß das hiſtoriſche Recht als ein hochwichtiges anerkannt werden. Hoffnungen, die auf den Tod geſetzt, ſind dem Leben noch niemals in Erfüllung gegangen.

O, Pfui, des Kleinmuths, der Schwäche! die davor zurückbebt, zu handeln, wo es das Leben gilt. Hätten von je an alle Menſchen ſo gedacht, ſo wäre nie eine That erzeugt worden. Wage, wenn du gewinnen willſt, lehrt das Sprichwort. Man ſoll das Irdiſche auch nicht überſchätzen. Wer nicht fähig iſt, es von ſich zu thun, vermag auch kein höhe-

res als ein irdiſch beſchränktes, kein wahrhaftes Glück der Seele zu erwerben.

Was iſt denn die Aufgabe des Lebens anders, als dem, was man iſt oder ſein muß, ſich ganz und ungetheilt hinzugeben? Ich thue das, wovon ich, wenn ich es gethan, Beruhigung erhoffe. Und die Ruhe hienieden iſt doch unſer höchſtes Glück, weil wir nicht unſterblich ſind, und Thoren zu nennen wären, wollten wir dies läugnen. Wir wiſſen ja vor dieſem Leben nichts von uns, in dem wir als die Spitze des Irdiſchen, aus Pflanze und Thier herauswuchſen, warum ſollten wir hinterdrein mehr von uns wiſſen, warum kein Ende haben, da wir einen Anfang hatten? Können wir denn als Material der Zeit und des Raumes, oder des Schöpfers, wenn es ſo ſein muß! denſelben Lebenslauf nicht ſchon auf unzähligen Welten durchgangen ſein? Und iſt dieſe einfache Hypotheſe und Lehre nicht viel wahrſcheinlicher als alle philoſophiſchen und theologiſchen Syſteme und Spitzfindigkeiten, womit Gelehrte und Ungelehrte bethört werden? —

Die Spinne der Hölle zog alſo immer engere Kreiſe um ihre Beute, und man ſieht, wie der Teufel bereits wirklich half, es mochte nun erſt auf Theophils Ruf, oder ſchon längere Zeit aus freiem Antriebe geſchehen ſein.

In den erſten Wochen, nachdem Theophil ſeiner Gattin jene Erklärung abgelegt hatte, ſprach er mit ihr mehreremale über ſeine Lage und gab ihr, wie er wahrnahm, daß ſie ſich mit der Vorſtellung von allen Seiten vertraut machte, abſichtliche Gelegenheit, ſich durch Nachfragen: ob er auch dieſe oder jene Hülfsmittel ſchon verſucht, die er alle theils erſchöpft, theils unanwendbar nennen konnte, zu überzeugen, daß ein unabänderliches Aeußerſtes ihr bevorſtehe. Er dachte

nicht daran, ihr seine eigene Trostlosigkeit zu verbergen, die sie nur in ihren Wirkungen, nicht aber in allen Ursachen kennen lernte und jetzt der allein des zerrütteten Vermögens zuschrieb, die ihr manches fälschlich erklärte. Es war fast, als wollte er versuchen, wie weit die Elastizität ihrer Seele reiche, und ob er nicht ihre Grenzen ermessen oder durchbrechen könne, ohne schuldig zu werden; so schonungslos schüttete er das volle Maaß des Jammers über sie aus. Erfahrungslos, wie sie war, konnte sie in ihrer Trostlosigkeit nicht dazu kommen, die Vernunft anzuhören, die ihr gesagt hatte, wie ihr Unglück dennoch mit einfacher Standhaftigkeit zu überstehen wäre. Sie erlag einer Bürde, von der ihr noch nicht die halbe Größe fühlbar geworden war, und darum konnte sie sich unter der scheinbar unschweren nicht wohl aufrichten. Sie verzweifelte, und den Gedanken des Todes, der auf die Kehrseite der Verzweiflung geprägt ist, hatte Theophil den Muth auszusprechen.

Sie erschrak gewiß, als sie das Wort das Erstemal vernahm. Allein das einzig wirksame Schutzmittel gegen Anfechtungen aller und insbesondere dieser Art, womit uns die Verzweiflung heimsuchen kann: die Religion, war in der Kindheit und Jugend auch ihr nicht mehr und ernstlicher eingeimpft worden, als dies überhaupt in der modernen Erziehung Sitte ist, und lag also nicht in ihr. Und so mußten denn leider Theophils immer wiederholte Anspielungen, auf ein freiwilliges Abwerfen einer unerträglichen Last, ein nur zu geneigtes Gehör in ihrer Seele finden.

Henriette war, wie so viele Menschen, darum schwach, weil sie ihre Kräfte nie geprüft hatte, und scheute sich vor jeder wahren Anstrengung, weil sie meinte, sie brächen daran. Hatte sie nur den Versuch einmal glücklich bestanden gehabt, sie wäre wohl erstarkt und würde eine größere Energie ent-

wickelt haben, als ihr zuzutrauen war. Ihr Leben glich einem Schiffe, das eines guten Lootsen bedürftig ist, um über Felsgeklipp in den sichern Hafen einzulaufen; sie fand ihn nicht, und es zerschellte unter der frevelhaften Leitung des Unkundigen.

Je näher Theophils bürgerliches Verderben rückte, das immer unabwendbarer erschien, desto häufigere Unterredungen hatte er mit Henrietten über die furchtbare Frage, die sich zwischen ihnen erhoben und die seit lange die erste war, die sie übereinstimmend beantworteten. Es ward am Ende unter ihnen festgestellt, sich in letzter Gemeinschaft das Leben zu nehmen.

Ob Henriette dabei bloß von seiner wahren oder unwahren Melancholie angesteckt worden war, ob ihre Exaltation einen andern Grund hatte und vielmehr darin lag, daß das seltene oder ungekannte Glück, Theophil zufrieden zu sehen, sie zu der blinden Annahme bewog, daß sie nur auf diesem Wege wahrhaft mit ihm verbunden werden könne? Vielleicht war es das Eine wie das Andere, was ihre geringe Willenskraft zu der verzweifelten That aufbot.

Der Vermischung von Scherz und Spiel mit jeglichem Ernste in Theophils Leben, seiner steten Zerstreutheit, ist schon gedacht worden. Sie hatte seither noch zugenommen und auch die schlechte Lektüre, mit der er sich aus Unmuth viel beschäftigt, mitgewirkt, ihn in eine so verdrehte unwahre Gedankenwelt zu versetzen.

Das bezeichnendste Merkmal seines Wesens war aber ein altes Gelüsten, das er hatte, immer etwas Werthvolles, es mochte sein was es wollte, zu vernichten, etwa eine theure Tasse oder anderes Geschirr, wichtige Documente, Papiergeld, zu zerbrechen oder zu verbrennen, einen edlen Kleidungsstoff zu

zerschneiden und dergleichen aller Vernunft und Besinnung zum Trotz zu thun. Und aus diesem Gelüsten eben schien gegenwärtig der empörende Leichtsinn zu erwachsen, mit dem er daran ging, zwei Menschenleben auf einmal aufzuopfern. Denn ungeachtet dessen, daß er wohl glauben mußte, seine Gattin zumeist durch sein Beispiel zu dem verhängnißvollen Entschlusse hinzureißen, war es ihm doch in gewissen Stunden immer noch, als sei Alles nur ein Traum, oder ein zur Abhülfe der Langeweile dienender Scherz, als könne ja bei allen Mißverhältnissen das Leben denn so leicht zu ertragen, und die Katastrophe mit etwas dreister Stirn zu überstehen sein. Er hörte freilich auch nicht auf, von dem Ernste der Sache denn doch einigermaßen ins Gedränge gebracht, die ihm übrigen Mittel aufzubieten, sich Geld oder Kredit zu verschaffen, um den Bruch aufzuschieben und sich für den Augenblick aus der Verlegenheit zu retten. Es blieb aber alles umsonst; und in der nächsten Woche, an dem letzten Tage des Monats, mußte seine Zahlungsunfähigkeit an den Tag kommen. Sonderbar genug, daß in eben dieser Woche, seitdem der Entschluß der Gatten fest stand, Theophil sich unwillkürlich Henrietten näherte und mit ihr zufriedener ward als je, ja in ihrer Nähe sich fast glücklich fühlte. Und eben ganz zu erklären sind solche Idiosynkrasien der menschlichen Natur wohl nie; indessen möchte man sich diese hier vielleicht so deuten dürfen, daß, was ihm an ihr gefiel, die Consequenz der Entschlossenheit war, die sie endlich auch einmal, freilich leider worin!? bezeigte, und daß er sie nicht schwach, nicht weinen sah. Sie war in diesen wenigen Wochen in der That so anleitend stark für beide, wie sie als seine Frau nur hätte immer sein müssen.

Henriette hatte den Tag bestimmt, der der letzte ihres Lebens sein sollte. Die letzte Woche verging. Der letzte Tag,

die letzte Nacht brach an, in der Beide in dem Teiche, unfern von Henriettens Wohnung, sterben wollten.

Es hatte ein jedes allein in seinem Schlafgemache die Stunde der Mitternacht erwartet. Henriettens Dienerin schlief längst. Es schlug an der Wanduhr in der Hausflur zwölf. Auf dieses Zeichen trafen sie still und geräuschlos da zusammen. Theophil erfaßte Henriettens zitternde Hand, keines sprach ein Wort, sie machte die Hausthür leise auf und zu. Sie standen in der Nacht. Nichts regte sich, alles war finster, kein Stern am Himmel, den ein dünner Wolkenschleier bedeckte. Henriette trug ein weißes Kleid, das bloße Haar in Flechten, ein kleines Leinentuch um den Hals geschlungen, Theophil führte sie schweigend.

Am Rande des Teiches glitt Henriettens Fuß von der hervorragenden Wurzel eines Baumes ab, und sie strauchelte. Krampfhaft zusammenbebend, senkte sie die Stirn auf Theophils Arm und ließ die Schwere ihres Körpers einige Augenblicke auf ihm ruhen. Dann blickte sie forschend zum Himmel, ob sie nicht einen Stern ersehe: keinen. Nur einen Augenblick noch, flüsterte sie und sank auf eben der Bank zum Sitzen nieder, wo ihr die einsamsten und trostlosesten, aber auch ruhigsten Stunden ihres Lebens verflossen waren. Theophil kniete vor sie hin und legte seinen Kopf in ihren Schooß; da brach sie in ein ganz muthloses, aber stilles Weinen aus, faltete und wand die Hände und sah mit verzweiflungsvollem Gesicht gen Himmel. Sie kämpfte ihren letzten Kampf. Theophil schluchzte einigemal hörbar.

Endlich ermannte sie sich und sagte: So lebe denn wohl, Theophil, zum Letztenmal, vielleicht auf ewig! und preßte seine Hände in ihre. Vergieb mir, was ich an Dir gefehlt habe. Gott weiß! ob es geschehen ist, ohne daß ich es gewußt und gewollt. Ich verzeihe Dir von Herzen, wo-

mit Du mich gekränkt haſt. Vielleicht erfahren wir dort oben, warum wir verbunden ſein mußten. Lebe wohl! Sie ſchloß ihn in ihre Arme, ihre kalten Lippen ruhten auf ſeinen. Er drückte ſie wie wüthend an ſich: Lebe wohl! ſtöhnte er. Sie wand ſich mit Ruhe aus ſeinen Armen und knieete nieder um zu beten, er ſtürzte mit dem Angeſicht zu Boden. Als Henriette ſich wieder erhob, und den zagenden Blick auf den Teich richtete, leuchtete ſie aus der dunkeln Waſſerfläche ein Stern an, den dieſe zurückſpiegelte. Alſo doch nicht ganz verlaſſen, ſprach ſie lächelnd: da drinnen iſt für mich Licht. So ſei es denn, komm, Lieber, ich bin bereit. — Theophil riß ſich in die Höhe und trat feſt ans Ufer. Er reichte ihr die Hand. Sie legte ihre hinein und ſah ihn mit einem unausſprechlichen Blicke der Ergebung, der himmliſchen Liebe, des Elends an. Er ſchauderte, als ihn ſein Auge faßte, wendete ſich zu dem Waſſer und ſtürzte hinein, ſie ſank an ſeiner Hand nach. Die Fluth ſpritzte über beide auf, brach wieder in hohen Wellen zuſammen: ſie waren verſchwunden.

Ein Augenblick: alles ſtill, wieder einer, ein dritter, und die beiden Geſtalten tauchten in der Mitte des Teiches wieder auf, die eine in wilder kräftiger Anſtrengung, die andere erſterbend, mit den ſteifen Armen um ſich faſſend. Sie ergreift mit der einen Hand den Arm des anderen, die Hand ballt ſich feſt daran, allein ein verzweifelter Ruck befreit ihn: da verſank ſie weiß, ſchwer, langſam, ſtarr zum andern und letztenmale. Das geſchloſſene Auge der mit der Fluth ringenden Geſtalt ſchlug ſich wieder auf und ſah die Sinkende, das Ohr meinte einen Namen geiſterhaft über das Waſſer gurgeln zu hören: wie in wahnſinniger Haſt greift ihre Hand nach dem Saume des naſſen weißen Gewandes: es war zu ſpät, ſie griff in Waſſer.

Der Stärkere ſchwamm mit äußerſter Kraft an das Ufer, wo er ſich emporklammerte und regungslos halb im Waſſer liegen blieb.

Henriette hatte ihre Sorgen in den Teich wie in die weichen Pfühle eines Betts auf ewig begraben. Ach! und der Arme, der ſich nur auf das harte Lager der Dielen betten kann; — in die Arme des ewigen Schlummers: — und keinen Schlaf findet? Hier in dem Waſſer fände er ihn doch gewiß... und er verſchmäht ihn! —

Mit dem Anbruche des anderen Morgens fanden auf die Felder gehende Bauern Theophil noch bewußtlos an derſelben Uferſtelle liegen und ſahen die Leiche Henriettens auf dem Waſſer ſchwimmen. Sie zogen ſie heraus und ſchafften beide nach ihrer Wohnung. Von allen Seiten ſtrömten auf den Lärm Leute hinzu: es wurden Rettungsverſuche angeſtellt. Bei Henrietten ſah man bald, daß ſie vergebens blieben, ſie war nicht mehr. Theophil ward mit leichter Mühe zu ſich gebracht.

Es hub nun alle Welt an, ihn auszufragen, zu beſtürmen, in ihn hineinzureden; er erwiederte kein Wort, und blieb ſtarr, unempfindlich, auf einem Ruhebette in Henriettens Zimmer liegen, wohin man ihn in der Verwirrung gebracht hatte. Sein Blick hing unverwandt an dem Armſtuhle, an dem Fenſter, an ihrem Arbeitstiſche, wo ſie zu ſitzen pflegte.

Man fuhr ihn in der Kutſche des Pfarrers nach der Stadt, und fragte ihn nur vorher, ob er Henriettens Leiche noch einmal ſehen wollte: mit einer Geberde des Entſetzens verneinte er es. In der Stadt ſchritten natürlich die Gerichte ein und nahm die Sache ihren gewöhnlichen Gang, dem zufolge Theophil in ſeinen Verhören die äußeren und inneren Umſtände angab, wie ſie ſich verhielten. Er

verhehlte nicht, daß er ſich habe um ſeines zerrütteten Vermögens willen mit ſeiner Gattin das Leben nehmen wollen, und erklärte, wie dies nur leider ihr allein gelungen ſei, da ihn ſeine vor Jahren erlernte Schwimmkunſt, der er völlig uneingedenk geweſen, im Augenblicke des Unterſinkens gezwungen und befähigt habe, ſich zu retten. Der Lebenstrieb, der Schrecken vor dem Tode ſei ſtärker geweſen als Verzweiflung und Unluſt, und habe ihm keinen wiederholten Verſuch, ſich zu tödten, zugelaſſen.

Man ſage ſich ſelbſt, ob dieſes tragiſche Ereigniß in Stadt und Umgegend Aufſehen machen mußte! An der Wahrhaftigkeit Theophils und ſeiner Ausſagen war nicht zu zweifeln, und aus den ſchriftlichen Anordnungen, die Henriette wegen ihrer Beerdigung und anderer Dinge hinterlaſſen hatte, erhellte ſonnenklar, daß ihr Tod ein freiwilliger geweſen war: was konnten alſo die Gerichte thun? Es wurden über den unerhörten Fall langwierige Berathungen gepflogen, und unter polizeilicher Aufſicht ſtand Theophil ohne dies als Bankerotteur; am Ende ſprach man ihn aber allerdings von aller Strafe frei.

Was den Concurs dagegen anlangte, der über ſein Vermögen eröffnet worden war, ſo nahm derſelbe fortan eine für Theophil bedenkliche Wendung an. Die Schuldenmaſſe war zwar an ſich nicht eben groß, da ſeine Geſchäfte nur geringe Ausdehnung gehabt hatten. Da aber einige der Hauptgläubiger einen perſönlichen Groll gegen ihn hegten, ſo wollten ſie ſich in keiner Art fügen, und arbeiteten darauf hin, ihn im Schuldgefängniſſe Jahre lang für ihren Verluſt büßen zu laſſen. Ja, ſie würden dies zuverläſſig auch durchgeſetzt haben, wenn nicht, wunderbarer Weiſe! ein Glücksfall dazu gekommen wäre, der die Lage der Dinge völlig umgeſtaltet hätte.

Wenige Wochen nach jener Kataſtrophe traf nehmlich ei-

nes Morgens ein Courier in dem Handelsplatze ein und überbrachte Theophil die Nachricht: daß auf eines der Loose, die er in einer großen Lotterie ſpielte, der Hauptgewinn gefallen ſei.

Was für einen Eindruck dies auf ihn machte? — Gar keinen. Er hatte die harte Verfolgung ſeiner Gläubiger mit Gleichgültigkeit ertragen, und ertrug ſo auch ſein gegenwärtiges Glück.

Als ihm die Curatoren der Maſſe, die den Brief eröffnet, die Nachricht brachten, ſagte er kein Wort und warf nur den Kopf mit einer entſprechenden Handbewegung in die Höhe. Er blieb nach wie vor, wiewohl er nun ſeine Freiheit wieder erhielt, in Abgeſchiedenheit von aller Welt, ſprach mit Niemand mehr als das Nöthigſte, bat die Curatoren, ſeine Angelegenheiten vollends in Ordnung zu bringen, und legte das große Vermögen, das ihm nach Bezahlung ſeiner Schulden und der Koſten des Concurſes blieb, in Fonds an, mit denen er, nach Liquidirung ſeiner Geſchäfte, Stadt und Land verließ.

Es vergingen hierauf viele Jahre und keiner von Theophils ehemaligen Mitbürgern hatte wieder von ihm gehört: er war ſo gut wie vergeſſen, Niemand ſprach mehr von ihm oder ſeinem Schickſale. Da verlautete jedoch eines Sommers plötzlich unter ſeinen Bekannten: er ſei wieder in der Nähe und lebe in nichts weniger als glänzenden, wenn auch nicht eben dürftigen Umſtänden, in demſelben Landhauſe, wo ſeine Frau vor dem gewohnt, als ſie ihren Tod gefunden habe.

Mehrere dieſer alten Bekannten wollten ihn nun theils aus Neugierde, theils aus Theilnahme da beſuchen. Allein ſie

gelangten nicht bis in ſeine Gegenwart. Ein alter Mann, der ihn bediente, wehrte ihnen den Zutritt, und bedeutete ſie, daß es ein für allemal der Wille ſeines Herrn ſei, Niemand zu ſehen. Sie waren alſo genöthigt, von ihren Verſuchen abzulaſſen, und erfuhren auf ihre Erkundigungen, die ſie bei umwohnenden Landleuten anſtellten, daß er ganz melancholiſch ſei, ſelten ausgehe, und, wenn er es thue, Niemand, dem er begegne, ſehe, keinen Gruß, keine Anrede erwiedere, und die meiſte Tageszeit, ja wie ſchon der eine oder andere ſpäte Wanderer geſehen habe, oft auch die Nacht an dem Teiche zubringe. Mit dieſem Beſcheide wohl oder übel zufrieden geſtellt, begaben ſich die guten Freunde heim, und es würde bald wieder Niemand des Unzugänglichen gedacht haben, hätte nicht eine abermals ihn betreffende Neuigkeit der Stadt und Gegend zu reden gegeben: ich will ſagen, ſein gewaltſamer Tod.

Um von dieſem einen etwas umſtändlichen Bericht zu erſtatten, ſei es uns vergönnt, dabei als Augenzeugen aufzutreten.

In jene oberwähnte Schlucht, an deren ſchroffſte Wand ſich der verrufene Teufelsſtein lehnte, mündete gegen Süden ein durchaus nicht wildes Thal, ein ſo lieblicher Wieſengrund, wie ſich ihrer wohl in den höchſten Gebirgen, zwiſchen rauhen Felſen verſteckt, von Boden und Lage begünſtigt, vorfinden.

Die Berglehne einerſeits war da mit jungen Bäumen bewachſen, anderſeits Trift und Haberſaat. Ein kleiner Mühlbach rann im Grunde über blumigen Raſen, und die Mühle ſelbſt ſtand an der einſamſten Stelle. Inmitten des offenen Hofraumes lag für gewöhnlich ein großer weißer Ziegenbock und ſah ſich wie ein Wächter forſchend und bedeutſam um. Ein ſchwarzer Hund hinter ihm an der Kette bellte auf die Vorübergehenden. Seitwärts ſah man durch

ein Mauerloch in das Getriebe des einzigen Rades, wie die feuchten, ſchwarzen Speichen ſich unermüdlich drehten. Auf der Mauer wuchs Moos und Klee.

Hier umher trieb ſich Theophil beſonders gern auf ſeinen häufigen Ausflügen in die Gegend des Teufelsſteines, zu ihm ſelbſt verſtieg er ſich niemals. Es zog ihn eine unbeſtimmte Sehnſucht, gewiſſermaßen eine Nothwendigkeit dahin, ſich alte Erinnerungen anzufriſchen. Vor dem Anblicke des Teufelsſteines mußte ſeine Einbildung zurückſchaudern. Im allgemeinen kam er aber auch nur dann in das Gebirge hinauf, wenn er es unten vor der Angſt nicht mehr aushalten konnte, die ſich ihm in reinerer Luft entlud, oder, in geringerem Grade, ihn an ſeine Wohnung feſſelte.

In Betrachtungen verſunken lag er eines Tages auf dem Rücken der Anhöhe, an einer ausgehauenen Stelle, zwiſchen Baumſtümpfen ausgeſtreckt. Zur Seite war die Mühle, gerade unter ſeinen Füßen in einer Senkung ſchilfiges Moor, entweder aus verfaulten Wurzeln entſtanden, oder ein begrabener Teich. Theophil horchte dem ſchwachen Geklapper der Mühle zu, das ihn wie das Geräuſch der Welt bedünkte, und es war ihm ein behagliches Gefühl, ſich, fern davon, in gedankenloſes Hinbrüten wiegen zu laſſen. Die munteren Singvögel umzwitſcherten ihn, er hörte ſie nicht, ſo wenig wie die Mücken, die ihm um die Ohren ſummten und ins Geſicht ſtachen.

Er lag im Graſe und vegetirte als Pflanze oder Inſekt: ſo war ihm wohl, dieſer Zuſtand war eben zu Zeiten ſeine Rettung, wenn der andere ſeine Gedanken und Gefühle ſo hoch aufgeregt hatte, daß es ihn krank machte. Vor ihm im Maiblumenkraute nahm er einen todten Käfer wahr, er nahm ihn auf und ſpielte mit ihm, die kleine Leiche klebte ihm an den Fingern feſt, er warf ſie mit Entſetzen von ſich!

ſo reizbar war er geworden. Sein Blick fiel auf einen eingegangenen, dürren, entblätterten Baum, den einzigen ſeiner Art in der Fülle des grünen Lebens. Er rief in Verzweiflung aus: das bin ich! Er hatte drum nicht einmal den ruhigen Genuß der todten Natur, wenn er ſich dennoch vergeſſen konnte und das unabweisliche Bedürfniß empfand, ſich von den immerwährenden Foltern zu erholen, die er Tag aus Tag ein ſeiner Einbildungskraft anthat. Er ſah gen Himmel: der war mit dünnen, weißlichen Wolken gleichmäßig überzogen: wie hätte er ihm offen, wie tröſtend ſein ſollen? Er konnte es nicht mehr auf einer Stelle aushalten, es trieb ihn unſtät weiter. Er ſprang auf und wollte den Berg emporklimmen. Da gewahrte er vor ſich in der Haberſaat, auf der Anhöhe gegenüber, ein altes Weib, das Diſteln gätete, und dazu einzelne Worte bei ſich ſprach, die die ſtille Luft weithin ſchallen ließ. Die Stimme kam ihm bekannt vor: er horchte eine Weile. Endlich drehte ſie ſich um, richtete ſich in die Höhe, ſah ihn an: er erkannte ſie und ſchrie laut auf. Es war ihm, als hätte ihn die Alte höhniſch angelacht, und ihm gedroht, doch mochte er ſich getäuſcht haben, denn ſie ſchien ihn weder zu ſehen, noch ſeinen Schrei gehört zu haben. Sie kehrte ſich vielmehr ruhig wieder ab, und ging mit ihren Diſteln in der aufgenommenen Schürze bergan weiter, indem ſie ein ſchauriges, klägliches Lied ſang. Sie ſchritt dem Teufelsſteine, unfern jener Anhöhe, zu.

Theophil ſtand einen Augenblick zaudernd ſtill; jedoch im nachſtfolgenden ſchon rannte und ſprang er ihr in ſtürmiſcher Eile in den Wieſengrund hinunter nach, die andere Höhe hinauf, und verſchwand zwiſchen den Tannen.

Er lief lange im Walde hin und wieder, und ſpähte vergebens nach der Bäuerin aus, weil es ihm bald hier bald

da ſo vorkam, ihre Stimme zu vernehmen; er erhitzte ſich durch das Laufen und die Ungeduld auf das Höchſte, und kam zuletzt, unvermuthet, keuchend zu dem Teufelsſteine.

Hier ſaß die Alte am Boden und ſah ihn ſteif und feſt an, als ob ſie ihn erwartet hätte. Er ſtürzte auf ſie zu, und ..... Was beide gegenwärtig mit einander redeten, dürfte uns vor der Hand unverſtändlich ſein. Genug, bald nachdem Theophil die Unbekannte angeſchrieen hatte, ward ihr Geſpräch lebhaft und ernſt. Die Alte begegnete ihm mit Hohn und Bitterkeit, Theophil vergalt ihr mit wegwerfender Verachtung und ſchien noch heftigere Wuth zu verbeißen als er äußerte. Mit Einemmale ließ die Alte, unter einem häßlichen Grinſen, dumpfe Worte gegen ihn fallen. Sie erſchütterten Theophil wie ein unvermutheter Donnerſchlag und er ſtand wie zerſchmettert. Hierauf erhob ſich die Alte vom Boden, trat auf ihn zu, und hielt ihm, mit der Frage, ob er ihn kenne, einen Zettel unter die Augen. Er war mit Blut geſchrieben, Theophil erkannte ihn an der Hand und Unterſchrift, am Inhalte wieder. Es war eine Aufforderung an den Teufel, ihm beizuſtehen, ſich ſeiner Gattin zu entledigen, die er, der von der Sage vorgeſchriebenen Formel gemäß, an jenem Tage, da er den Teufelsſtein zuerſt beſucht, in albern frevelhaftem Uebermuthe abgefaßt und in eine Spalte des Felsblockes verborgen hatte. Er hatte ſich dazu die Hand mit einem Steine aufgeritzt, und ſich des Griffels ſeiner Schreibtafel als Feder, des Blutes als Dinte bedient.

Er ſchwieg auf die Frage der Alten betroffen ſtill; aber ſie bedurfte keiner Antwort. Sie ſprach wieder auf ihn ein, ſie ſchien ihm einen Vorſchlag zu thun; er verneinte mit einer heftigen, entrüſteten Bewegung der Hand. Da brach ſie in wüthende Drohungen, in gemeine Schmähworte aus,

und ſchickte ſich an, ſich ungeſtüm zu entfernen, um ihn, wie ſie rund heraus erklärte, mit dem Blatte vor Gericht anzuklagen: er habe den Tod ſeiner Frau mit verbrecheriſcher Abſichtlichkeit, mit liſtigem Morde herbeigeführt. Dies bewirkte, daß Theophil ſeine gewaltſame Faſſung verlor, und, wie außer ſich, ohne recht zu wiſſen, was er wollte, ſich auf das Weib ſtürzte. Er packte ſie mit zügelloſer Wuth, als wollte er ſie erdrücken, und ſchien zugleich ſich des Zettels, den ſie in der feſt zugeballten Hand hielt, bemächtigen zu wollen. Sie wehrte ſich, vertheidigte ihr Beſitzthum, ſuchte ſich loszureißen. Es entſpann ſich ein Kampf, ein Ringen zwiſchen ihnen, das immer ernſter ward und auf Tod und Leben abzuzielen ſchien, da es ſich dem Abgrunde unmerklich näherte. Eine gewaltſame Bewegung Theophils ſtürzte endlich beide Engverſchlungene in das Thal hinunter. —

Der einige Stunden ſpäter aus einem benachbarten Dorfe durch die wilde Schlucht heimkehrende Müller fand die Leichen der Zerſchmetterten. Die Alte, die in ſeinem Hauſe wohnte, war ſchon todt. Theophil lebte noch; ſchien aber lebensgefährlich beſchädigt zu ſein. Beide wurden mit Vorſicht in die Mühle geſchafft. So viel man Theophil da Hülfe gewähren konnte, ward angewendet. Man ſandte nach dem Amtswundarzte, und, auf ſein Verlangen, nach dem Pfarrer des Dorfes, wo Theophil wohnte, dem einzigen Menſchen, mit dem er während ſeines jetzigen Aufenthaltes in der Gegend Umgang gepflogen hatte. Beide, wie auch ſein Diener, kamen an. Der Wundarzt unterſuchte den Schaden und verband ihn zwar; erklärte ihn aber gleich für tödtlich und wiederholte dieſen Ausſpruch in ſeiner Gegenwart.

Theophil lächelte wie erleichtert, als er das hörte, bat

alle Anweſenden, die eben ſo betroffen über den räthſelhaften Vorgang, als begierig waren, Aufſchlüſſe zu erlangen, ihn zu verlaſſen, und behielt nur den Pfarrer bei ſich, mit dem er eine lange Unterredung hatte. In derſelben eröffnete er, von ſeiner Melancholie nun auf einmal geneſen, dem würdigen Mann ſeine Schickſale und ganze Seele, und beichtete ihm bereuend ſeine Sünden. Der Pfarrer tröſtete und ſtärkte ihn im Glauben, der vollen Ueberzeugung, daß der Zuſtand ſeiner Seele ihn zur Seligkeit vorbereite, und drückte dem in ſeinen Armen Verſcheidenden die Augen zu.

Theophil ward auf ſein Verlangen neben Henrietten beerdigt und die Gerichte nahmen ſeinen Nachlaß in Beſchlag. Von Papieren fand ſich nichts vor, was von ſeinem Leben Kunde gegeben hätte. Der Ueberreſt ſeines Vermögens ward, ſeinem letzten Willen zufolge, den er früher ſchon im Vorgefühle deſſen aufgeſetzt, daß es einmal ein plötzliches Ende mit ihm nehmen werde, dem redlichen Pfarrer zugeſtellt, damit er ihn zu wohlthätigen Zwecken verwende.

Ueber ſeine ferneren uns noch unbekannten Begebenheiten aber, die die Lücke von dem Tode ſeiner Frau und dem Gewinne des groſſen Looſes bis zu ſeinem eigenen Tode ausfüllen, haben wir von dem Geiſtlichen, der ſie aus ſeinem Munde gehört, das Nachſtehende erfahren.

Als ein reicher Mann zwar, und doch als ein wie armer Mann ging Theophil damals bei Nacht und Nebel von dannen. Anfangs lebte er beſinnungslos in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, weswegen er noch da war. Nach und nach fing er aber an, ſich zu zerſtreuen, und ließ die Gewalt der Zeit und Alltäglichkeit auf ſich einwirken, indem

er ſeine Vergangenheit in immer dichtere Schleier hüllte. Den Geſchmack an einem ſtillen friedlichen Leben hatte er verloren, und er hielt nur kurze Zeit an einem Orte aus, bis ihn die Unſtätigkeit zuletzt gar in andere Welttheile trieb. Hier hatte er nun das Unglück, einem der Machthaber einer kleinen ſüdamerikaniſchen Republik, die mit ihren Nachbarn in Krieg begriffen war, verdächtig zu werden. Er wurde in der Hauptſtadt des Landes, wo er ſich eben aufhielt, aufgegriffen und eingekerkert, und da ſich kein Conſul einer fremden Macht ſeiner anzunehmen für gut befand, ſo blieb er Jahre lang ſeiner Freiheit beraubt, bis ein Umſturz der Regierung ſie ihm zufällig wieder gab.

Während ſeiner Gefangenſchaft hatte Theophil volle Zeit, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken; aber er that es nur in gewiſſer Art. Die Liebe, der Muth zum Leben, die Luſt daran erwachten wieder in ihm, und er empfand immer ſtärkere Sehnſucht, endlich einmal einen nützlichen Beruf zu verfolgen. Er ſetzte ſich vor, ſobald er ſeine Freiheit wieder erlangt hätte, das zweckloſe Umherirren in der Welt aufzugeben und ſich mit Ernſt und Eifer dem Stande zu widmen, den er erſt in großen See- und Welthandelsplätzen von der poetiſchen Seite hatte kennen und ſchätzen lernen. Die Freiheit wurde ihm, und er ſtand keinen Augenblick an, ſeine guten in der Einſamkeit gefaßten und genährten Vorſätze auszuführen. Er ſchiffte ſich nach Deutſchland ein, ließ ſich in einer anderen nördlichen Handelsſtadt nieder, und fing da mit einem neuen Geſchäfte ein neues Leben an. Sein Vermögen hatte zwar durch den Aufwand und die Unfälle ſeiner Reiſen einen gewaltigen Stoß erlitten; allein ſeine Thätigkeit und ſein tüchtiges Weſen verſchafften ihm Kredit, den ſeine gelingenden Speculationen immer mehr befeſtigten und hoben. Mit ſeinen Erinnerungen hatte er ſich

verglichen. Er lebte dem Handel und dachte nicht an ſich und ſie ließen ihn in Ruhe. Er meinte überdies, er habe ſeine Vergehungen an Henrietten vollkommen abgebüßt und dürfe drum auch wohl hoffen, das Schickſal werde nicht ſo unbillig ſein, ihn in alle Ewig- oder Zeitlichkeit die Folgen eines einzigen Mißverhältniſſes ertragen zu laſſen. Er vergaß Henrietten endlich ganz und gar, und ward in ſeinem Berufe ein zufriedener und darum heiterer, liebenswürdiger Mann, den alle Welt ſchätzte.

Da lernte er nun aber einſt in einer Geſellſchaft ein junges Mädchen kennen, das augenblicklich nur einen anmuthigen, keineswegs tiefen Eindruck auf ihn machte. Sie war ſchön und friſch, ungemein weiß, ſchlank und zierlich, und alle dieſe Vorzüge bezauberten, zumal bei ihrer großen Jugend, vieler Männer Herzen. Allein ſonderbarer Weiſe war es ein Zug ihres Charakters, um deſſentwillen ſie Anderen liebenswürdig erſchien, der der Wirkung ihrer Reize auf ihn anfänglichen Eintrag that. Sie war zugleich äußerſt munter und lebhaft. Theophil hatte ſich, wie ſchon geſagt, von früh an gewöhnt, weibliche Schönheit nur unter dem Anſcheine von Leiden gelten zu laſſen, und wollte dann zunächſt auch Ernſt, Bedeutſamkeit und Schwung der Geſinnung in deutlichſten Schriftzügen auf der Stirne der Schönheit ſtehen ſehen. Dieſer Geſchmack ging aus ſeinem ehemaligen Seelenzuſtande hervor, der zwar ſeither ein anderer geworden war, deſſen Vorurtheile in Betreff der Frauen er aber noch beibehalten hatte. Er hatte dieſen lange durchaus keine Aufmerkſamkeit geſchenkt und gewöhnte ſich nun erſt nach und nach, durch ihren erneuten Umgang, ſeinen alten Irrthum ab, der in dem Grunde ſeines Charakters nicht mehr liegen konnte.

Die Augen gingen ihm täglich mehr und mehr auf, und

so oft er die liebliche Marie sah, die elternlos war und bei entfernten väterlichen Verwandten wohnte, fühlte er sich näher zu ihr hingezogen und an sie gefesselt. Die zunehmende Erkenntniß ihres Selbst erfüllte ihn immer mehr mit wohlwollender Freundschaft für sie. Je näher er sie kennen lernte, desto mehr erfreute, ja entzückte ihn der seltene Einklang ihres Wesens, den ihre innerste Gesundheit wie eine balsamische Atmosphäre aushauchte. Wie zart weiblich, wie gefühlvoll war sie! und zwar machte sich dies Gefühl nicht wie bei manchen Naturen nur in Seufzern und Worten Luft, sondern durchdrang und erwärmte ihren ganzen liebreizenden Körper. Wie so ganz von Henrietten verschieden war Marie in ihrer Weichheit, die bei jener aus Schwäche, bei dieser aus Zärtlichkeit hervorging, wie in ihrer männlichen Charakterstärke, die bei jener Krampfhaftigkeit ersetzte! So muß das Weib sein! rief er bei sich aus, stark in Zartheit, so wie umgekehrt der echte Mann zart in Stärke ist!

Theophil liebte Marien bald auf das zärtlichste und erprobte die Reinheit und Echtheit dieses Gefühls daran, daß es alle und jede Kraft seiner Seele mit sich erfüllte und sich dermaßen aneignete, daß auch nicht ein Atom von Leben darin übrig blieb, das nicht in diese Liebe übergegangen wäre. Aber es war auch ein unerklärliches Etwas in Mariens Zügen, das ihn zuweilen nicht nur Stunden lang zwang, sie wie zauberisch gebannt, in Gedanken versunken, anzusehen, sondern seine Liebe selbst zu einer wilden, fast dämonischen Leidenschaft entzündete. War es eine Erinnerung? eine Aehnlichkeit? Er wußte und wußte es sich nicht zu sagen, wie sehr er auch darüber nachsinnen mochte.

Marie liebte ihn wieder, zärtlich, so wie er sie, er sagte ihr, was sie schon wußte, sie verhehlte ihm nicht, was sie ihm nie verhehlt hatte, ihrer Verbindung stand nichts im

Wege, ſie war ſo gut wie frei, ihre Verwandten ſchänten Theophil und willigten ein.

So wurden ſie Mann und Frau, das eine gewiß zu dem Glücke des anderen.

Allein Glück! was iſt Glück auf Erden? Ewig dauern kann es nicht, da die Erde ſelbſt nicht ewig dauern wird. Und lange zu währen braucht es eben auch nicht, um Glück zu ſein. Ein augenblicklicher Genuß des Glückes iſt ſchon Glück, ja, wie viele Menſchen genießen es bloß in der Erinnerung, in der Einbildung, in der Vorſtellung, und ſind zufrieden, können zufrieden ſein. Das Glück iſt ja nur dazu da, daß der Menſch die Höhe der Menſchheit erreiche, den Inbegriff dieſes Wortes in ſich zum Bewußtſein bringe. Ein irdiſcher Augenblick genügt dazu, und den erlebte Theophil; er erlebte kein eingebildetes, erträumtes Glück in der Idee, ſondern ein lebendiges, hier und dort wirkliches. Der Augenblick vorüber: — ſo ging das Glück wieder von ihm wie es gekommen war. Und was vertrieb es? Eben was es ihm zu einem übermenſchlichen, dämoniſchen gemacht hatte, jenes räthſelhafte Etwas in Mariens Weſen.

Der Genuß ihrer Liebe, die innigſte Vereinigung und Gemeinſchaft mit ihr, die ihn beſeeligte, machte ihm dies Etwas nach und nach völlig klar, und in einer Stunde, als er ſein Glück kaum noch zu faſſen wußte, als der gute Stern ſeines Daſeins kulminirte, hüllte das Bewußtſein ſeine Seele auf einmal in ihre blutrothe Gluth; daß jenes Etwas eine wunderbare Aehnlichkeit mit Henrietten, ſeiner todten Gattin, deren Bild faſt ganz in ihm verblichen war. O! wunderbares Räthſel des Lebens; hatte er ſie denn doch geliebt? oder war es nur der Reiz des Todes, was ihn, wie der Blick der Klapperſchlange ihr Opfer, an die Aehnlichkeit feſſelte?

Das war alſo das Gewiſſen, von dem ſo viele Menſchen fabeln, ohne es erkannt zu haben. Das Gewiſſen iſt der innerſte Menſchenkern, von dem es des Lebens Beſtimmung, die äußere Schale nach und nach abzulöſen. Der Kern legte ſich jetzt vor ihn hin und es ſtand darauf geſchrieben: zerbeiße mich, ich bin das Leben; was in mir iſt, iſt Dein ewiges Theil, befreie es von der Sünde deines Daſeins. Das Gewiſſen war es geweſen, was Theophil unſtät von einer Liebhaberei zur anderen getrieben, damit er den rechten Beruf fände; das Gewiſſen, was ihn in ſeiner erſten Ehe nicht hatte glücklich werden laſſen, damit er durch die Sünde an Henrietten tief genug gebeugt würde, in dem Glücke des irdiſchen Daſeins die Erkenntniß ſeiner Schuld und ſeiner Selbſt aufzuheben. Das Gewiſſen mahnte ihn jetzt in der Erinnerung, daß ſein Daſein reife, daß die Erfüllung ſeines Schickſals nahe.

So lange der Menſch ſich ſelbſt verleugnet, mag er in gewiſſen Fällen wohl im Stande ſein, dies auch mit ſeinem ſchuldigen Gewiſſen zu thun; allein ſobald ſich das Leben in uns wieder regt und zur Ruhe des Glückes ſtrebt, regt ſich auch das Gewiſſen auf der anderen Seite und ſteht ihm in unabläſſiger Unruhe entgegen, die immer heftiger und ſtärker wird, je echter das Glück iſt, das uns lächelt und je weniger es alſo eines reinen, edlen Sinnes in uns zu ſeiner Aufnahme entbehren kann. Tages und Nachts, eben in ſeinen liebevollſten Träumen, wendeten ſich dann ſeine Gedanken unbemerkbar von ihr ab und gingen aus dem ſüßen vollen Leben in das düſtre Reich des Schattens ein. Kam er wieder zu ſich, ſo rettete die Wirklichkeit noch allerdings ihr Recht, und erlöſte ihn von der Todespein. Aber doch ſenkte ſich dieſe wie ein erſtarrender Reif auf den blühenden Garten ſeines Lebens nieder und ließ ihm nur noch den ein-

zigen Troſt, daß er an Mariens Herzen ſelbſt immer die Ruhe fand, die er ſuchte, daß, das Bild der Kindlichen, Liebenden, Ahndungsloſen, Glücklichen vor ſeinem inneren Auge, der bleiche Schatten der Unglücklichen ihm nur aus der Ferne drohen durfte, daß er Henrietten nie im Bilde leibhaftig vor ſich ſah, und daß ſie ihm nur den Gedanken, nicht die Phantaſie verſtörte. Marie lebte immer vor ſeinen Augen, und ſo ſah er Henrietten nimmer, bis daß ſeine Ehe etwa ein Jahr beſtanden haben mochte. Da war er aber beinahe nicht mehr fähig, ihr die Spuren des heimlichen Krebsſchadens, der an ſeiner Seele nagte, zu verbergen. Er traf ſie zuweilen nachdenklich, zuweilen in Thränen an, die ſie ſelber noch für Thränen der Freude und des Glückes hielt, und die Enttäuſchung rückte langſam näher.

Es hätte unfehlbar zu einer Erklärung kommen müſſen, die ihn genöthigt, das Wagniß zu beſtehen und Marien in die ihr noch unbekannte Geſchichte ſeiner Vergangenheit einzuweihen, wenn ſeinem Leben nicht ein abermaliger gewaltſamer Wendepunkt beſchieden geweſen wäre.

Es kam nemlich, aus überſeeiſchen Landen zurückkehrend, ein Jugendfreund Theophils, der ihn noch mit Henrietten verbunden geſehen und ſie auch gekannt hatte, durch ſeinen gegenwärtigen Wohnort, und traf auf der Straße zufällig mit ihm zuſammen.

Der Veränderungen, die ſeitdem in ſeinen Verhältniſſen vorgegangen, völlig unwiſſend, fragte der Freund nur der Ueberſiedelung ſeines Etabliſſements nach und empfing von Theophil die desfallſige Auskunft, ohne die Urſachen der Wirkung zu erfahren, als welche er im allgemeinen nur ungünſtige Handelsverhältniſſe und dergleichen angab. Der Freund begnügte ſich damit, ohne ein Geheimniß zu ahnden, und da er ſchon des nächſten Tages wieder abreiſen und Theophil

die Gelegenheit vermeiden wollte, noch allein mit ihm zu ſein, und von alten Verhältniſſen ſprechen zu müſſen, ſo ſchlug er ihm vor, den Abend in einem Weinkeller zuzubringen, wo ſich einige ſeiner Freunde, mit denen er ihn bekannt zu machen wünſche, zu verſammeln pflegten. Für den Augenblick, ſagte er, ſei er ſehr eilig. Und dem Fremden kam dies eben auch gelegen, da er ſelbſt nothwendige Geſchäfte hatte und um Geſellſchaft für den Abend verlegen war. Sie ſchieden alſo mit ihrer Abrede von einander.

Abends ging es an dem bezeichneten Orte lebhaft zu; der Fremde und die anweſenden Bekannten ſtimmten mit einander überein, und es wurde über vielerlei Handelszweige geſprochen. Theophil hatte die Unterhaltung immer ängſtlich beherrſcht und Sorge getragen, ſie nicht auf Dinge fallen zu laſſen, die ihm peinlich werden müßten. Er war aber dabei in ſo gereizter Stimmung, wie uns zu aller Zeit befällt, wo wir in der Unentſchloſſenheit, was in einer zweifelhaften Lage zu thun ſei, der Leitung des Zufalles folgen und nun immerdar das Unrechte gethan zu haben beſorgen. Er hatte nicht gewußt, ſollte er dem Freunde ſein Verſprechen halten und kommen, oder nicht, und hatte es dann wirklich, von der Stunde überraſcht, gethan.

Auf einmal nahm das Geſpräch dennoch eine unvorhergeſehene Wendung und es wurden Toaſts ausgebracht. Theophil konnte es nicht abwenden und ergab ſich eine Weile darein, die verſchiedenen Geſundheiten mitzutrinken. Am Ende hielt er es aber nicht mehr aus und ſtand auf, um zu gehen.

Es war ſchon ſpät geworden, die übrigen Trinkgäſte hatten ſich längſt entfernt, der Keller war leer bis auf unſere Geſellſchaft, der Wirth ſaß in einem Winkel und ſchlief, und die Lichter brannten trübe in langen glühenden Schnuppen ver-

ſteckt. Da erwähnte ein Unglückskind von ungefähr Theophils Frau. Er kannte keine andere und meinte Marien.

A propos, Freund! rief der Fremde, erhob ſich und nahm das volle Glas in die Hand; Deine Frau; Sie lebt alſo und iſt wohl? Er meinte natürlich die geſtorbene.

Ihr iſt wohl, ſagte Theophil haſtig, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht und erſtickte ihn bald. Er wollte ſich mit Gewalt von der Bank, auf der er ſaß, hinter dem Tiſche vordrängen. Die Gläſer und Flaſchen klirrten zuſammen, wie er anſtieß. Die Anderen wollten ſeinem Beiſpiele folgen und auch aufbrechen.

In dem Augenblicke ging das Feuer im Kamine mit dem letzten Kohlenflämmchen aus, das ſich bisher im Verglimmen wie ein vom Winde gebeugtes Bäumchen hin und her gepeitſcht hatte, und der zitternde Wiederſchein, den es an der entgegengeſetzten Wand hervorgebracht, erloſch und machte einer völligen Dunkelheit Raum.

Halt, meine Herren, halt! rief der weinbegeiſterte Freund in die Bewegung und bat um Gehör. Es ward ſtill.

Ich bin ein groſſer Verehrer der Gattin meines guten Freundes, und darf ihr Angedenken nicht ungefeiert laſſen. Es iſt ſchon ſchlimm genug von mir, daß ich ihrer nicht früher gedacht habe. Ich trinke ihre Geſundheit, fuhr er fort und erhob das Glas: Sie lebe!

Die Bekannten liebten und ſchätzten die reizende Marie und ſtimmten jubelnd in den willkommenen Aufruf. Gläſer und Flaſchen wurden nochmals zur Hand genommen, man ſchenkte rings herum ein, und alle hielten unter dem Rufe: ſie lebe! Theophil ihre Gläſer entgegen. Theophils Lippen zitterten vor Entſetzen. Er war kaum mehr bei ſich, er zögerte. Er hatte keine Wahl, er wollte um jeden Preis

eine Erklärung vermeiden, er nahm mit einem krampfhaften Griffe das Glas in die Hand.

Nun, Theophil! ſo langſam? rief der Freund; Henriette lebe!

Sie lebe! ſtammelte Theophil in Verzweiflung und that, als überhöre er den Namen. Er wollte ſich zwingen, an Marien zu denken.

Die Anderen hatten den Namen Henriette theils wirklich überhört, theils achteten ſie in der Weinhitze nicht darauf, oder wußten den Namen der ſchönen Frau nicht einmal. Sie ſtießen an; allgemeines Geklirr, allgemeiner Aufſtand. Theophil führte das Glas zum Munde. Seine Lippen ſenkten an den blutrothen Rebenſaft.

Da traf ſein rollendes Auge auf die dunkle Wand vor ſich, die bei der neuen Gruppirung der Anweſenden ihnen im Rücken frei geworden war, und indem Einer eines der beiden Lichter, das er hatte putzen wollen, mit unſicherer Hand auslöſchte und nun das andere vorſichtiger und langſamer von ſeiner Schnuppe befreite, ſah Theophil in der augenblicklichen halben Dunkelheit, die entſtand, ganz deutlich und beſtimmt in der Ecke die Geſtorbene ſitzen.

Ihre Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt, ihre Züge ſtarr und bleich, unendlich ernſt, wie einer Leiche. Doch ſchlug ſie das geſchloſſene Auge wieder auf und ſah mit den erloſchenen Sternen in ſeines, ſie rang die Hände, Verzweiflung im Tode war ihr Ausdruck.

Jeſus Chriſtus! Henriette! ſchrie Theophil mit einer Stimme, die die Anweſenden nie grauſiger gehört. Er hatte ſo lange noch den letzten Troſt gehabt, daß er ſich auf Henriettens Bild nicht beſinnen konnte, daß es ſeiner Erinnerung durchaus erloſchen ſchien. Jetzt lebte es vor ſeinen Augen auf, gebar es ſein Gewiſſen geſpenſtiſch wieder. Er

ſtürzte zerbrochen in ſich zuſammen und der rothe Wein, von dem er nur hatte nippen können, floß über ſeine Kleider. Die Umſtehenden fingen den Ohnmächtigen in ihren Armen auf. Aller Blicke folgten der Richtung, wohin er wie wahnſinnig geſtarrt hatte: ſie ſahen nichts.

Ein gewaltiger Aufſtand erfolgte, der Wirth erwachte über den Lärmen, die Seinigen kamen zur Stube herein, die ſich mit Lichtern füllte. Alles fragte, rief durch einander, Niemand wußte, was er denken ſollte: die Bekannten bemühten ſich um Theophil, endlich brachten ſie ihn wieder zu ſich. Er ſchlug die Augen auf; aber er war bewußtlos, ſo ſchwach, daß er weder reden noch ſich bewegen, geſchweige denn aufſtehen konnte. Man ſchaffte ihn in einer Sänfte nach ſeiner Wohnung, und Einer eilte voraus, ſeine Gattin vorzubereiten und den Zufall gegen ſie einem unbedeutenden Unwohlſein, dem Weine, Schuld zu geben. Banger Ahnungen voll, wie ſie war, mußte ſie desungeachtet wohl Schrecken genug über die Nachricht und den Anblick empfinden.

Die im Keller zurückgebliebenen Bekannten ſuchten ſich mit einander über den Vorfall zu verſtändigen, und brachten bald die äußeren wahrſcheinlichen Umſtände der Thatſachen und der Verwicklung heraus. Einige erriethen von dem inneren möglichen Zuſammenhange ein mehreres; ſchwiegen aber bedächtig ſtill, und überließen Theophil, wenn es nicht ganz rein in ſeiner Vergangenheit hergegangen, der Strafe ſeines Gewiſſens. Der Fremde reiſ'te am anderen Morgen ab. Er wollte Theophil, der ſich unterdeſſen wieder erholt hatte, noch ſprechen: die Aerzte ließen ihn aber nicht vor, und erklärten, er habe Schonung nöthig; beruhigten den Scheidenden jedoch mit der Zuſicherung,

daß der ſeltſame Zufall keine unmittelbaren Folgen nach ſich ziehen, oder gar eine Krankheit auf dem Wege ſein werde.

Von dieſem Tage an blieb Theophil in einem Zuſtande der Ermattung und Abſpannung, der trotz der liebevollſten Pflege Mariens ihn nur langſam wieder Kräfte gewinnen ließ. Sein Muth und ſeine moraliſche Kraft waren gebrochen, er konnte ſich nicht wieder in das Leben finden. Er erſehnte ſo oder ſo eine von dem Schickſal verhängte Aenderung oder Heilung, und war unfähig ſelbſt zu handeln, oder nur zu erdenken, wie es mit ihm enden könne.

Marie ahnete wohl ein tieferes Uebel, das ihr noch verborgen ſei, war aber zu ſchonend und einſichtig, um ihren geliebten Freund zu befragen. Sie wartete, daß er ſich von freien Stücken ihr anvertrauen werde, und zerſtreute derweil ihre innere Sorge um ihn möglichſt mit der äußeren, der ſie alle ihre Kräfte widmete.

Er fuhr und ging endlich wieder mit ihr aus, und ſie dachte nur daran, ihn zu zerſtreuen und zu erheitern. Da ward einſt eine neue hiſtoriſch-romantiſche Spektakeloper auf der Bühne gegeben. Marie beredete Theophil, wiewohl Beide der Art Bühnenſtücke nicht liebten, mit ihr hinein zu gehen, und er that es, trotz dem, daß ein entſchiedenes Unbehagen, wie wir bei gereizten Nerven empfinden, ihn davon abhalten wollte. Er ſchrieb es aber eben der Verſtimmung zu und ging. Als er Hut und Stock nahm, überkam ihn eine ungewöhnliche Rührung. Er ſah Marien noch geſchäftig hin und her gehen, und ihre Sachen, Shawl und Handſchuhe, zuſammenſuchen. Er dachte all der Liebe, Treue und Sorge, die ſie für ihn gehabt, und ſein Herz wollte ſich ihm vor Schmerz umwenden. Doch bezwang er ſich

und ſein Gefühl, als er zu bemerken glaubte, daß ſie, wie in Zerſtreuung oder Gedankenloſigkeit, zwecklos Kaſten auf und zu zog und ſchob.

»Was ſuchſt Du noch, Marie?« fragte er.

»Die Billets, Lieber,« antwortete ſie leiſe.

»Die Billets? Du denkſt nicht daran, die ſind ja nicht bei Deiner Wäſche, Du haſt ſie in der Hand. Komm, laß uns eilen.«

»Es iſt auch wahr,« verſetzte ſie, »ich Thörin weiß nicht was ich will. Wohlan!« und damit trat ſie zu ihm an die Thüre und ſah ihn freundlich an. Doch zitterte ſie an allen Gliedern, und er ſah eine Thräne heimlich aus ihrem Auge fallen. Marie, geliebtes Weib, was iſt Dir? fragte er erſchrocken, und es traten ihm ſelbſt Thränen in die Augen, indem er ihre Hände mit ſeinen faßte und ſich, theilnehmend fragend, zu ihr vorbeugte.

Sie war bewegt, ſie wollte ihre Hände zu ihrem Geſicht erheben und es verdecken. Da er ſie hielt, ſtürzte ſie ſich mit hervorbrechenden Thränen ſchluchzend an ſeine Bruſt. Außer ſich über dieſen plötzlichen Schmerz, deſſen Grund er nicht begriff und der doch nur der Widerhall der Worte war, die ſein eignes Herz zu ihm geſprochen, ließ er Hut und Stock fallen und ſchloß und drückte ſie in ſeine Arme. Er nannte ſie mit den zärtlichſten Namen, und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu beruhigen. Es gelang ihm, wie es ſchien. Sie faßte ſich, zuckte nur noch einigemal und zog ſich, ihre Augen trocknend, aus ſeiner Umſchlingung. Schon wollten ſie ſtillſchweigend gehen, da begegneten ſich noch einmal ihre Blicke. Das zündete wie ein Blitz. Laut weinend warf ſich Eines an die Bruſt des Andern. Mein Theophil, mein Alles! Marie, mein ſüßes Leben! waren die einzigen Worte, die ſie unter Küſſen und Liebkoſungen gegen einander aus-

tauſchten. Aber- und abermals riſſen ſie ſich inniger und feſter an ihre Herzen. Da ſchlug die Stubenuhr, die fünf Minuten zuvor ging, ſechs. Marie hörte es und kam zur Beſinnung und Beſorgniß, daß dieſe Aufregung ihn wieder krank machen könne. Sie grollte mit ſich wegen ihrer Schwäche und wand ſich ſanft aus ſeinen Armen. Sie ſahen ſich ſelig lächelnd an, wie in einem anderen Leben, drückten ſich die Hand und gingen.

Der erſte Akt der Oper wurde abgeſpielt, die beiden Gatten ſaßen neben einander und wußten nicht, was ſie hörten und ſahen, ſie ſahen nur eines das andere an und lächelten. Im zweiten Akte war großes Ballet und Feuerwerk. Ein raſender Lärm, den theils die thöricht entzückten Zuſchauer mit ihrem Beifall, theils die Teufels- und Todtenchöre erregten, die zwiſchen den Trommeln und Trompetengeſchmetter und ziſchendem Feuerregen durchtönten, betäubten Theophils Ohr. Der Pulver- und Schwefeldampf, der das Haus erfüllte, erſtickte beinahe Mariens zarte Bruſt. Sie wendete ſich unwillig ab.

Da drang das entſetzliche Gebrüll: Feuer! Feuer! durch das Getöſe. Es kam von der Bühne und wurde immer vielſtimmiger wiederholt. Die Muſik ſchwieg, aber man hörte es nicht, denn der Aufruhr, den das Gebrüll nun in dem überfüllten Hauſe hervorbrachte, kam dem Gedonner von zehn Gewittern gleich. Er läßt ſich nicht beſchreiben; er war grenzenlos. Er ſchwoll von bloßer Unruhe und Bewegung ſo reißend ſchnell zum tollſten Getümmel an, wie der fallende Schneeballen zur Lawine. Der Vorhang fiel, Feuer! Feuer! kreiſchten zuweilen nur noch einzelne Stimmen aus dem Meere von Verwirrung dahinter und davor. Dicke, erſtickende, ſtinkende, ſchmutzige Qualmwolken quollen vor, dazwiſchen leckten ſchon einzelne ſpitze Flammenzungen

lüſtern nach der gewiſſen Beute und dehnten und wanden ſich, ſie zu erreichen.

Alles drängte und quetſchte ſich den Ausgängen zu. Theophil erſchrak über die Gefahr, in der er ſich mit Marien befand, doch augenblicklich richtete ſeine nur von innen aus niedergedrückte Kraft ſich mächtig auf. Es galt ja, ſie zu ſchützen, ſie zu retten. Seine Loge war den Ausgängen fern, abgelegen, Marie hatte ſie abſichtlich erwählt, um durch eine gewiſſe Einſamkeit in der Menge ſeinem leidenden Zuſtande wohl zu thun. Theophil beſann ſich, was zu thun ſei. Für ſo groß als die Gefahr wirklich war, erkannte er ſie noch nicht. Die Flamme auf der Bühne wenigſtens ſchien wieder erſtickt. Er verſuchte mehrere Male, die nach außen ausgehende Thüre der Loge zu ſprengen: es war unmöglich. Die Maſſe der ſich auf dem Gange Vorbeidrängenden war zu groß und dicht. Da ſchlug indeß die Flamme, die durch die bedeutende Hülfe auf der Bühne wirklich ertödtet worden, mit verdreifachter Wuth vom Boden und aus den Dielen hervor und verbreitete ſich, da in den unteren Räumen ihre eigentliche Quelle zu ſein ſchien, mit ungeheurer Geſchwindigkeit in das Orcheſter und von dannen, die unteren Logenwände, die Dielen des Parterres entlang. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Theophil verſuchte wieder mit friſcher Kraft, die Thüre aufzuſchieben. Es gelang. Das Gedräng auf dem Gange war nicht mehr ſo groß, weil die Gallerie, von der es auf einer Seitentreppe herabgekommen, nach und nach leer geworden war. Er nahm Marien an den Arm und eilte, ſo gut es ſich thun ließ, der Treppe zu. Er hatte deren zwei hinabzuſteigen. Marie war ſprachlos vor Angſt und Schrecken. Sie lebte ſchon ſeit mehreren Monaten der Hoffnung, ihre Ehe bald mit einem Kinde geſegnet zu ſehen, und Theophil war alſo ihrer Kräfte und Ge-

ſundheit wegen deſto bedenklicher und beſorgter. Die Gluth, der Dampf, ward faſt unerträglich. Marie konnte die Augen nicht mehr aufthun; Theophil hatte ſie zwar offen, war aber faſt blind. Kaum ließ ſich noch athmen. Dennoch erreichte er die erſte Treppe glücklich und war ſchon die Hälfte herab, als das Gewühl auf einmal wieder ärger, übermäßiger ward als es geweſen. Ein Schub Menſchen, die zu einer Nebenthüre hinausgewollt, hatte auf ſeinem Wege unüberſteigliche Hinderniſſe vorgefunden und kehrte um. Sie ſchloſſen ſich dem großen Zuge an, und drangen mit um ſo erbitterterer Heftigkeit darein, als ſie die verſäumte Zeit wieder einzubringen hatten. Jetzt ward es lebensgefährlich; und zum Uebermaße des Unglücks ſchlugen die Flammen nun von allen Seiten in die Treppe aus.

Marien verließen die Kräfte, ſie war nahe daran, ohnmächtig zu werden und rief ihrem Gatten mit ſchwacher Stimme zu, ſie könne nicht weiter. In einem plötzlichen Zurückdrängen von vorn und hinterem Vordrängen, das eine Art Wirbel erzeugte, ward ihm ihr Arm entriſſen, indem ihn die Woge wider ſeinen Willen eine Stufe hinunter hob. Er ſtand auf der letzten Stufe der erſten Treppe und ſah den noch wilderen Knäul auf der Flur zur zweiten vor ſich. Er wollte ein neues Mittel anwenden, Marien vor dem Zerdrücken zu retten und ſie auf ſeinem Rücken hinabtragen, was zugleich die beſte Auskunft war, ſie wieder mit ihm zu vereinigen. Er rief ihr zu, ſie möchte ihm die Arme um den Hals ſchlagen und ſich von ihm weiter ziehen oder tragen laſſen, und hörte ihre antwortende Stimme, indem ihre Arme ſich ihm um den Hals ſchlangen und hinter ihm viele Menſchen zugleich aufſchrien. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er die theuerſte Laſt, die die Welt für ihn hatte, auf ſeinen Schultern fühlte. Er trug ſie mit dem höchſten

Aufgebot von Kraft und Beſonnenheit, und war in der Seele froh, daß ſie ihm dieſes Rettungsmittel eingegeben, weil auf der zweiten Treppe, ſo verzweifelt ging es da zu, die Geliebte gewiß an ſeiner Seite erdrückt worden wäre. Wände wankten und ſtürzten ein, Balken krachten, Bretter ſplitterten, Erſtickte, Erſchlagene und Zertretene brüllten und kreiſchten in unterirdiſchen Tönen. Die Flammen kniſterten oder heulten, je nachdem ſie Zug hatten, oder in Rauch gedämpft wurden. Dazwiſchen das Geſchrei der Rettenden und Geretteten von außen, Sturmgeläute, Feuerlärm. — —

Endlich war Theophil unten, endlich kam er mit einem wahren Todeskampfe zur äußerſten Thür hinaus. So wie er die friſche Luft um ſich fühlte, erſchrak er faſt vor der Freude der Rettung, die ihm zu groß bedäuchte. Er erlag ihr aber nun auch körperlich; er konnte nicht weiter. Auf der erſten Spritze ſetzte er die Gerettete nieder. Sie war ſo ſtill, er glaubte Marien ohnmächtig. Er drehte ſich nach ihr um. Es war hell genug, daß er ihr Antlitz erkennen konnte. —

O Gott! zum Glück giebt es nicht viele ſolcher Momente in vieler Menſchen Leben, als er deren einen jetzt zu überſtehen hatte. Die Gerettete war nicht Marie: ſie war ein altes, ſcheußliches, ihm wild fremdes Weib, das ſich in dem Augenblicke, als Marie oben auf der Treppe ohnmächtig unter die Fußtritte der Menge geſunken war, krampfhaft an ihn feſtgeklammert hatte. Marie . . . . ! — die Alte wollte ihm ihre Rettung danken, hatte ſie nun, oder hatte ſie nicht ſeinen Ruf an eine Andere gehört und gemißbraucht — er ſchlug ihr ins Geſicht — Marie . . . . !

Ein von der Feuersbrunſt des Daches weitherab geſchleuderter Ziegel, der ihn auf den Kopf traf, und beſinnungslos, verwundet, blutend zu Boden warf, errettete ihn entweder

von dem Wahnſinne, dieſen Gedanken auszudenken, oder von dem Tode in den Flammen, wohinein ihn die unbändige Wuth, die ihn ergriffen, ganz gewiß wieder getrieben haben würde. —

Der Brand des Schauſpielhauſes hatte vielen Menſchen das Leben gekoſtet, deren Leichen nicht einmal unter den Trümmern gefunden wurden: und eines von dieſen beklagenswerthen Opfern war denn auch Theophils Gattin geweſen. Er ſelbſt war nach ſeiner Wohnung geſchafft worden, da einige Menſchen in der Nähe ihn gekannt hatten, und lag viele Wochen krank darnieder. Er genas von ſeiner Wunde im Kopfe nur, um die unheilbare Wunde im Herzen nachzufühlen. Und der einzige Troſt in ſeiner Verzweiflung war nunmehr, daß er doch auf den Tod hoffen konnte, weil das Leben nichts mehr für ihn hatte, was ihm lieb war, daß ihm ſein Gewiſſen wieder Ruhe ließ, weil er nicht mehr eigentlich ſelbſt lebte, daß er ſich im Tode auf die Wiedervereinigung mit ihr freuen durfte, anſtatt daß er vor ihrem Tode des Lebens ſatt geweſen, ohne dieſen lichten Punkt in ſeiner Fortdauer nach ihm zu erblicken.

Er konnte fortan ſeinen Geſchäften nicht mehr vorſtehen. Ein Commis betrieb ſie in ſeinem Namen, wiewohl ſo unglücklich, daß er zuletzt ſelbſt einſah, es könne ſo nicht fortgehen. Einige Freunde, denen er ſeine Angelegenheiten anvertraute, liquidirten für ihn und retteten noch einen Theil ſeines Vermögens, mit dem er ſich in ſeine alte Heimath zurückzog. Den Aufenthalt in jenem Dorfe, in deſſen Nähe er ſeinen Tod fand, legte er ſich als eine Art freiwilliger Buße auf, um ſich dort durch ſeine Erinnerungen unabläſſiger und ſchärfer zu quälen und deſtomehr zum Eingange in jenes Leben zu reinigen.

Drei Gedanken, drei Vorſtellungen beſchäftigten ihn jetzt

unabläſſig, indem das eine dem andern folgte: die Alte, Henriette, Marie; und erfüllten ihn abwechſelnd mit Zorn, Reue oder Sehnſucht, welche Empfindungen ihn dann ſtufenweiſe aus der Hölle, auf die Erde und in den Himmel emporhoben. Neben der Aehnlichkeit, die er zwiſchen Henrietten und Marien entdeckt zu haben meinte, wollte er ſonderbarerweiſe aber auch noch eine dritte auffinden: es kam ihm vor, als ob die unheimliche Alte beiden gliche.

Daß dieſe Aehnlichkeit keine zufällige oder eingebildete ſei, ſollte er noch vor ſeinem Tode erfahren; er ſollte erfahren, daß Marie Henriettens Halbſchweſter und die Alte Beider Mutter ſei.

Wie es ſich damit verhalten hatte, können wir mit wenigen Worten auseinanderſetzen.

Nachdem Henriettens Mutter, deren Geſchichte wir oben mitgetheilt, von ihrem Gatten öffentlich entehrt und verſtoßen worden war, ward ſie recht gefliſſentlich ſchlecht und gemein und ſank in der großen Stadt, wohin ſie ſich gewendet hatte, von Stufe zu Stufe, in immer tieferes, geiſtiges und leibliches Elend.

Da ſie mit dem jungen Edelmanne, dem Vater ihrer zweiten Tochter, der ihr einen Jahrgehalt für dieſelbe auszahlen ließ, in Verbindung geblieben war, ſo erfuhr er glücklicherweiſe bei Zeiten, was es mit ihr für eine Wendung nahm. Er entfernte darum, aus menſchlichem Gefühl und Mitleiden, das arme Kind, das ſie bereitwillig hergab, von ihr und ließ ihr zum Danke dafür das Jahrgeld, das ſie ſeither für Marien empfangen, für ihre eigene Perſon, obwohl unter der ausdrücklichen Bedingung fortzahlen, daß ſie niemals Anſprüche irgend einer Art an das Mädchen mache und ihr niemals nachfrage oder von ſich Nachricht gebe. Sie betheuerte, dies alles zu thun und zu halten, und Marie ward

den mütterlichen, bürgerlichen Verwandten ihres Vaters zur Erziehung übergeben, die ſie denn auch bis in ihr erwachſenes Alter bei ſich behielten und, mit ihrer Herkunft unbekannt, an Theophil verheiratheten. Kurz zuvor, ehe dies geſchah, war ihr Vater frühzeitig geſtorben. Ihre Mutter, die ſie ſo wie ihren Vater längſt todt glaubte, erfuhr durch das Ausbleiben ihres Jahrgehaltes das Geſchehene, und in der Erbitterung, daß der Verſchiedene ſie zu bedenken vergeſſen hatte, hielt ſie ſich nun auch ihrer ihm ertheilten Zuſage für entbunden und ſtellte alle möglichen Nachforſchungen über das Schickſal ihrer Tochter an, damit ſie dieſe um Hülfe anſpräche. Anfänglich waren ihre Verſuche fruchtlos, endlich erfuhr ſie jedoch, wo Marie ſei, und reiſte zu ihr. Sie kam an dem Tage an, als das Schauſpielhaus abbrannte, und ward, was ſie Tages darauf erfuhr, die unſchuldige Urſache des Todes ihrer Tochter. Jedoch änderte ſie dieſer Schlag des Schickſals nicht. Sie konnte die Geſinnungen ermeſſen, die ihr Schwiegerſohn nach ſeiner Geneſung für ſie hegen werde und durfte um ſo weniger hoffen, ihre Umſtände durch ihn zu verbeſſern, da er ihr wohl nicht einmal glaubte, wenn ſie ſich ihm als Mutter ſeiner verlorenen Gattin vorſtellte, von der ſie wußte, daß ihr Vater ihr von ihrem Leben nicht ein Wort verrathen habe.

Sie beſchloß alſo, lieber ihre älteſte Tochter um Unterſtützung anzugehen, und ſchrieb deshalb nach ihrer ehemaligen Heimath. Man that ihr den Ort zu wiſſen, wohin ſich Henriette gewendet hatte; weiter wußte man von ihr nichts. Die Alte reiſte dahin und vernahm Heriettens Verheirathung und Tod. Und wie hätte ſie nicht ſollen ſelbſt betroffen werden, als ſie ſo auch die Kunde erlangte, daß Theophil wohl unwiſſentlich der Gatte ihrer beiden Töchter geweſen war! Sie wollte nunmehr der Welt völlig abſcheiden; und indem

ſie hin und her überlegte, wie ſie ſich vor Mangel in ihrem Alter ſchützen könne, fiel ihr bei, daß in dem nahen Gebirge ein armer Verwandter von ihr, ein Müller lebe, den ſie in den Tagen ihres Glückes wiederholt verläugnet hatte.

Sie wanderte in die Gegend und erkundſchaftete ihn, und er nahm ſie aus Barmherzigkeit bei ſich auf. Hier lebte ſie, ihrem Willen getreu, nun freilich in der Einſamkeit und beſorgte allerlei Feldarbeiten. Allein ſie brachte ihren chriſtlich denkenden Vetter um weit mehr als ſie verdiente. Sie ergab ſich dem Trunke, trieb ſich, halb berauſcht, an den wildeſten Orten umher und betrog wohl auch die armen Landleute um ihr Geld, indem ſie allerhand geheime Künſte ausübte, die ſie zuletzt in den Verruf brachten, eine Hexe zu ſein, als welche Jedermann ſie floh. Die Gegend um den Teufelsſtein war ihr immer der liebſte und angenehmſte Aufenthalt, und ſie brachte da oft halbe Tage zu, bis ſie einesmals ein Gewitter auf der Klippe überraſchte. Sie verkroch ſich derweil halb unter dem Steine, und fand den Zettel, auf dem Theophil den Teufel zu Hülfe rief und der durch die Spalte, wohinein er ihn geworfen, zu Boden gefallen war. Sie las und errieth den Zuſammenhang, da ſie die Sage kannte, und dachte nun gleich daran, von dem Umſtand zu ſeiner Zeit Nutzen zu ziehen. Kurz darauf hörte ſie zu ihrer Genugthuung, daß Theophil wieder in der Gegend angekommen ſei; und ſie hatte ſich bereits vorgeſetzt, in den nächſten Tagen zu ihm zu gehen und ihr Heil zu verſuchen, als der Zufall ihn mit ihr zuſammenführte.

Sie erblickte ihn plötzlich auf jener Anhöhe und machte vor Ueberraſchung die Geberde, die Theophil gereizt hatte. Zumeiſt trieb ſie dann aber wohl die Furcht, ſo einſam mit ihm zu ſein, von dannen. In der Unentſchloſſenheit, was ſie thun ſolle, kam ſie zum Teufelsſteine, und da es ihr ge-

ſchienen hatte, Theophil habe ſie erkannt und folge ihr, ſo meinte ſie hier mit deſto ſichererem Erfolge ihre Anklage vorbringen zu können. Sie hatte ſich nicht getäuſcht; er kam und gab ihr Gelegenheit, ihren Vorſatz auszuführen. Sie entdeckte ſich und ihre Geheimniſſe ihm, und ſein Entſetzen machte ſeinen Zorn, den er gegen ſie auslaſſen wollen, nur ſtummer und energiſcher, ja ſteigerte ihn zu einer Art Raſerei gegen das Verhängniß. Sie verkannte ſein Schweigen und hielt den Augenblick für günſtig, mit ihrer Forderung herauszurücken: er ſolle durch Ausſetzung eines Jahrgeldes für ihren Unterhalt ſorgen. Allein wie fand ſie ſich enttauſcht, als er ihr zur Antwort ſeinen ganzen Abſcheu zu erkennen gab! Ihre Erbitterung verleitete ſie zu der Drohung, ihn kriminell zu belangen, und, unklug genug, ihm den Zettel vor Augen zu halten, dem er das lichtſcheue Geheimniß ſeiner ehemaligen Geſinnungen anvertraut; und dies hatte dann zur Folge, daß das bis an den Rand volle Maaß ſeines Zornes überfloß und die Gährung, die ſich alſo in beider Innern erzeugte, die Gefäße ihres Lebens ſprengte.

Hiermit wäre nun aber auch dieſe trübſelige Geſchichte an und für ſich zu Ende und nur noch eine Aeußerung Theophils, die er kurz vor ſeinem Tode gethan, nebſt den erklärenden Umſtänden mitzutheilen.

Auf ſeiner letzten Heimreiſe nach ſeinem Vaterlande begegnete ihm nehmlich in einer Fabrikſtadt des Gebirges ein alter Bekannter und ſchlug ihm vor, die Merkwürdigkeiten derſelben mit ihm in Augenſchein zu nehmen. Theophil wollte ſeine ſchwermüthige Stimmung, die ihn abhielt, an irgend etwas Vergnügen zu finden, dem Fremden nicht preisgeben und willigte ein, und ſo beſahen ſie unter Anderem auch eine alterthümliche Kapelle auf einem Berge, die nicht mehr zu gottesdienſtlichen Zwecken gebraucht wurde.

In der Kapelle ſtand ein Bildwerk, das vor Jahrhunderten ein todeswürdiger Verbrecher in ſeinem Kerker und mit nur höchſt unzulänglichen Werkzeugen aus einem Eichenſtamme von bedeutendem Umfange geſchnitten haben ſollte. Es ſtellte den Heiland dar, wie er, an Händen und Füßen gebunden, an einem Baumſtamme ſtand, und ein Kriegsknecht hinter ihm die Bande feſter ſchnürte, derweil rechts und links zwei andere ihn mit erhobenen Armen geißelten. Der eine hielt ihn bei den Haaren gefaßt, der andere trat ihm mit dem Fuße in das Kniegelenk. Ein vierter Kriegsknecht kniete vor ihm und flocht die Dornenkrone.

Die lebensgroßen, bunt angeſtrichenen Figuren durften natürlich keinen Anſpruch an Kunſtwerth machen, und waren in ihrer Ausführung ſo mangelhaft, daß ſie gewiß nur in Hinſicht auf die ungeheure Mühe und Arbeit Erwähnung verdienten, die unter den gegebenen Umſtänden ein Einzelner daran gewendet haben mußte. Allein der wahre ungemeine Werth des Werkes war ganz anderswo zu ſuchen und beruhte in dem Ausdrucke namenloſen Schmerzes, der das gen Himmel gerichtete Antlitz des Erlöſers verklärte. Dieſer Ausdruck riß zu unwiderſtehlicher Bewunderung und Andacht, ja zu Anbetung hin, und offenbarte die reinſte, gläubigſte Gottbegeiſterung des Sünders, zu der ihn Reue und Zerknirſchung entzündet hatten.

Dies iſt die wahre Buße! rief man vor dem Werke aus und fühlte die Geburt des neuen Menſchen wie in Verzückung mit. Theophil weinte lange heiß und bitter davor, indem er an der Seite des in Verwunderung ſprachloſen zweiten Zuſchauers auch ſeinerſeits dieſem Eindrucke unterlag, und ging alsdann, ſobald er ſich wieder hatte faſſen können, mit den unverſtandenen Worten von dannen:

»Ja, ſo büßen zu können, führt zur Heilung und Heili-

gung. Das aber iſt der Fluch der Alltäglichkeit, daß ſie den Menſchen zu der Sünde wohl, jedoch bei weitem nicht genug zu der Sühne Kraft verleiht, nach der ein ganzes Leben lang Tauſende vergebens ringen, um nur den einen verzweifelten Gewinn des Todes davon zu tragen!«

II.

Sehen iſt nicht Glauben.

Eine Geſpenſtergeſchichte, nach Colley Grattan.

Die ſchwere Zunge der Glocke der Kathedrale hatte gerade die neunte Stunde ausgetönt, als ich von der Straße von Rochefort her in den Theil der Stadt La Rochelle eintrat, der zunächſt an das Meer grenzt. Es war ſpät im November und weder Mond noch Sterne leuchteten meiner Wanderung. Ein ſtarker Weſtwind, der vom Ocean herüber blies, rauſchte, mit der Stimme der Fluth vereint, die an den gewaltigen, ſchützenden Hafendamm anſchlug, durch die Stadt, und warf die großen Laternen hin und wieder, die in weiten Zwiſchenräumen quer über den Straßen hingen. Die Lichter flackerten dabei trübſelig und die Angeln knarrten und quiekten. Es trug Alles dazu bei, das niederſchlagende Bild einer kleinen Stadt bei Abend in ſchlimmſter Jahreszeit zu vervollſtändigen. Die Ladenthüren waren ſchon verſchloſſen, und nur hier und da ließ noch eine ſpärliche Lampe oder ein Talglicht einen halben Blick auf die kargen Waarenvorräthe innerhalb thun. Ein paar Karren wurden von Pferden, die dabei zu ſchlafen ſchienen, ſchwerfällig über das Pflaſter gezogen; und vereinzelte alte

sich oder ihr Abendbrot nach Hause. Ein und der andere Pudel schnoberte die schmutzigen Straßen entlang nach einem genießbaren Abgange, und inmitten der einen, vor einem einsamen Hause, in dem die wenigen erhellten Fenster keine Geselligkeit verriethen, kratzte ein armer kleiner Savoyardenjunge jämmerliche Mißtöne aus seiner Geige hervor.

Ich hatte noch niemals einen so geistertödtenden Eindruck von außen empfangen. Eine völlig verödete Stadt würde mir minder unheimlich gewesen sein. Sogar die Moräste, durch die ich bis zu Sonnenuntergang gestrichen, waren nicht so trostlos, denn da hatte doch die Einbildungskraft noch vollen Spielraum, dieweil hier die Thätigkeit aller Sinne stagnirte. Waldmann, der den ganzen Tag über lustig gejagt und gesprungen, schlich dicht hinter meinen Rockschößen drein, sobald wir diesen unwirthlichen Ort erreicht hatten, und wir trollten drum so lange in dumpfer, schweigsamer Kameradschaft selbander einher, bis mich, da ich in der Stadt so gut wie völlig fremd war, der pure Zufall zu dem Kai führte, und ich da beim Anblicke des ersten leidlich anständigen Gasthofes keine weitere Zeit mit der Wahl meiner Nachtherberge verlieren mochte. Das Aeußere des Hauses war zwar nicht gerade einladend, und es schien ziemlich unbesucht, und in seiner Art etwa zweiten oder dritten Ranges zu sein; allein ich war zu müde, und zu dem geräuschvolleren Wesen solcher Häuser, in die Diligencen und andere öffentliche Fuhrwerke ihren Inhalt ausleeren, nicht aufgelegt. Ein gutes Bett und eine ungestörte Nachtruhe sagten meinen Wünschen mehr als eine neue Jagd nach Abenteuern oder Charakterstudien zu; und ich trat also in die Küche ein, die den Ausgang nach dem Thorwege und die Fenster nach dem Kai zu hatte.

In dem Raume war eine überaus drückende, unbehag-

liche Luft, und er wurde von einem einzigen hohen, trüben Lichte erhellt, das in einem Winkel auf einem Tische stand. Ein elendes Feuer brannte auf dem gewaltigen Herde, und ein altes dickes Weib von etwa sechszig Jahren saß und nickte daran auf der einen Seite; derweil auf der andern ein um ein volles Drittheil älterer, abgezehrter, krank aussehender Mann fest eingeschlafen und auf seinem Stuhle fast bis in die schlecht genug brennenden Reisbündel niedergebeugt war, die ihren schwachen Schimmer auf seine weiß wollene Nachtmütze und sein runzlichtes Gesicht warfen.

Ich blieb eine Weile zögernd an der Thüre stehen, und hörte das Picken der Wanduhr, zweifelhaft, ob ich nicht die stille Wohnung eines verlassenen alten Ehepaars für eine öffentliche Herberge genommen hätte. Aber indem ich aufmerksamer in dem Zimmer umherforschte, nahm ich noch einen auf einer Bank ausgestreckten Mann wahr, der gleichfalls dabei zu sein schien zu schlafen; sobald er sich in dessen meiner Unschlüssigkeit versehen hatte, mattherzig zu mir sagte: Nur immer herein, mein guter Herr, nur unbesorgt.

Auf diese Einladung schritt ich auch allerdings vorwärts und nahm von einem Armstuhle vor dem Feuer Besitz. Der Mann, der mich angeredet, erhob sich und trat gähnend näher.

»Kann ich ein Bett hier zur Nacht haben, mein Freund?« fragte ich.

»Sie müssen fremd in La Rochelle sein, daß Sie so fragen,« versetzte er, »Sie können sieben von den besten haben, wenn Sie sie brauchen.«

»Wie? Was? ist denn Euer Haus ganz leer?«

»Sie und die Hausleute ausgenommen, will ich hoffen, ja.

Es lag eine gewisse hingeworfene Bedeutsamkeit in die-

ſer Antwort, die mir damals nicht auffiel, und ich bemerkte dem Manne, daß Alles, was ich in dem Hauſe ſehe, den Anſchein großer Schläfrigkeit habe.

»Das iſt auch kein Wunder,« meinte er; »es iſt ja nun die dritte Nachtwache, und noch hat ſich nichts ſehen laſſen.«

Die letzten Worte wurden von einem ſchläfrigen Lächeln begleitet, und ich bezog ſie auf die Ankunft der Schmuggler-boote, die in die Häfen der Weſtküſte von Frankreich beſtändig einlaufen, und deren Mannſchaft das Haus gerade recht ſein mochte.

Mein gegenwärtiger Geſellſchafter hatte übrigens etwas Seemänniſches, halb Aufwärter- halb Herrnartiges an ſich, und konnte wohl der Sohn der alten Leute am Feuerherde ſein. Er war mittleren Alters, zwiſchen vierzig und fünfundvierzig Jahren und ein wenig ungeſchickt oder ſchwerhändig, wie wenn gewohnter Seile zu ziehen als Teller abzuwaſchen; jedoch ſchickte er ſich in einem kleinen Gemache hinter der Küche munter genug an, mein Abendeſſen zu beſorgen, das ich ihn bat, mir unverzüglich zukommen zu laſſen.

Das Klappern mit dem Geſchirr, deſſen er dazu bedurfte, erweckte die alte Frau aus ihrem Schlummer, und ſie riß, mit einer offenbaren Miſchung von Erſtaunen und Vergnügen, einen Gaſt im Begriffe ſtehen zu ſehen, in ihrem Hauſe zu Abend zu eſſen, die Augen auf. Sie ſprang empor und geſchäftig umher, und entſchuldigte ſich gegen mich mit hundert höflichen Redensarten, daß ich ſie ſo eingenickt betroffen, ja, ihre Genugthuung verzehnfältigte ſich, als ſie aus einigen Worten, die ihr der Mann zuflüſterte, vernahm, ich habe bereits ein Nachtlager beſtellt.

Fortan ging das Getummel nun erſt recht los. Bratpfannen, Bettwärmer, Teller, Schüſſeln, Laken, Kiſſen, nahmen

eines auf einmal, oder alle mit einander die Aufmerkſamkeit meiner Wirthin in Anſpruch. Und es war nicht leicht zu errathen, in welcher Ordnung ſich ihre Gedanken an einander reihten, oder ob und wenn gerade eſſen oder ſchlafen, der Speiſetiſch oder die Schlafkammer drinnen vorwalteten. Inmitten des Getöſes, das nicht hätte ärger ſein können, wären ihr ein Dutzend Gäſte plötzlich über den Hals gekommen, behauptete jedoch der veraltete Hausherr ungeſtört ſeinen Winkel; und kam nur noch eine kleine rundliche Frau, die Ehegattin des Mannes, der ſich meiner angenommen hatte, dazu, die auf ein Haar nach dem nemlichen Modelle wie ihre Gebieterin gegoſſen ſchien, auf deren derben Wangen der Lauf der Zeit aber erſt kaum bemerkliche Spuren zu hinterlaſſen begann, indem ſie ſich die blinzelnden Augen rieb und Haube und Halstuch zurechtſchob, gleich als wäre ſie wie die Anderen in einer unerquicklichen Ruhe, die ſie ſich abſtehlen wollen, unterbrochen worden.

Wie ſie bei ihrem Eintritte auf die beiden Geſchäftigen ſtieß, ſtaunte ſie, als ob ſie Wunder träumte: und ihre Verwunderung ward noch erſichtlicher, als ſie erfuhr, daß ich bei ihnen übernachten wolle. Um den Anderen nicht in Thätigkeit nachzuſtehen, ergriff ſie den Blaſebalg und begann die Aeſte der jungen Bäume anzufachen, die faſt ihrer natürlichen Länge nach quer über den Herd lagen.

Nun ſcheint bei ſolchen Gelegenheiten eine anſteckende Neigung allenthalben ſtattzufinden, einander den Blaſebalg aus der Hand zu nehmen und in der Beſchäftigung abzulöſen. Und das junge Weib hatte ihn richtig nicht ſobald an das Feuer gebracht, als ihr Ehemann einen ſehnſüchtigen Blick darauf ſchoß, und zu gleicher Zeit ſeine Hand voll Meſſer, Gabeln und Löffel auf den Tiſch warf, um ſie gefällig abzulöſen.

»Warte, warte, Schatz,« rief er, »laß mich Dir die Mühe ſparen. Gieb Du dem Hunde des Herrn immer zu freſſen; wir wollen bald ein luſtiges Feuer knattern hören.« Und er fachte darauf los.

Sie räumte ihm nur ungern ihren Platz ein. Aber er hatte ſeine Operationen kaum begonnen, ſo machte ſich ſeine Herrin raſch von dem großen Schranke mit Leinenzeug herbei, in dem ſie wirthſchaftete, ſtellte ſich hinter den ſelbſt zufriedenen Feurer und wand ihm das Inſtrument aus den Händen, deſſen Klang ſie gelockt hatte.

»So, ſo, nun wird's werden,« ſprach die Wirthin, »decke Du den Tiſch, derweil Deine Frau das Bettzeug lüftet, und laß mich mit den ſtörrigen Wellen fertig werden. Ich will ſie ſchon zum Brennen bringen.« Und ſie ging ans Werk. Doch unterbrach dies eben ſo ſchnell wieder eine eingeſchrumpfte Hand, die, matt aus dem Kaminwinkel vorgeſtreckt, in der Richtung, woher das Geblaſe kam, taſtete, und ſagte eine zitternde Stimme: »Laß, laß, das iſt meine Sache, ich habe ſonſt nichts zu thun, Schatz; ich kann den feuchteſten Klotz in die Lohe bringen.

Und wie augenſcheinlich auch verdroſſen, gab doch die gutmeinende Alte dem Verlangen ihres greiſen Ehegeſpon-ſtes nach, und legte in ſeine unſichere Hand das Mittel, die populäre Melodie anzuſtimmen.

In der Zwiſchenzeit, daß dieſe abwechſelnden Bemühungen die zuvor ſo lange dampfenden und ſprudelnden Bündel in die helle Gluth gebracht, hatte Waldmann, unter der Vorſorge der jüngeren Wirthin, eine treffliche Mahlzeit gehalten, und war die meinige faſt bereit, angerichtet zu werden.

Der vom Herde ausgehende Glanz tauchte alle Dinge umher in hohe Röthe; und obwohl der alte Mann offenbar feuer-

feſt war, ſchienen ſeine Backen doch mit aufzubrennen. Die Wirthin ſah noch röther als ſonſt aus, und ihre Beiſtänder waren durch ihre Anſtrengungen beim Kochen erhitzt worden. Bis auf die geringſten Ausſchmückungen der Küche war Alles durch die beſeelende Flamme zum Leben erwärmt, und die verſchiedenen Geſchirre von Meſſing und Kupfer fingen in ihren dunkeln Winkeln ordentlich an zu tanzen und in Bewegung zu kommen, wenn der leuchtende Schein glitzernd und flackernd auf ſie fiel und einen augenblicklichen Wechſel von Licht und Schatten hervorbrachte.

Eine alte Stubuhr von ungeheurem Umfange, die ich vorhin gehört, ſtand in vollſtem Glanze; der durch ein eirundes Glasfenſter ſichtbare Pendel ſchwebte feierlich hin und her, und über dem trüben Zifferblatte war eine plumpe weiße Sonne angebracht, deren fürchterliche Scheibe vielmehr wie ein Todtenkopf in das Zimmer grinſte. Das nußbaumene Hausgeräth war alt, aber wohl erhalten. Es herrſchte danächſt allenthalben eine gewiſſe ſtrenge Ordnung vor, die in einem Gaſthauſe ungewöhnlich, und darum unbequem war, und der gänzliche Mangel alles Ueberflüſſigen oder Unterhaltenden, denn es ſaß nicht einmal ein Kätzchen neben dem Kamine, oder ein Papagei darauf, bewirkte, daß die Unähnlichkeit dieſes Hauſes mit anderen ſeines Gleichen vollends in die Augen ſprang.

Des guten Feuers ungeachtet fröſtelte mich, und das gute Eſſen und Trinken labte mich doch nicht. Man hatte mir das kleine Tiſchchen aus der Nebenſtube in die Küche gebracht, und ich that mein Möglichſtes, geſellig zu ſein. Allein meine Beſtrebungen wurden von nichts Aeußerem unterſtützt. Der Ort war öde und einſam, Waldmann lag und ſchnarchte, und nachdem ich meine Flaſche Bordeaux und mein Gläschen hundertjährigen Cognac geleert hatte,

waren meine Augen und die der dickköpfigen Sonne die einzigen, die nicht feſt zugefallen.

Entſchloſſen alſo, den ſchweren Bann, der mich gefangen hielt, zu brechen, weckte ich den Aufwärter und bat ſeine Frau, meine Schlafſtätte zurecht zu machen. Sie erſchrak über die Anrede, ſah einen Augenblick ungläubig aus, beſann ſich aber und ſchickte ſich an, Bettwäſche, Wärmpfanne und ſo weiter hinaufzutragen. Nur kehrte ſie halben Weges auf der Treppe wieder um, die nach dem Innern des Hauſes führte, und fragte todtenblaß ihren Mann, ob er nicht mitkäme?

»Pah, pah!« entgegnete er, mit demſelben Lächeln wie vorhin, »kannſt Du nicht allein hinaufgehen?«

»Allein!« wiederholte ſie entſetzt. »Komm, lieber Mann, um des Himmelswillen, ich vergehe vor Angſt.«

»Nun gut, gut, hier bin ich, Frauchen,« ſagte er beruhigend und begleitete ſie treppauf mit einem Bündel Holz unter dem Arme.

Noch ehe aber das Abendeſſen fertig war, muß hier geſagt werden, hatten Wirthin, Magd und Knecht ein langes und breites Geſpräch mit einander gehabt, das, wie ich unter dem Geraſſel der Schüſſeln der öfteren Erwähnung eines grünen Zimmers entnahm, und wie ſich dann allerdings auswies, auf das mir beſtimmte Schlafgemach Bezug hatte.

Nach einer kleinen Weile, da ich faſt nicht mehr aufdauern konnte, brach ich auch ſelbſt auf und folgte den Leuten; und wiewohl ich ſo leiſe als möglich mich bewegte, und nur Waldmanns weiche Fußtritte hinter mir drein gingen, erweckte ich dennoch die alte Wirthin, die zum Zweitenmale die Augen weit aufriß, als ſie ſah, wohin ich wollte.

»Gute Nacht, lieber Herr,« ſagte ſie, »Gott behüte und bewahre Sie,« mit einem Nachdrucke, wie man es etwa zu

Jemand ſagen würde, der eine gefährliche Seereiſe anträte, und fügte in hausfräulicherem Tone, ihre Leute oder Kinder rufend, hinzu: »Kommt, Kinder, leuchtet dem Herrn nach ſeinem Zimmer, nach dem grünen Zimmer, hört Ihr, vor. Gute Nacht, mein Herr, der Himmel ſei mit Ihnen.«

»Amen!« ließ die ſchwache Stimme des achtzigjährigen Greiſes am Kamine ſich vernehmen, und ich empfand darob ein unwillkürliches kaltes Grauſen, als ob der erſterbende Laut auf übernatürliche Art mich durchſchnitte. Indeſſen bin ich für ſolche Eindrücke durchaus nicht empfänglich, ſo daß auch dieſer keine lange Weile in mir wieder hielt; und nachdem mir alſo von Aufwärter und Magd die Treppe hinauf geleuchtet worden war, nahte ich ſchlaftrunken und abgemattet dem grünen Zimmer, und achtete auf das zweideutige Weſen der Leute ſo wenig, wie darauf, daß mir die Wirthin noch im Fortgehen auf meine halb ſcherzhafte Aufforderung, mich zu begleiten, mit Schaudern erwiederte: »Ich, Herr, o, nein, nein, nicht für die ganze Welt! —«

So lange es Gaſthöfe auf Erden giebt, konnte gewiß nichts Unbehaglicheres in ihrer einem je beſtanden haben, als das Zimmer, das man mir gegenwärtig überließ.

Es war geräumig und ſchlecht eingerichtet; ſeine getäfelten Wände ſtanden in ſchreckhaftem Einklange mit dem recht eigentlichen Dunſtkreiſe, den es enthielt. Die Flamme des Lichtes ſchien im Kampfe mit einem bedrückenden, düſtern Nebel zu liegen, und noch dickere Dämpfe quollen aus dem feuchten Reisholze, wenn meine beiden Aufwärter den durchlöcherten, ſchwer athmenden Blaſebalg daran in Bewegung ſetzten. Die Bettvorhänge waren von grünem, altmodiſchem, verſchoſſenem Zeuge, deſſen Grundfarbe allein errathen ließ,

wie das Zimmer zu dem Namen gekommen, den es führte; ſein anderweitiger Inhalt hatte durchweg die unbeſtimmte Färbung, die man im Allgemeinen mit dem Namen ſchmutzig zu bezeichnen pflegt. Die Menge von Niſchen, Simſen, Wandſchränken und Verſchlägen, die den Häuſern in Frankreich zu eigen iſt, fehlte auch hier nicht, und ſo ſah man und glaubte noch mehr wegen der Täfelung allenthalben Thüren zu ſehen. Das einzige Fenſter des Zimmers verbarg ein brauner Vorhang; und unter dem langen Spiegel, der die brennende Kerze wie durch eine dunkele Wolke wiederſcheinen ließ, befand ſich ein Marmortiſchchen mit einwärts geſchweiften Füßen, an denen man noch Spuren ehemaliger Vergoldung gewahrte, und das ſich in dieſem Zuſtande als eine revolutionnaire Beute aus einer ehemaligen ariſtokratiſchen Prunkwohnung erwies. Darauf ſtand ein braunes irdenes Waſchbecken und ein eben ſolcher Waſſerkrug, von gemeiner Form, und auf dem Fußboden, nicht ganz in der Mitte des Zimmers, aus der er verſchoben war, lag ein alter verblichener Teppich.

Indem nun meine Augen nach etwas Vergnüglichem an dieſem troſtloſen Aufenthalte ſuchten, hafteten ſie auf dem in das buntſcheckige geflickte Prachtſtück der Vorzeit gewirkten zweifelhaften Gegenſtande, der die rieſenhaften Umriſſe einer in vielfarbige Gewande gekleideten männlichen Geſtalt zeigte, auf deren Haupt eine Krone ſaß, und die einen gewichtigen Knüttel über der rechten Achſel hangen hatte. Ich hatte mich aber ſchon eine Weile umſonſt angeſtrengt, dem Vorrathe meiner antiquariſchen Kenntniſſe eine Erklärung dieſes Räthſels zu entnehmen, als ich ſie zwiſchen ſeinen Beinen, die ſich wohl Säulen nennen ließen, in dem Namen: Hercules geſchrieben fand. Mein Hund Waldmann betrachtete die Geſtalt mit faſt eben ſo ſcharfer Neugierde als ich ſelbſt, wedelte

mit dem Schwanze dazu und kratzte mit der Pfote nach einem dünnen, weißen, ſpitznaſigen, ſtutzſchwänzigen Dinge zwiſchen den Säulen des Hercules, das ohne Zweifel einen Hund vorſtellte, ſo daß ich bereits anfangen wollte, über ſeine zuwachſende Intelligenz meine Gedanken zu haben, als er, ohne alle Umſtände zuſammengeknäult, ſich darauf niederlegte, und anſtatt der ihm untergeſchobenen Charakterſtudien ſich nur ſein Bett zurecht gemacht hatte. Ich benutzte den Wink, den er mir gab, indem er ſeine Augen ſchloß, ſchickte meine Begleiter fort, deren ſchönen Redensarten ich ein kurzes Ende ſetzte, und war alsbald auf meiner Ruheſtätte ausgeſtreckt.

Die Betten ſind in Frankreich ohne Ausnahme vortrefflich, die wollenen Matratzen weich und feſt genug, und ich würde die erwähnte Nacht über ganz wohl geſchlafen haben, wäre es leider nicht unmöglich geweſen, ein Kopfkiſſen zu erlangen, an denen die franzöſiſchen Gaſthöfe ſehr häufig Mangel leiden, und hätte ich nicht dafür ein klotzförmiges, ſteinhartes Polſter hinnehmen müſſen, das ein eben ſo vollſtändiger Schlaftödter als ein böſes Gewiſſen war. Ich ſchloß meine Augen, aber nur um ſie wieder zu öffnen, warf und wälzte mich von einer Seite zur anderen, ſchüttelte die Decke und ſchlug das hartherzige Polſter; was aber kein weiteres Ergebniß als einen geſtörten Schlaf und ſteifen Hals hatte.

Wenn es nicht bekannt wäre, daß die Franzoſen einen Abſcheu vor friſcher Luft haben, ſo möchte man, nach der Bauart ihrer Häuſer, glauben, ſie hielten große Stücken darauf, weil ſie ihr auf das gaſtfreundlichſte von allen Seiten Eingang geſtatten. Der Luftzug drang wohl durch ein Dutzend Löcher friſchweg in das grüne Zimmer, und da er nach einer Weile finden mochte, daß die Schlüſſellöcher zu

unzulängliche Verbindungsſtraßen wären, ſo riß er die Thüre, durch die ich vom Korridor hereingekommen war, ohne ſie, ſo wie ich mich zu beſinnen glaubte, zuzuriegeln, und demnächſt noch eine andere auf, die nach einer vom Hofe auf den Dachboden führenden Hintertreppe ging. Das Knarren dieſer Thüren war ein eigenthümliches Wiegenlied, und ich empfand dabei jene ſonderbare Läſſigkeit, die uns mannigmal, wenn wir halb im Schlafe ſind, befällt, und uns nicht zu dem Entſchluſſe kommen läßt, zu thun, was in einem Augenblicke das Hinderniß einer vollkommenen Ruhe entfernen, und ſie vielleicht ſchon durch eine beſſere Bedeckung in einer kalten Nacht, oder durch das Zumachen eines Fenſterladens oder einer Thüre in einer windigen herſtellen würde. Anſtatt flugs aus dem Bette zu ſpringen, ließ ich es mir nur angelegen ſein, mit meiner Decke die Störung unwirkſam zu machen, und ſetzte mit dieſer unpolitiſchen halben Maßregel meine Verſuche einzuſchlafen fort.

Das Haus war in tiefe Ruhe begraben, nicht ein Laut unten hörbar, und ſo verſank ich zuletzt, trotz aller Abhaltungen in Selbſtvergeſſenheit. Ich muß auch wirklich einige Zeit geſchlafen haben, denn als ich meine Augen wieder aufſchlug und nach dem Kamine kehrte, ſah ich, daß die Reiswellen völlig zu Aſche gebrannt waren, die noch gerade Lichtſchein genug von ſich gab, um den Fußboden und das Wandgetäfel in der unmittelbaren Nähe des Kamins erkennen zu laſſen.

Ich kann nicht ſagen, was mich erweckte. Im Augenblicke meinte ich, es wäre nur die unbehagliche Lage meines Kopfes, der mich ſchmerzte, doch bin ich deſſen jetzt nicht mehr gewiß. Dem ſei indeſſen wie ihm wolle, ſo halb wach wie ich war, vernahm ich ein kurzes, leiſes Athmen, und entdeckte eine dicht am Kamine ſtehende menſchliche Geſtalt,

deren ungewiſſe Umriſſe der Wiederſchein der verglimmenden Aſche abſchattete. Ich ſtreckte meine Hand gelaſſen zum Bette heraus, und legte ſie an meine Büchſe, die daran lehnte.

Die Geſtalt öffnete bedächtig einen kleinen Schrank, der beinahe an das Kamin ſtieß, und ich ſah, halb im Bette aufgerichtet, mit großen in ſcharfer Aufmerkſamkeit geſpannten Augen, wie ſie ihn bald nachher wieder ſchloß. Das Herz ſchlug mir in Erwartung hörbar und bewegte mir die Decke vor der Bruſt; und da weder das Auf- noch Zumachen das mindeſte Geräuſch verurſachte, ſo nahm ich an, die Angeln der kleinen Thür müßten ſorgfältiger geölt geweſen ſein, als die der größeren, deren Geknarre mich die ganze Nacht über geärgert hatte.

Ein wenig ungeduldig über dieſen ſchweigſamen Beſuch, und vielleicht auch, kann ich nicht umhin zu ſagen, davon in den Nerven angegriffen, war ich nun ſchon drauf und dran, den Zudringlichen nicht eben in gemäßigten Ausdrücken anzurufen, als mich ein erſterbender Strahl aus dem Kamine, meiner Meinung nach ſehr deutlich, die abgezehrte kümmerliche Körperbildung des armen alten Mannes in ihm erkennen ließ, den ich in ſo guter Ruhe am Feuerheerde unten in der Küche verlaſſen hatte.

Ich ſah von ſeinem Antlitze freilich nicht genug, um berechtigt zu ſein, die Identität beider Perſonen zu beſchwören; allein zu der Zeit litt es bei mir keinen Zweifel, daß er es wirklich ſei, und ſo zog ich in der Vorausſetzung, daß er wohl ſo harmlos das Haus durchwandere, wie es die Art alter Leute in ihren eigenen vier Pfählen iſt, meine Hand von der Büchſe ab, legte mich auf die andere Seite und verſuchte wieder zu entſchlafen.

Einen oder zwei Augenblicke ſpäter fuhr ich auf eine

leiſe Berührung meiner Füße zuſammen. Es kam mir eiſeskalt daran, ich zuckte, griff mit der Hand hin; es war Waldmann, der mit vorgeſtreckter Naſe in mein Bett kroch und gewaltſam zitterte, vor Froſt, wie ich damals in Erwägung ſeines kalten Lagers annahm.

Ich ſtrengte meine Blicke durch die Oeffnung der Bettvorhänge an; ich konnte nichts erſehen; ich lieh das Ohr und lauſchte; ich hörte keinen Laut. So machte ich denn bei mir aus, daß der Alte in guter Ruhe auf eben dem Wege, wie er gekommen, ſeinen Rückzug bewerkſtelligt haben würde, patſchte Waldmann auf den Rücken, legte mich wieder zurecht und vollendete meine geſtörte Nachtruhe, aus der ich meine unerfriſchten Augenlieder eben aufſchlug, als der erſte graue Schein des Morgens durch das Fenſter brach, das kein Laden verſchloſſen hielt und ſich durch die von Motten zerfreſſenen wollenen Vorhänge dämmernd in das Zimmer ſchlich.

Ich ſprang aus dem Bette, froh, daß nun endlich meine Ruheſtunde gekommen ſei, denn die Nacht hatte mich tüchtig abgequält, und trat an das Fenſter, um nach dem Wetter zu ſehen.

Als ich die Fenſtervorhänge aufzog, ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß beide Thüren des Zimmers feſt zu waren, und begriff nicht, wie es meinem nächtlichen Beſucher möglich geworden ſei, ſie geräuſchlos zuzumachen.

Indem ich durch das Fenſter ſah, das nach dem Hintergebäude ging, konnte ich in der nebeldichten Luft nichts als eine zerſtreute Maſſe elender baufälliger Schuppen und Ställe wahrnehmen, und wollte ſchon wieder zu meinem Bette umkehren, als etwas, das ſich über den Hof bewegte, meine Aufmerkſamkeit feſſelte und ich ſogleich deutlich wieder die nämliche Geſtalt erkannte, die über Nacht in meinem

Zimmer geweſen, wie ſie ihre Schritte langſam nach dem abgelegenſten Theile des Hinterhauſes richtete, das, ſo weit ich nach dem Anſcheine urtheilen konnte, eine Art Scheune oder Speicher war.

»Was für ein unheimliches altes Weſen!« dachte ich; »es ſieht einem Geiſte ähnlicher als einem Menſchen.

Dieſer Gedanke hatte aber kaum zu meinem Bewußtſein aufſteigen können, als die Geſtalt, vor der Scheune angekommen, plötzlich ſtehen blieb, ihren Kopf zu mir herumdrehte, wie es mir vorkam, und zur Stelle verſchwand. Meine Augen forſchten vergebens nach ihr in dem Dunſte. Ich hauchte auf die Fenſterſcheibe und wiſchte den Staub herunter; vergebens! Ich ſchüttelte den Kopf über den altersſchwachen Greis und ſein ſeltſames Beginnen und legte mich wieder in mein Bett, die ſchickliche Stunde, um aufzuſtehen, ungeduldig erharrend.

Das Tageslicht kroch längs des Fußbodens und der Wände weiter und erfüllte zuletzt das ganze Zimmer. Unwillig alſo, länger ſchlaflos und in einem Zuſtande zu liegen, den wohl Manche lieben, der aber mir höchſt läſtig iſt, erhob ich mich in der That um acht Uhr, hüllte mich, da ſich noch keine Seele im Hauſe rührte, in meine flanellne Nachtjacke und ging die Treppe hinunter, um mir warmes Waſſer und ein Frühſtück zu beſorgen.

Als ich in die Küche trat, war Alles, was nicht zunächſt der geöffneten Thüre, finſter um mich her und hörte ich nur ein Schnarchquartett, von dem ich nichts ſah. Ich tappte aufs Gerathewohl vorwärts und ſtieß an einen Tiſch, indem meine Hand eine Flaſche zu Boden warf, die in Stücken brach. Ueber das Geklirr fuhren nun, von meiner kaum ſichtbaren Geſtalt einen Schimmer erhaſchend, drei der Schläfer, der Mann mit einem unwillkürlichen Fluche, die

Weiber mit Gekreiſch empor. Und verdeckten die letzteren zugleich ihr Geſicht, wie ich wahrnehmen konnte, als der vernünftigere Mann zu dem Fenſter ſprang und die Laden von einander ſtieß. Er erkannte alſobald, daß ich es ſei, der ihnen den Schreck eingejagt hatte, und brach in ein lautes Lachen aus. Seine Frau und ſeine Gebieterin ſtimmten indeſſen nur mäßig, wenn auch herzlich gern, mit ein; und ich bekenne, ich entſetzte mich, als ich bemerkte, daß der alte Mann im tiefſten Schlafe noch auf derſelben Stelle ſaß, wo ich ihn vorigen Abend ſchlummernd verlaſſen hatte, wiewohl die rege Geſchäftigkeit der übrigen meine Aufmerkſamkeit von dieſem, wie ich damals zu denken anfing, doch einigermaßen geheimnißvollen Weſen ablenkte. Die Redſeligkeit der Weiber war außerordentlich, und ſie hörten nicht auf zu fragen, wie ich geſchlafen habe, ob ich von nichts geſtört worden ſei, ob ich irgend ein Geräuſch gehört, etwas Ungewöhnliches geſehen? und ſo weiter; was alles dazu beitrug, mich zu überzeugen, daß das Zimmer für nicht ganz geheuer gelte. Ich beobachtete jedoch große Vorſicht in meinen Antworten und wollte die guten Leute nicht ohne Noth noch furchtſamer machen, als ſie ohnedies ſchon waren, oder durch meine Ausſage mit verſchulden, daß das Haus in dem Verrufe bliebe, in dem ſie ehrlich genug zugaben, daß es ſtand.

Sie gingen mich alſo eifrig darum an, in Gegenwart eines Friedensrichters und Geſchworenen eine Schrift zu unterzeichnen, daß ich von nichts Uebernatürlichem, was ich gehört oder geſehen, beunruhigt worden, und in ihr Haus als ein unbefangener Fremder gekommen ſei, der von dem Gerüchte, daß es darinnen ſpuke, nichts gewußt. Und ich war willig genug, dieſe Beſcheinigung auszuſtellen, indem ich nur erſt mein Frühſtück zu mir nahm und die unheimliche

Herberge verließ, um längs des Strandes oder durch die Stadt einen Spaziergang zu machen, und über das Gaſthaus und ſeine Bewohner in der Stille Erkundigungen einzuziehen.

Als ich die Umgebung einmal hinter mir hatte und auf dem Kai im Freien war, den Einflüſſen eines ſchönen, friſchen Morgens unterworfen, erfuhr ich auf recht ſchlagende Weiſe den Unterſchied zwiſchen Finſterniß und Tageslicht. Die Stadt, die Abends zuvor düſter und öde ausgeſehen, ſtand jetzt im hellen Glanze des Lebens und der Freude.

Es war ein Sontag-Morgen. Gruppen geputzter Menſchen bewegten ſich über die Straßen und mannigfache luſtige Klänge ertönten.

An einer Ecke ſtand ein Bäcker vor ſeiner Ladenthür, die Schürze vor, mit offener Bruſt, bloßen Armen und Füßen, und blies in ein langes zinnernes Horn, womit er ſeine Kunden herbeirief. Die Kirchthurmglocke läutete zum Gebet. Die Trommeln und Trompeten der Beſatzung beſchieden zur Parade, und eine Bande Quackſalber errichtete unter Geſchrei eine temporäre Bühne auf dem Marktplatze und kündigte auf allerlei unharmoniſche Weiſe die bevorſtehenden Beluſtigungen an.

Ich war ganz verwundert, die Stadt ſo anſehnlich, heiter und reinlich zu finden. Eine Menge ſtattlicher Häuſer mit Altanen und Säulenhallen verſprachen inneren Wohlſtand und Reichthum, und thaten durch ihren Bauſtyl dar, daß die großen Kaufleute ſich die Entdeckung von Guinea, deren Verdienſt und Gewinn La Rochelle zufiel, dereinſt weſentlich zu Nutze gemacht hatten.

Durch Erfahrung im Beſitze des Taktes, den man haben muß, wenn man Erkundigungen einziehen will, kam ich bei meinen Nachfragen immer bald auf meine geheimnißvolle

Herberge, und ermangelte nicht, die Mittheilſamkeit mehr als eines umherſtreifenden geſchwätzigen Bürgers in Anſpruch zu nehmen, in deſſen müſſiger, gleichgültiger Miene ich Mangel an Gemüth und Ueberfluß an Worten entdecken konnte.

Bei meiner Rückkehr nach dem Gaſthofe war ich demnach mit deſſen Bewohnern weit näher bekannt, als ſie ſich träumen ließen; und indem ich von dem, was ich wußte, geſchickten Gebrauch machte, brachte ich ſie ſelbſt dahin, mir im Verlaufe der wenigen Tage, die ich noch in der Unbehaglichkeit des grünen, mich nächtlich nicht weiter beläſtigenden Zimmers blieb, ſo viel rohes Material nachzuliefern, als ich zu der hier folgenden Erzählung vonnöthen hatte.

Es war gerade funfzehn Jahre vor meinem Beſuche La Rochelle's, daß eine verhängnißvolle Kataſtrophe eine Reihe von Jahren des Glückes und Wohlergehens beſchloß, deren der vorerwähnte Gaſthof ſich erfreut hatte, indem ſie deſſen guten Ruf vernichtete und ihn in den Verdacht ſchwarzer Thaten und übernatürlicher Heimſuchungen brachte. Während voller zwanzig Jahre vor dieſer kläglichen Begebenheit hatte das Haus einem Manne Namens Louis Potdevin angehört, der mit ſeiner Frau keine Kinder hatte; wie man allgemein glaubte, aber ein für ſeinen Stand ſehr großes Vermögen beſaß, das er in der That nicht anders als auf rechtliche Weiſe und mit Fleiß und Sparſamkeit erworben zu haben ſchien, da man ihm von dem Tage an, da er ſich verheirathet und etablirt, was bei ihm zwei gleichzeitige Spekulationen geweſen waren, nicht nachweiſen konnte, Jemand auch nur um einen Pfennig betrogen zu haben. Nur ſah man ihn nichtsdeſtoweniger mit mißtrauiſchen Augen an und hielt ihn für einen gewaltigen Rechenmeiſter und Ränkeſchmied, deſſen Geſchäfte einen doch gar zu guten Fort-

gang hatten, und der in ſeinem Thun nicht allein äußerſt klug und verſchwiegen war, ſondern auch bei Allem, was in der Stadt in Handel und Politik vorging, dermaßen die Hand im Spiele hatte, daß er immer ohne Schaden auf der einen Seite, und ohne Anfechtungen auf der andern davon kam und ſich mit heiler Haut und vollem Beutel durch die Wirren der Revolution gewunden und gedrängt hatte, in der er ſtets einer der dreiſteſten und lauteſten Mißvergnügten war und doch weder den Neid der Bürgerſchaft, noch die luchsäugige Wachſamkeit der Polizei jemals gegen ſich erregte.

In den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts nun, bald nachdem Napoleon ſich zum Kaiſer gemacht, ſchien es allen unruhigen Köpfen Frankreichs an der Zeit zu ſein, ihre Unzufriedenheit zu bethätigen. Anſchläge und Verſchwörungen wurden gebildet, Aufſtände in ſchwerer Menge ausgedacht, Unterhändler und Emiſſare waren in verſchiedenen Theilen des Landes in Thätigkeit, und unter den Unternehmungen wider Napoleons Leben war die Höllenmaſchine gewiß die niederträchtigſte in der Idee, die hinſichtlich der Ausführung die meiſte Wahrſcheinlichkeit des Gelingens für ſich hatte.

Gerade damals ſah man aber Potdevin, wiewohl keineswegs in der Sorge für Küche und Keller, am geſchäftigſten, die er vielmehr ſeiner arbeitſamen, gefügigen Ehehälfte und einem gewandten Hausmädchen, Namens Margaretha, überließ, das, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, die Hälfte der Zeit in ihrem gegenwärtigen einzigen Dienſte verlebt und ſich das Vertrauen ihrer Herrſchaft in ſo hohem Grade erworben hatte, daß dieſelbe ſie faſt wie ihr eigenes Kind behandelte; ja, von der man, in Anſehung eines und des andern Winkes, den der vorſichtige Potdevin hingeworfen und ſeine Frau lauter wiederholt, allgemein dafür hielt, daß ſie

zur dereinſtigen Erbin des Vermögens beſtimmt ſei, zu deren Erwerb ſie ſo redlich mit geholfen hatte. Und kurz vor der ereignißſchweren Zeit hatten die Angelegenheiten des Gaſtwirthes in ihrer ſchönſten Blüthe zu ſtehen geſchienen, indem er ſein Haus und deſſen Zubehör ſchuldenfrei gemacht und einige Fiſcherböte und Schmugglerſchiffe, bei denen er betheiligt war, in ſeinen alleinigen Beſitz gebracht hatte, ſo wie auch das ganze Innere ſeines Hauſes ein neues Anſehen gewinnen ließ. Alles wurde wieder hergeſtellt, aufgemalt und friſch tapezirt, in öffentlichen Verſteigerungen mancher werthvolle Hausrath zu dem alten angeſchafft, der Vorrath an Geſchirr und Leinenzeug beträchtlich vermehrt, und der Keller mit Branntwein und Wein von gutem Gewächs und vorzüglichen Jahrgängen angefüllt, ſo daß der Haushalt Potdevins, der ſich deswegen ſicherlich zu fühlen begann, bereits für einen der ſolideſten der Stadt galt; als er, wie geſagt, auf einmal die perſönliche Bedienung ſeiner Kunden und die Vorſorge ſeiner Wirthſchaft abgab, und ſich bis über die Ohren in die trüben Wäſſer politiſcher Umtriebe zu verſenken ſchien.

Sogar nicht einmal ſeine Frau und Margarethen zog er dabei in ſeine Geheimniſſe, denn er ging öfter in der Stille aus und kehrte unbemerkt wieder heim, oder ſchloß ſich auch wohl, ſobald ſeine Kundleute Abends fortgegangen waren, ſtundenlang in das grüne Zimmer ein, das er ſich zu ſeinem eigenen Gebrauche vorbehalten hatte, indem die Frau und Margarethe dann entweder ſchon zu Bett waren, oder das Ohr an das Schlüſſelloch ſeiner Thür gelehnt hatten, und die vergebliche Hoffnung nährten, am Ende doch einmal aus dem darin fortwährenden Geflüſter zwiſchen mindeſtens zwei Perſonen eine vollſtändige Belehrung zu erlauſchen.

Dieſe geheimnißvolle Wendung der Dinge in Potdevins

Hauſe beſtand jedoch ſchon eine geraume Weile fort, als man ihn am dreiundzwanzigſten November des Jahres 1805 Morgens todt in ſeinem Bette fand, und die unbeſchreibliche Beſtürzung der Hausfrau und Margarethens, die nach einigen eitlen Verſuchen, durch Zureden endlich eingelaſſen zu werden, die Thür gewaltſam ſprengten, die grünen Vorhänge zurückſchlugen und die Leiche vor ſich ſahen, in hergebrachtem Schreien und Wehklagen natürlicherweiſe zum Ausbruch kam.

Es pflegt nun bei ähnlichen betrübten Ereigniſſen immer auf eine und die nämliche Art herzugehen.

Gehörige Verwirrung, Tumult und Vermuthungen, wundärztliche Beſichtigungen und Verſuche, gerichtliche Nachforſchungen und Verhöre, der Leichenbeſorger, der Todtengräber, ein Begängniß, — und Vergeſſenheit folgen auf einander, und hatten ſo auch diesmal hier bei dem armen Potdevin Statt.

Die Nachbarn ſtrömten auf den ernſten Schauplatz; Entſetzen und Gleichgültigkeit, Geplauder und Stillſchweigen gaben ſich zu erkennen, die Köpfe wurden geſchüttelt, die Achſeln gezuckt, man ſchluchzte und ſeufzte reichlich, je nachdem die Zuſchauer mehr oder minderes Mitgefühl hatten; die Behörde und der Arzt kamen überein, daß der Verblichene vom Schlage gerührt ſei, eine Meſſe ward für ſeine arme Seele geleſen, ſein Leichnam in die Gruft geſenkt — und, das Wrack eines Kauffahrers an der Küſte, die Hinrichtung eines Verbrechers auf dem Marktplatze reichten nach einer Woche hin, die Fluth der öffentlichen Antheilnahme in andere gleich weite Kanäle abzuleiten.

Nach einigen Tagen heftiger Bekümmerniß erſchien Madame Potdevin bereits wieder an dem Schenktiſche und fuhr Margaretha fort, zwar ſchwächer und wehmüthiger;

allein zu ihrem doch nicht geringerem Vergnügen als vor dem Tode des Wirthes, die Kundleute zu bedienen und hold anzulächeln. Und die vielen Freunde des Hauſes hielten es denn auch für ihre Pflicht, zum Nutzen und Frommen der Wittwe tüchtig zu eſſen und zu trinken und alſo der Kellnerin immer mehr und eifriger als in den erſten Tagen der Trauer nachzufragen.

Unſer Gaſthof war eben der Sammelplatz der angeſehenern Fiſcher und Küſtenſchiffer, Schmuggler ſo gut wie ehrlichen Handel Treibender, und hatte überdies den Zuſpruch vieler Stadtleute und Pächter aus der Umgegend, ſowie der geringeren Klaſſe von Reiſenden, die entweder reiten oder in Einſpännern, Bank- oder Planwagen und ähnlichen knochenverrenkenden Fuhrwerken über die Straßen rumpeln. Und man kann ſich vorſtellen, daß unter einer ſolchen Menge von Gäſten manche waren, die bloß Madame Potdevin oder ihrem Dienſtmädchen zu Gefallen kamen, da es bekannt war, daß der Tod ihres Mannes eine große Summe baaren Geldes und beträchtliche liegende Gründe zu ihrer freien Verfügung geſtellt hatte, und ſie ſelbſt eine geſunde Perſon von etwa fünfundvierzig Jahren war, die einem Manne, der um jener Gründe willen die Bürde einer corpulenten Ehefrau wohl oder übel ertragen mochte, an ſeiner Liebe und Zärtlichkeit gewiß nicht beſchwerlich fiel. Die um zwanzig Jahre jüngere Margarethe neigte anderſeits freilich erſt zur Corpulenz, war heitern Sinnes, rührig, hübſch und beinahe außer Zweifel die alleinige Erbin der Wittwe, wofern dieſe ledig blieb, und ſelbſt wenn ſie ſich wieder verheirathete und keine Kinder hatte, die eines anſehnlichen Theiles ihrer Verlaſſenſchaft, die ihr doch nicht ewig vorenthalten bleiben konnte.

Dieſe Betrachtungen und Berechnungen für und wider

wurden nun eben ſo ſorgfältig und verſchieden angeſtellt, als der Sinn und das Gemüth der Freier verſchieden waren, die ſich in Küche und Schlafkammern des Gaſthauſes zuſammen drängten. Die Junggeſellen von einem gewiſſen Alter gaben zumeiſt der Wittwe den Vorzug, weil ſie erwogen, daß der Beſitz doch der wahre Kern der Liebe, und die Anwartſchaft nur ihre äußere Schale iſt; und ſogar von den jüngeren Männern ſchienen nur einer oder zwei es darauf ankommen laſſen zu wollen, durch die Vermittelung der Magd das Beſitzthum zu erwerben; jedoch verwarf Margarethe auch ſie und ihre Bemühungen, und überließ ſie ebenfalls ihrer Gebieterin.

Man fand es ſonderbar, daß ſie alſo ihre beiden einzigen Liebhaber abgedankt hatte, und meinte daraus folgern zu müſſen, ſie habe einen insgeheim Begünſtigten. Indeſſen hielt es gewiß ſchwer, dieſe Behauptung zu bewähren, denn ſie war ein verſchwiegenes vorſichtiges Mädchen, das ſich gegen alle im Hauſe Aus- und Eingehenden mit der ihrer Lage ſo wohlanſtändigen Zurückhaltung betrug, und ihr Geheimniß mit einer Klugheit zu bewahren wußte, die der ganzen Nachbarſchaft ein vortreffliches Beiſpiel gab.

Unter den erklärten Liebhabern der Madame Potdevin waren die hervorſtechendſten Monſieur Ambroiſe Belpêche, ein Gärtner, Capitain Blouffe, ein Schmuggler, und Paul Ricochet, der Eigner eines Fiſcherboots. Die Anſprüche einiger Anderen hielten gegen die ſo viel gültigeren der eben genannten Candidaten durchaus nicht Stich.

Belpêche war ein grauköpfiger, rothbackiger alter Knabe, weit über die Sechszig, ein kinderloſer Wittwer, der ſein gutes Auskommen hatte und ganz allein und unbeläſtigt in der Welt ſtand. Er betrieb eine wohlbeſchaffene Gartennahrung in der nördlichen Vorſtadt, und hatte ein ganz ſtattliches

vorwitziges Weſen, wenn er, den kleinen Dreimaſter auf die zierlich gepuderten Locken geſtülpt, den Zopf hinten hinausragend, in ſeinem grünen Rocke, deſſen Aufſchlag ein großes Büſchel Myrthe ſchmückte, mit weißer Weſte und ſpitzenbeſetztem Buſenſtreife, kurzen, ſchwarz atlaſſenen Beinkleidern und blaugerippten Strümpfen an den Storchbeinen, zu Madame Potdevin kam, und hinter einem unförmlichen Strauße Levkojen und Ranunkeln drein auch ſeine verblümten Liebesſeufzer anbrachte.

Capitain Blouffe ſeinerſeits hätte dem Alter nach des Gärtners Sohn ſein können; da er nicht über vierzig Jahre zählte und noch für einen ſtandesgemäß windbeutelnden Raufer gehalten ward, und hatte einen ſchielenden Blick und eine unverſchämte Art, ſeinen Mund voll Kautaback zu ſtopfen, die allen Anweſenden ſeine Eroberung zu verkünden ſchien, wenn er in einem Glaſe ihres eignen Branntweins die Geſundheit der Wittwe trank, oder den Weihrauch ſeines Liebesopfers ihr aus ſeiner Zigarre ins Geſicht blies.

Paul Ricochet aber endlich war eine von den beiden ſehr verſchiedene Perſönlichkeit, da ihm weder die weiche Süßlichkeit des einen, noch das kurz- und kleinſchneideriſche Weſen des anderen zu eigen war. Er hatte vielmehr eine Art zu ſein, die bei dem ſchönen Geſchlechte weit eher Glück machen konnte, und es war eine geſegnete Miſchung von Kühnheit und Gemeſſenheit: er wußte, wenn es an der Zeit war, an ſich zu halten, oder wenn er ſich gehen laſſen durfte, wenn er ſchmeicheln oder gebieten mußte, und, was die beſte Eigenſchaft eines Liebhabers, vornehm oder gering, reich oder arm, er beſaß die Kunſt, durch kein Wort oder keinen Blick je das Geheimniß zu verrathen, das allen Anderen außer Einem eines bleiben ſollte. Er war in anderem Betrachte in der That eine aufrichtige gute Haut; aber

in dieſem einen Stücke gab er die tiefſte, unergründlichſte Verſchlagenheit zu erkennen, und hegte und pflegte dieſe allerlöblichſte Heuchelei, die in ſolchen Fällen alle Cardinaltugenden zuſammen aufwiegt.

Der Ruf der ſtrengen Verſchwiegenheit, in dem Paul ſtand, machte ihn zu dem erklärten Günſtlinge ſeiner Bekanntinnen; und es war unleugbar, daß die Wittwe, ſogar ſchon lange ehe ſie eine war, ein günſtiges Auge auf ihn geworfen gehabt hatte. Ja, man zweifelte keinesweges, daß Paul Ricochet auf der Liſte der Bewerber um ihre Hand obenan ſtünde, obwohl der Gärtner und Schmuggler einſtweilen nichts unterließen, was ihr gutes Glück befördern konnte. Sie verloren keine Gelegenheit, der Wittwe den Hof zu machen. Einer ſeufzte ſeine Leidenſchaft, der andere fluchte ſie heraus, und der alte Mann ſchmeichelte dem Geiz der Wittwe, der junge ihrer Eitelkeit; wobei nur Ricochet immer gelaſſen auf der Lauer ſtand und als ein geſchickter Angler eben die rechte Lockſpeiſe auszuhängen wußte; indem er, allzu klug ſich einer offenen Erklärung auszuſetzen, ſich mit zarten Aufmerkſamkeiten und der allgemeinen Andeutung begnügte: wie ſie ihn zu dem glücklichſten Fiſcher auf Erden, und was dem mehr, machen könne, was alles ſeine gehörige Wirkung that. Die Ungewißheit, in der die Wittwe über ſeine eigentlichen Abſichten ſchwebte, erhielt ſie dabei in ſteter unruhiger Beſorgniß, und ertödtete doch nicht ihre Achtung vor ihm, derweil die kriechenden Geſtändniſſe des Gärtners und die ungeſtümen Erklärungen des Schmugglers ihr den Geſchmack an deren Anhänglichkeit immer mehr verleiteten.

Inmitten all dieſer Liebesanträge oder Verheißungen war aber die Wittwe ſo weit entfernt, ihnen Vorſchub zu leiſten, daß vielmehr Jedermann wahrnahm, wie ſie in un-

abläſſiger Niedergeſchlagenheit lebte, in ihren Blicken fieberhafte Angſt kund gab, und bei jedesmaliger Erwähnung der Umſtände, die beim Tode ihres Mannes obgewaltet, ja des bloßen Namens deſſelben, krampfhaft zuſammenzuckte.

Einige Tage hinter einander machte dies eben kein Aufſehen. Als jedoch nach Verlauf zweier Wochen das Leidweſen der Wittwe, weit entfernt ſich abzunutzen, in allen Merkmalen vielmehr zunahm, als Margarethe ſowohl wie ihre Herrin zuſehends abmagerten, bleich und verſtört ausſahen, und von Gram gebeugt ſchienen, fingen die Nachbarn ſchon an, den möglichen Urſachen deſſen nachzudenken, und kamen die Kundleute des Hauſes darin faſt eben ſo gut zuſammen, um auf Koſten der Wirthin zu klatſchen, als um zu ihrem Beſten zu eſſen und zu trinken. Die verheiratheten Männer waren untereinander einverſtanden, daß bei Gelegenheit keine ihrer Frauen ſo hartnäckigen Gram über ihre Wittwenſchaft äußern würde. Allein zumal die von der Wirthin und Margarethen abgefertigten Freier ſteckten die Köpfe ſo lange behufs Auslegungen der außerordentlichen Erſcheinung zuſammen: daß Beide eingeſtandenermaßen keine Nacht Ruhe hätten und alle Eßluſt verlören, bis dereinſt einmal ein gewiſſer Kannengießer, der ein Wandnachbar der Wittwe war, und ſich umſonſt in ihre Gunſt einzuhämmern geſucht hatte, in ſeiner Bosheit darüber ein zweideutiges Wort fallen ließ.

Die Verleumdung iſt immer bereit, jedweden Wink aufzunehmen, und verlangt nicht, daß Jemand auf den Grund ſchwöre, den ſie ſich zu ihren Bauten legt. Es geſchah denn auch, daß bereits wenige Tage, nachdem der Wink gegeben war, ärgerliche Gerüchte und Hörſagen umliefen. Und abermals wenige Tage ſpäter ſprach man ſeine Meinung unverhohlen aus: daß der arme Potdevin eines unnatürlichen Todes geſtorben wäre, und ſein Weib und ihre Magd den

Mord begangen hätten. Ob mit oder ohne Helfershelfer, darüber war die Volksſtimme noch nicht mit ſich einig. Nur blieben Madame Potdevin und Margarethe herkömmlicherweiſe die letzten, denen ihre Anklage zu Ohren kam.

Das Publikum hatte bei dieſer Gelegenheit allerdings Grund genug zu Mißtrauen. Und es war ein gewiſſes räthſelhaftes Etwas in Potdevins Betragen in der letzten Zeit vor ſeinem Tode. Er hatte, das war keine Frage, ſeine Geheimniſſe und Mitgenoſſen, und aus heimlichen Verbindungen müſſen wohl oder übel ſchwarze Thaten entſprießen. Sein Tod war urplötzlich erfolgt, und bei der Uebereilung, womit die franzöſiſchen Gerichte in ſolcherlei Unterſuchungen verfahren, war es ganz und gar keine Unmöglichkeit, daß in dem obrigkeitlichen Berichte »an Erdroſſelung« anſtatt »am Schlagfluſſe« hätte ſtehen ſollen.

Ja, nachträglich zu der menſchenfreundlichen Auslegung der Bekümmerniß der Wittwe und ihrer Magd gab der vorgenannte Zinngießer ſeine Ueberzeugung noch zum öffentlichen Beſten: Der Geiſt des ermordeten Gaſtwirthes ginge in dem Hauſe um; als wozu ihn die nicht unbegründete Thatſache verleitet hatte, daß er, mit dem Ohr an der Scheidewand der beiden Häuſer, ſo mancherlei unerklärlichen nächtlichen Lärm nebenan gehört, der, von dem vielen Seufzen und Stöhnen der bereuenden Wittwe abgeſehen, wohl oder übel nur von dem geſtörten, abgeſchiedenen Geiſte herrühren konnte, der ſie plagte.

Der geringfügigſte Umſtand verleiht einer üblen Nachrede aber wohl Gewicht, und es trafen in der Sache damals ſogar mehrere zuſammen. Man hatte beide Frauen ſeither ſo viel öfter als ſonſt in die Kirche gehen ſehen, und überdies die Wittwe insbeſondere nicht unbedeutende Sum-

men zu wohlthätigen Zwecken verwandt und zu wiederholten Malen gebeichtet, ſo wie auch eine Aufeinanderfolge von Seelenmeſſen für das Heil ihres verſtorbenen Eheherrn bezahlt, die, wie man hämiſcherweiſe annahm, vielleicht freilich mehr zur Sühnung der eigenen Seele regelmäßig abgeleſen werden ſollten.

Dieſe allgemeinen Thatſachen bewieſen indeſſen an und für ſich eben nichts; und es waren beſondere erforderlich, ſo daß denn auch das Gaſthaus und ſeine Bewohner fortan noch ſtrenger beobachtet wurden, und bereits eine der nächſtfolgenden Nächte Licht in das Dunkel brachte. Es kam nämlich tief in einen Mantel gehüllt, und kurz vor Mitternacht, nachdem alle Kunden ſich entfernt, ein Mann, der von Margarethen behutſam eingelaſſen ward, heimlich in das verdächtige Haus. Und nun verrieth eine ſcharfe Achtſamkeit der in einem die Kehrſeite des Gaſthofes überſehenden Nachbarhauſe Auflauernden: daß das Fenſter deſſelben grünen Zimmers, in dem der arme Poldevin ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, erleuchtet ward. Jedoch lieh dieſer räthſelhafte Umſtand nur den Anlaß zu hundert abenteuerlichen Folgerungen, und ging ſonſt nichts weiter vor, worauf ſich eine förmliche Anklage der nur durch das zweifelhafte Zeugniß ihrer Blicke verdächtigten, in der That aber ganz ſchuldloſen Frauen hätte begründen laſſen. Vielmehr war das Wahre an der Sache nichts Schlimmeres, als daß dieſelben ſeit dem erſten Erblicken des geſchwärzten, ſtarren Angeſichts der Leiche hinter den grünen Bettvorhängen allerdings eine ſchwere Pein, jedoch nur von den bleichen, eiskalten Schrecken erduldet hatten, die um die Stunde der Mitternacht erwachen, um nicht allein das Gewiſſen des Verbrechers zu überwältigen, ſondern ſogar die Herzen der Unſchuldigen zu durchſchauern. Und in derſelben Nacht, die dem

Begräbnißtage des Gaſtwirths folgte, vernahm mit Einemmale, als die Einſamkeit des Todes ob dem Hauſe zu ſchweben ſchien, die gramerſchöpft auf ihrem Bette ruhende Wittwe ganz deutlich ein tiefes Seufzen und Stöhnen von dem grünen Zimmer auf der entgegengeſetzten Seite des in das Schlafzimmer führenden Ganges her. Sie war zwar nichts weniger als ſchwachen Gemüthes, und ihr Charakter neigte ſich eher dem anderen Aeußerſten zu, ſo daß ſie jetzt die unruhig neben ihr ſchlafende ermüdete Dienerin zu wecken nicht für nöthig fand; allein desungeachtet vermochte ſie ſich nicht zu überreden, ihre aufgeregte Phantaſie triebe ein bloßes Spiel mit ihr. Und da ſie bei alledem ihr Theil Abergläubigkeit beſaß, ſo ſagte ſie nicht minder ihr andächtiges Gebet zu der heiligen Jungfrau und ihrem eigenen Schutzpatrone her.

Die ſchlimme Nacht ging ihr mit Hülfe deſſelben denn auch noch erträglich hin. Allein in der nächſtkommenden trat leider eine wirkliche Wiederholung der Jammertöne ein. Und jetzt, im vollen Ernſte entſetzt wie ſie war, und voll des Verlangens, ihre Angſt entweder beſtätigt oder geſtillt zu hören, rief ſie, halblaut flüſternd, Margarethen, deren Bett dicht neben ihrem ſtand.

»Margarethe, Margarethe! wachſt Du?«

»Ich fürchte, ja, Madame.«

»Hörſt Du nichts?«

»Ich hoffe nicht.

»Was denkſt Du denn davon?«

»Ach, Madame, ich fürchte mich, etwas zu denken.«

»Chriſtus behüte und bewahre uns.«

»Und die heilige Jungfrau.«

»Und Sancta Fredegunde.«

»Amen!«

Und laut und geläufig wurde zum Schluſſe eine Anzahl Paternoſter abgeſagt, die den unerklärlichen Urheber der Beſorgniſſe nach und nach glücklich beſchwichtigten. Jetzt brauchten ſich nur noch in einer dritten Nacht die heilige Scheu einflößenden Mahnungen zu erneuen, und Madame Potdevins Glaube, daß der Geiſt ihres Mannes noch keine Ruhe im Grabe gefunden habe, ſtand felſenfeſt. Die dritte Nacht erſchien, in der die unheimlichen Klänge ſo wenig wie in den früheren ausblieben. Und von ihr an konnte nun die erſichtliche Hinfälligkeit der Wittwe, und ihre ungemeine Mildthätigkeit und unabläſſiges Meſſe-leſen-laſſen, gleich allen anderen Anzeichen gerechnet werden, die die Augen und den Verdacht der Welt auf ſie zogen.

Als eine kluge und erfahrene Frau wog Madame Potdevin ihre Angſt genau ihrem Vortheile gegenüber ab, und die ihrer Gebieterin durchaus ergebene Margarethe ging auf deren Anſichten in Allem ein, und wollte alſo mit ihr, wiewohl Beide von Furcht und Schrecken unabläſſig zu Tode gefoltert wurden, lieber Alles mit Standhaftigkeit ertragen, als durch ein öffentliches Eingeſtändniß der Thatſache, daß es in ihrem Hauſe ſpuke, daſſelbe ganz und gar in Verruf bringen, und in unabwendbarer Folge deſſen, von ſeinen letzten Kunden verlaſſen ſehen.

Als Taverne und Kaffeehaus wurde nämlich der Wirthſchaft noch immer zugeſprochen und erlitt ſie keinerlei Abbruch. Gegeſſen und getrunken wurde darin nicht weniger und vielleicht noch mehr als ſonſt. Allein ſeit der kürzlichen Kataſtrophe hatte kein Reiſender wieder eine Nacht in dem Hauſe zugebracht, und fügten ſich Herrin und Magd dem eben mit Vorbedacht, eine Zeitlang alle Einkehr von dem unbekannten Graus verſcheuchen zu laſſen, weil ſie der zu-

verſichtlichen Hoffnung lebten, über lang oder kurz die Wirkſamkeit ihrer Mittel dagegen erprobt zu ſehen.

Indeſſen verſtörte daſſelbe ſchreckbare Geräuſch ſie Nacht für Nacht und Woche für Woche ohne Unterlaß, und beſchloſſen ſie zuletzt, um ſich das Herz zu erleichtern, ihr Geheimniß Jemand anzuvertrauen. Sie klagten dem Pfarrer des Kirchſpiels ihre Noth; und der ihre Eröffnungen verlachende ungläubige Prieſter benahm ihnen auch einigermaßen ihre Furcht, da er gleich bereit war, den umgehenden Geiſt mit den Hülfsmitteln der Religion zur Ruhe zu beſchwören. Er kam eines Nachts, wie er meinte, in aller Heimlichkeit, wir wiſſen jedoch, nicht unbemerkt, in das Gaſthaus, und hielt ſeine Wache in dem nicht geheuren Zimmer ab. Da ihm aber nicht die mindeſte Unbill oder Störung derweil begegnete, ſo verließ er das Haus wieder wie er gekommen war, in der feſten Annahme beſtärkt, daß Selbſttäuſchung oder Betrug die Frauen zum Beſten habe. Dieſelben hätten ſich nun wohl gern überredet, einerlei Glaubens mit ihm zu ſein. Jedoch ſchon die nächſtfolgende Nacht brachte die unheimlichen Klänge wieder und erneuerte ihre Angſt.

Sie waren jetzt wohl überzeugt, daß keine Täuſchung dabei obwalte; kamen aber auf den Gedanken, es könne Betrug ſein. Und indem ſie, bei dieſer Vorſtellung ſchon etwas ruhiger, ſich die Aufgabe ſtellten, recht beſonnen zu beobachten, erkannten ſie bald eine Reihenfolge von Umſtänden, die ihnen den Argwohn eingab, ſie möchten von einer ſehr unlauteren Handgreiflichkeit gehört, anſtatt von einem vermeinten Geſpenſte heimgeſucht worden ſein. Sie verſahen ſich, daß allmorgentlich irgend etwas Genießbares, das am Abende vorher nicht verſchloſſen worden, mit wunderbarer Regelmäßigkeit verſchwand: Brot, Käſe und andere Speiſen, Fiſch wie Fleiſch, oder was es war, wurde in klei-

nen Mundtheilen entführt, und Katzen oder Ratten kamen nach einander in Verdacht, den Raub verſchuldet zu haben; wiewohl man ſie ſchon bei einigem Nachdenken davon freiſprechen mußte, inſofern es doch nicht möglich war, daß ſie die grauſenhaften Töne hervorbringen konnten, die jenen Leiſtungen vorangingen. Und andrerſeits war es wieder unwahrſcheinlich, daß eine ſo verächtliche Mauſerei der einzige Zweck des beſtändigen Spukes ſei. Das Hauseigenthum blieb dabei unangetaſtet: Löffel, Gabeln, und alle anderen Sachen von Werth, die ſich leicht forttragen ließen, wurden genau nachgezählt und immer richtig befunden. Konnte dies Alles nun nicht hartnäckige Bosheit eines Feindes, oder thörichter Muthwille eines unbeſonnenen Freundes ſein, der keinen anderen Zweck hatte, als Furcht einzuflößen? Wer vermochte ihn aber irgend auszuführen? Wer hätte freien Zutritt in das Haus erlangen können, deſſen Thüren ſorgfältig zu rechter Zeit verſchloſſen wurden? Die Frauen beriethen deshalb eine die andere und ſich ſelbſt, und hatten ſchon beſchloſſen, François, den lahmen, blödſichtigen Hausknecht, den ſie bei ſich bezüchtigten, er ließe die Streiche in einer noch verſteckten Abſicht ausgeben, auf das allerſtrengſte auszufragen; als an dem Morgen, da das peinliche Verhör ſtattfinden ſollte, er von ſelbſt vor ſeiner Gebieterin und Margarethen erſchien und ihnen ohne Umſtände ſagte, daß er ſich genöthigt ſehe, den Dienſt zu verlaſſen, indem er ſchon anfing zu ergrauen. Auf dieſe Ankündigung nun, eben ſo überraſcht wie verwundert, wie er ihren Argwohn habe errathen und ihren Abſichten ſogar mehr als zuvorkommen können, faßten ſie ihn ſcharf genug ins Auge; ſie entdeckten aber keine noch ſo leiſe Spur von Schuldbewußtſein. Und Madame Potdevin fragte ihn mit verſtellter Gleichgültigkeit, wie er doch zu einem ſo plötzli-

chen Entſchluſſe, den ſie ſo wenig verdient, gekommen ſei? »Weil ich,« verſetzte er, »gleich wie Sie ſelber, von Tag zu Tage mehr zu Tode geplagt und abgeängſtigt werde; — weil mein guter armer Herr ermordet worden iſt und ſein Geiſt im Hauſe umgeht!«

Der kurz angebundene rauhe Ton dieſer Erklärung machte, daß die Beiden zuſammenbebten. Und François ſchien ihre Gemüthsbewegung ſelbſt mit Mißtrauen wahrzunehmen, indem er alle weiteren Verhandlungen damit abbrach, daß er in kurzen Worten erzählte, wie er ſeit dem Tode ſeines Herrn in dem Hintergebäude, wo er ſchlief oder zu ſchlafen ſuchte, unaufhörlich durch ein nächtliches Poltern gepeinigt werde, ja ſogar die zwei Pferde, die er zu beſorgen habe, eben ſo offenbare Anzeichen von Furcht und Unbehagen von ſich geben, als alle ſtummen Thiere an den Orten und zu der Zeit, wo Geiſter umgingen. Er verlangte ſchließlich mit Entſchiedenheit ſeinen rückſtändigen Lohn und ein Atteſtat ſeiner treuen und redlichen Dienſte.

Madame Potdevin erſchrak vor der Wirkung, den dieſer raſche Schritt auf das Publikum zu äußern drohte, indem er ihre Wirthſchaft leicht in gänzlichen Verfall bringen und ihrem Rufe höchlich ſchaden könnte, und verſuchte die wirkſamſten Ueberredungsgründe, die ihre Kenntniß der menſchlichen Natur und François' insbeſondere ihr zu Erſchütterung ſeines Entſchluſſes eingab. Allein es blieb Alles vergebens, die beredte, tüchtige Margarethe mochte ſie noch ſo wohl unterſtützen. François beſtand auf ſeiner Entlaſſung und ſetzte ſie durch; und der arme Schelm ermangelte nicht, ſich auch noch die letzte Bitte ſeiner Herrin: die Urſache ſeines Abgangs gewiſſenhaft zu verheimlichen, als ein Zeugniß gegen ſie auszulegen, da er, von Margarethens Reizen vor einigen Jahren ſelbſt gerührt, für ſeine in ihren Augen lächerliche

Leidenſchaft nur Verachtung eingetauſcht und alſo eine natürliche Abneigung gegen ſie gefaßt, die ihn genugſam darauf vorbereitet hatte, das Dafürhalten des Nachbars Kannengießers von dem geheimnißvollen Geräuſch im Gaſthauſe auch zu dem ſeinigen zu machen.

Der Austritt François' aus ſeinem alten Dienſte, in dem er ſo viele Jahre ausgehalten, verdickte nun auf einmal die Dunſtmaſſe von Gerüchten, die ſo lange über dem Hauſe geſchwebt, weſentlich, und verlieh ihr die Geſtalt einer ſich auf die Häupter ſeiner Bewohner niederſenkenden Wolke von Schmach. Auch ward die innerliche Niedergeſchlagenheit der armen Madame Potdevin und Margarethens durch die Ueberzeugung von der Unſchuld ihres Hausknechts und die ängſtliche Spannung, womit ſie die menſchliche oder übermenſchliche Natur ihres Verfolgers enthüllt zu ſehen gewartigten, um das Doppelte erhöht; wiewohl dieſelbe ſie nicht verhinderte, ihm Alles, was in ihren Kräften ſtand, für den Fall in den Weg zu legen, daß wirklich ſterbliche Gelüſte ein Beweggrund ſeines Umgehens wären. — Sie verſchloſſen demnach ſorgſam alle Reigen von Speiſen und Getränken in die Speiſekammer und verwahrten und verriegelten in der Nacht nach François' Abgange jedweden Zugang des Hauſes, bis auf die geheime Thüre von der Hintertreppe in das grune Zimmer, der ſie aus Ehrfurcht und Grauen nicht zu nahen wagten. Jedoch ging in dieſer nämlichen Nacht der Spuk von neuem los. Geſtöhn, Gejammer und ſogar, wie die Wittwe zu unterſcheiden glaubte, in hohlen Tönen gemurmelte Verwünſchungen ſchienen durch das Getäfel und den Fußboden zu dringen, und zum Uebermaße des Entſetzens fand ſie, als ſie des andern Morgens herunter kam, auf dem Kuchentiſche einen mit Blut beſchriebenen Zettel, der die folgenden Worte enthielt:

»Du gönnſt dem Todten nicht den Biſſen Brot, den ſein ungeſättigter Heißhunger bedarf? Die Würmer zernagen ſchon meinen Leib und erhalten mir die Luſt am Zeitlichen rege, die nicht eher als auch ihr Mahl endet. Höre auf, mich zu ſtören, Undankbare! oder fürchte ſchlimmere Rache von dem beleidigten Geiſte Deines Mannes.«

Dieſe furchtbare Drohung ſteigerte die Qual der Wittwe auf den höchſten Grad. Der Kelch ihrer Leiden floß über; ſie konnte ſie nicht mehr ertragen und beſchloß, mit Margarethens vollkommener Billigung, die Lage der Dinge einigen vertrauten Freunden zu eröffnen und deren Rath anzuhören, um darauf entſcheidende Maßregeln zur Entſchleierung des Geheimniſſes, es möge ſein was es wolle, zu ergreifen.

Die Zuſammenkunft fand auch noch an dem Abend des Tages, da Madame Potdevin jene blutige Warnung entdeckt hatte, und zwar in dem kleinen Nebenſtübchen der Küche, Statt, von wannen ſie mitten im eifrigſten Erzählen beiläufig ein ſcharfes Augenmerk auf ihre Kundleute haben und jedem Rufe Folge leiſten konnte. Und die Mitglieder des geheimen Rathes, Belpeche, Blouffe und Ricochet, ſo wie außerdem zwei nachbarliche Klatſchgevatterinnen, erſchienen nach und nach alle, außer einem, mit feierlichem Ernſte in ihrem Angeſichte und Neugierde in ihrem Herzen, um von Madame Potdevin die Sitzung mit einer umſtändlich, auf ihre beſte Art vorgetragenen Geſchichtserzählung von den geheimnißvollen Dingen, die dem Tode ihres Mannes vorangegangen und den noch ſchauerlicheren, die ihm gefolgt, eröffnet zu hören. Sie ſprach mit leiſer Stimme und halbem Ausdrucke von dem nächtlichen Beſuch, und ihre Zuhörer — außer einem — liehen ihr eine krampfhaft angeſtrengte Aufmerkſamkeit, und ſchienen gleich der Sprecherin Sorge zu

tragen, daß das Echo des grünen Zimmers gerade über ihren Köpfen nicht erweckt werde.

Die wenigen Gäſte hatten ſich einer nach dem andern aus der Küche verlaufen; die Nacht rückte heran, und am Ende kam der große Moment der Erklärung, Berathung und Angſt, die ſchreckbare Drohung deſſelben Morgens, der Blutzettel zum Vorſchein. Beim Anblicke dieſer Urkunde, die geeignet war, das Blut aus den Wangen zu treiben, entfuhr ein durchdringender Laut des Entſetzens allen Verſammelten, außer Paul Ricochet; und derweil die Geſichter der Uebrigen in augenblickliche Starrheit verſanken, gab ſeines nur ein ungläubiges Zucken mit der Lippe zu erkennen.

Die Frauen waren vom Schrecken gelähmt, Belpeche zitterte an allen Gliedern, Blouſſe krümmte und drehete ſich von einer Seite zur andern und huſtete und polterte; und die ganze Gemeinde bezeugte und bekräftigte, daß die blutigen Züge das getreue Facſimile des erwürgten Gaſtwirths ſeien, indem Paul Ricochet noch darauf aufmerkſam machte, welch' geſpenſtiſchen Charakter die Handſchrift an ſich trage.

Demnächſt wurden auch die verſchiedenen Meinungen in der Sache laut und erklärten die Weiber zuvörderſt, es ſei ganz ausgemacht der Geiſt, von dem die Schrift herrühre, und die Wittwe habe nichts zu thun, als daß ſie ſich ſeinen Forderungen ohne Widerrede und etwanige gottvergeſſene Prüfung der Richtigkeit der Sache füge, ja dem unſtäten Geiſte ihre beſten Vorräthe im Hauſe zum Opfer bringe und alsdann dieſes ſelbſt mit ſeinem überirdiſchen Bewohner ein für allemal verlaſſe.

Nur durchkreuzte dieſen unbefriedigenden Rathſchlag plötzlich Blouſſe, der ſeiner natürlichen Ungeduld nicht längeren Einhalt thun konnte und in einen Sturm von Leidenſchaftlichkeit ausbrach, ſchalt die Weiber feige Memmen und Un-

glücksprophetinnen, ſchwur ein Dutzend heftige Eide, verleugnete allen Glauben an Geiſter und Kobolde, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und griff doch zugleich, als er durch das Glasfenſter wahrnahm, daß der Zeiger des weißen Zifferblattes der Uhr in der Küche gerade auf die Naſe der Sonne darüber wies und die Nähe der Mitternacht anzeigte, um die ſeither das unheimliche Geräuſch ſich regelmäßig hatte vernehmen laſſen, unter dem Betheuern nach ſeinem Hut und kurzen Mantel: einer ſo thörichten Berathung nicht länger beiwohnen zu wollen.

Er ward inzwiſchen von Paul Ricochet unterbrochen, der ihn beim Arme nahm und mit ſeinem gewöhnlichen Lächeln zu ihm ſagte:

»Ei, nicht doch, Capitain, Sie müſſen uns nicht ſo juſt zu der Stunde im Stiche laſſen, wenn der Geiſt ſeine Viſite abzuſtatten pflegt.«

Die Weiber kreiſchten laut auf, als ob Paul eine Gotteslästerung ausgeſtoßen hätte, und Belpeche tadelte den Verſtoß gegen den Ernſt der Sache und die leichtſinnige Art ſich auszudrücken; derweil Blouſſe wieder einen kräftigen Fluch that und Miene machte, zur Thür hinauszuſtürzen. Da ſchlug jedoch Paul Ricochet, in dem Augenblicke, als die Uhr die zwölfte Stunde austönte, mit ſo ungläubiger Luſtigkeit eine laute Lache auf, daß die ganze Geſellſchaft davor erbebte. Und noch war der Nachhall des letzten Schlages nicht verklungen, als man aus dem grünen Zimmer im obern Geſtock einen leiſen tiefen Seufzer dringen hörte, den ein Gepolter begleitete, ſo wie es von Alters her die Ankündigung eines noch nicht zur Ruhe gekommenen Geiſtes geweſen iſt.

Ein Laut des Entſetzens gellte durch die Verſammlung; die Frauen verbargen ihr Angeſicht; Blouſſe erzitterte wie

in einem Fieberanfalle, und Belpeche allein hatte die Kraft wieder gefunden, zu reden.

»Das iſt zu arg,« ſagte er, zu Paul gewandt, »das iſt zu arg, Herr Ricochet, das iſt Ihr Werk; Sie haben eine Hand in dem böſen Spiele und eine Abſicht dabei, die ich nicht ergründen kann. Ich klage Sie vor dieſer werthen Frau und ihren Freunden dahier als einen Gaukler und Betrüger an! Ja, ja, lachen Sie und ſpotten Sie nur wie Sie wollen,« fuhr der aufgeregte Gärtner fort, indem er den Gegenſtand ſeiner Anklage zornig anſah.

Allein es war weder Lachen noch Spott in den Geſichtszügen Paul Ricochets. Eine ungewöhnliche Bläſſe hatte ſie überzogen und er ſchien entweder von Schuld übermannt oder von Furcht ergriffen zu ſein, ſo daß Belpeche keinen Anſtand nahm, ſeine erſichtliche Gemüthsbewegung der erſtgenannten Urſache beizumeſſen, damit ihm nur nicht die Freude an ſeiner eignen Weisheit verloren ginge, die ihm den Lohn der Entlarvung verdient hatte.

»Sehen Sie ihn an, Madame Potdevin; ſehen Sie ihn an, meine Damen; ſehen Sie ihn an, Margarethe; ſehen Sie ihn an, Capitain Blouſſe!« ſchrie der erheiterte Belpeche.

Aller Augen wandten ſich Paul zu; aber noch ehe Eins dazu kommen konnte, ihn zu durchſchauen, zog ein noch hohlerer Seufzer als der erſte, und ein wiederholtes Gepolter die Aufmerkſamkeit von ihm ab und erfüllte Alle mit neuen Aengſten.

»Ja, ja!« rief Belpeche aus, »es iſt klar, daß ſein Mitſchuldiger ihm Zeit verſchaffen will, ſich von der Verurtheilung zu erretten.«

»So muß es ſein!« brach Blouſſe mit einem Eide los, und gewann ſeine Klugheit und ſeinen Scharfſinn wieder, »ſo iſt es! Paul Ricochet, das iſt alles Ihr Werk!«

»Paul, Paul!« flüſterte Madame Potdevin mit zärtlicher Ungläubigkeit, »kann es möglich ſein?«

»Iſt es möglich?« wiederholten die beiden Nachbarinnen.

»Nein, ich bin gewiß, es kann nicht ſein und iſt nicht ſo,« ſprach Margarethe lebhaft. »Ich verbürge mich, daß Paul nicht mehr davon weiß, als Herr Belpeche ſelbſt.«

»Laſſen Sie ſich ſagen . . . .« begann Belpeche eine neue Anklage herzuſtammeln; allein Paul Ricochet unterbrach ihn raſch, ſtand mit entſchloſſener Geberde auf, ging mit großen Schritten auf die Stubenthüre zu, die er feſt verſchloß, und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Darauf trat er mitten unter die Anweſenden und ſprach:

»Meine Herren und Damen, das geht ein wenig zu weit, dem muß ein Ende werden und zwar gleich. Ich geſtehe, daß ich über Ihren Argwohn nicht erſtaunt bin; aber ich hoffe, daß Niemand, der mich kennt, mich bei kaltem Blute einer ſolchen Niedrigkeit fähig glauben wird. Ich war bisher allerdings ungläubig genug, ich verlachte dieſe Schrecken. Aber ich bin jetzt nicht mehr ſo geſinnt. Daß hier etwas, gleichviel ob Menſchliches oder Uebernatürliches, ſein Weſen treibt, iſt klar; was mich angeht, ſo betheure ich, daß ich völlig unſchuldig daran bin. Ich bin aber angeklagt und die Wahrheit muß an den Tag kommen. Und darum verläßt Niemand dieſes Zimmer, bevor wir uns nicht über die Maßregeln einigen, die zu Entdeckung des Geheimniſſes zu ergreifen ſind. Das iſt mein Entſchluß.«

Auf dieſe Anrede fand nun auch allerdings ein ſehr ernſtes Geſpräch Statt; und das Erſte, was Paul vorſchlug, oder vielmehr befahl, war eine ſofortige Unterſuchung des oberen Zimmers, die er, als ihm nach einigen Bedenklichkeiten gehorſamt ward, an der Spitze der mit Schaufeln, Zangen und Leuchtern in der Eile möglichſt wohl bewaffneten Geſellſchaft muthig unternahm.

Die Weiber blieben indeß zitternd und bebend an der Thüre oben ſtehen. Capitain Blouffe ließ ſein Licht fallen und auslöſchen, und rann die Treppe wieder hinab, um es anzuzünden, obſchon vier oder fünf andere brennende Lichter um und neben ihm waren; und allein Paul und Belpeche gingen mit erträglicher Faſſung hinein und durchforſchten ſorgfältig jeden Winkel, wie nicht minder das verhängnißvolle Bett, ohne doch etwas vorzufinden; bis die Thüre endlich wieder zugemacht und unter der Anführung Blouffe's, der den Damen höflich vorleuchtete, der Rückzug angetreten ward, den der anſcheinend unmuthige und in ſich gekehrte Paul beſchloß.

Man nahm alsdann auf's Neue in der kleinen Unterſtube Platz und ſetzte die Berathſchlagung mit verdoppeltem Eifer fort, in dem viele Pläne gefaßt und verworfen wurden. Die Sache etwa öffentlich einzugeſtehen, die Polizei anzuſprechen und andere Maßregeln der Art wurden einſtimmig als zu gefährlich für den guten Ruf des Hauſes erklärt, und würden eben, meinte man, jede Anſtrengung, etwas zu entdecken, dadurch vereiteln, daß man ſo den Geiſt warnte, auf ſeiner Hut zu ſein. Man beſchloß vielmehr, in aller Stille, aber mit Ausdauer, Nachtwachen anzuſtellen, die am beſten geeignet wären, die Betrüger zu fangen, falls welche die Hände im Spiele hätten, und es wurde ſchließlich feſtgeſtellt, daß die drei anweſenden Nebenbuhler und auserwählten Rathgeber der Madame Potdevin ihr einen ſolchen Dienſt ſo lange leiſten ſollten, bis das Geheimniß ſo oder ſo entſchleiert wäre.

Wegen der dabei anzuwendenden Reihefolge wurde gelo'ſt, und Madame Potdevin ſchnitt aus braunem Packpapiere drei Streifen von verſchiedener Länge: wer das kürzeſte zöge, ſollte den beneidenswerthen Vorzug haben, der erſte

Wächter zu ſein. Die Wittwe machte ihre Hand feſt zu, ſo wie die Bewerber die ihrigen ausſtreckten.

Belpeche drückte zitternd die Augen zu, zog zuerſt und zog das kürzeſte Loos. Blouſſe folgte ihm mit weggewendetem Kopfe, unwillig ſeinem Schickſal in das Auge zu ſehen. Ihm war das mittlere zugefallen, und indem die Wittwe ihre Hand aufthat und das letzte und längſte Paul Ricochet reichte, blinzelte ihr Auge dazu recht wohlgefällig wegen des guten Glückes, das ihren Liebling am meiſten von dem Wagniß entfernte.

Nach beendigter Ceremonie wappnete ſich ein Jeder mit ſeinem beſten Muthe und erklärte ſich Belpeche bereit, in der kommenden Nacht ſeine Pflicht zu erfüllen; derweil Blouſſe hoffte, Belpeches guter Erfolg werde ihn der Nothwendigkeit entheben, ſeinerſeits an die Reihe zu kommen, und ſchwur, wenn er nicht den Willen des Schickſals ehren müßte, möchte er gleich ſelbſt die morgende Wache thun und die Sache ein für allemal allein abmachen. Ricochet ſprach wenig und wünſchte nur, daß Alles zur Zufriedenſtellung aller Theile ablaufe.

Und um die Feierlichkeit recht würdig zu beſchließen, um den abenteuernden Rittern deſto ſtärkeren Thatendurſt zu verleihen, um ihre eigene Freigebigkeit zu bethätigen, erklärte die Wittwe Potdevin nun mit erhöhtem Tone: wie ſie im Gefühle ihres ſchutzloſen Alleinſtehens und in Anerkennung des weſentlichen Dienſtes, den man ihr zu leiſten vorhabe, ſich dahin entſchieden: dem, der ſie von ihrem unheimlichen Gaſte glücklich befreie, nicht nur die Summe von zehntauſend Franken baar zu ſchenken, ſondern auch, in ſo weit es ihr möglich ſei, jeden ſonſtigen Wunſch zu erfüllen — den es ihm gefalle, an ſie zu richten.

Die letzten Worte wurden mit ſtotternder Stimme, ab-

gewandtem Kopfe und niedergeſchlagenen Augen geſprochen. Jedoch warfen dieſe zugleich einen flüchtigen Seitenblick auf ihre eigene ſtattliche Perſon, die im Spiegel wiederſtrahlte, und ſchienen ſich der Abſichten des Kleeblattes, das ſie umgab, ſo wie deſſen wohl bewußt zu ſein, daß dieſe allein das Ziel ihrer Hoffnungen.

»O, großmüthige Frau!« ſchmunzelte der alte Belpeche.

»Brav, Wittwe, brav!« rief Blouffe und ſchlug ihr mit ſeiner harten, breiten Fauſt auf die Schulter.

»Sie ſagen gar nichts, Paul?« fragte die Wittwe in ſchüchternem, unterwürfigem Tone.

»Ja, Madame,« verſetzte er, »Sie wiſſen, ich mache wenig Worte. Ich fühle recht wohl, was die freimüthige Erklärung, die Sie den Herren und mir gegeben haben, auf ſich hat, ich bin auch verſichert, daß Sie Ihr Verſprechen redlich halten wollen, und weiß es, daß die Ausſicht auf den Lohn, den wir uns verdienen können, uns alle Drei glücklich macht. Sie wiſſen aber auch, Madame, daß die Frauen ſich zuweilen anders beſinnen, und darum würde es wohl für alle Theile beſſer ſein, wenn Sie Ihre Zuſage ſchriftlich abgeben und morgenden Tages vor einem Geſchwornen gerichtlich beſtätigen wollten. Sie halten mir meine Unbeſcheidenheit gewiß zu gute und legen mir meine Beweggründe nicht übel aus.«

»Ich vergebe Ihnen alles, Paul,« erwiederte die Wittwe, und finde die Klugheit, mit der Sie immer zu wege gehen, ſehr löblich. Ich willige gern in Ihren Antrag ein und werde den Schein morgen ausſtellen und unterſchreiben.«

Lauter Beifall von Seiten des Gärtners und Schmugglers, die alle beide darauf rechneten, den Preis zu gewinnen, wiewohl ſie vor der Gefahr, die ſie untergingen, keine ge-

ringe Scheu trugen und ein ſtilles und zufriedenes Lächeln Paul Ricochets beſchloſſen die Sitzung.

Der Morgen dämmerte ſchon, als die Geſellſchaft auseinanderging, und die Freunde der Wittwe ſtahlen ſich unbemerkt zum Hauſe hinaus, indem ſie und Margarethe ſich in ihr Bett niederlegten, um über das Vergangene nachzugrübeln und noch einige Stunden Schlaf zu erhaſchen, der ſie befähigte, mit erneuten Kräften der Zukunft entgegenzugehen.

Der folgende Tag verging dem Gärtner Belpeche in lauter Unruhe und unbehaglicher Aufregung ſeiner Gefühle und Gedanken; nicht etwa, daß er geradezu an Geſpenſter geglaubt hätte, aber er war doch ein vorſichtiger alter Mann, der es für thöricht hielt, ſeinen eigenen Unglauben zu weit zu treiben, und hatte vielleicht, wie die meiſten Leute ſeiner Art, ſeine guten Gründe, beſorgt zu ſein, die es ihm zum Geſetz machten, des Abends niemals über einen Kirchhof zu gehen, von übernatürlichen Erſcheinungen niemals geringſchätzig zu ſprechen und auch das Licht nicht eher auszublaſen, als bis er ſich mit dem Kopfe unter die Decke verkrochen und ſeine Füße ſorgſam und künſtlich darein gewickelt hatte, um vor jeder etwanigen geſpenſtiſchen Berührung geſichert zu ſein.

Sobald es denn nun an dieſem hochwichtigen Tage finſter zu werden anfing, ſtellten ſich mit ihm ganz andere Dinge als philoſophiſche Betrachtungen an und überlief ihn ein oder zweimal ein ſtarker Schauder, daß er wohl gar drauf und dranſei, einer übernatürlichen Kraft Trotz zu bieten. Nur überkam ſein beſſeres Theil am Ende dieſe trügeriſchen Einflüſterungen und kehrte er zu ſeiner Ueberzeugung von der

geſtrigen Nacht zurück: daß Alles nur das Werk menſchlichen oder vielmehr unmenſchlichen Muthwillens, oder, wenn in ernſtlicher Abſicht angeſtiftet, eine Kriegsliſt Paul Ricochets ſei, der damit die Wittwe in ſeine Arme ſcheuchen wolle. Dieſer letzte Einfall ſchürte noch einmal Belpeches übrigen Muth in ſeinen paar ausglimmenden Kohlen zuſammen, und ſo trollte er von Hauſe mit dem rüſtigen Willen fort, als ein anderer Sankt Georg den Drachen dieſer Hinterliſt zu bekämpfen.

In dem Gaſthauſe angelangt, fand er die Verbündeten ſchon ſo pünktlich in dem kleinen Cabinet verſammelt, als ob die Reihe zu wachen an ihnen ſelbſt geweſen wäre, und wurde er von Seiten der Gevatterinnen mit vielen Lobſprüchen ſeiner Herzhaftigkeit und Weiſſagungen ſeiner Großthaten empfangen. Von den Andern ſchien indeſſen Niemand durch ſein Worthalten erbaut zu ſein. Und die Wittwe insbeſondere ſah ihn mit verdroſſenen Blicken an, da ſie nach ihrer erſten Beſorgniß um Ricochet in der That die Hoffnung gehegt hatte, daß die Feigheit ſeiner Nebenbuhler ihm die Laufbahn zum Gewinne des ihm zugedachten Preiſes völlig frei laſſen werde. Capitain Blouffe aar, der zuvor Wetten in ſeinen Lieblingsartikeln, Rum, Genevre, Taback und engliſchem Muſſelin angeboten: daß der Gärtner das Abenteuer beſtehen und ihnen das Nachſehen laſſen werde, war noch ärgerlicher als die Anderen, weil er darauf gerechnet hatte, ſobald Jener ſein Recht des Vortrittes aufgebe, die ganze Abrede überhaupt für null und nichtig zu erklären und nunmehr, um jede Ausrede geprellt, ſo gut angeführt war, als ein Zungenheld es irgend ſein konnte. Ja, es hatte ſelbſt Paul Ricochet auf die Furchtſamkeit des Gärtners mit ſolcher Zuverſicht gebaut, daß er jetzt nicht wenig bange war, deſſen Schlauheit möge, noch

bevor auch er handelnd aufzutreten im Stande ſei, hinter das Geheimniß kommen. Von dem Schmuggler wußte er, daß nichts anderes als ein Rückzug zu erwarten ſei. Auch war Margarethe ihrerſeits allzuſehr in ihren eigenen Gefühlen befangen, um den Gärtner ſonderlich enthuſiaſtiſch zu begrüßen. Und das war zumal gewiß kein kleines Mißgeſchick für ihn, deſſen dermalige Gemüthsſtimmung der ermuthigenden Anſprache ſo ſehr bedurft hätte. Er ſuchte zur Entſchädigung dafür ſeinen ſinkenden Lebensgeiſtern, die nach einem moraliſchen Labetrunke dürſteten, durch ein Glas Cognac wieder aufzuhelfen, und Capitain Blouffe leerte bloß mit zur Geſellſchaft ein anderes, um auf gut Glück anzuſtoßen, das er ihm aber ſo herzlich als die Wittwe zum Teufel wünſchte, ihn zu dem ganzen Frevel verleitet zu haben.

Da ſchlug die Glocke ſo eben halb zwölf. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Belpeche ſagte den vier Frauen ein zärtliches Lebewohl, hüllte ſich in ſeinen warmen langen Rock von braunem Camelott, ſetzte ſeine weiße baumwollene Nachtmütze auf, nahm Capitain Blouffe's Hirſchfänger unter den Arm, eine wohlverſorgte Lampe in die Hand und wankte mit der Miene eines armen Sünders, der das Schaffott beſteigt, zu dem grünen Zimmer empor, um den Geiſt oder Betrüger verabredetermaßen an der Grenze des Gebietes zu betreffen, das er ſo lange ſtraflos überſchritten hatte.

Paul Ricochet führte den alten Gärtner auf der einen Seite und der Capitain verſprach dies auf der andern zu thun; ehe er aber noch den oberen Hafen mit ihm erreichte, ließ er den Stöpſel aus der Brantweinflaſche fallen, die er zu Belpeches Stärkung mitgenommen hatte, und tappte ſo lange darnach herum, inzwiſchen immer tüchtig zechend, bis Belpeche mit ſeinem weniger zaghaften Begleiter das Zimmer erreicht hatte.

Ein helles Feuer kniſterte bald im Kamine auf, worein Paul ſchon bei Tage Reiſig geſteckt, und Belpeche ſank darnach, indem es ihn ſchüttelte, in einen Armſeſſel bei dem Feuer nieder. Der über die Wahrzeichen ſeiner Angſt erfreute Paul ſtellte die kalte Keule einer gebratenen Gans, Brod und Käſe und eine große Blutwurſt auf den Tiſch vor ihn und Blouffe ſteckte den Kopf lauſchend zur Thür herein, entledigte ſich ſeiner halbleeren Branntweinflaſche und ſchlich ſogleich wieder hinaus. Ricochet wünſchte der wackeren Schildwache mit übertriebener Aengſtlichkeit eine gute Nacht, verſprach, bei dem leiſeſten Geräuſche zu ihrem Beiſtande herzueilen und ging die Treppe raſch wieder hinunter, um ſich auf ſeinen Poſten im Hinterhalte des Nebenſtübchens zu dem Capitain und den Frauen zu begeben.

Der Aufregung im untern, der Todesangſt im obern Geſtocke wurde durch den ſo ſehr gefürchteten und fürchterlichen Beſuch nicht lange darauf ihr Ziel geſetzt. Eins, zwei, drei! — ſieben, acht, neun! — Zwölf! ſchlug die Uhr, und: Zwölf! wiederholte der volle Chor im Unterſtübchen, als ein geiſterhaftes Aechzen durch die Ritzen der Decke zu ihnen drang und ein ſchwacher erſterbender Aufſchrei aus Belpeches von der Angſt zuſammengepreßter Kehle ihm nachfolgte. Einen Augenblick ſpäter krachte es, wie wenn ein ſchwerer Körper auf den obern Fußboden hingefallen wäre.

Die Weiber kreiſchten Alle laut und ihrer zwei krochen unter den Tiſch. Die andern beiden, Madame Potdevin und Margarethe, bezeigten mehr Faſſung und Geiſtesgegenwart. Die erſtere warf ſich auf Paul Ricochet, der, mit einem langen verroſteten Haudegen bewaffnet, fortſtürzte und beſchwur ihn bei allen Heiligen, ſich nicht der Gefahr eines Zuſammentreffens mit ihrem geheimnißvollen Feinde da oben

preis zu geben, und die letztere ſprang zu dem Capitain, nicht um ihn zurück zu halten, ſondern nach der Thür vorzuſchieben, von der er mit wahrer Stätigkeit zurückſtarrte. Er hatte zwar ſeine alte meſſingene Piſtole aus dem Gürtel gelangt und ſpannte ſie; er ſelber aber bewies bei weitem nicht ſo viel Bereitwilligkeit loszugehen.

»Fort, fort, Capitain!« rief Margarethe und drängte ihn mit Händen und Knieen vorwärts.

»Wer zum Teufel hält mich da!« ſchrie der Capitain und fuhr zurück, indem er jedes einzelne Wort nachdrücklich betonte.

»Du ſollſt, du darfſt nicht!« ſchluchzte die Wittwe und umklammerte Paul mit ihren Armen.

»Um Gotteswillen, laſſen Sie mich! Herr Belpeche wird ermordet!« brüllte Paul, riß ſich endlich mit einem tüchtigen Rucke aus den Umarmungen der Wittwe und ſtürmte zur Thür hinaus, Treppauf, den Capitain beim Rockkragen mit ſich ſchleppend.

Als ſie die Thür des grünen Zimmers erreichten, ſprengte Ricochet ſie mit dem Fuße und feuerte Blouffe, vor lauter Zittern und Beben, dicht an dem Kopfe ſeines Begleiters vorbei die Piſtole ab. Die Kugel ſengte das Pelzwerk ſeiner Mütze und ziſchte durch eine der Bettpfoſten.

Paul ſprang vorwärts und Blouffe, durch den Knall ermuthigt und beſchämt, ſogar weniger beherzt als die Weiber zu ſein, die jetzt die Treppen emporgeſchrieen kamen, folgte ihm in das Zimmer und ſtand ihm bei, den betäubten Gärtner wieder aufzurichten, der der Länge nach auf dem Geſichte am Boden lag. Der Tiſch lag umgeworfen neben ihm und jede Spur von ſeinem Nachteſſen war verſchwunden.

Nachdem aber alſo Paul ſich überzeugt hatte, daß Bel-

peche noch lebendig und wenigſtens am Körper heil ſei, überantwortete er ihn der Fürſorge Blouffes und der Frauen, und forſchte ſelbſt in allen möglichen Richtungen der Spur des Feindes nach. Er durchſtöberte alle Orte und Enden des Hauſes, von den Dachkammern herunter bis in die Keller, nahm auch die Nebengebäude in genauen Augenſchein und überſah keinen Winkel, der einen Menſchen hätte verbergen können. Seine Bemühungen waren indeß alle vergebens und er kehrte verwirrt und unbefriedigt zu den Uebrigen zurück.

Des Gärtners Ausſage von der Erſcheinung, die ihn halb zu Tode erſchreckt hatte, war höchſt ſchauerlich. »Nur beſchreiben,« ſagte er, »könnte er ſie nicht,« denn er geſtand ein, daß er in dem Augenblicke, da er den erſten Seufzer in das grüne Zimmer dringen hörte, platt zu Boden fiel und nicht eher wieder in die Höhe zu ſehen wagte, als bis Paul Ricochet ihm zu Hülfe kam. Aber er wußte gewiß, daß es etwas Furchtbares geweſen ſein mußte, das eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können, und unterſtand ſich alſo ſchon wegen dieſes Umſtandes nicht, beſonders aber weil es einen ſtarken Bimſteingeruch hinterlaſſen, als es unter Donner und Blitz verſchwunden ſei, ſeine überirdiſche Natur zu bezweifeln. Das Losbrennen der Piſtole des Capitains Blouffe erklärte Paul Ricochet dieſes letztere Phänomen allerdings, und wegen des Verſchwindens der Lebensmittel, das nur er allein bemerkt, machte er ſich allerhand Gedanken; indeſſen war vor der Hand nichts weiter zu thun, und ſo ging man mit dem Vorſatze auseinander, für die nächſtfolgende Nacht beſſere Vorkehrungen zu treffen. —

In der zehnten Stunde des nächſten Abends ſah man auf dem äußern Hafendamme einen Mann in großer Bewegung auf und abgehen. Er war in einen groben Schiffer-

mantel gehüllt, auf ſeinem Kopfe ſaß eine rothe wollene Zipfelmütze, ſeine Füße ſteckten in langen faltenreichen Waſſerſtiefeln, und eine Cigarre glomm ihm fortwährend im Munde, wenn er ſie nicht auf einen Augenblick herausnahm, um eine mit Leder überzogene Branntweinflaſche daranzuſetzen.

Ungeachtet alles deſſen, und wiewohl der Abend für die Jahreszeit gar nicht kalt war, ſahen doch einige Vorübergehende dieſen Wanderer einmal über das andere zuſammenfahren. Und antwortete er auf ein halbes Dutzend freundſchaftliche: »Wie geht's?« nur mit Zähneklappern und unartikulirten Lauten, die das: »Recht gut,« das ſie beſagen wollten, Lügen ſtraften. Der Mann war eben Capitain Blouſſe und die Urſache ſeiner Aufregung Furcht. Er hatte einen qualenvollen Tag zugebracht, und jetzt ſchlugen die mächtigen Wogen der Fluth brauſend hoch empor und krochen und wälzten ſich und leckten nach ihm hin; jetzt ging die Mondesſichel in einem Dunſt- und Nebelmeere blutroth auf und erleichterte ihm das Herz auch nicht.

»Was iſt da zu thun?« Die ſchwere Frage wogte in ſeinem Innern auf und nieder wie die See vor ihm, und beantwortete ſich bald ſo bald ſo, je nachdem das Für und Wider, das wir kennen, vorwaltete. Allein am Ende trug die Vorſtellung der ſchmucken Wittwe mit den ſchweren Taſchen über die des bleichen gräßlichen Geſpenſtes mit dem ſchweren Magen den Sieg davon und wandte er ſeine Schritte entſchloſſen dem Verſammlungsorte zu, an dem man ihn erwartete.

Nur konnte er ſich nicht enthalten, einen ſehnſüchtigen Scheideblick auf ſeinen kleinen Kutter zu werfen, der leicht auf dem Buſen der Wellen tanzte; und ſich auf die hohe

See, aus ſeiner gegenwärtigen argen Klemme herauszuwünſchen.

Die erforderlichen Vorſichtsmaaßregeln für dieſe zweite Nacht waren nach einigem Wortwechſel mit den Haupttheiligten bei ſeiner Ankunft bald getroffen. Und Blouffe erklärte rund heraus, daß er in dem grünen Zimmer nicht wachen werde, vertheidigte ſeinen Vorſatz mit glücklichem Erfolge, indem er auf die ſoviel größere Wahrſcheinlichkeit aufmerkſam machte, des Geiſtes habhaft zu werden, wenn man ihm mehr nach der Tiefe des Hauſes zu auflauere und auf der friſchen That ſeines Diebſtahles zu ertappen ſuche. Und ordnete ſodann, als der eigentliche Held des Tages, was geſchehen oder nicht geſchehen ſollte, mit feierlichem Ernſte ſelbſt an.

Die Wittwe und ihre Magd Margarethe, zuſammt den beiden getreuen Freundinnen, wurden diesmal und zwar mit der Anweiſung in die Schlafſtube geſteckt, ſich allda ſo ruhig als möglich zu verhalten, um das Geſpenſt nicht vor ihrer Nähe zu warnen, falls es auch heute wieder käme. Hingegen der auf die Ausrichtungen ſeines Nebenbuhlers neugierige Belpeche und Paul Ricochet, der ſich Blouffe's Leitung ſtillſchweigend überließ, wohl bewaffnet in dem Gange aufgeſtellt, der von dem Thorwege zu der Küche führte, deren Thür zugehalten ward. Und ehe noch jeglicher ſeinen Platz einnahm, begab ſich der Capitain Blouffe ſelbſt an den ſeinigen, der kein anderer, als das hohe Gehäuſe der Wanduhr, durch deren ovales Fenſter er überſehen konnte, was in der Küche vorging, und hinter dem er doch vor dem Argwohne des Geiſtes ſicher geſtellt war, weil er ſich ſogar für den Fall, daß Paul Ricochet ein Verräther, inſofern vorgeſehen hatte, als er dieſe ſeine Wahl des Hinterhaltes Niemandem mitgetheilt.

Er drückte ſich alſo, zu der Verwunderung der Zuſchauer, mit einiger Schwierigkeit in das enge Haus, das ihn ſelbſt ohne Rock und Wamms kaum bergen konnte, ſchmiegte ſeinen Hirſchfänger feſt an ſeine Seite, hielt die geſpannte Piſtole in der Hand, um ſie beim erſten verdächtigen Anzeichen loszubrennen und nahm von ſeinen Freunden Abſchied, die die Thür hinter ihm zuklemmten und ihn mit ſeinen Gefühlen ſich anheimſtellten.

Es fehlte noch eine Viertelſtunde an der Mitternacht. Tiefe Stille umgab den einſamen Wächter, und ſein düſteres Angeſicht ſah ſelbſt geſpenſtiſch hinter dem Glasfenſter hervor in die Dunkelheit. Die bleiche Sonne über ihm ſchien vor Zufriedenheit über den neuerworbenen würdigen Genoſſen zu grinſen.

Ricochet hielt von Zeit zu Zeit ſein Ohr horchend an die Küchenthür, hörte aber nichts als das traurige Picken der Uhr, dem er es faſt abzumerken glaubte, wie beſchwerlich ihr ihr Bettgenoſſe falle, vermiſcht mit den tiefen Athemzügen des Capitains und deſſen von Zeit zu Zeit wiederholtes leiſes Räuſpern, mit dem er ſich, gleich als ob er mit einem Anderen in Unterredung begriffen wäre, das Herz erleichterte.

Die Viertelſtunde peinlicher Spannung ging vorüber, und das feierliche Schnurren der Kette verkündete, daß der Hammer langſam ausholte, um die verhängnißſchweren Schläge auf die dumpftönende Glocke zu thun.

Hernieder fiel er zwölf erſchreckliche Male und jedes einzelne Mal prickelte dem armen Gefangenen die ganze Haut und ging ihm durch und durch. Der lange Wiederhall des letzten Schlages erſtarb, und ſeine unausbleibliche Antwort, ein tiefer, hohler Seufzer, erſcholl ſofort aus dem grünen Zimmer. Ricochet faßte ſeine Waffe feſter in die Hand,

Belpeche hätte die ſeinige beinahe den zitternden Fingern entfallen laſſen. Beide lauſchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und es war ihnen, als rieſele aus der Kehle des Capitains ein Gemurmel, derweil das Uhrgehäuſe laut ſchütterte, als ob ſein Inhalt über und über erbebe. Dann war wieder alles ſtill.

Einen Augenblick ſpäter wurden leiſe, langſame Fußtritte hörbar, die die Treppe herunterkamen und ſich der Küche näherten.

Ricochets Lebensgeiſter zuckten ihm in allen Fingerſpitzen; Belpeches ſchrumpften immer mehr zuſammen. Beide ſtanden und paßten auf Blouffe's Angriff, der eine bereit auf den Geiſt loszuſpringen, der andere auf die Straße hinauszulaufen.

Allein kein Angriff erfolgte, kein Lärm ward laut und in ein oder zwei Minuten entfernten ſich die Fußtritte leiſe aus dem Gehörkreis der Lauſcher. Dann war wieder alles ſtill.

Paul Ricochet konnte es nicht länger aushalten. Er riß die Küchenthür auf und ſtürmte hinein; kein Feind, weder ein körperlicher noch körperloſer war zu ſehen. Die Lebensmittel, die als Lockſpeiſe auf den Tiſch gelegt worden, waren verſchwunden, ſonſt alles unverändert, ſo wie es geweſen.

Ein banger Zweifel ſchoß ihm plötzlich durch die Gedanken, was aus dem Capitain Blouffe geworden ſein möge, und er hielt es doch für nicht unmöglich, daß der Böſe in leibhafter Perſon dageweſen ſein und den unſeligen Schmuggler in ſein Schattenreich mit fortgeführt haben könne. Er machte die Thür des Uhrgehäuſes geſchwind auf und erſchrak faſt eben ſo ſehr als wenn Blouffe nicht darin geweſen wäre, als ihm ſein Leichnam daraus entgegen fiel, ſteif,

unbeweglich, leblos, und Hirſchfänger und Piſtole zu Boden raſſelten.

Man konnte nichts Gräßlicheres ſehen, als des Capitains leichen- oder mumienhaftes Angeſicht, unter dem brennenden Scharlach ſeiner wollenen Mütze, und als Paul ihn nach dem Kamine ſchleifte, wo die Nachtlampe ſtand, gingen ſeine langen Stiefeln halb von den Beinen los und ſchleppten hinterdrein, indem ſie ſeiner Geſtalt ein höchſt übernatürliches oder beſſer leichenhaftes Anſehen von Starrheit und geſtreckter Länge verliehen.

»Herr Belpeche, Herr Belpeche! um Gotteswillen, kommen Sie her,« ſchrie Paul, derweil er den Capitain faſt erdroſſelte, um den Doppelknoten ſeines ſchwarzen Halstuches aufzuknüpfen.

»Hier bin ich!« antwortete Belpeche vom Straßenthore her, das er umſonſt verſuchte aufzumachen, weil es zuvor von Paul und Margarethen ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt worden war.

»Einen Krug Waſſer, einen Krug Waſſer!« rief Paul, und hatte dies nicht ſobald geſagt, als die dienſtfertige Hand Margarethens, die auf Pauls Hülferufen mit der Wittwe und den andern Frauen die Treppe heruntergeeilt war, einen mit dem reinen Elemente vollgefüllten anſehnlichen Krug über Blouffe's Antlitz ausſchüttete.

Dieſes tüchtige Bad brachte den Capitain flugs wieder zu ſich, und ſobald Margarethe ſah, daß er noch lebte, ließ ſie es ihre vornehmlichſte Sorge ſein, die Eröffnungen zu verhüten, die der Gärtner im Begriffe ſtand, aller Welt zu machen. Sie rannte geſchwind ans Thor und zog ihn bei ſeinem gepuderten Zopfe, ſeines ängſtlichen Schreiens und Sträubens ungeachtet, rückwärts wieder in die Küche, wo es lange Zeit und Mühe koſtete, ehe er ſich überzeugte, daß

er dieſe Gewalt von Margarethens Händen erlitt und mitten unter ſeinen Genoſſen und Verbündeten war.

Blouſſe fand nach einigen Minuten ſeine Beſinnung und zugleich ein Theil ſeiner gewohnten Unverſchämtheit wieder. Und da er ſah, daß er friſch und geſund war, ſo verleugnete er alle Furcht und ſchwur, er ſei nur eingeſchlafen und habe im Traume den Teufel vor Augen geſehen. Mehr wußte er jedoch nicht auszuſagen; und alſo endete die zweite Nachtwache, die Alles noch verworrener und räthſelhafter als vorher gemacht hatte.

Die Sache begann jetzt eine ernſthaftere Wendung zu nehmen, und was bisher Komiſches in den Mißgeſchicken der beiden Nebenbuhler gelegen hatte, trat fortan in den Hintergrund; das Geheimniß, das heißt, ſo viel davon in der That zu löſen war, ſollte ſich eben auf ganz verſchiedene Weiſe löſen.

Die tauſendzüngige Fama war in den letztern Tagen ungemein geſchäftig in La Rochelle geweſen. Alle die Mühlen, die in den Mäulern der Neugierigen jedwedes Korn von Neuigkeit zu zermalmen pflegen, hatten in Thätigkeit geklappert. Ja, jeder andere intereſſante Skandal war bei Seite gelegt worden, auf daß man nur das eine ſeltſame Geheimniß, das über der Wohnung der Wittwe ſchwebte, recht mit Weile von allen Seiten beſchauen könnte. Und es waren in Bezug darauf auch jene ſchon erwähnten abgewieſenen Freier nicht faul geweſen, das unreine Oel der Verleumdung und Uebertreibung in die Flamme zu gießen; die inſonderheit der abgedankte Hausknecht und der Kannengießer, deren verſchmähte Liebe alle Milch ihrer Natur

zu Quark gerinnen machen, mit dem Vorrechte der Nachbarſchaft angefacht hatten.

Nachdem aber die ganze Stadt darauf in Aufruhr und Verwirrung gerathen war, konnte die Obrigkeit nicht länger umhin, auch ihrerſeits einzuſchreiten und erſchien denn ſchon am Morgen, nach Capitain Blouffe's Abenteuer in der Uhr, ein förmlicher Unterſuchungsausſchuß von Aktuarien, Regiſtratoren und anderen öffentlichen Beamten in dem Gaſthofe. Die Wittwe und ihre drei Freier, Margarethe und die zwei Gevatterinnen, deren natürlicher Hang am meiſten dazu beigetragen hatte, die Geſchichte unter die Leute zu bringen, wurden ſämmtlich verhört und ihre Ausſagen zu Protokoll gebracht und die Nachforſchungen überhaupt ſo weit ausgedehnt, als die elaſtiſche Unbeſtimmtheit der Gerüchte dies irgend zuließ. Nur hatte die Sache zuletzt nach den ermüdendſten Verhandlungen kein weiteres Ergebniß, als daß man übereinkam, in der folgenden Nacht ſolle auch Paul Ricochet, an dem nun die Reihe zu wachen war, ſeine Pflicht erfüllen und zwar beſorgt ſein, ſeinen Charakter von den Beſchuldigungen zu reinigen, die der alte halsſtarrige Gärtner nun und nimmermehr aufhören wollte, wider ihn vorzubringen.

Die franzöſiſchen Gerichte laſſen nicht leicht eine ihnen zugeflogene Taube los, ſo lange noch eine Feder an ihr zu rupfen iſt, und da der Wittwe Potdevin dies natürlich nicht allein verborgen geblieben ſein konnte, war ſie alſo keineswegs erſtaunt, als bald nach dem Abgange der Commiſſion ein paar geſtiefelte und geſpornte baumlange Gens-d'armen bei ihr einquartirt wurden, die die wärmſten Sitze am Kamine für ſich einnahmen, das beſte Eſſen und Trinken forderten und ſich auch ſonſt als Herren und Gebieter betrugen, dieweil ſie von ihrer Behörde den Auftrag erhal-

ten hatten, der Wittwe und ihrer Magd ſo wie Paul Ricochet in ſeinem mitternächtlichen Verfahren allen möglichen Vorſchub und Beiſtand zu leiſten, wenn gleich nebenbei eine jede Perſon oder Sache, alles Reden, Thun und Denken ſogar, das zu ihrer Kenntniß gelange, ſcharf zu beaufſichtigen.

Der Tag ſchlich dann den Bewohnern des Gaſthauſes träge genug hin, und das ewige Ab- und Zulaufen von Neugierigen trug weſentlich mit bei, ihr Mißbehagen zu erhöhen. Die Wittwe hatte die ausdrückliche Bedingung dabei gemacht, daß Paul nicht von ihrer Seite wiche, und Belpeche und Blouſſe geſellten ſich freiwillig zu ihnen, ja erboten ſich ſogar, durch die Gegenwart der Gensdarmen ungemein beherzt geworden, desgleichen die ganze Nacht aufzuſitzen und nach wie vor aus allen Kräften zu der Entlarvung des geheimen Ruheſtörers mitzuwirken, was eben Paul, um nicht neuen Verdacht zu erregen, ſich wohl oder übel gefallen laſſen mußte.

Dem Syſteme gemäß, das man für dieſe Nacht in der Verfolgung des Geſpenſtes befolgen wollte, legten ſich nun die Frauen zeitig zu Bette. Die Lichter wurden ausgelöſcht, und die fünf wachehaltenden Männer ſanken ſchweigſam und dicht bei einander auf Matratzen auf dem Fußboden des Unterſtübchens nieder, das außerhalb des Geſichtskreiſes der Treppe, aber ſo nahe bei lag, daß man ſich von dannen jedes unwiſſentlichen Eindringlinges in ſeine gefährliche Nachbarſchaft leicht bemächtigen konnte.

In der elften Stunde lag jedermann auf ſeinem Poſten, Blouſſe am weiteſten von der Thüre, Ricochet zunächſt, und zahlten Alle und Jeglicher, indem ihre Herzen in verſchiedenem Takte ſchlugen, die Secunden nach, wie ſie regelmäßig und feierlich in der nächtlichen Stille die Küchenuhr angab.

Die Zeit wich, einem alten abgetriebenen Miethgaule gleich, nicht um einen Augenblick, weder in Schnelligkeit noch Läſſigkeit, von ihrem eingewohnten Paßgange ab. Die Mitternacht rückte langſam aber ſicher heran und die Uhr ſchlug die Stunde laut und ſtark mit unerſchütterlicher Unbefangenheit für die hoch geſpannten Gemüther, die ſie hörten, aus. Ihr letzter zitternder Widerhall verlor ſich abermals, — und abermals griff in den erſterbenden Ton der leiſe tiefe Seufzer ein, der von dem grünen Zimmer kam. Abermals griff Paul Ricochets Hand unwillkürlich feſter in das Gefäß ihres Schwertes, und abermals erzitterten und erbebten Blouſſe und Belpeche in kaltem Angſtſchweiße. Die Gensdarmes blieben in der ganzen Sache ziemlich gleichmüthig, und hielten ihre Karabiner für jedwedes Ereigniß geſpannt und ihre Bajonette ſtoßfertig.

Das Seufzen wiederholte ſich herkömmlichermaßen noch einige Male, und alsdann erſcholl wieder der leiſe, gemeſſene Schritt der vorigen Nacht; tapp, tapp, tapp, über den Corridor oben weg.

Die Fußtritte näherten ſich ſachte der Treppe, und jetzt verrieth das Knarren des alten Brettes, daß eine Laſt die oberſte Stufe beſchwerte. Wieder, wieder, wieder eine! Und Paul Ricochet richtete ſich geräuſchlos mit ſo großer Behutſamkeit auf ein Knie empor, als ob er fürchtete, die innerlichen Triebwerke ſeiner Nerven und Sehnen möchten in den Angeln der Muskeln knarren. Seinen mit dem Schwerte bewaffneten Arm behutſam ausſtreckend, wartete er nur die Ankunft des geheimnißvollen Gaſtes am Fuß der Treppe ab, um auf ihn loszuſpringen, er möge Menſch oder Teufel ſein.

Und er würde auch zweifelsohne dieſen großen Vorſatz eine Minute ſpäter zur Ausführung gebracht haben, wenn

nicht ein mächtiger Anfall von Zittern, den entweder Blouſſe's oder Belpeche's Körper, oder einer wie der andere erlitt, alles auf dem Tiſche daneben ſtehende Glaswerk und Steingut in heftige Bewegung verſetzt hätte, und das Geräuſch, das das Klirren und Klappern machte, ſogar noch weſentlich durch die gegenſeitigen Vorwürfe: Pſt! Still! Ruhig! Sch.....! vermehrt worden wäre, die ringsum die Urſachen der Störung verlauteten.

Ricochet horchte aufmerkſam, begierig den herabkommenden Fußtritt wieder zu vernehmen; vergebens! Auf eine Pauſe von einem oder zwei Augenblicken wurden raſch treppauf fliehende Schritte hörbar, und als Paul aus ſeinem Hinterhalte hervor ſtürmte, eine Lampe in der einen, ſein Schwert in der andern Hand, erhaſchte er nur noch einen flüchtigen Anblick einer mächtigen Geſtalt, die ſo eben die Höhe der Treppe erreichte. Hinauf ſprang er und von dannen floh es. Die Gensdarmen folgten raſſelnd, und Blouſſe und Belpeche erſchraken ſo ſehr, allein bleiben zu ſollen, daß ſie eiligſt und ſchleunigſt nachtrabten.

Die Geſtalt bewegte ſich im Fluge den Corridor entlang; aber Paul kam ihr immer näher und hatte ſie faſt erreicht, als ſie bei der Thüre des grünen Zimmers anlangte. Sie verſchwand dahindurch, und als Paul hinzukam, hörte er, daß die Thüre von innen verriegelt ward. Er ſtemmte erſt ſeinen Fuß und dann auch ſeine Schulter gegen das Hinderniß. Es widerſtand dem erſten Andrange und wich dem andern. Die übermäßige Anſtrengung ſeiner Kraft bewirkte jedoch, daß Paul, ſo lang wie er war, mitten in die Stube niederfiel, und daß er dabei die Lampe aus der Hand verlor, die auf der Stelle auslöſchte.

In dem nämlichen Augenblicke ward die entgegenſtehende Thüre zugemacht und von der fliehenden Geſtalt auf

der anderen Seite der Schlüſſel umgedreht. Dieſe Thüre zu ſprengen erforderte einige Minuten Zeit, denn ſie ging nach außen auf; aber ſobald Paul wieder auf den Füßen war und die Gensdarmen ein Licht gebracht hatten, das ſie an Madame Potdevins Lampe angezündet, arbeitete er ſo tüchtig mit der Zange darauf los, bis er ſeinen Zweck erreichte.

Die Thüre einmal auf, trieben ſich die Sucher treppauf und ab, wiewohl vergebens. Es war nichts zu finden.

Ueberzeugt alſo, daß in den Bodenkammern kein lebendes Weſen verborgen ſei, und mit der ſchwächenden Verſtärkung Blouffe's, Belpeche's und der Weiber, von denen Niemand zurückbleiben wollte, drang die Verfolgung weiter nach dem Hofe vor, und auch da wurde mit eben ſo geringem Erfolge wie ſeither jedweder Winkel durchkrochen und durchwühlt. Indeſſen durften die Nachforſchungen nicht eher eingeſtellt werden, als bis ſie ſich über jedes mögliche Verſteck ausgedehnt hätten, und man drang alſo in den Stall vor, ſtörte Krippe und Raufe um, und durchſuchte ſogar das Lager der beiden alten Gäule mit einer der militairiſchen Polizei würdigen Genauigkeit. Nur noch die Speicher waren am Ende zu erforſchen übrig.

Paul und die beiden Diener der öffentlichen Gewalt ſtiegen denn auch gleich hinauf und gingen alle drei mit großem Eifer daran, in die verſchiedenen Schober Heu und Stroh, womit der Raum angefüllt war, zu hauen und zu ſtechen. Ein jeder erwählte ſich dazu einen eigenen Bezirk, und dennoch entſprach kein Stöhnen oder anderes Anzeichen einer Verletzung der Wirkſamkeit ihrer Waffen.

An einem günſtigen Erfolge darum ganz verzweifelnd, wiewohl überzeugt, daß der Gegenſtand ihrer Bemühungen irgendwo liſtig verborgen ſtecke, ſtiegen die drei nunmehr wieder hinunter, und ſchritten ſchon Alle unter ärgerlichem

und unzufriedenem Gebrumme dem Hauſe zu, — als Paul Ricochet mit Einemmale ſtehen blieb, und mit einer Miſchung von Staunen, Genugthuung und Entſetzen zu dem Bajonette eines der Gensdarmen aufſah, das im Mondſchein erglänzte, indem er weiter ſchritt.

Tropfen Blut rieſelten von der Klinge herunter. Und ſogleich lenkte Paul die Aufmerkſamkeit ſeiner Kameraden auf dieſes blutige Zeugniß deſſen, daß ihre Nachſtellungen irgend ein Opfer erreicht und getroffen hatten. Die Herzen der in ihren Erwartungen getäuſchten Gensdarmen lebten wieder auf; das Blouffe's ſchauderte nicht vor dem Erblicken von Blut zurück; aber die Belpeche's, der Wittwe und Margarethens verzagten.

Belpeche fühlte, daß ihn neuerdings eine Ohnmacht überſchlich, und er mußte ſich an die Plumpe lehnen, um nicht zu fallen, derweil Margarethe deren Hülfsmittel rüſtig in Anſpruch nahm, ſeine ſinkenden Lebensgeiſter neu zu ſtärken. Blouffe und die Wittwe ſtanden ihr bei, ihn zu ſich zu bringen, unterdeß die drei Herzhafteren ſich wieder auf den Speicher begaben, um ihre Nachforſchungen fortzuſetzen. Sie kehrten hier in der Gegend, wo das blutbefleckte Bajonett geſtochen hatte, die Bündel Heu behutſam um und um, und nur wenige Minuten: ſo hatten ſie das Opfer ihrer nur allzu glücklichen Nachforſchung in der That entdeckt.

Das unglückſelige Weſen ward dann widerſtandlos hervorgezogen und bot den Augen Paul Ricochets ein höchſt klägliches Schauſpiel dar; ja es fühlte ſogar die abgehärtete Bruſt der Gensdarmen eine Regung des Mitleidens, als ſie dieſen Gegenſtand vor ſich ſahen.

Es war die nehmliche Geſtalt, die vor Paul geflohen: ein alter, langer, abgezehrter Greis, deſſen Körperkraft ſich, in ſeinen Anſtrengungen zu flüchten, ganz erſchöpft haben

mußte, und deſſen letztes Herzblut aus der in ſeiner Seite klaffenden tödtlichen Wunde hervorzuträufeln ſchien. Sein Haupt war kahl, bis auf wenige loſe graue Locken, die es hinten und zu beiden Seiten umwallten, ſein Bart grau gemiſcht und verworren, ſo daß er den natürlichen Ausdruck ſeines geöffneten Mundes nicht erkennen ließ. Seine übrigen Züge waren feingebildet, die hohe, breite, vorſtehende Stirn verkündigte zugleich natürliche Anlagen und Seelenſtärke. Seine dunklen Augen waren in Todesangſt gewaltſam weit aufgeriſſen, wiewohl ſie einen kühnen, glänzenden Ausdruck nicht verleugneten. Seine Naſe war adlerartig, und das vorgebogene Kinn ſtand im Einklange mit dem entſchloſſenen Charakter, der der ganzen Geſichtsbildung eingeprägt war.

Sein Anzug war ſchmutzig und zerlumpt und verrieth anhaltende Vernachläſſigung und Beſchränkung auf den Ort, wo er jetzt gefunden worden. Sein Rock hing ſchlaff über der mageren Geſtalt, der augenſcheinliches Leiden die natürliche Kraft und Fülle ihres Baues entzogen hatte. Seine Hände waren ſchön geformt und gaben zu erkennen, daß ſie zu niederer Arbeit niemals verwendet worden. Mit einem Worte, die ganze Erſcheinung that ſich als ein Wrack von Würde und Anmuth, männlicher Schönheit und Thatkraft dar.

Derweil aber Ricochet und die Gensdarmen in ihren flüchtigen und überſichtlichen Beobachtungen von alledem zur Genüge ſahen, um mit unwillkürlicher Ehrfurcht erfüllt zu werden, verblutete der hülfloſe Gegenſtand ihres Staunens zuſehends. Und Paul, deſſen ſchneller Verſtand ſein warmes Gefühl immer unterſtützte, ſchlug deswegen vor, den offenbar ſterbenden Mann auf der Stelle unter das Obdach des Hauſes zu ſchaffen. Die Gensdarmen waren

zwar dazu nicht ſogleich bereit, da ſie fürchteten, es möge dem peinlichen Geſetze entgegen ſein, ohne gehörige obrigkeitliche Berechtigung einen Verbrecher von dem Orte zu entfernen, wo er den Tod empfangen habe. Da aber Paul ihren Bedenklichkeiten kürzlich einwarf, daß doch der Fremde erſtens noch gar nicht einmal todt ſei, und geſetzt auch, er wäre es, danächſt keineswegs ſchon ein Beweis vorliege, daß er ein Verbrechen begangen habe, ſondern ſie vielmehr leicht ſelbſt eines auf ſich laden dürften, wenn ſie die einem vielleicht unſchuldigen und harmloſen Bürger, allerdings in ihrem Berufe, beigebrachte Wunde durch Vernachläſſigung zu einer tödtlichen machten, ſo leuchtete ihnen die Richtigkeit ſeiner Anſicht beſonders in Folge dieſes letzteren wohlberechneten Beweggrundes ein, und waren ſie eben im Begriffe demgemäß zu thun, als der Gefangene ſeine Augen aufſchlug und mit einem ſchwachen Lächeln, das um ſeine Züge ſpielte, eine beifällige Kopfbewegung machte. Dies war indeß das erſte und das letzte Zeichen, wodurch es ihm genehm oder möglich ward, ſich auf eine Verſtändigung mit denen, die ihm nahe kamen, einzulaſſen.

In einer kleinen Weile ward er, glücklich, wenn auch mit großer Beſchwerlichkeit, von dem Speicher in den Hof gebracht. Die Nachtluft ſchien ihn einen Augenblick zu erquicken. Beim Anblicke ſeiner jammervollen Geſtalt kam jedoch Capitain Blouffe's ganzer kleiner Muthvorrath wieder zu Kräften und machte ſich ſeine natürliche Rohheit neue Luft, ſo daß Paul ihn nur mit Mühe abhalten konnte, den Sterbenden mit ſeinem Hirſchfänger zu durchbohren.

Belpeche gab ſeine männliche Schwäche dadurch zu erkennen, daß er weibiſche Thränen über den trübſeligen Gegenſtand vergoß. Die Wittwe, Margarethe und die Gevatterinnen aber überließen ſich ganz der natürlichen Theil-

nahme, die ihr Geſchlecht immer gegen Leidende fühlt, brachten auch noch früher, als die Träger des Fremden mit ihm das Haus erreichen konnten, Wein und Waſſer herbei, und ſuchten ihn freundlich aber vergebens zur Annahme dieſer einfachen Hülfsmittel, die ſie eben bei der Hand hatten, zu bewegen. Er wies ſie beharrlich von ſich und ſchien zu ſterben entſchloſſen.

Als die Frage entſtand, in welches Zimmer man den Kranken betten ſollte, ſchlug Margarethe, als das dazu geeignetſte, das grüne vor. Zwar wollte Blouſſe bei dieſer Gelegenheit nochmals ſeine gemeine Wuth an dem Unglücklichen auslaſſen; allein Paul Ricochet that ihr mit ſeinem vollen Anſehen Einhalt, und unterſtützte jenen Vorſchlag, den man annahm, weil doch auch die Wittwe, die ſich nun einmal der ſchlimmen Nothwendigkeit fügen mußte, das an ſich ſchon verrufene und deshalb nutzloſe Zimmer lieber als ein anderes der neuen Gefahr preis geben mochte.

Es ging alſo nach dem grünen Zimmer zu und in daſſelbe Bette, wo Potdevin geſtorben, ward der blutende Fremde niedergelegt. Er ward von Allen, die ihn umgaben, ſorgfältig bewacht; aber keine Spur von etwas, das wie Schuldbewußtſein, Reue oder Unbehagen ausſah, drückte ſich in ſeinem Antlitz ab, oder umwölkte ſeine Stirn.

Paul Ricochets erſter Gedanke war hierauf, nach einem Wundarzte auszugehen, was er auch unverzüglich that; und einer der Gensdarmes eilte derweil, mit pflichtmäßiger Genauigkeit und Umſicht den Ort zu unterſuchen, wo der Fremde vorgefunden worden. Der andere blieb zur Bewachung der Perſon deſſelben zurück, und Margarethe war, uneingedenk aller vergangenen Schrecken, mit unendlicher Gutmüthigkeit an ſeinem Lager befliſſen, das Blut mit den freilich unzulänglichen Mitteln, die das Haus darbot, zu ſtillen.

Belpeche ſaß mit der Wittwe unten beim Ki.. iherde, und die eine Nachbarin leiſtete ihnen Geſellſchaft; die andere, die mit ihr abwechſelte, ging Margarethen oben bei ihrer Beſchäftigung an die Hand. Blouffe hatte wahrnehmen können, daß ſeine grauſamen Reden von vorhin allgemein übel empfunden worden waren, und grollte deshalb wohl einigermaßen mit ſich ſelbſt; im Grunde jedoch war er bei weitem mehr gegen alle Welt verſtimmt, wie es immer denen eigenthümlich, die ſich ihrer Nichtswürdigkeit bewußt ſind, und ſo lag er bald nachher in der Hangmatte der Kajüte ſeines Kutters ausgeſtreckt, indem er ſich einbildete, daß er jedermann verachte, weil er ſich bewußt war, Jedermanns Verachtung zu verdienen.

Paul kehrte mit einem Wundarzte in das Wirthshaus zurück, und dieſer ſtand keinen Augenblick an, zu erklären, daß der Fremde tödtlich verwundet ſei und ſeinem Ende nahe. Auf dieſe amtliche Beſtätigung ihrer eigenen Vermuthungen kamen die Gensdarmen nun überein, die Obrigkeit von dem Vorgange ſofort zu unterrichten, damit ſie das Ihrige beitrage, den Schleier vollends von dem ſeltſamen Geheimniſſe zu ziehen. Und von dem geſtrengen Rufe der Pflicht aus ihrem Morgenſchlummer erweckt, verſammelten ſich ein oder zwei Stunden ſpäter die Diener der öffentlichen Gewalt, die er betroffen, noch halb ſchlaftrunken, gähnend und ſich die Augen reibend, um den Thatbeſtand im grünen Zimmer gerichtlich aufzunehmen. Ja, einige gingen ſelbſt mit der gewöhnlichen Unempfindlichkeit ihres Gleichen daran, ein förmliches Verhör mit dem ſterbenden Manne anzuſtellen. Allein, ſei es nun, daß ſeine Natur ſchon in der äußerſten Erſchöpfung war, oder ein richtiger Inſtinkt ſie in der Beurtheilung der Frager leitete, er be-

harrte in unverbrüchlichem Stillſchweigen und gab nicht die mindeſte Auskunft über ſich.

Einer der Gegenwärtigen, dem eine ſolche Verachtung ſeiner ſelbſt und ſeiner würdigen Amtsbrüder von Seiten eines ſeiner Vernunft nicht völlig baren Menſchen geradezu im Reiche der Unmöglichkeit zu liegen ſchien, deutete alſo, jener blutigen Zuſchrift des Fremden an die Wittwe uneingedenk, die Wahrſcheinlichkeit an, daß er ein Ausländer ſei und die Sprache des Landes nicht verſtehe; und da dieſe weiſe Vermuthung allgemeinen Beifall fand, ſo ſandte man, indem zu der Zeit niemand im Hauſe war, der einer anderen als ſeiner Mutterſprache mächtig, nach verſchiedenen Theilen der Stadt unverzüglich Boten aus, die von Amtswegen alle anſäſſigen oder anweſenden Ausländer ſofort an Ort und Stelle beſcheiden ſollten.

Dem Aufgebot zufolge erſchienen ihrer in der That auch einige, und man ſtellte in vier oder fünf ausländiſchen Sprachen die anhaltendſten und ermüdendſten Verſuche an, irgend eine Antwort aus dem Verwundeten zu locken. Allein er ſtarrte jeden neuen Frager mit unverwandten Augen an und ſprach kein Wort.

Alle nur erſinnlichen Mittel, Stand, Namen und Heimath von ihm zu erfahren, waren erfolglos erſchöpft, und es blieb nur noch eines, das allerletzte und allerwirkſamſte übrig: die Religion. Es wurde nach dem Pfarrer geſchickt, und er erſchien. Er verwaltete ſein heiliges Amt, und that ſeine Pflicht, ermahnte, überredete, drohte, beſchwor den Verſcheidenden bei allem was ihm heilig ſei, bei ſeiner ewigen Seligkeit, ein Wahrzeichen ſeines chriſtlichen Glaubens von ſich zu geben. Der Himmel wurde ihm in aller Herrlichkeit gezeigt und auf einen Augenblick offen gehalten: die geſpannteſte Erwartung glänzte in des

Prieſters Zügen. Der Fremde wendete ſein müdes Haupt nach der anderen Seite; er gab kein Zeichen von ſich: er war todt! —

Ein Ausruf der Beſtürzung entfuhr allen Umſtehenden, als der Wundarzt dieſe Thatſache verkündete. Und es war jetzt dem Mitleiden unverwehrt, wo es ſich befand, aus der Bruſt hervorzubrechen, in die es bisher die Pflicht gebannt gehalten hatte.

Manche konnten es kaum glauben, daß der Geiſt entflohen ſei, denn zu dem den Menſchen angebornen Unglauben, womit ſie jederzeit dem erſten Eintritte oder der erſten Berührung des Todes begegnen, kam in dieſem Falle noch, daß eine ſogar große Ruhe und Stille über die Leiche ausgegoſſen war. Und die äußerſt geringe ſterbliche Schwäche, der ſcheinbare Abgang alles Körperleidens, alles Kampfes in dem Geheimnißvollen gab zu manchem nachmaligen abenteuerlichen Gerüchte Veranlaſſung.

Wie groß aber auch die Einbildungskraft des Aberglaubens oder des Mitleidens in Dieſem oder Jenem, der in dem Augenblicke zugegen ſein mochte, die Furcht und Sorge vor der Verantwortung, die ihm unter einer tyranniſchen Regierung in einem ſo außerordentlichen Falle möglicherweiſe betreffen könne, verdrängte alle anderen Gefühle und Gedanken alsbald wieder, und regte insbeſondere die gerichtlichen Perſonen von dem erſten bis zum letzten an, ihr Aeußerſtes in jeder Art und Weiſe zu thun, um dem Geheimniſſe, das bereits dem Grabe der Vergeſſenheit zu verfallen drohte, nichts deſtoweniger ſein Siegel zu entreißen. Die Polizei bot alle ihre Künſte und Ränke auf, es wurde beſtochen und gedroht, beſchwatzt und ſpionirt. Es führte nichts zum Ziele. Nicht die leiſeſte Spur war zu entdecken, woher der Fremde gekommen, wie an den Ort gelangt, wo

er den Tod erlitten habe, und es ergab ſich, daß er ſeine Papiere und Schriften mit dem größten Vorbedacht vernichtet haben mußte. Man fand in ſeinem elenden Verſtecke ganz und gar nichts als einige ſcharf abgenagte Knochen und Brotrinden vor.

Die abenteuerlichſten Gerüchte wuchſen, wie ſchon geſagt, bald nach dieſer Kataſtrophe, wie Pilze aus dem ſchlammigen Boden des öffentlichen Geredes. Wir laſſen ſie jedoch, wie billig, an dieſem Orte unerwähnt, wo man die meiſten, die aus den damaligen Verhältniſſen des Landes oder Ortes hervorgingen, gar nicht mehr begreifen würde, und begnügen uns, ein einziges zu hinterbringen, das unter den beſtunterrichteten und vernünftigſten Einwohnern von La Rochelle den meiſten Glauben fand.

Dieſem Gerüchte nach ſollte nämlich der Unbekannte eine der in den Anſchlag der berüchtigten Höllenmaſchine verwickelten Perſonen geweſen, und nach dem Fehlſchlagen der Verſchwörung aus Paris entflohen ſein und ſich zu Potdevin gerettet haben, dem, wie man ſtarke Urſache hatte zu argwöhnen, die damaligen politiſchen Händel nichts weniger als fremd geblieben ſein mochten. Der plötzliche Tod des Gaſtwirthes aber, der bei der ſtrengſten Erwägung der Umſtände nur der natürlichen Urſache zuzuſchreiben war, die man gleich anfangs anerkannt, hatte aller Wahrſcheinlichkeit nach den verborgenen Fremden einem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln preis gegeben, und wohl nun auf den Gedanken gebracht, vielleicht eines Mitgenoſſen gewärtig, ſeine Zuflucht zu dem Spuke zu nehmen, um ſich bis dahin auf Koſten der Vorräthe der Wittwe ſeine Tage zu friſten. Mit den Zugängen und Oertlichkeiten des Hauſes mußte er

überdies ſchon vorher vertraut geweſen ſein, und man wird ſich erinnern, daß Madame Potdevin, kurz vor ihres Mannes Tode, deſſen nächtliche Unterhaltungen mit einer anderen Perſon des öftern belauſchte. Alſo lautete die am wenigſten verwickelte Erklärung des räthſelhaften Ereigniſſes, die man in der That für die verſtändigſte anerkennen mußte; wenn es auch Menſchen genug gab, die ſich durchaus nicht dazu verſtehen wollten, eine ſo einfache Erzählung gelten zu laſſen, da die Liebe zum Wunderbaren tief in der menſchlichen Natur begründet iſt, und mit ihren grünen Keimen allenthalben in unſerem Leben, an der Krone des Baumes, wo ſie hingehören, und an den Wurzeln ausſchlägt, wo ſie abzubrechen ſind. Und zwar war es nicht allein die große Menge, die ihre Ungeduld über die Vernunftgründe äußerte, die man ihr predigen mochte; ſondern ſogar die Gebildeteren ſchüttelten mehr als einmal mit ungläubigem Bedenken die Köpfe, wenn einer oder der andere den Verſuch anſtellte, und zogen ſich in das Bollwerk ihres Schweigens davor zurück.

Die Stimme des Volkes machte es unwiderruflich aus, daß der arme unglückliche Potdevin dennoch ermordet worden, und der Fremde der Mörder ſei, und erkannte es ihm eben als gerechte Strafe zu, nicht nur eines gewaltſamen Todes geſtorben zu ſein, ſondern demnächſt auch in dem nämlichen Bette den Tod erlitten zu haben, in dem er ſein beklagenswerthes Schlachtopfer ehedem erwürgt. Der Schluß der Sage lief aber ein für allemal darauf hinaus, daß es eben ſo die Beſtimmung ſeines unruhigen Geiſtes geworden ſei, auf ewige Zeiten in dem Gaſthauſe nächtlich umzugehen. Und alſo kam es, daß der üble Ruf, der ſchon vorher dieſes Haus betroffen gehabt, ſich darin fernerweit wie in ſeinem Eigenthume häuslich niederließ und es gleich

wie in eine Wolke düſtern Nebels oder böſer Dünſte hüllte.

Von jener merkwürdigen Nacht an, in der der Unbekannte ſtarb, drang nun das Verlangen der Wittwe Paul Ricochet Tiſch und Bette in dem Gaſthofe auf und mußte er ſich als förmlichen Bewohner deſſelben betrachten, da Margarethen nicht minder wie Madame Potdevin, wenn immer auch alle unmittelbare Gefahr beſeitigt war, die Angſt und Schrecken über die Gewaltthätigkeiten noch in den Gliedern lagen und die Ruhe ihrer Seele eine ſolche Schutzwehr der ſeinigen nicht entbehren konnte. Auch ermangelte Pauls Anweſenheit allda nicht, den andern Vortheil nach ſich zu ziehen, daß ſie die Zungenthätigkeit der Böswilligſten, Neidiſchſten und Müßigſten einigermaßen hemmte, die ſonſt wer weiß was noch alles gegen den guten Ruf der Wittwe vorgebracht haben würden und jetzt doch nicht umhin konnten, den erklärten Schutz eines Mannes, wie Paul Ricochet, in Ehren zu halten. Die alten Kundleute des Wirthshauſes fanden ſich drum nach und nach wieder in ihre gewohnte Behaglichkeit, und in der Küche hallte bald nach wie vor Luſt und Fröhlichkeit wieder, indem die Wittwe ihr gutes Ausſehen wieder gewann und Margarethe die Gäſte ſogar noch freundlicher als zuvor anlächelte.

Paul Ricochet hatte in der That und ohne Widerrede die Löſung des Geheimniſſes herbeigeführt, worauf Madame Potdevin die Belohnung von zehntauſend Franken geſetzt, und dieſe Summe würde gewiß übertrieben geweſen ſein, hätte man nicht den Zuſatz in Betracht ziehen müſſen, aus dem hervorging, daß ſie geſonnen war, ihre eigne Perſon mit zu verſchenken. Die Wittwe hatte nämlich noch

keinen Augenblick gezweifelt, daß wenn das vorwaltende Geheimniß überhaupt zu entdecken ſei, kein Anderer als Paul Ricochet es entdecken werde, denn ſie wußte wohl, daß die liebenswürdige Schwäche Belpeches und das prahleriſche Gepolter Blouffe's gleich unfähig wären, die That zu vollbringen, und man flüſterte ſich zu der Zeit ſogar heimlich zu, ihre außerordentliche Freigebigkeit habe mit daher gerührt, daß ſie von dem Argwohne, den Pauls Nebenbuhler auf ihn geworfen, ſelbſt angeſteckt und vielmehr erfreut als ärgerlich geweſen ſei, ſeine Liebesglut zu Erreichung eines Zieles, das auch ihr höchſtes war, ſolcherlei Mittel ergreifen zu ſehen.

Alſo ſchon Tages nach jener tragiſchen Begebenheit machte ſie ihrem Geliebten ihre Abſicht bekannt, ihre Zuſage ungeſäumt zu erfüllen, und überredete ſie ſich zugleich, überzeugt, wie ſie von Pauls Unſchuld an dem mitternächtlichen Spuke war, daß ſie ihm einen ſolchen Verſtoß gegen alle zarten Rückſichten, die er ihr ſchuldig, nimmer vergeben haben würde.

Unter dieſen Umſtänden hätte man nun wohl annehmen dürfen, da Paul ſeines guten Glückes auf jede Weiſe gewiß ſein konnte, er werde mit ſeiner Bewerbung um die Hand der Wittwe unbedenklich herausrücken, und die Gevattern und Nachbarinnen erwarteten nichts anderes, als daß Frau und Freund des abgeſchiedenen Potdevin, ſeiner und der Scheu vor ſeinem umirrenden Geiſte uneingedenk, ihre Verbindung mit einander nächſter Tage feiern würden, ja, ihre Verwandten wurden ſchon hie und da aufgefordert, das leichtſinnige Paar an die Rückſichten zu erinnern, die ſie ihm und ihrer eigenen Ehre ſchuldig wären.

Allein es geſchah dem nicht ganz und gar alſo. Paul erklärte allenthalben, daß er nicht daran denke, die Wittwe zur Frau zu nehmen; und die Wittwe ſchwankte, halb wei-

nend, halb kichernd, von den Verdienſten ihres Seligen, und zwang ſich, in einem leichten und wegwerfenden Tone von Paul zu ſprechen, wiewohl ein ſo ſchweres Gewicht in ihren Worten oder ihrer Ausſprache lag, daß ihre Zunge es nicht möglich machen konnte, über dieſen Gegenſtand ſo flüchtig wie über einen wirklich gleichgültigen hinzugehen.

Sie hatte nämlich eingeſehen, daß ſie nicht umhin könne, der Welt und ihren Vorurtheilen ihr Recht widerfahren zu laſſen und ſo den Entſchluß gefaßt, die wirkliche Erfüllung ihrer Wünſche, die ſie keineswegs aufgegeben, des Anſtandes halb mit einigem Zeitverluſte zu erkaufen.

Inzwiſchen ließ Paul nicht das leiſeſte Verlangen blicken, die Sache weiter zu treiben, und nahm er eine förmliche Verſchreibung über die zehntauſend Franken an, die ein großer Gewinn für ihn, wiewohl eine Kleinigkeit für den Reichthum der Wittwe waren. Und wer Paul Ricochets vorſichtigen und klug berechnenden Charakter kannte, wunderte ſich nicht, ihn nicht mit der Thüre in das Haus fallen zu ſehen, was ihn doch leicht um die zehnmal größere Summe bringen konnte, auf die er die gewiſſeſte Ausſicht hatte. Es ließ ſich zwar ziemlich klar vorausſehen, daß die Wittwe ihm einen kecken Ausbruch ſeiner noch verhehlten Leidenſchaft nicht übel genommen haben würde. Allein es war doch auch entſchieden, daß er nicht der Mann danach, nach einer bloßen Wahrſcheinlichkeit vorzugreifen, wo er die Ueberzeugung hatte, daß er durch geduldiges Abwarten die Wittwe dahin bringen werde, der Sache ſelbſt ein Ende zu machen und ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Wittwe hatte außer der klugen und billigen Rückſicht auf die Welt noch eine andere Urſache, ihre eigene Erklärung und damit ihre zweite Heirath nicht zu übereilen: man befand ſich gegenwärtig in den ſechs letzten Wochen

vor Weihnachten, derweil die römiſch katholiſche Kirche ihren Bekennern unterſagt, ſich trauen zu laſſen.

Die ganze Zeit über war aber die Wittwe bemüht, Margarethen, der ſie ihr volles Vertrauen ſchenkte, darzuthun, daß ihr Intereſſe nicht unter der Veränderung leiden ſollte, die ſie mit ihrer eigenen Lage vorzunehmen gedächte. Und ſie betheuerte ihrer getreuen Magd, daß ſie mit ihrem zweiten Manne, er möge ſein, wer er wolle, ausmachen werde, ihr eine gewiſſe Summe Geld zu ihrer anſtändigen Verheirathung und Verſorgung abzutreten. Auch hatte Margarethe allezeit ein großmüthiges Herz gezeigt und ſchien durch die Kunde, die ihr die Wittwe von der bevorſtehenden Veränderung gab, wenig bewegt zu werden, obſchon ſie erwarten konnte, dadurch in dem Erbtheile auf das ſie bei Potdevins Lebzeiten hatte rechnen dürfen, nicht wenig beeinträchtigt zu werden. Sie nahm darum die Zuſicherungen der Wittwe nur auf uneigennützige Weiſe auf und erlaubte ſich nicht die leiſeſte Klage über die ungemeine Großmuth, die ihre Gebieterin bereits zu ihrem Nachtheile einem Fremden erwieſen hatte.

Bei all dieſer genügſamen Unterwürfigkeit war Margarethe aber ein kluges Mädchen und nicht ſo unbekannt mit der Welt, daß ſie nicht gewußt hätte, wie nothwendig es ſei, ſein eignes Wohl nicht ganz und gar zu verleugnen, oder wie man ohne dies nicht einmal einem Andern nützlich werden könne. Sie hatte überdies echte und getreue Freunde in der Welt, in die ſie ihr Vertrauen ſetzte. Und indem ſie in ihrem verſtändigen Sinne handelte, der ihr abgerathen, ihr Wohl und Wehe Verſprechungen anheim zu ſtellen, die jede vorübergehende Laune widerrufen könne, verſuchte ſie, durch ruhige und geſetzte Vorſtellungen ihre Gebieterin zu bewegen, den Umfang deſſen, was ſie ſo gütig ſein wolle, für ihre Zukunft

zu thun, ſchon gegenwärtig ein für allemal zu beſtimmen. In einem treuherzigen Tone, wie dieſe Worte geſprochen wurden, nahm die Wittwe ſie auch ganz gut auf, und hatte ihre Weltklugheit ihrer Großmuth bereits in das Ohr geraunt, wie ſie ja in dem Falle Margarethen wohlfeileren Kaufs abfinden könne, als wenn ſie ſie noch längere Zeit hinhalte und ihren Erwartungen Zeit und Weile gönne, zu dem Kapitale Zinſen auf Zinſen zu häufen.

Sie nahm ſich darum auf der Stelle vor, Margarethen eine runde Summe auszuſetzen, und das Einzige, was ihr nur noch im Kopfe herumging, war der unermittelte Betrag derſelben. Der Knauſerei ſich ſchuldig zu machen, lag allerdings nicht in ihrem Sinn. Sie war aber noch weit weniger verſchwenderiſch, da ihr jeder Louisd'or leid that, den ſie ausgab, und nicht Paul Ricochet zuwendete.

In dieſem Schwanken zwiſchen einander bekämpfenden Bedenklichkeiten wollte ſie alſo ihren Geliebten ſelbſt zu Rathe ziehen, und meinte, er werde durch eine ſolche Mittheilung ohne Zweifel vermocht werden, ihr ſeine Abſichten unumwunden zu erklären, und das ſpärliche Pflichttheil, das ſie geſonnen war, Margarethen auszuſetzen, deſtomehr billigen, je deutlicher ſie ihm zu verſtehen gäbe, wie ihr Intereſſe zugleich das ſeinige. Indeſſen ging es ihrem Verſuche nicht erwünſcht, und wollte Paul, eben ſo einſilbig als verlegen und trocken, nicht nur ihre Andeutungen nicht verſtehen, ſondern nöthigte ſie am Ende gar, ihn zu fragen, ob die Summe von zehntauſend Franken eine hinlängliche Abfindung für Margarethens Verdienſt, ſo wie ſeine verneinende Antwort mit dem Hinzufügen anzuhören, daß dies vielmehr inſofern eine ſehr ſchäbige Mitgift ſei, als das Mädchen die zuverläſſige Ausſicht gehabt habe, wenn Potdevin am Leben geblieben wäre,

oder ein Teſtament gemacht hätte, mindeſtens die Hälfte des ganzen Vermögens zu erhalten.

Ganz gewiß würde aber der kurz angebundene polternde Ton, den Paul bei dieſer Gelegenheit annahm, ihm in der Gunſt der Wittwe ſehr geſchadet haben, wenn nicht eben ältere ſo wie ſie beſchaffene Frauen bekanntlich ſo gern den guten Willen hegten und bezeigten, von dem Manne, den ſie lieben, ein herriſches Weſen zu ertragen, und in ihrer Unterwürfigkeit zumeiſt ihr Glück zu finden.

Es iſt überflüſſig, zu ergründen, wie weit an dieſem Tage Madame Potdevins Nachſicht gegen Paul ſie hätte führen können, wäre er ſchon ihr Mann geweſen. So wie die Sachen ſtanden, machte die ſcharfe Zurechtweiſung, die ſie von ihm empfing, einen mächtigen Eindruck auf ihr Gemüth. Und noch an demſelben Tage verfügte ſie ſich zu dem ehrlichen Notar, der ihres ſeligen Mannes Geſchäftsträger geweſen war, und ließ von ihm in ihrem Namen für Margarethen eine Schenkungsurkunde über zwanzigtauſend Franken aufſetzen, die ſie durch ihre Unterſchrift unwiderruflich machte. Am Abend darauf verſammelte ſie Paul, Margarethe, Belpeche und den Notar mit noch einigen Freunden in dem Unterſtübchen um ſich, wo ſie dieſelben von dem, was ſie gethan, ſehr freiſinnig in Kenntniß ſetzte, und ſtellte den Schuldbrief Margarethens eigenen Händen zu.

Ueber dieſen vollgültigen Beweis ihrer Liebe und Großmuth, den ihr ein ihr ſelbſt nur wohlbekanntes Gefühl abgedrungen, brach Margarethe dann in Thränen aus und ſchluchzte die wärmſten Aeußerungen der Dankbarkeit hervor, ſich jetzt unabhängiger, als ſie jemals hatte hoffen dürfen, wenn immer auch nicht ſo reich zu ſehen, als ſie vielleicht ſchon manchmal in Gedanken geweſen ſein mochte; denn ſie war jetzt in der That die uneingeſchränkte Beſitzerin eines

anſehnlichen Vermögens, derweil noch Jugend und Lebensluſt ihr Blut erwärmten, und wie viel beſſer dies, als die Ausſicht auf eine fünfmal größere Summe nach dem Tode ihrer Gebieterin, wenn ſie die beſte Zeit ihres Lebens daran gegeben gehabt hätte, den durch jahrelange Dienſtbarkeit und Beſorgniſſe erkauften Schatz eiferſüchtig zu bewachen. Sie behielt das wichtige Papier ſo lange bewußtlos in der Hand, bis ihre rinnenden Thränen die Unterſchrift der Wittwe faſt hinweggewaſchen hatten und das ſcharfe Auge des Geſchworenen es aus der gefährlichen Lage zog.

Während dieſer ganzen Scene ſprach dagegen Paul Ricochet kein Wort; und nur als Madame Potdevin die Schenkungsſumme nannte, fuhr er von ſeinem Stuhle halb und halb in die Höhe — ein ſehr ſeltener Fall, ihn durch etwas überraſcht zu ſehen! — wiewohl er unmittelbar darauf ſich wieder zuſammennahm und nun den ganzen übrigen Abend ſo gedankenvoll und unempfindlich da ſaß, daß die andern Zeugen auf ihrem Heimwege gegen einander äußerten, wie bedauerlich es doch ſei, ſolch einen engherzigen Kerl in den Beſitz der Wittwe und ihres Vermögens kommen zu ſehen.

Die Wittwe ſelbſt hatte Pauls anſcheinende Mißbilligung deſſen, was ſie in ſeinem Sinne, wo nicht auf ſeine Veranlaſſung gethan, ſchmerzlich betroffen, und da ſie ſomit zu bemerken glaubte, daß er von ſeiner liberalen Anſicht der Sache abgegangen ſei, bereute ſie auch einen Augenblick ihre voreilige Freigebigkeit, um allerdings ſchon in dem nächſtfolgenden wieder gewiß zu ſein, daß ſie ihm ſeinen Einfluß auf ſie trotz dem zu ſeinem Wohlgefallen dargethan habe und der beſte Weg, ihn mit den unwiderruflichen Folgen dieſes Schrittes zu verſöhnen, kein anderer als der ſei, der ſie in gerader Linie zu dem ihr ſo theuren Ziele führe.

Sie redete mit wenigen Worten und halb verſchämt die

Anweſenden an und ſagte ihnen, wie ſie jetzt, nachdem ſie ihr Herz von dem andern Gewichte befreit habe, das die Dankbarkeit daran gehängt, auf eine Angelegenheit zu ſprechen kommen müſſe, die ihre eigene Glückſeligkeit nahe angehe und vielleicht auch einem andern nicht ganz gleichgültig ſei.

Der ſchmachtende Nachdruck, den ſie auf dies »Vielleicht« legte, war Paul zugerichtet, und ſie konnte nicht deutlicher ſein. — Sie ſehn nämlich bald kein Hinderniß mehr dem entgegenſtehen, daß ſie, ihrem gegebenen Verſprechen gemäß, auch den Wunſch erfülle, den es Paul gefallen werde, gegen ſie auszuſprechen, und beſtimme drum den dritten Tag des kommenden Monats Januar, an dem ſie geboren worden, dazu: in Gegenwart der Freunde, die ſie vernähmen, unter ihren Glückwünſchen und Segnungen, ſo wie unter der Begünſtigung der heiligen Genovefa, ihrer Schutzpatronin und Namensſchweſter, ſeine Worte anzuhören; ſie gedenke ſeiner Bitte mit eben ſo herzlichen Geſinnungen zu entſprechen, als er ſie an ſie richten werde.

Die Wittwe athmete wieder auf, ſobald ſie geendet hatte und war zum Erſtenmale in ihrem Leben froh, als hierauf Paul ſein Licht in die Hand nahm und zu Bette ging. Die ungewöhnliche Verlegenheit, die er zuvor kund gegeben, wußte ſie ſich mit der Trunkenheit, in die es ſo ganz natürlich war, daß ihn ſein nahendes Glück verſetze, zu entſchuldigen.

Sie umarmte Margarethen zärtlicher als je, indem ſie ſich in ihrer gemeinſchaftlichen Schlafkammer zur Ruhe niederlegten und das krampfhafte Schluchzen der nachwirkenden Dankbarkeit des Mädchens lullte ſie vielmehr als daß es ſie daran verhindert hätte, in den ſüßen Schlaf ein, der in dieſer ſo glücklichen Nacht, wie ſie ſeit vielen Jahren keine gehabt hatte, Madame Potdevins Augen ſchloß.

Im Verlauf der zwei oder drei Wochen, die der vorerwähnten Nacht folgten, gingen die bei der Frage des Augenblicks Betheiligten mit ſehr ernſten Gedanken über das bevorſtehende Feſt der heiligen Genoveva an ihre täglichen Beſchäftigungen. Und Madame Potdevin beſonders hatte bei Allem, was ſie that, und es war vielerlei, nur einen einzigen Gedanken mit ſeinen mannigfaltigen Verzweigungen: wie Paul ſeinen Antrag machen, was ſie darauf antworten, wie ſie dazu ausſehen, wann die Hochzeit ſein werde? Alle dieſe und noch allerlei andere Fragen und Bedenklichkeiten ſtiegen in ihrem Gemüthe wie ein dicker Nebel auf und verſchleierten alle Gegenſtände, die ſie umgaben. Hätte ſie nicht die thätige Margarethe um ſich gehabt, die etwas mehr Herrſchaft über ſich beſaß, ſo würden die häuslichen Angelegenheiten des Wirthshauſes in arge Verwirrung gerathen ſein.

Aber auch Margarethe ſelbſt hatte Urſache, mit ängſtlicher Beſorgniß dem kommenden Tage entgegen zu ſehen, inſofern es doch in Frage ſtand, ob er nicht auch auf ihr Schickſal Einfluß haben und es von Grund aus verändern, ja ſie wohl von ihrer zweiten Heimath für immer verdrängen konnte. Paul Ricochet fühlte und erwog mit Recht, daß der ernſteſte Augenblick ſeines Lebens, jener hochwichtige Augenblick nahte, in dem er nicht allein ſein Geſchick, ſondern auch das eines Anderen beſtimmen und ſich mit einer zwiefachen Verantwortlichkeit beladen ſollte, und um ſich deſtomehr Zeit und Ruhe zu gönnen, nach Würden und in vollem Maße, von dem geſchäftigen Treiben der Stadt ungeſtört, über den Schritt, den er zu thun vorhatte, nachzudenken, griff er neuerdings zu ſeinem Fiſcherboote, das er in der letztern Zeit verabſäumt hatte.

Er hatte es gereinigt, neu kalfatert, friſch angeſtrichen und wieder ausgerüſtet; hatte alle ſeine Netze ausgebeſſert,

und ſeine Angeln neu verbleit und mit neuen Haken und Ködern verſehen, und bemannte es nun mit ſeinen alten Kameraden, indem er mit neun Matroſen und zwei Jungen, ſo ſtolz, ſo unabhängig, und ſo despotiſch wie ein Flottenadmiral an das Steuer gelehnt, noch einmal in See ſtach.

Es war gerade die beſte Zeit der Heringsfiſcherei und die alljährliche feierliche Einſegnung der See ſollte vor ſich gehen. Eine lange Prozeſſion von Prieſtern mit ihrem Gefolge, mit Chorknaben, Wachskerzen und Weihrauchkeſſeln bewegte ſich langſam und regelmäßig aus der Stadt dem Hafen zu, und die halbe Bevölkerung begleitete ſie mit gaffendem Gedränge. Die Wogen empfingen den Segen, der gleich wie ein Zauber bis in ihren tiefſten Schooß wirken und die Wanderer durch die pfadloſen feuchten Räume herauf beſchwören ſollte, und die Fiſchersleute und ihre Angehörigen wohnten mit andächtiger Theilnahme der Feier bei. Jedoch konnte unter den letztern Niemand ſein, der mit größerer Inbrunſt um einen reichen Fang und günſtigen Wind und Wetter betete, als die ſtattliche Wittwe Potdevin, deren Hausmagd Margarethe ihr darin mit aufrichtiger Treue in Ton und Miene beipflichtete. Paul Ricochet ſtand all die Zeit über mit gekreuzten Armen, die Cigarre im Munde, faullenzend auf dem Deck und erwartete ungeduldig, ſein Ruder wieder regieren zu können. Auch war die Feierlichkeit nicht ſobald zu Ende und hörte man noch den Geſang der nach der Stadt zurückziehenden Prieſter, als er die Segel zu hiſſen befahl und das Schifflein mit einem friſchen Seewinde von dannen flog. Es war das erſte Segel. Zwanzig andere folgten, indem ſich die kleine Flotte rüſtig in Bewegung ſetzte, und wanden ſich durch den Wind und manövrirten, um aus dem Hafen hinaus und dabei nicht eines gegen das andere zu treiben, mit großer Geſchicklichkeit und ma-

leriſchen Wirkungen auf die Zuſchauer am Strande. So wie das erſte Boot den Hafendamm paſſirte und über die Brandung hinaus getragen wurde, die wider die Riffe ſchlug, nahm der Steuermann Paul Ricochet ſeine rothe wollene Mütze zum letzten Gruße ab und bewegte ſie mit der zierlichen Höflichkeit, die dem geringſten Franzoſen gegen das ſchöne Geſchlecht eigenthümlich iſt, nach der Gegend, wo Madame Potdevin und Margarethe ſtanden. Auch ward die Wittwe davon faſt übermannt und ſtützte ſich ſchwerer auf den Arm ihrer Dienerin, indem alle beide zum Wahrzeichen ihrer Glückwünſche ſo lange mit ihren Schnupftüchern wedelten, bis Paul und das kleine Boot nicht mehr von den anderen zu unterſcheiden waren und die hochgehende See ſie bald halb verdeckte, bald nur halb und halb wieder vor Augen ſtellte.

Volle vier und zwanzig Stunden verblieben Paul Ricochet und ſeine Mitfiſcher wie gewöhnlich zur See, und mit der Fluth des folgenden Tages kehrte die kleine Flotte von Booten, eines nach dem andern, in die Bucht zurück.

Die erwartungsvollen Fiſchweiber ſchrieen ihnen vom Hafendamme ihren Willkommen zu, und unter den zerſtreuten Gruppen der Pöckler und Höken, die auf ihren leeren Körben ſaßen und ihnen entgegenſahen, war recht wohl Madame Potdevin zu erkennen, wie ſie den Köder ihrer angſtvollen Blicke auswarf, um den Fiſch aller Fiſche, Paul Ricochet, in das Garn des Eheſtandes zu locken und für immer zu umſtricken.

Am Ende ward auch ſein Boot ſichtbar, wie es munter in den Hafen einruderte und ſein kleines Wimpel von blauer Sarſche auf ſeinem Maſtbaume wehte; Taue, Segel und Wände erglänzten hell in den froſtigen Sonnenſtrahlen, und der innere Raum war hier wie bei den andern bis obenan

mit den Tauſenden von Heringen angefüllt, die die Jagd abwarf. Ricochet ſtand wiederum an dem Steuer, und auf ſeinen Wangen wie auf denen ſeines Schiffsvolkes glühete die Farbe der Geſundheit, die die rauhe Hand des Seewindes darauf gemahlt. Zufriedenheit ſtrahlte aus Aller Blicken, als ein Zeichen eines guten Zuges; in dem Augenblicke aber, als Paul Ricochets Augen der Wittwe begegneten, überzog unwillkürliche Bläſſe ſein Angeſicht.

Ihr Blick unterſchied ſie allſogleich und ihr Herz legte ſie ſich nicht ungünſtig aus. Selbſt ſeinen Schiffsleuten entging ſie nicht und ſie wunderten ſich, was in aller Welt habe den theilnahmloſen Blick wieder beleben können, mit dem er den ganzen lieben Tag, den Gott werden laſſen, in die See hinuntergeſtarrt und Tiefen ſondirt habe, die kaum ein Fiſch durchmeſſe.

Auch an den übrigen Tagen des Monats December feierte Paul ſelten, und benutzte er das ſchöne kalte Wetter, indem er ſchwere Ladungen Fiſche einbrachte und die große Frage zu löſen ſuchte, die ihm offenbar den Sinn bedrückte. An den Abenden, wenn er nicht zur See aus war, war er, wie wenig er es auch ſcheinen wollte, ſteif und gezwungen in ſeinem Betragen, und gab ſo der Wittwe nicht geringen Anlaß, über dieſe Veränderung zu erſtaunen, die ihre biegſamen und geſchmeidigen Gefühle ganz und gar nicht begreiflich fanden.

Es iſt ſchon geſagt worden, daß Belpeche ein behutſamer alter Knabe war, deſſen Thun und Laſſen darthat, daß er eine gewiſſe linkiſche Gewandtheit innen hatte, die Schwächen Anderer leicht und ſchnell zu erkennen und zu ſeinem Vortheile anzuwenden.

Er hatte eine Anzahl platter, ſprichwörtlicher Redensarten aufgeſchnappt und ſich als eine Sammlung von Ge-

ſetzen zugelegt, die ihm ſowohl ſein eigenes Leben regelten, als das Betragen Anderer erläuterten, und befand ſich unter anderem ſein ganzes Leben bei Beachtung der goldenen Worte wohl: Geduld überwindet alles, Zeit bricht Roſen, Eile mit Weile, Pferde, die den Hafer verdienen, bekommen ihn nicht, die er immer in Gedanken, aber ſeltener im Munde führte und mit denen er keine Sache aus dem bloßen Grunde aufgab, daß ſie keine Ausſicht auf Erfolg darbot. Aus einem Stück äußerſt unfruchtbaren Landes, das er ſich z. B. nach dieſen Grundſätzen zu ſeinem Garten auserwählt, machte ſein unermüdliches Bekämpfen von Hinderniſſen mit der Zeit den beſten Fruchtboden der Stadt und Umgegend, und obwohl er auf hunderterlei wunderliche und ungewöhnliche Art zu pflanzen, zu pfropfen und auszuſchneiden verſuchte, war er doch Kraft Aufpaſſens und Abwartens allezeit gewiß, die rechte Jahreszeit und günſtigſten Symptome wahrzunehmen, ja, heftete er, wie die Klapperſchlange einen Vogel bannt, nur ſeinen Blick auf ſeinen Gegenſtand und that den Mund dazu auf, damit in neunundneunzig Fällen unter hunderten ſein Opfer ihm gerade hineinflog.

Ein Mann von weniger Beharrlichkeit oder mehr Ehrgefühl hätte an ſeiner Stelle eher ſein Haupt in eines ſeiner Kohlbeete hinein verſteckt, als ſich nach den unzweideutigen Beweiſen von Feigheit, die er abgelegt, wieder im Wirthshauſe blicken laſſen. Belpeche aber nahm ſein Unglück auf die leichte Achſel, widerſtand mit einer manchen Menſchen angebornen Art von Muth dem ganzen Strome von Spott und Hohn, den man gegen ihn losließ, und bewirkte in der That durch dieſe Unempfindlichkeit, daß man hier und da der Meinung ward, er ſei am Ende doch etwas verleumdet worden. Auch kam der alte Gärtner wieder regelmäßig, noch ſchmucker als zuvor angethan, in das Gaſthaus, trug

noch vollere Sträuße von Geranium, Myrthe und anderen immergrünenden Pflanzen als Sinnbilder ſeiner Leidenſchaft vor der Bruſt, um der Wittwe Potdevin den Hof zu machen, und wußte ſeinen Huldigungen wirklich eben ſo gut den Anſchein unerſchütterlicher Ehrfurcht und Ergebenheit gegen ſie zu verleihen, als damit zugleich das naive Bekenntniß abzulegen, ſich ihrer Gunſt und Gewogenheit ſelbſt verluſtig gemacht zu haben. Denn er ſah, oder meinte wenigſtens in Paul Ricochets Benehmen etwas Geheimnißvolles zu ſehen; errieth zwar nicht genau, woher die Witterung kam, war aber feſt entſchloſſen, wenn das Wild ihm auch entgehen ſollte, ſich wenigſtens keine unfeine Naſe vorzuwerfen zu haben.

Madame Potdevin nahm indeß ſeine fortgeſetzten Artigkeiten und Bemühungen mit großem Gleichmuthe auf, und mochte ihn wohl nur ſeines achtungswerthen Charakters und zuverläſſigen Rathes wegen gern zum Freunde behalten und zum Zeugen jenes hochwichtigen Schrittes haben, den ſie geſonnen war, in das neue Jahr hineinzuthun.

Und am Ende brach dies neue Jahr wirklich und wahrhaftig an, und brachte die Hülle und Fülle von Zuckerwerk und Gebackenem, Eingemachtem und — Weißgemachtem, oder leeren Komplimenten mit ſich. Auch trat es ſo leiſe in die Fußtapfen des alten ein, daß, wer nicht gerade beſondern Grund hatte, auf die Zeit zu achten, ſich des Ausganges und Einganges wohl gar nicht verſah.

Mit den Helden unſerer Geſchichte war dem aber in der That nicht ſo, und der erſte Januar wurde ſchon als der Großpapa des dritten einer beſondern Feier gewürdigt.

Bei dem Anbruche dieſes nämlichen 3ten Januars des Jahres 1806 fing nun keine der zahlreichen Namensſchwe-

ſtern der heiligen Genovefa ihr Gebet mit bewegterem Herzen in La Rochelle an, oder ſetzte es mit ſtärkerer Inbrunſt fort, oder beſchloß es mit höheren Hoffnungen als Madame Potdevin. Sie war Paul Ricochet von Herzen gut und ſehnte ſich unendlich nach der Stunde, wo ſie ihm dies ohne Rückhalt ſagen könnte.

Und nur allzugewiß kam die Stunde an; aber leider! nicht, um den Erwartungen der Wittwe zu entſprechen, und gewann das kleine Unterſtübchen neuerdings das gewichtige Anſehen eines Rathverſammlungsortes. Die auserwählten Freunde, die Neujahrs-Geburtstaggeſchenke waren da; Blumen von Belpeche, Fiſche von Paul Ricochet und andere Gaben von den Nachbars- und Gevattersleuten rund herum. Wer hätte ſich da wohl träumen laſſen, daß unter einer ſolchen Anzahl blühender und heiterer Gegenſtände die ſchmählichſte Enttäuſchung wie eine verborgene Schlange laure!?

So wie die Freunde einzeln oder paar- oder gruppenweiſe nach- oder miteinander eintraten, boten ſich die bereitwilligen Wangen der Wittwe einem jeden zum Kuſſe dar und empfingen durch die Berührung ſelbſt einen Anflug von erhöhter Röthe, anſtatt daß die Wangen mancher anderen Wittwen dieſelbe eher verleihen könnten. Belpeche war einer der Erſten beim Lever und brachte einen Strauß, zu groß, als daß ihn ein Blumentopf hätte faſſen können, der dem gemäß in einen Kübel auf den nach Landesgebrauch in der Mitte der Stube ſtehenden großen runden Marmortiſch geſteckt ward. Das Kamingeſims erkrachte unter den vielen Schachteln mit Bonbons und Kleinigkeiten von Folie, Spiegelglas und Filigran, von denen das Stück mitunter nicht mehr als fünf Franken koſtete. Und die Augen der Wittwe glänzten wohlgefällig über dieſe Spielereien hin, denen die

Freundeshand, die ſie giebt, einen ſo viel höhern Werth verleiht, als ihnen zu eigen iſt; obwohl ihr Sinn an dieſem Tage von etwas Reellerem befangen war und ſie noch in keinem Jahre ſo wenig als diesmal darauf gegeben hatte.

Zuletzt von Allen kam Paul Ricochet, der abſichtlich ſo lange gezögert hatte, um ſeine vollkommene Faſſung zu behalten und ſich nicht in unbewachten Augenblicken der Zärtlichkeit der Wittwe auszuſetzen.

Er hatte ſich zu dieſer Angelegenheit in ſeinen ſchönſten Staat geworfen. Seine Pelzmütze und blaue wollene Jacke mit den gelben Knöpfen, ſeine rothe Schärpe von netzartig gewirktem wollenen Garne, die er um ſeinen Hals geſchlungen, ſeine Weſte von grünem Plüſch, ſeine weiten blauen Tuchhoſen und großen braunen Faltenſtiefeln, ſeine Fuchshandſchuhe, war alles nagelneu! Als er in die Stube trat, nahm er ſeine Pelzmütze vom Kopfe und machte der ganzen Geſellſchaft und vornämlich der Wittwe einen ehrerbietigen Scharrfuß, wonach er die rauhe Bedeckung ſeiner rechten Hand auch abzog und dieſelbe Margarethen hinhielt. Sie ſchlug mit der ihrigen herzlich ein, und das Scharlach, das ihre Wangen überzog, verrieth, daß Paul ihre Finger nicht viel weniger als ein Ankertau drücken mochte.

Aller Augen waren auf Paul gerichtet, aller Ohren ſpitzten ſich in geſpannter Erwartung ſeiner Rede. Und er ließ die Verſammlung nicht lange vergebens harren, denn er ſtellte ſich keck und gerade vor ſie hin, ſetzte ſeine Mütze mit einem Handſchlage wieder ſchief auf den Kopf und begann die folgenden Worte, indem er Margarethens Hand immerfort in der ſeinen hielt.

»Madam Potdevin! Sie haben allezeit große und viele Güte gegen mich gehabt, und ich weiß Ihnen das von Herzen Dank, zumal Ihre großmüthige Freigebigkeit von neu-

lich; und das iſt all gut! Aber Madame, nun habe ich eine Bitte an Sie; Sie haben verſprochen, ſie zu erfüllen, und ich weiß gewiß, Sie thun es. Nämlich, Madame, — Kopf in die Höhe, Margarethe! — ja, Madame, was ſoll ich erſt anfangen, große Worte zu machen? ſpricht die Sache nicht für ſich? Ich hoffe, Sie werden doch Ihr Wort nicht brechen und wider meine Heirath mit Margarethen etwas einzuwenden haben?«

»Heirath mit Margarethen!« rief eines wie das andere und die Wittwe war kaum im Stande es nachzulallen.

»Ja, meiner Treu, warum das nicht? Der Himmel weiß, wie manches liebe Jahr ſchon wir einander gut ſind, ohne daß eine andere Menſchenſeele es gemerkt hat, ſo treu und verſchwiegen ſind wir beide geweſen. Und das war all gut; iſt es etwa nicht wahr?' Wohla denn, Madame Potdevin, Sie haben mich unabhängig von ſich gemacht. . . . .«

»Ach, freilich, freilich habe ich das,« ſchluchzte die Wittwe.

»Und das iſt die Art, ihrer Großmuth zu vergelten?« riefen die Weiber.

»So laßt ihn, laßt ihn doch,« flüſterte Belpeche.

»Sie haben mich unabhängig gemacht,« fuhr Paul fort, und ließ Margarethens Hand los, indem er aus der inwendigen Seitentaſche ſeiner Jacke eine ſchmutzige Brieftaſche zog, das Band, das ſie zuſammenhielt, abwickelte, und ein Papier, das er ihr entnahm, Jedermann offen hinhielt.

»Hier iſt die Verſchreibung, die mir zehn Tauſend Franken von Ihrem Gelde giebt. Es iſt für mich eine große Summe, ein Vermögen; allein nicht für zehnmal ſo viel als das, — was vielleicht Ihr ganzes Kapital beträgt, möchte ich es behalten und von Ihnen, Madame, oder irgend jemand mir ſagen laſſen: ich habe Ihre Großmuth gegen mich gemißbraucht.«

Mit dieſen Worten riß er den Schuldbrief in Stücken und beſtreute damit den Boden.

»Mann, Mann! was thun Sie da?« ſchrie der entſetzte Notar, die Fetzen zuſammenleſend.

»O Paul, Paul!« rief die Wittwe, »ich weiß Ihnen nichts zu ſagen. Wie grauſam und wie redlich zu gleicher Zeit!«

»Nein, Madame, mit nichten grauſam. Wenn ich das brave Mädchen da ſitzen laſſen und mich für Ihr Geld an Sie verkauft hätte, wäre ich grauſam und unredlich zugleich geweſen; aber ich konnte weder dies noch jenes thun.«

»O,« brach die Wittwe in ihrem Jammer los; »mußt es dahin kommen! O Margarethe, du Verrätherin! Mir erſt mein Vermögen abzulocken und dann zu entwenden, was mir mehr als Alles werth war!«

»Ach, Madame,« ſchluchzte Margarethe, »ich kann Ihnen Alles vergeſſen und vergeben, was Sie ſagen, aber verdient habe ich es nicht. Ich habe Ihnen nichts entwendet. Paul war mein, auf Treue und Glauben mir ſchon lange lange vorher, ehe Sie an ihn denken konnten, verlobt. Und was das Geld anlangt, das Sie mir verſchrieben haben, ſo iſt es allerdings wahr, daß ich meinen Freunden und vor allen Paul und ſeinem Rathe folgte und Sie bewog, mich von ſich unabhängig zu machen; allein ſobald wir ſahen, was Ihre Großmuth für mich that, und daß Sie mir noch einmal ſo viel gaben, als Sie erſt gewollt hatten, und zwanzigtauſendmal mehr als Sie nöthig gehabt hätten, ſo konnten wir nur einen und zwar den Entſchluß hier faſſen.« Und ſomit zog ſie die Verſchreibung über die zwanzigtauſend Franken aus ihrem Buſentuche und folgte Pauls Beiſpiele, indem ſie ſie in Stücken riß.

»O, zerreiß es nicht, zerreiß es nicht!« rief die Wittwe. »Ich wollte lieber, Du behieltſt das Geld und ich dürfte

Dich haſſen!« Und ein heftiger Thränenguß erleichterte ihr Herz.

»Nein, nein, Madame Potdevin, Sie dürfen mich nicht haſſen,« ſchluchzte Margarethe, und nahm Ihre Gebieterin bei der Hand. »Sie haben mich von Kindheit an lieb gehabt, und ich habe keine andere Mutter gekannt als Sie, und Sie immer wie ein Kind geliebt und liebe Sie noch ſo. Vergeben Sie mir, Madame. Ich hätte Paul ſo gern aufgegeben, als ich ſah, Sie liebten ihn; aber ich konnte nicht, ich konnte wahrhaftig nicht, ich beſtand einen harten Kampf mit mir, aber ich weiß nicht, wie es kam, er wußte es mir ſo anzuthun, daß er alle meine Vorſätze zu nichte machte.«

»Ich weiß wohl, er weiß einem das, der Abſcheuliche!« ſagte die Wittwe krampfhaft.

»Kommen Sie, kommen Sie, Madame!« wimmerte nun auch Paul und erfaßte ihre andere Hand, »vergeben Sie mir, es war nicht meine Schuld, die Natur hat es einmal ſo gewollt.«

»Faſſen Sie mich nicht mit Ihrer garſtigen Hand an, Sie, Sie ... O, Paul, Paul, Paul!« rief die arme Wittwe aufs neue, und ihr Kopf ſank unwillkürlich auf ihre Schulter nieder, während ſie noch ſeine und Margarethens Hand in der ihren hielt. »O, was ſoll ich thun oder ſagen?« fuhr ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte und ohne Antwort zu erwarten, fort; es war aber allerdings eine Antwort darauf bereit.

»Vergeben Sie ihnen, und ſagen Sie ihnen, daß Sie es thun,« wisperte ihr Belpeche liſtig zu.

»Ach, Herr Belpeche, ſind Sie auch da?« ſprach die Wittwe, und ſchlug ihre Augen ſchmachtend zu ihm auf, de-

ren düſtre Strahlen den einnehmenden alten Gärtner beſchienen.

»Ob ich es bin!« verſetzte er ſanft, »wo ſollte ich ſein, wenn die Wittwe Potdevin unglücklich oder troſtlos iſt?« —

Zu welchem Ende ſollten wir aber nun die Schilderung dieſer Scene noch weiter ausſpinnen? Der Leſer begnügt ſich ſicherlich damit, daß er erfährt, wie ſie endete.

Die Wittwe erholte ſich alſo von ihrem Herzeleiden wieder und vergab den Schuldigen, die ſie nicht beſtrafen konnte, gerührt, wie ſie von der Redlichkeit und dem Ehrgefühle beider war, womit ſie ihr freiwillig zurückgegeben hatten, was ſie ihnen erſt geſchenkt. Unfähig, den Gedanken zu ertragen, Margarethen zu verlieren, oder Paul nicht mehr zu ſehen, willigte ſie nicht nur in ihre Heirath ein, ſondern theilte ſogar ihr Vermögen mit ihnen und machte ihnen den Beſitz von der alleinigen Bedingung abhängig, daß ſie für immer bei ihr wohnen und leben blieben.

Um Skandal zu vermeiden und aller übeln Nachrede zuvorzukommen, ſah ſie aber zugleich ein, daß das Gerathenſte für ſie ſei, ſich den alten Belpeche anzuheirathen, und ſie führte dies ſo wohlbedachterweiſe aus, daß die kleine Doppelfamilie fortan die ganzen funfzehn Jahre lang bis zu meinem Beſuche in dem Gaſthofe glücklich und zufrieden mit einander lebte. Belpeche beſtellte ſeinen Garten, ſchlief Abends am Kamine ein und gewöhnte ſich überhaupt bei allem, was er nicht ſehen mochte, die Augen zuzuſchließen.

Paul Ricochet gab ſein Gewerbe als Fiſcher auf und legte ſich auf das des Gaſtwirths, das er nicht ungeſchickt und nur ein wenig ſchwerfällig betrieb.

Die Wittwe und Margarethe lebten als gemeinſame Hausfrauen friedlich und ohne Eiferſucht mit einander, da Paul nicht allein ein muſterhafter Ehemann, ſondern auch nach

beſten Kräften ſtets beſtrebt war, durch ein gefälliges und bei ihrer Gutmüthigkeit nicht erfolgloſes Betragen gegen die erſtere, ihr den Kummer zu vergüten, den er Madame Potdevin zuvor gemacht hatte.

Vollkommene Glückſeligkeit oder Befreiung von allem Mißgeſchick iſt indeſſen nicht das dem Menſchen in dieſer Welt beſchiedene Theil; und ſo darf es nicht verwundern, daß eine Unannehmlichkeit der Wohlfahrt des Gaſthauſes und ſeiner Bewohner beſtändig beigeſellt blieb: nämlich der dem Hauſe ein für allemal anklebende Verruf, nicht recht geheuer zu ſein. Es vermochte nichts in der Welt, dieſen Argwohn in der öffentlichen Meinung auszulöſchen, und ſogar der kleine Kreis ſeiner Bewohner wurde davon mit angeſteckt, wenn nicht etwa die Kraft des allgemeinen Glaubens ſo weit ging, ſo hier wie anderwärts das Uebel ſelbſt erſt zu erzeugen. Ja, es hatten ſich in dem Verlaufe der funfzehn Jahre Tauſende von dummen Geſchichten wie ſeltſamen Begebniſſen angeſammelt, deren keine ermangelte, wenn auch nur ein Körnchen von Gewicht in die Waagſchale des Aberglaubens zu legen, und von denen, was die erſteren betrifft, es unnütz iſt, ein Mehreres zu hinterbringen, derweil ich von den letztern eines hiermit aus eigener Erfahrung niedergeſchrieben habe.

Im Anfange nach dem räthſelhaften Erſcheinen und kläglichen Tode des unbekannten Mannes wollte man auch den unheimlichen Beſucher des Wirthshauſes öfter geſehen haben; ſpäter ging er aber doch ſeltener um, und endlich beſchränkte er ſich lediglich darauf, an dem jedesmaligen Jahrestage der unglückſeligen Kataſtrophe, oder einer der drei Nächte, in denen die Nebenbuler jene vielbeſprochenen Wachen abgehalten, ſein desfallſiges Recht zu vindiziren.

Jede andere Nacht des Jahres, als die drei, ſchliefen die

in den Gaſthof einkehrenden Gäſte ungeſtört und fürchteten eben nichts; in ihnen ſelbſt würde ſich aber keine menſchliche Seele aus dem La Rochelleſchen Klatſchbereiche vermeſſen haben, meine allda unwiſſentlich und glücklich beſtandenen Gefahren einzugehen.

Ob der unſtäte Geiſt in dem Hauſe wirklich umgeht oder nicht, iſt nicht meines Amtes zu beſtimmen. Die Stimme des Volkes läßt ihn für alle Zeiten in dem grünen Zimmer ſein Weſen und zwar der Art treiben, wie er es bei Lebzeiten wohl in der Gewohnheit hatte, in Wand- und anderen Schränken herum zu hantiren.

Ich für mein Theil habe aber nicht beitragen wollen, dies abergläubiſche Gerücht noch mehr zu befeſtigen, und neige vielmehr dahin zu glauben, daß, was ich ſah, dennoch der träumeriſche, ruheloſe oder halbſinnbetäubte Belpeche ſein mochte, der in ſeiner Schlaftrunkenheit vielleicht gerade darum, weil er ſich bei Bewußtſein ſo entſetzlich davor fürchtete, jenes Zimmer, in dem ich die Nacht über lag, bei Gelegenheit beſuchte; und daß ſomit, was vorher Wirkung der Furcht war, ſich in Wechſelwirkung wieder zu ihrer Urſache geſtaltete. Ich nehme an, daß Waldmann, der ſonſt ſo beherzt, aus keinem anderen Grunde in mein Bett kroch, als weil ihn fror, und enthalte mich in meiner Erinnerung an die abenteuerliche Geſchichte ein für allemal jedweder Folgerung, indem ich ſie mit den Worten ihrer Ueberſchrift: »Sehen iſt nicht Glauben,« beſchließe.

III.

Traum um Traum.

Ein Mährchen.

Es war einmal vor uralten Zeiten ein König, dem kam es noch in seinen greisen Jahren in den Sinn, daß es nicht gut für den Menschen sei, allein in der Welt zu stehen.

Er vermählte sich deswegen mit der jugendlichen Tochter eines anderen Königs, der sein Freund war, und liebte sie mit solcher Eifersucht, daß er sie vom ersten Tage seiner Ehe an vor Niemand sehen ließ und in einen festen Thurm verschloß, der an einer Seite seines Schlosses angebaut war, wo ein weiter und breiter Waldgarten es begrenzte. Ja er trug den Schlüssel zu diesem Thurme, dem aus Scheu vor seinem Zorne nicht leicht einer seiner Unterthanen nahte, allezeit bei sich, und seine junge Gemahlin führte darin gewiß ein sehr betrübtes Leben, da sie nicht einmal mit einer ihrer Dienerinnen zusammen kam, deren Umgang ihr doch sonst zu Hause gestaltet gewesen war, und hatte zu ihrer Unterhaltung nichts als einige Mährchenbücher von morgenländischen Prinzen und Prinzessinnen und verzauberten Ungeheuern, die sie wohl mitunter las, wie wenig sie ihr auch behagten, wenn sie sich nach ihrem Tagewerke an dem Spinnrocken gar zu matt und müde fühlte.

Ein Glück nur für die schöne junge Königin, daß man in ihrem elterlichen Hause allzu gewissenhafte Sorge getragen hatte, ihre Unschuld nicht zu verderben, um sie etwa in ein wahres Leben oder Wissen einzuweihen, das sie dann in ihrer Einsamkeit hätte vermissen können. Das Eine von dem Vielen, was ihr unausgesetzt gelehrt worden war, hatte, einer weisen Berechnung zufolge, das Andere immer wieder aus ihrem Bewußtsein weggedrängt, und so wußte sie in der That nicht einmal dem Namen nach, daß Unschuld oder Untugend, Pflichten oder Rechte in der Welt. Auch machte es zuletzt in ihrem inneren Leben keinen Unterschied, daß ihr Gemahl die schon durch moralische Thurmwände von der Menschheit Geschiedene fortan eben so in einem sichtbareren Thurme geborgen hielt.

Ach! wie so gern hätte die arme Gefangene jedoch bisweilen mit ihm gesprochen, der ihre einzige Gesellschaft war, und sich mindestens von ihm erzählen lassen, wie es mit dem ihr unbekannten Laufe der Welt beschaffen sei! Er saß oder stand aber nie anders als stumm oder wortkarg an ihrer Seite und ließ sich etwa höchstens auf ein langweiliges Spiel Schach mit ihr ein, indem jedesmal fast eine Viertelstunde verging, ehe er einen neuen Zug that, und wobei es ihre alleinige Freude war, ihn im Stillen auszulachen, wenn er die öfteren Uebereilungen, die sie beging, auf das eifrigste benutzte, ohne ihr jemals einen Zug zurückzugeben, und dagegen nimmermehr gewahrte, daß sie dem in tiefe Berechnungen Versunkenen, bei seiner es zumal erleichternden Kurzsichtigkeit, die eine oder andere wichtige Figur geradezu wegnahm, oder so verschob, daß sie das Spiel mit einemmale aus verloren in gewonnen umwandelte, und den alten Mann wohl ganz außer sich vor Unwillen über seine blöden Augen versetzte, die ihn eine so gefährliche Lage über-

ſehen laſſen und verſchuldet hatten, daß alle ſeine Weisheit und Ueberlegung erfolglos geworden ſei.

Lieber, als unter dieſen Verhältniſſen die Gegenwart des alten Königs, war der ſchönen Frau dann freilich die Einſamkeit, da ſie an den kleinen Schelmereien leicht ermüdete und ſich ihrer nur bediente, um den König zu verſcheuchen, den ein verlorenes Spiel gleich auf lange Zeit hinaus verdrießlich ſtimmte. Und wenn ſie nun ſo allein und ihr Gemahl eben von ihr gegangen war, hatte ſie doch neue Thränen, der dieſe Unterbrechung des ewigen Einerleis ihres Lebens ihre Augen wieder empfänglich gemacht hatte, wiewohl ſie bald abermals in ſtumpfe Gefühlloſigkeit verſank, bis der König zurückkehrte und ihrem Schmerze und Verdruſſe neue Nahrung lieh. Sie horchte und horchte dann, wie der letzte Riegel der Schlöſſer ihres Thurmes abſchnappte und die letzte Thür in ihren Angeln knarrte, und überließ ſich mit wahrer Wolluſt den Ausbrüchen ihrer Muthloſigkeit. Sie weinte und ſeufzte auf ihrem Ruhebette halbe Tage oder Nächte lang, oder lehnte ſich in die tiefe Brüſtung ihres Bogenfenſters, und ſchaute ſo lange bis ſie an ihren Träumen ermattete, ſehnſuchtsvoll durch das feſte Eiſengitterwerk den Wolken und ihrem wunderbaren Leben und Weben zu, das ſie in der Freiheit zuvor nicht beachtet hatte.

Ach! wie iſt doch das Wolkenland, dachte ſie, ſo weit weit ſchöner als das Morgenland ſein kann, wovon in den Mährchen ſo viel die Rede iſt. Was für ganz andere Mährchen als in den Büchern ſtehen in den Wolken geſchrieben, und Niemand achtet ihrer! Was für wunderbare Pflanzen und Thiere und Begebenheiten leſe ich mir da heraus!

Und ſie hatte ihre Freude an den Blumen, Bäumen und Thieren, die ſie unten auf der Erde vor ſich ſah, indem ihr Scharfſinn aus dem geheimnißvollen Daſein derſelben ſich

die Schatten eines halben Mitbewußtseins umriß. Sie stellte sich das Glück der Blume oder des Grashalmes in dem unmittelbaren Einathmen des Erdduftes vor, sie fühlte die süße Gemeinschaft der unsichtbaren Atome der Pflanzenwelt oder der Farbenstoffe, die die Luft erfüllten, mit der Schmetterlings- oder Käferwelt, den Rausch der Demuth nach, der in der Idee des kleinsten Lebens inmitten der weiten Schöpfung liegt. Und wie umfaßte nicht ihr junges Herz das Mitgefühl von Wonne in dem Anblicke eines kräftigen Baumes! Wie er den Saft des Bodens von weit und breit umher an sich anzieht und in sich einsaugt, und seine hunderttausende von Blättern ihm eben so viele Lebensfreuden sind, die er selig ahnet, wann sie knospen und die ganze Sommerzeit über grünen und wachsen fühlt. Ja, muß nicht eben der Schmerz des Welkens und Abfallens der herbstlichen Blätter dem Baume die vollste Wonne erzeugen, wenn er die allgemeine Trauer der Natur vegetativ mit empfinden kann? Und ist nicht im Winter die Wurzelkraft in der Erde, der ungebändigte Trotz gegen Sturm und Wetter, nur eine andere Verkleidung seines Glücks? Seine Einsamkeit unter der Schneedecke ist ihm die reichlichste Vergütung jener Sommerlust, und welch wehmüthige Freude, wenn der Rauchfrost ihn mit künstlichen, demanthellen Blüthen schmückt, welch freudige Wehmuth in dem Bruche eines gesunden Astes! Ja, sind wir denn nicht recht eigentlich dazu geschaffen, immer inniger in die Natur aufzugehen? Schlägt nicht Schmerz und Freude so wie Windeswellen an unser Herz, und fühlen wir es dann nicht laut erbeben, so wie Blättergelispel oder Wasserrauschen?

Sie sah dem Gewürm der Erde und dem Wilde des Waldes in ihrem mannigfachen Getreibe zu, und dachte sich in die entzückende Schärfe ihrer bis zum Instinkt gestei-

gerten Sinne hinein. Sie freute sich der Vögel der Lüfte, ihrer Flüge und Gesänge, lockte sie zu sich und liebkos'te sie, indem sie sie mit den Süßigkeiten fütterte, die ihr der König immer zutrug und deren sie längst satt geworden war. Sie hatte dann die kleinen buntgefiederten Sänger bald so kirre gemacht, daß sie ihr aus Mund und Händen Futter pickten, und anfangs geschah es ihr wohl, daß die Lippen über die ungewohnte Berührung schauderten, ehe sie sich sie ruhiger gefallen ließen; zuletzt aber durchdrang sie dabei jedesmal die Ahnung einer ihr noch unerklärlichen geheimen Lust.

Wenn der Mond ihr Nachts durch das Fenster zuschien, oder die Dämmerung des Abends sie umgraute, fiel ihr Schicksal ihr wohl schwer genug auf das Herz, und erschwerte sie es sich noch mehr durch Klagen, als sie es sich durch Musik und Gesang erleichterte.

Wenn der Wind so die flackernden Lichter der Sterne
peitscht,
und die tiefen Wolken ziehen
durch die schwarze Nacht — — — —
Die Zweige nicken
schauerlich,
das Laub der Weide
singt sein trübes Lied
von Leide — — — — —
Wenn der hohle Grabeslaut
des Sturmes
dazu braus't
und sie zur Wehmuth stimmt;
banges Zagen
will da die Seele auflösen,
und erinnert sie,

mahnt
an allen Schmerz,
der sie jemals betroffen hat — — — — —
Ach, ja! der Tod
nimmt sich so süß dahin
in den geheimnißvollen Schrecken
der Einsamkeit. — — — — — —

So sang sie dereinst zur Harfe, als es ihr am wehsten zu Muthe war, und so flossen ihr ganze Jahre ihres Lebens hin. Die Natur nahm sich ihrer, die die Menschen verlassen hatten, in ihrer Einsamkeit an und erweckte ihre schlummernde Seele zuerst zu einer pflanzenhaften und thierischen Lebensthätigkeit. Die Sehnsucht der Liebe wand und streckte ihre glänzenden Arme in ihr aus; und wie hätte sie umhin gekonnt, der Hand derjenigen ganz und gar zu folgen, deren Geschöpf sie ward?

In einem von diesem Königreiche weit entfernten Lande war ein Rittersmann über die erste Jugend hinaus, der lebte so wie Tausende seines Gleichen in den blauen oder grauen Tag hinein. Er zechte und schmaus'te, übte in Ernst und Schimpf ritterliche Thaten aus, und fragte sich in dem, was mit ihm war, kein Einzigesmal nach dem, was mit ihm gewesen war oder sein werde. Sein höchstes Ziel war so zu leben, daß der Tag ihm gleichsam von selbst verginge. Er war gesund wie jeder seiner Knechte und Genossen, und seine körperlichen Kräfte standen mit den geistigen im Gleichgewichte, indem diese jene um keine Spanne Zeit überdauerten. Er liebte insbesondere alle Tage auf der Jagd zu sein, und schweifte dann über Berg und Thal, durch Wälder und Einöden hinter dem flüchtigen Wilde drein, ohne daß er

mit ſeinem Troße irgend Ruhe und Raſt finden mochte.

Da geſchah es nun, daß der Ritter dereinſt auch mit vielen Jägern und Hunden auf die Jagd auszog und ſein Weſen trieb; an dieſem Tage indeſſen ſich nicht nur weit minderen Glückes als ſonſt erfreute, ſondern ſogar von einem Jagdmißgeſchicke heimgeſucht wurde, wie er es ſich je gehabt zu haben nicht erinnerte.

Der Himmel war derweil faſt einem launenhaften Kinde gleich, ſo oft lachte und weinte er in einer und derſelben Stunde, in Sonnenſchein und Regen, und rang die Wolkenarme, indem die Sonne bald wie ein heiterer Blick auf den grünen Auen lag, bald der Sturm erbrauſte und die zerriſſenen Wolken mit ihren Schatten über die duftigen blauen Berge und Thäler hinflogen.

Einem ihm zu klugen Rehe vergeblich nachſetzend, hatte ſich der Ritter von der Jagd entfernt, und verfolgte die Fährte des Wildes, bis er ſie verloren hatte, durch das hügelige Gefilde.

Verdroſſen ward er am Ende deſſen inne, daß ihm ſeine Hunde nicht länger zu Führern dienen konnten, und ritt nun gemächlich dem Rücken eines Berges entlang. Seine Jagdluſt war erſchöpft, und er wendete ſeinen unbeſchäftigten Sinn der Gegend zu, gleich wie um ſie herauszufordern, ſeine Theilnahme einmal zu erwecken. Und es war, als hätte die Natur nur den Augenblick erwartet, ihn zu überwältigen. Eine zauberhafte Stille, eine Weihe lag in ihr, ſie ſprach ſo ſanfte Liebesworte an ſein Gemüth, er konnte ihr nicht widerſtehen; ihr Geiſt zog in ihn ein und er wußte es nicht und litt die Umarmung ihrer Liebe; erſt als ſie ihn mit unauflöslichen Banden an ſich gefeſſelt hatte, kam er wieder zu ſich ſelbſt.

Er ſchaute jetzt mit erneuten Augen in der Welt umher,

und fand eine nie gekannte Freude an ihr. Er war ſo voll von der Natur, und die Natur ſo wunderbar für ihn geſtimmt, daß ihr Inbegriff faſt verkörpert Raum und Zeit von ſich einzunehmen ſchien, ſo wie es uns im Leben wohl auch mit dem geſchieht, was uns begegnen ſoll oder näher tritt. Es war ihm, dem Zuſtande der Pflanze oder des Thieres gegenüber ſo, die den Begriff der Gottheit in der Beſchränkung ihres Daſeins auffaſſen, als ob ſein Inneres ſich zu der Natur auflöſe und ſo mit einem höchſten Sinn begabt werde, dem ſich ein jedes Ding in ſeiner ſelbſteigenen Sprache kund gebe, ſo wie es ſei. Sein Gefühl war das uns augenblicklich dann und wann in der freien Natur überkommende, der Verwandtſchaft mit Allem, was uns umgiebt, mit Erde, Steinen, Gräſern, Blumen, Licht und Luft, in dem ſich in uns ordentlich die Elemente, aus denen wir beſtehen, mit Einemmale ihrer ſelbſt bewußt werden, und auf ihre urſprüngliche Trennung zurückkommen.

Der Ritter fühlte jetzt, er müſſe auf dem Wege ſein, etwas ſo Seltſames zu erleben, als ihn die Natur ahnen ließ, und ſtrich mit dem Zuge der Luft weiter, bis die Pflanzen und Geſträuche ſtärker dufteten, indem der leiſere Wind ſie bewegte, der in den Halmen und Gräſern ſchrillte, von den zur Ruhe gekommenen Vögeln nur noch einzelne aufpiepten, und die Sonne, ermüdet, immer neuer Wolken Spiel ſich auszudichten, ihr Antlitz in den Schooß des Abends barg. Da verſah er ſich erſt, daß er neben der Spur des Wildes auch die des Weges längſt verloren hatte, und in unbekannter Gegend einherſtrich.

Roß und Reiter und Rüden waren müde geworden, und ſo hielt der Ritter ſeinen Lauf auf einem Gebirgskamme an, wo er Erquickung nach der Schwüle erhoffte, hob ſich aus dem Sattel, ſchlang die Zügel ſeines Roſſes um einen Stein-

block und warf ſich unter eine alte Linde, wo der Wind im Laube wehte, daß es einer vielſaitigen Harfe gleich zuſammen klang. Oder war es etwa gar die Zeit, die ſo immer, wenn auch unvernehmlicher, über uns hinzieht? Der Ritter hörte das Hundegebell und Hörnergetön und den Waldruf der Jäger in der Ferne verhallen. Der fette Klee der dunkelgrünen Wieſe umfing ſein Haupt, die weißen Margarethenblumen leuchteten darin wie Sterne, Kamillen und Kräuter dufteten warm, und die Mücken ſummten in die monotone Muſik des Waſſerfalls. Die Ferne lag in violettem Thau, und darüber glühte das Abendroth immer purpurner wie die Färbung des reifen Pfirſichs. In dem blauen Aether funkelte der helle Stern der Venus durch die hernieder-dunkelnde Nacht.

Da war es dem Ritter, indem ſeine hinfälligen Thiere im Schlafe die Ohren ſpitzten, als zöge ſich aus den Dünſten der Nacht eine Geſtalt zuſammen. Die Göttin der Träume, die nächtliche Phantaſie ſchwebte in wolkenfarbigem Gewande, das im Winde kleine Wellen ſchlug, zu ihm aus dem Abend nieder. Kaſtanienbraune Locken umwallten ihr blaſſes Angeſicht, ein Kranz von duftender Fliederblüthe zierte ihr Haupt, unter den zuſammengewachſenen Brauen beſchatteten lange Wimpern, ſtrahlenartig ausgehend, die ſchwarzen Augen, über denen der Stirnmuskel träumeriſch zuſammengezogen war. Sie trug in der Hand einen Strauß von feuerrothen Mohnblumen, von denen, wie ſie im Fluge daherrauſchte, die leicht abfallenden Blätter ſich löſ'ten und eine ihr durch die Dämmerung nachglühende Blüthenſtraße bildeten. Als die Geſtalt dicht vor dem Ritter war, bog ſie ſich über ihn und bewegte die Hand nach ſeinem Antlitz, worauf er deren Schatten ſchon voremfand. Sie bedeckte ſeine Augen leiſe, ein weißlicher Schleier, der mit

dem ganzen Gebilde wieder in Nebel zerfloß und ſich dann zu einer Wolke verdichtete, die ihn umfing und in die Lüfte hob.

Da wähnte der Ritter, die ſtattlichſten Rehe, Hirſche, Eber und Bären, ſeltſame Vögel und ſonſt Gethier die Menge zu ſehen. Muthige Hunde und Falken verfolgten es hitzig vor den Jägern her; desgleichen kämpften glänzende Ritter zu Fuße oder auf wilden Roſſen mit einander, und verlauteten weiterhin blumenduftende Feſte und Gelage für bunte Reihen von Herren und Frauen. Dem Ritter ging in dieſem Traume ſein früheres Leben wieder in der Seele vorüber; er war jetzt aber nicht mehr ſelbſt dabei und hatte das Verlangen nach ſeinen ehemaligen Freuden verloren. Waren es die Wolken, was er ſah, die in Abenteuerlichkeit das Leben unter ſich nachbildeten? — — — Dann war es ihm, als ob der dunkelblaue Himmel immer lichter würde und die Atmoſphäre ſich vor ihm aufthäte. Er blickte hindurch und der Stern der Liebe trat in ſeinen Blick und ſchwoll vor ihm ſo groß wie die Sonne an. Alles Licht ging von dem Sterne aus und floß wieder in ihm zuſammen. Und zuletzt ſchwebten die Thier- und Menſchendunſtgebilde, die ihn umzogen, wie in einander, und entwickelte ſich aus dem Leben, Weben und Gerege, indem ſie ſich um den Stern lagerten, oder ihn wie Blumengewinde und Arabesken umſchmückten, auf ſeinem Goldgrunde wie in einer Glorie, ein Frauenbild. Es hatte den Blick zu Boden geſenkt, und ihr blondes Haar, von dem ſich die Wellenlinien des Halſes lieblich löſ'ten, hing ihr aufgelöſ't um das Haupt, das, nach hinten zu, eine mit rothen Steinen ausgelegte goldene Krone trug.

Der Ritter ſeufzte im Traume, als er das Bildniß ſah, und ſie ſchlug das ſtille Auge zu ihm auf. Da ſchoſſen die

einzelnen Strahlen des Sterns, die ihre Blicke waren, blendend in die seinen, und flossen ihre Seelen wie zwei Ströme Licht in einander. —

Es war wieder Tag, als der Ritter erwachend seine Augen aufschlug. Der Kukuk im Thale läutete mit seinem dumpfen Glockenrufe den Morgendienst der Natur ein, die Sonne stieg über den Dampf der Erde sichtend auf und schoß ihre ersten Strahlen in das Antlitz des Ritters, der jedoch dagegen unempfindlich blieb, weil ihm das Bildniß wie in seine Seele eingebrannt war. Er erhob sich träumend vom Boden, bestieg sein Roß, ritt durch Feld und Wald in seine Burg heim, wo er wie umgewandelt ankam, und lebte von nun an so still und einsam, daß die Leute nicht wußten, was mit ihm geschehen war. Er entzog sich der Gesellschaft seiner Freunde und Begleitung seiner Diener, jagte immer allein in die Weite, von wannen er oft tage-, ja wochenlang nicht heim kam, und wo er das schöne gekrönte Weib unablässig in Gedanken hatte; und war zumal Abends, wenn der Himmel wolkenlos, stets im Freien, um in den Abendstern zu blicken, aus dem ihr Bildniß ihn anlächelte. Von seinen alten Genossen wurden zwar viele Versuche angestellt, ihn wieder in ihre Kreise zu ziehen; allein es schlug weder List noch Spott bei ihm an, wie fein auch ersonnen, und sie mußten sich zuletzt in das Unabänderliche ergeben und auf ihn verzichten. Seine neue Sinnesweise brachte ihn denn auch bald dahin, daß er ganz und gar keine Ruhe mehr zu finden wußte, und sich von dem Uebernatürlichen, das auf ihn zugetreten war, immer stärker ergriffen fühlte. Das Angedenken an das Ehemals sank nach und nach so tief in seine Seele zurück, daß ihn nun eben dies so wie in jener Nacht das Jetzt ein Traum bedünkte, und nur seine Sehnsucht oder seine zauberische

Schöne ihm für die Wirklichkeit galten. Ja, sein Liebesdurst ward mit der Zeit so heftig, daß er daran verschmachten zu müssen glaubte, bliebe er länger wo er war, und also wußte er sich keinen besseren Rath zu ersinnen, als die Welt nach seinem Traumbilde auf Abenteuer zu durchziehen.

Er bestellte sein Hauswesen und seine Burg, die er getreuen Händen anvertraute, und ritt, sein Schwert zur Seite, mit einem Knappen von dannen. Es ward ihm schon wohler zu Muthe, als er nur erst keine bleibende Stätte mehr hatte, und er ließ alle Sorgen hinter sich und hatte auch sein Saitenspiel mitgenommen, das er als Knabe geübt und hernach lange liegen gelassen und vergessen hatte. Er vertrieb sich die Zeit mit Gesang und Spiel, und ließ unter anderen Liedern auch einmal das nachstehende in die Lüfte schallen:

Sänger lieben wohl zu wandern,
in die Ferne hinzuziehn,
stets von einem Ort zum andern,
flüchtig wie die Stunden fliehn.

Bringen nah uns was uns ferne,
machen Fremdes uns bekannt,
und entfernen Nahes gerne,
und entfremden was verwandt.

In der höhern Wahrheit heben
sie das Wirkliche empor,
und belauben und beleben,
was da Seel' und Laub verlor.

Ja, ſie hüllen gern das Helle
in ein myſtiſch Dunkel ein,
und das Dunkl' enthüllen ſchnelle
ſie zu myſtiſch lichtem Schein.

Dichter lieben gern zu wandern,
in die Ferne zieht es die,
dennoch keiner von den Andern
hält am nächſten feſt wie ſie.

Er kam durch Länder und über Meere immer weiter; je weiter er aber kam, deſto weiter trieb es ihn nach der holdſeligen Königin, die er über alle Dinge begehrte.

Mittlerweile hatte die Einſame in dem Thurme einen anderen Traum gehabt. Es war ihr die Einbildungskraft nämlich doch mehr als ſie wußte von den albernen Mährchen angeſteckt, und da ſie ihr eben nicht gefallen hatten und ſie weiter nicht beſchäftigten, ſo hatte ſich der Inhalt gleich als roher Stoff in ihre Seele gelegt, und geſchah es damit eines Nachts, als ſie lange nicht entſchlafen können, daß hinwieder ſie von jenem Ritter träumte, deſſen zu derſelben Stunde zuerſt geſchautes Traumbild ſie geweſen war. Sie träumte, daß ſie eine verwünſchte Prinzeſſin ſei, die auf Geheiß eines Zwergenkönigs von einem Ungeheuer mit einem Pferdekopfe in einem Thurme bewacht werde, und auf ihre Erlöſung harre, und die Figuren des Schachſpiels miſchten ſich als König, Königin und Thurm in ihren Traum, ſo wie das Ungeheuer mit dem Pferdekopfe der Springer war, für den der König wie viele gute Schachſpieler eine beſondere Vorliebe hatte. Sie ſelbſt dagegen hielt immer viel

auf die Läufer im Spiele, weil ſie ſo das ganze Land mit einem Schritte durchzogen, was ihr als einer Gefangenen gar zu reizend vorkam, und träumte denn, daß ſolch ein Läufer, den ſie ſich als einen ritterlichen Sänger mit Federn auf dem Barrett, Schwert und Leier zur Seite dachte, plötzlich, wie aus einem Sterne gefallen, vor ihr im Walde unten einher wandelte. Der Ritter ſah und liebte ſie, ſo wollte es der Traum, und ſie hielt dafür, es geſchähe ihr gar weh, ſähe er ſie nicht unabläſſig an. Sie winkte ihm verſtohlen, und er kam in ihren Thurm zu ihr, und ſeltſamerweiſe war es, als ſähe ihn das Ungeheuer gar nicht, da es dem nicht entgegen ſtand. Da erzählte er ihr nun von ſeinen Fahrten und Abenteuern, und ſang und ſpielte ihr auf ſeiner Laute vor, was ihr doch noch kunſtreicher däuchte als die Muſik der Winde in den Zweigen und der Vogelgeſang. Sie lachte und ſcherzte mit ihm, wenn er auch immer ernſtere und ſinnendere Blicke in ihre Augen ſenkte, und beredete zuletzt gar mit ihm, ſie zu entführen, was eben unſchwer thunlich war, weil ihr ungeheurer Wächter mit ſeinen krummen Sprüngen dem geraden Laufe des Ritters den Weg nicht vertreten konnte. Der Ritter ſchwang ſich auf ſein Roß und hob ſie zu ſich in ſeine Arme empor, und wie der muthige Renner die lange Mähne ſchüttelte, die wie ein Segel im Winde wehte und vor Luſt ſchnaubend aufwieherte, regte namenloſe Wonne ſich in ihrer Bruſt, und ſah ſie den lachenden Morgen im friſchen nebligen Thauſchmucke vor ſich liegen und erwachte.

Sie wunderte ſich darauf nicht wenig über dieſe Einbildung, die ihr bald wieder verworren in einanderfloß; allein das Bild des fremden Ritters blieb feſt und deutlich in ihrer Seele ſtehen.

Nach langem Irren kam der Ritter in die am Meere gelegene Stadt, wo die Königin in dem Thurme lebte und blieb allda und konnte nicht wieder scheiden, weil ihm der Abendstern in der Gegend größer und heller geworden schien. Er erging sich dann an manchen Orten und Enden, im Walde und am Meeresstrande, seiner zauberhaften Liebe eingedenk, und saß auch eines Tages auf einem Steine in dem Waldgarten des Königs, als gerade zu der Zeit die Königin an ihr Fenster trat und nach den Wolken aussah. Der Ritter erhob indem zufällig seinen Blick zu dem Thurme vor ihm und meinte in Gedanken in den Abendstern zu sehen, weil wie in seinen Träumen das Frauenbild sich seinen Augen darstellte, nur daß es aus der dunkeln Fensterbrüstung noch glänzender hervorschien als aus dem Goldgrunde des Sternes. Es hatte wie jenes eine goldene Krone mit rothen Steinen auf dem Haupte und der Glanz der blonden Locken strahlte gleichsam auf der blendenden Weiße des Angesichtes wieder und floß damit zusammen. Das Antlitz selbst war wie der reine Himmel der Nacht, je länger man darein sah, desto mehr Schönheiten wie Sterne entdeckte man. Der Kopf war so zierlich auf den schlanken Hals gesetzt, daß man darüber hätte schwärmen mögen, ohne weder Kopf selbst noch Hals anzusehen. Der gewölbte Nacken zog sich wie eine Milchstraße in ein Firmament von Schönheit, und der Ritter versank in deren Anschauen und Bewunderung, bis ihn zuletzt ein Seufzer daraus hob, der die Oeffnung des kleinen Mundes benutzte, um seiner allzubangen Sehnsucht zu entfliehen, indem er ihm die Wirklichkeit des Angeschauten bezeugte. Er nahm hierauf sein Saitenspiel, fragte dem Wunder, wie es über ihn gekommen sei, nicht bei sich nach, und sang, an eine Birke gelehnt, deren Laub aufhörte zu rau-

ſchen, indem es auf ihn und ſein Lied und die vollen Akkorde ſeiner Laute lauſchte:

Es ſchien mir der funkelnde Liebesſtern
tief in das Auge hinein,
doch war meinem Auge der Stern ſo fern,
wie Liebe dem Herzen mein.

Und wie ich nun aber den Stern erſah,
da zog ich von Land zu Land,
es war mir, als käme der Stern mir nah,
es wurde mir Liebe bekannt.

Ich ſah in dem Sterne der Liebe Bild,
von Liebe das Herz mir ſchwoll:
es war mir das ferne, das nahe Gefild
vom Bilde der Liebe nur voll.

Da ſeh ich nun endlich im Bilde den Stern,
o, Bildniß, o, Stern, ich bin dein;
das Bild iſt mir nahe, unferne der Stern,
o, Sternbild, o, wäreſt du mein!

Die Königin ſchlug das Auge nieder, als ſie den Geſang vernahm, und da ſie den Ritter ſtehen ſah und erkannte, daß er derſelbe ſei, von dem ſie geträumt hatte, lächelte ſie ihm unwillkürlich zu.

Er wußte nicht, wie er, von der Dunkelheit der Nacht verwieſen, wieder in ſeine Herberge gekommen war, und fortan ſpann der Blick anſtatt des Sternes, ſeine Strahlen in ihm fort und umging er alle Tage Burg und Thurm, indem er gedachte, wie er zu der Königin käme und mit ihr

redete. Die Königin merkte die Zeichen ſeiner Liebe wohl, und trat auch alle Tage zu der Stunde an ihr Fenſter, wann er in den Garten zu kommen pflegte. Ihr Auge grüßte ihn mit holdſeligen Blicken, und, von einem dunklen Gefühle angetrieben, warf ſie ihm einesmals eine Roſe hinunter, die ſie am Buſen trug, weil ſie meinte, die ihrem Herzen ſo nahe geweſene ſpräche unmittelbarer als alles ihre Geſinnungen aus.

Der beglückte Ritter fand in dieſem Liebeszeichen eine noch zärtlichere Meinung als die Königin ihm beigelegt, deren troſtloſes Schickſal er erkundet hatte. Und in dem Uebermuthe ſeiner Freude gab er nun jedweder Hoffnung in ſich Raum, und hub an, ſich zu Beförderung ſeines Glückes öffentlich hervorzuthun, und in dem Umgange mit andern Rittern und Edlen ſo firm und beſtändig zu turniren und zu ſtechen, daß dann ſein guter Leumund, dem er als Sänger und Lautenſchläger nicht minderen Vorſchub leiſtete, am Ende vor den König kam.

Der alte König berief ihn einſt in ſeine Gegenwart, fragte ihn nach ſeiner Heimath aus und ſagte ihm, er habe ſo viel mannlicher Dinge von ihm gehört, daß er ihn an ſeinem Hofe zu behalten wünſche. Der Ritter beugte ſein Knie vor dem Könige und verſetzte: er werde mit Freuden ſeinen Befehlen gehorchen. Und von Stunde an wußte er ſich ſo wohl in ihn zu ſchicken, daß er bei aller höfiſchen und ritterlichen Kurzweil ſein Begleiter ward, und, von ſeinem doppelten Glücke ermuthigt, darüber auch nicht verſäumte, Tag und Nacht Bedacht zu nehmen, wie er ſich der Königin und dem Ziele ſeiner Wünſche nähere.

Seine Sehnſucht machte ihn ſchwermüthig und träumeriſch, und er wollte faſt verzweifeln, ſo gar keine Hülfe zu erſehen; jedoch war die Liebe erfinderiſcher als er ſich ein-

bildete und bereitete ihm eben darin, daß sie ihn von Tag zu Tag betrübter werden ließ, das Ende seiner Qual. Der König versah sich seines Kummers und fragte ihn darnach so oft und dringend, bis die Liebe selbst dem Ritter eingab, nach wiederholten Ausflüchten zu erwiedern: er werde zunächst aus dem Grunde nicht mehr froh, weil ihn nach seiner Heimath zurückverlange. Er sei auf Abenteuer ausgeritten, um die Fremde zu sehen, weil es ihn zu Hause nicht mehr leiden wollen; nunmehr sei es ihm aber so zu Muthe geworden, als habe er gefunden, was er gesucht und trete denn das Alte wieder in sein wohlbegründet Recht ein.

Der König hatte sich durch den langen Umgang mit dem Ritter zu sehr an ihn gewöhnt, und erschrak daher nicht wenig über den ihm angekündigten Entschluß. Er versuchte alles Mögliche, ihn anderes Sinnes zu machen; allein es schien umsonst. Er ehrte ihn noch höher als er schon gethan, stellte ihn seiner Person noch näher als bisher, wollte ihm eine völlig neue Heimath in seinem Lande schaffen; der Ritter schien allmälig zu wanken und sich überreden zu lassen, ja wirklich drauf und dran zu sein, nachzugeben, und in der Freude über dies Gelingen bot ihm der König nun aus freien Stücken an, ihm ein Haus zu bauen und seine Verhältnisse ganz und gar nach seinen Wünschen einzurichten.

Das war es, wonach der Ritter oder vielmehr die Liebe in ihm gestrebt, und Herr und Diener verständigten sich ohne Schwierigkeit wegen des Weiteren, da sie in der Hauptsache mit einander einig waren. Bei der Ermittelung des Ortes, wohin das Haus zu bauen, wollte der König dem Ritter auf's neue bezeigen, daß er ihm der Nächste in seinem Lande sei und befahl er daher, daß dasselbe an seinen königlichen Palast grenze. Nur konnte diesem Gebote auf keine

andere Weiſe Folge geleiſtet werden, als indem die Kehrſeite des Hauſes eines kleinen Theiles mit dem Thurme der Königin zuſammenſtieß. Der Ritter wußte das auch recht wohl und bewirkte dann, daß der König ſich den Umſtand ſelber vorhielt. Der König ſtutzte einen Augenblick, bevor er das entſcheidende Wort ausſprach. Die ihm wohlbekannte ungemeine Feſtigkeit des Thurmes beſeitigte indeſſen jede Bedenklichkeit. Er gab die Erlaubniß und den Befehl, das Haus zu bauen, an dem alsbald Werkleute die Menge auf des Königs Koſten und Betrieb für den Ritter thätig waren; und nicht lange, ſo erhob ſich der ſtattliche Bau vom Boden und ſtand vollendet und zuletzt auch eingerichtet da. Der Ritter hatte in der jüngſten Zeit, in der die Einſamkeit der Gegend durch die laute Geſchäftigkeit geſtört worden war, die Königin nur ſelten geſehen. Es hatte bisher kein anderes Einverſtändniß zwiſchen Beiden ſtattgefunden als das Blicke gewährten: es ſollte ihm nunmehr vielleicht beſchieden ſein, ihre Liebe zu gewinnen! Sie konnte ungefähr errathen, wer er und in welcher Lage er geweſen war, und ſchloß hernach aus der mit ſeinem Erſcheinen vorgegangenen Veränderung, in welche er etwa gekommen wäre; allein noch ahnete ſie die Größe ſeines Glückes nicht.

Da ging der Ritter eines Nachts, als alle ſeine Diener ſchliefen, mit ſeinem getreuen Knappen aus der Heimath an ein gewagtes Werk. Er begab ſich mit demſelben, den er während des Bauens das Maurerhandwerk hatte erlernen laſſen, in den hinterſten Raum ſeines Hauſes, der an den Thurm anlag, und begann bei Fackelſchein an der Durchbrechung der Mauer zu arbeiten. Er konnte mit Grund vermuthen, daß an der Stelle, wo dies geſchah, das Innere

des Thurmes dunkel und entlegen sei und weder der König noch viel weniger jemand von den Seinigen zu ihr gelange, und hatte sich auch nicht getäuscht. Er vollbrachte sein schweres Werk im Laufe mehrerer Wochen. Als er damit ganz zu Stande war, nahm er eines Abends eine brennende Fackel in die Hand und trat, mit seinem Dolche bewaffnet, durch die niedrige Maueröffnung, die sein Knappe mit einem eingefügten, leicht herauszuschiebenden Steine künstlich zu verwahren gewußt hatte, den muthmaßlichen Weg nach dem Gemache der Königin an. Sein Herz klopfte laut, als er durch den öden Raum schritt, der zwischen ihrem Wohnzimmer und der Thüre lag, die zu der Burg führte. Er blieb endlich ungewiß vor einem Eingange stehen, lieh das Ohr, es war alles still. Er versuchte, ihn zu öffnen; die Thüre gab seinem gelinden Drucke nach, und sein Blick traf in das Heiligthum. Der Mond schien in das unerhellte Gemach, und bald vermählte sich sein Licht mit dem der Fackel, das hineindrang, bald sah man gleichsam Beide mit einander streiten.

Die Königin lag auf einem Ruhebette, das Haupt in die linke Hand gestützt und war mit ihren Gedanken bei dem Ritter. Eine kostbare rothe Decke breitete sich über ihr Lager aus und hing in reichen Falten bis zu Boden. Ihre Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt und schimmerten rosig durch. Ihr Blick hing an dem Eingange und ließ sich unaufgeschreckt von der Erscheinung auffassen, der er freundlich folgte, so wie sie ihr näher kam. Sie hatte wachend von dem Ritter geträumt, und so versucht, sich die wunderbare Aehnlichkeit zu erklären, die sich ihr zwischen ihm und jenem Ritter bemerklich machte, den sie im Traume zuerst gesehen hatte.

Der Ritter wußte nicht, wie er sich diese halbe Bewußtlosigkeit deuten sollte. Sie verwirrte ihn. Er war gefaßt

geweſen, ſie erſchrecken zu ſehen und zu beruhigen; jetzt wußte er ſich ihr gegenüber nicht zu finden. Er ſtellt die Kerze auf den Tiſch und kniet vor ihr nieder.

Sie ſtreicht ihm mit der Rechten das Haar aus der Stirne, läßt die Hand darauf ruhen und fragt halb zaghaft: wie er in ihre Einſamkeit gekommen ſei? »Soll ich meinen Augen trauen,« ſpricht ſie, »daß ſie Dich erblicken, oder umnebelt ſie die Sehnſucht wieder, die mich ſchon ſo oft mit ihren Gebilden trog?« — »Es iſt die Liebe, die mich zu Euch führt, antwortet der Ritter, ich komme durch die Mauren dieſes Thurmes, die ich durchbrochen habe, und begehre Eure Gunſt, die ihr das Urbild meiner Träume ſeid.« — »Ach!« ſprach die Königin lächelnd wieder, »Du biſt ja auch wirklich der, den ich im Traume ſah und der meinen Bann löſ'te. Sei mir willkommen, Du führteſt mich im Traume wieder in die ſchöne freie Welt ein, in der ich in meiner Kindheit war; ach! wie friſch duftete mir da der Morgen entgegen, wenn das Frühſonnenlicht mit den Baumſchatten im grünen Graſe ſpielte und die erquickende Luft alle Nachtgedanken aus meiner Seele ſcheuchte. Ach! welche Luſt empfand ich damals, die mir in meinen düſtern Kerkerwänden nun ſchon ſo lange Zeit entfremdet war, bis ſie mir jetzt durch Dich wieder zu Theil wird. Aber Du machſt mich bange,« fuhr ſie fort, als ſie ſeine Küſſe auf ihrer Hand fühlte, die er gefaßt hielt. »Du erregſt mir einen Schmerz, der meine Freude an Dir, die mir Dein Anblick in dem Garten einflößte, ich weiß nicht wie erſtickt. Sehe ich Dich wahrhaft wieder oder träume ich nur wie damals, und ſoll mir Dein Bild wie jenes in Luft zerfließen? Soll ich der Qual der Einſamkeit wieder preis gegeben werden?« — »Fühle, geliebtes Weib!« rief der Ritter, »daß ich leibhaftig bei Dir bin, in der Weſenheit dieſes Kuſſes!« ſchlang ſeinen Arm um ſie und zog und drückte

ihr liebliches Haupt an seines. Sie überließ sich willenlos der leisen Gewalt; sobald aber ihre Lippen der Druck der seinen erreichte, schrak sie wie elektrisch betroffen zusammen. Sie bog sich zurück und wollte sich ihm entwinden, wollte mit ihrer noch freien Hand seinen Mund von sich drängen und seine Lippen decken; indeß empfing sie also nur immer überzeugendere Beweise von seiner Gegenwart und erwachte aus dem träumerischen Hinbrüten, worein sie sich verstrickt befunden hatte. Sie entriß sich ihm mit einem leisen Schrei, richtete sich halb empor und hielt sich einen Augenblick von ihm entfernt, derweil sie freier aufathmete. Ihr aufgebundenes Haar hatte sich in dem Ringen gelöst und rollte ihr über die glänzenden Schultern. Inmitten ihrer blendend weißen Stirn war in Gestalt eines länglichen Grübchens, das man kaum für eine Falte ansehen konnte, der Schrecken gelagert, der immer tiefer in ihr Inneres einzudringen und von der vermessenen Gegenwart des Ritters aufgescheucht zu sein schein, so wie ein schüchterner kleiner Singvogel, vor dem feindlichen Geier fliehend, in die Lüfte schwirrt und bald nur wie ein schwarzer Punkt den Blicken vorkommt. Die Hand der Königin stieß den Ritter von sich und ihr Auge beschwor ihn, ihr nicht zu zürnen. Natur und Liebe baten ihm gleichsam das Unrecht ab, das sie ihm ungestissentlich gethan, und die Allmacht des Schicksals, das ihre Träume über sie verhängt, wandelte in dieser geheimnißvollen Nacht die Schuld der Liebenden wieder in Unschuld um.

Wie sie zwischen dem Geflüster ihrer Küsse mit einander redeten, war nicht anders, als wenn die Luft durch den Wald zieht und die belaubten Bäume rauschen oder lispeln und sich zu einander neigen, um sich Rede und Antwort zu stehen. Die Worte des Geistes brausen oft, so wie sie

jetzund durch die Seelen der Liebenden gingen, dem Winde gleich, der durch die Bäume weht, durch die Menſchen, und ſie ſind ſich ihrer nur nach eben den Naturgeſetzen als ſie bewußt.

Sobald der Morgen anbrach, ſchied der Ritter von der Königin und begab ſich in ſein Haus zurück, und von dieſer hohen Zeit an verging das Glück der Nächte dem berauſchten Paare, ohne daß ſie an dem einen Tage bedacht hätten, was ſchon an dem andern mit ihnen werden könne. Es ſtand ihnen in der langen Nacht des Lebens wie ein Baum da, der die ohnmächtigen Arme ſeines Gezweiges einſam in die Dunkelheit ausſtreckt: ein einziger Streich der Art vermag ihn zu fällen und ſie grünen und blühen nicht mehr und welken der Verweſung zu. Die grenzenloſeſte Wehmuth dieſes Verhältniſſes laſtete auf der Seele der Königin. Doch war der Geiſt des Ritters der einzelnen glänzenden weißen Wolke zu vergleichen, die wir dann und wann zwiſchen vielen grauen einfarbigen am Himmel ſtehen ſehen. Wir wiſſen nicht, woher ſie ihr Licht hat; der Mond ſcheint nicht, das Abendroth iſt längſt verglommen, und die Wolke leuchtet nichts deſtoweniger, derweil neben ihr alles in Dunkel getaucht erſcheint. Es iſt aber eben der Fall, daß ſie, uns unbemerkbar, in einer höheren Luftſchicht hinzieht als die anderen, und daß die Sonne, die ſchon längſt für alles Tiefere ſank, ſie noch immer fort beſcheint: und alſo wird denn auch der höhere oder ſtärkere Menſch in der Nacht des Unglücks oder der Schuld, wo bald der Menge alles Licht des Troſtes längſt ausging, daſſelbe noch immerfort bei ſich ausdauern ſehen und ſich daran ſonnen, um als ein unverſtandenes Phänomen unheimliche Gedanken zu erregen.

Der Ritter hob die Geliebte zu der Höhe ſeines Geiſtes empor, und verglich ihr Zagen der Furcht, die uns etwa in einem

dunkeln Walde befallen mag. Das beste Mittel, sich alsdann Muth einzuflößen, ist zu bedenken, wie ja nur die Dichtigkeit der uns umgebenden Körper unser peinliches Gefühl erzeugt. Fielen die Bäume plötzlich alle vor uns nieder, oder machte eben so die Dunkelheit dem Lichte Raum, so verlachten wir wohl uns und unsere Besorgnisse; fielen die beklemmenden, peinlichen Verhältnisse dieses Lebens, wie es denn doch auch möglich wäre, plötzlich wie Bäume gefällt, oder Schatten gleich aus unserem Dasein, wir belächelten ganz gewiß unsren Kleinmuth, der sie uns für Irrsale gelten ließ.

So erkannte sie, daß ihr Geist, von der Kraft des seinen getragen, seines Gleichen war, und besorgte nicht, daß ihr das schmähliche Loos derer zu Theil werde, die die Liebe also auch erhebt und doch nur für die Spanne Zeit der Leidenschaft vor dem Falle bewahren kann.

Die Königin schenkte dem Ritter als ein Unterpfand ihrer Liebe einen kostbaren Fingerring, den der König ihr bei ihrer Vermählung angesteckt hatte, und der ward dann dem Ritter zugleich ein Unterpfand seines Glücks, insofern er von Stund an in allen Kämpfen und Wagnissen, die er einging, siegreich blieb und dem Könige dadurch noch um so viel lieber ward als vordem, daß er ihn zu seinem Marschalle und vornehmsten Diener erkor.

Die Jagd war des alten Königs Hauptbeschäftigung und er fröhnte ihr bei Sturm und Regen und Sonnenschein, bis sie ihn denn auch eines unfreundlichen Spätherbsttages einmal in das nahegelegene Gebirge empor führte.

Dunkle, tiefziehende Regenwolken bedeckten den Himmel, konnten jedoch nicht regnen, da es zu kalt war, und ließen nur einzelne Tropfen fallen. Der Himmel leuchte unabläs-

ſig im Sturme, wie wer eine ſchwere Laſt zu ſchleppen hat, und die dicken Wolken wälzten ſich an ſeinem Saſtme hin, ohne daß ſie durch ein Entladen ihres Schooßes es ſich und ihm erleichterten. Jedesmal, daß ihrer eine vorüber war, wurde die Luft wieder ſanft und ruhig und rieſelte im Wetteifer mit den am Boden verborgenen kleinen Quellen nur allein die Pappelweide mit ihren Blättern fort, als ob es regne Von allen Seiten umgab dunkelgrüner Tannenwald die Jäger und wo er ſich klüftete, ragten ferne ſchwarzblaue oder fernſte nebelgraue, nähere dunkelgrüne Höhenzüge und Schlüfte hervor. Zuweilen rauſchte der Wald wie ſeufzend auf, dann herrſchte wieder lange Todtenſtille.

Der König und ſein Marſchall waren unverſehens von der Jagd abgekommen, und da jener Müdigkeit empfand, von ihren Pferden geſtiegen, die ſie neben ſich auf der Weide ſtehen ließen. Sie ſelbſt warfen ſich auf die Trifft nieder, wo kürzlich Holzſchlag geweſen war und das Holz in Meilern zuſammengeklaftert ſtand, aus denen allenthalben blauer Kohlendampf in die Lüfte ſickerte. Der König entſchlief alsbald; der Ritter aber verſank in ſchwermuthvolle Gedanken und hielt ſich, ſo wie derlei Stimmungen der äußeren Natur immer ſchwärzere Schlagſchatten auf unſer Seelenleben werfen, ſeine Handlungsweiſe gegen den König ohne Schonung und mit ſelbſtquäleriſcher Luſt vor, derweil in der tiefen Waldeinſamkeit nur dann und wann ein einzelner Köhlerhund im Forſte anſchlug, auf dem nächſten Berggipfel Köhlerfrauen und Mädchen das hochaufgeſchoſſene Riedgras mähten und gegenüber kleine Kinder das Vieh hüteten, deren Gerufe mit den Halsglocken und Glöckchen der Kühe und Ziegen durch die Waldung klang.

Zuletzt behauptete jedoch die Abſpannung auch ihr gutes Recht an dem Ritter und er ward an der Seite des Königs

ebenfalls in Schlummer gewiegt. In seiner Seele schilderten sich wie in einem Schattenspiele die bunten Bilder seiner vorgängigen Gedanken und Gefühle ab und stieg es wie eine Wolkenwand schwül und drohend auf. Er streckte unwillkürlich die Hand im Schlafe aus, um den Horizont seines Gewissens zu reinigen, und der Zufall wollte nicht nur, daß es die Linke war, an der er den Ring der Königin trug, sondern ließ auch in dem Augenblicke den König erwachen, dessen Auge sich gerade zu der Hand und zu dem Ringe aufschlug, den der Ritter ihm seither sorgsam zu verhehlen gewußt hatte.

Der König wähnte anfangs zu träumen, als er sich dessen versah, was in sein Auge traf. Doch mußte er sich bald überzeugen, er sei wach, und nunmehr wollte seine Bestürzung schon in ungezügelten Zorn übergehen und einen jähen Ausbruch erleiden, als gerade in dem entscheidenden Augenblicke mit lautem Getön und Lärmen die Jagd ankam.

Der Ritter schrak darüber aus dem Schlafe auf und bemerkte zu seinem Glücke schnell genug den Blick des Königs, der der Bewegung seiner Hand folgte. Er war sofort mit sich im Klaren, was hier vorgegangen sei und erkannte den Argwohn, der in der Seele des Königs keimte. Indessen bezwang dieser sich und schwieg vor den Anderen, da ja unter den bestehenden Verhältnissen Verrath eine Unmöglichkeit, Verdacht eine thörichte Einbildung war, und vollendete die Unbefangenheit des Ritters seine Selbsttäuschung. Die Jagd nahm ihren Fortgang, und als sie nach einer Weile beschlossen ward, entfernte sich der Ritter von dem Könige unter einem Vorwande und ritt nach Hause voraus.

Seine Eile war nicht unnöthig gewesen. Er hatte richtig gemeint, daß die Eifersucht des Königs nur schlummere und bald erwachen werde. Kaum, daß er der Königin

den Ring zurückgegeben hatte und wieder in seinem Hause war, so erschien der König, dem sein Verdacht von Minute zu Minute mehr über den Kopf gewachsen, in Aufregung und Hast vor ihr und fragte sie, indem er den Ring vergeblich an ihrer Hand suchte, was damit geschehen sei?

Die Königin stand mit einem sonderbaren Ausdrucke gegen ihn auf, ging zu ihrem Schreine, langte den Ring heraus und reichte ihn ihm dar, ohne ein Wort zu sagen. Als der König den Ring so unerwartet vor sich sah, brauchte er erst einige Augenblicke, sich zu fassen; alsdann nahm er ihn zur Hand und betrachtete ihn mit stillem Nachdenken, gleich als ob er aus dem strahlenden Demant die Wahrheit dessen erkennen möchte, was sich in seinen Wänden abgespiegelt hatte. Er gab ihn der Königin mit den Worten zurück, er habe geträumt, daß der ihm über die Maaßen theure Ring, den er so lange nicht bei ihr gesehen, verloren sei, und bitte sie darum, zu seiner künftigen Beruhigung, ihn wieder an ihrer Hand zu tragen. Die Königin versprach ihm, es zu thun und den König täuschte die Stärke seines Thums hinfort mehr als je, indem er nun auch mit von dem Unrecht, das er der Königin gethan zu haben meinte, verleitet wurde, nimmer wieder an ihr zu zweifeln. Ja, von der nächsten Zukunft an konnte er alle desfallsigen Bedenken an ihrer Treue um so leichter von seinem Herzen verbannen, als der Ritter bei einem geschickten Goldschmiede der Stadt einen zweiten dem so vollkommen gleichen Ring verfertigen ließ, daß man nicht wohl beide hätte von einander unterscheiden können. Er schenkte diesen falschen Ring der Königin und durfte dann den echten ungescheut vor dem Könige tragen.

Eines späten Abends, als der inzwischen angebrochene Winter schon seinem Ende nahte, waren die Liebenden, de-

ren Trunkenheit jetzt allmälig in Selbſtbewußtſein aufging, in der Dunkelheit des Thurmgemaches beiſammen. Der Vollmond ſchien durch das grüne Laub vor dem Fenſter wie ein groſser Glühwurm vom Himmel und trieb mit dem erborgten Halblichte ſeiner Strahlen doch nur darum ein ſo reizendes Spiel, weil es allein die Gegenſtände und nicht den Raum der Nacht erhellte. Sie hatten ſchon eine geraume Weile vertraulich mit einander geplaudert und es rann zumal die holde Rede der Königin noch länger fort als der Ritter ſprach. Am Ende aber trat des ungeachtet eine lange vorbereitete Pauſe ein und unterbrach er ſie nur, indem er zu ihr ſagte: »Ich denke ſeit einiger Zeit gern der Gröſse unſeres Glückes nach, meine Freundin, und verliere da zuweilen wohl den Faden, der mich aus den Irrgängen meines Innern führt. Glaube nicht etwa, daß ich darum weniger glücklich ſei als ſonſt. Gerade wenn das Glück am gröſsten iſt, muß ja der Stachel unſeres Schmerzes über dieſe Unwandelbarkeit im Zeitlichen am ſchärfſten ſein! Ich habe Dir ſchon erzählt, wie mir mein früheres Leben auf meiner heimathlichen Burg verging. Wir bilden es uns zuverläſſig oft nur ein, uns mit der Zeit um ein Weſentliches verändert zu haben. Wir ſtellen uns die Vergangenheit immer ganz anders vor als ſie wirklich war, und darum ſcheint ihr dann die Gegenwart unähnlicher. Wir werden durch das Leben meiſt weder um ſo viel ſchlimmer oder beſſer als wir wähnen, noch etwa in demſelben Maaße glücklicher oder unglücklicher. Wir brauchen im Gegentheile gewöhnlich erſt einiger Zeit, uns in dieſem Leben ſo zu ſagen einzurichten, uns zu dem zu entwickeln, was wir ſind oder in einem früheren Daſein waren. Was meinen eigenen Zuſtand von ſonſt und jetzt anlangt, ſo iſt mit ihm keine andere Wandelung eingetreten, als die

mit dem entlaubten Baume vor sich geht, wenn ihn der neue Frühling nach dem winterlichen Starrkrampfe wieder mit grünem Laub anfliegt. Wenn ich Dir in das Auge sehe und Dein Bild sich in meinem Auge spiegelt, aus dem es sich mir in den Grund der Seele senkt, so ist es mir, als ob der Blüthenkelch Deiner Liebe sich mir schon in einem anderen Lebensfrühlinge erschlossen hätte und als läge nur eine Nacht dazwischen, in der die Blätter, das Geheimniß ihres duftenden Schlummers zu beschirmen, sich auf die Zwischenzeit weniger Stunden in einander gelegt hätten. Sobald ich mich aber wieder von Deinem Blicke losreißen muß, schmiege ich mich in schmerzlichster Einsamkeit dafür an jedes Bangen an, das ich in mir vorfinde, und so ist es seit kurzem gekommen, daß ich der Reue nachhange, mit Dir den alten König zu hintergehen, der ein so unerschütterliches Vertrauen in mich setzt; wiewohl ich doch, trotz aller herzzerreißenden Wehmuth, die dem Verrathe für mich innen wohnt, nicht anders handeln kann. Das Leben ist eben nichts als eine dunkle Nacht, in der die Menschen, ohne sich in der That zu sehen, einander auf's Gerathewohl begegnen und krampfhaft festhalten, um nur nicht länger einzeln dazustehen, bis der Tod ihnen am Ende langsam wie der Tag aufdämmert und sie erkennen läßt, wie fremd sie ihrem Allernächsten sind oder blieben. Uns beiden hat das Schicksal hienieden in unserem Traume die Leuchte eines Sternes angesteckt, so daß wir einander aus der Ferne herausahen und unaufhaltsam eines auf das andere zueilten. Wir erkannten uns wieder und konnten in der Dunkelheit nicht wohl sehen, was wir auf unserem Wege unter unsere Füße traten, oder gewaltsem von uns trennten, nachdem es uns unwissend sich an uns angeschlossen hatte. Tausende und Abertausende wandeln über die Erde, ohne daß ihnen

das Schickſal eine ſolche Leuchte gönnt und können und müſſen dann wohl, ſo wie man im gemeinen Leben mit Recht zu ſagen pflegt, tugendhaft ſein, weil es frevelhaft von ihnen wäre, ſich ohne feſtere Stütze von dem loszureißen, woran ſie der dunkle Zufall band. Die müſſen für das Leben an ihrer Pflicht feſthalten, ſich eines dem andern unterordnen, damit ſich zuletzt die Figur mit ihnen zuſammenſtellt, das Exempel herausrechnet, das ihnen die Schule des Lebens aufgab. Wen ſich die Natur nun aber einmal durch ſolche Gunſt auserkor, deſſen vornehmlichſte ja einzige Tugend ſoll ſein und iſt, daß er ihr ganz und gar nachlebt, und nichts anderes als ſie will und ſieht. Uns hat der Traum ergriffen und meiſtert uns, der unſern Willen vernichtete und uns in ſeiner Kometenbahn mit ſich fortriß. Unſere Liebe iſt unſere Pflicht, zu der wir berufen ſind, und hüten wir uns nur, ihr zuwider zu handeln. In ihr liegt unſere Unſchuld, nirgend ſonſt. Jede willkürliche Abirrung von unſerer Lebensbahn würde uns geiſtig oder moraliſch vernichten. Alſo laß uns getroſt unſerer möglichen irdiſchen Vernichtung entgegen gehen, die uns dann mit einem Male unſer ewiges Schickſal abbüßen ließe. Wir leben innerlich ſchon in jener anderen Welt, in der unſer Daſein ein ſchönes iſt, gleichviel wie es ſich hienieden abſchattet. Es giebt Menſchen, die nicht ſelten irren, wenn ſie dem folgen, was ſie als ihr Gewiſſen, wie ſie meinen, bald ſo bald ſo mahnt oder abmahnt. Die Sache iſt aber eben die, daß wir verſchiedene Arten von Gewiſſen haben, die die Stimme ihres Zweifels wider unſer Thun und Laſſen erheben, oder ihre Zuſtimmung ertheilen, und daß es im Allgemeinen auf nichts weiter als darauf ankommt, das innere Gewiſſen von dem äußeren zu unterſcheiden. Das Verhängniß unſerer Liebe iſt auf zu geheimnißvolle Weiſe über uns gekommen, als daß

wir es zu ergründen wagen könnten oder dürften. Wer jene räthselhaften Träume, in denen wir einander zuerst ersahen, bildete, dessen Wille muß es auch gewesen sein, daß wir nicht mehr aus ihrem Zauberkreise treten sollten.« ....

Während der Ritter so gesprochen hatte, war es dunkel geworden, indem den Himmel düstre Wolken überzogen. Jetzt trat der Mond dahinter hervor und schien in das Antlitz der Königin, der die blendende Schärfe seiner Strahlen die Thränen entlockte, die sich in ihren Augen angesammelt hatten, ohne daß sie gestimmt zu weinen war. Sie sah in deren Glanze zu ihm auf und sagte nur: »Was Du das Schicksal oder Verhängniß nennst, Geliebter, bist Du mir. Meine Hingebung an Dich ist mein Beruf.« Und nachdem ihre Liebenswürdigkeit seinen Mund zu einer andern Antwort erschlossen hatte, als der Wechsellauf der Rede mit sich gebracht haben dürfte, sprach er schließlich: »Wie vermöchte ich darum nun im Schooße des Glückes thatenlos zu ruhen? Wie sollte ich nicht zu dem höchsten Uebermuthe angetrieben werden, unser Schicksal zu versuchen?! Ja, es verlangt mich immer unabweislicher darnach, mit Dir die Freiheit als das letzte Gut zu erringen und in die weite Welt zu entfliehen. Wie das geschehen mag, sollst Du bald von mir hören. Für heute ist mir nur noch die Frage an Dich übrig, ob Du jedwedes Wagniß mit mir bestehen willst?«

»Es ist mir in allem, was Du thust,« versetzte die Königin, ernst, als wäre das die Nothwendigkeit; »ich folge Dir!« Darauf reichte sie ihm lächelnd die Hand zum Kusse und drängte ihn mit liebevoller Gewalt von sich, da sie der Ruhe des Schlafes bedurfte.

Nicht lange nach seiner in diesem Gespräche mit der Königin getroffenen Uebereinkunft ließ der Ritter gewisse Zimmer seines Hauses vor seiner Dienerschaft verschlossen halten und gab ihr zu verstehen, daß seine insgeheim zu ihm gekommene Braut sie bewohne, als welche die Königin auch einige Male vor den Leuten sichtbar ward, um für den Fall späterer Nachforschungen den König desto sicherer zu täuschen. Danächst veranstaltete er aber ein großes und prachtvolles Gelag und bat den König in seinem und seiner Geliebten Namen, von der er ihm schon gesagt, sie sei ihm aus seiner alten Heimath nachgefolgt, um die Ehre, dabei ihr Gast zu sein. Der König sagte ihm diese Gunst bereitwillig zu, und so eilte der Ritter noch an demselben Abende zu der Königin, und eröffnete ihr, wie sie nun bald erkennen würden, ob ihr Glück ihre Bestimmung und mächtig und wirksam genug sei, des Königs eignen Augenschein zu besiegen. »Wir werfen so das Höchste, was uns das Leben geboten hat, mit uns dem Tode vor,« sprach er; »will und kann er das Opfer annehmen, wenn es ihm gebührt, so mag es sein, wo nicht, so werde ihm nur ein für alle Mal damit die Schuld abgetragen, die er von uns fordern darf und lasse er uns des Bewußtseins froh werden, daß wir das neue Dasein verdienen, zu dem wir auf eine Weise eingegangen sind, deren Wahl uns nicht anheim gestellt wurde.« —

Zu der anberaumten Zeit des kommenden Abends füllte sich der Festsaal des Ritters mit seinen Gästen und erschien zuletzt von Allen auch der König mit seinem Gefolge. Der Saal erglänzte von tausend hellstrahlenden Kerzen und die Düfte des feinsten Weihrauchs und der seltensten Blumen trieben darin ihr luftiges Spiel mit dem bunten Schimmer. Als der König eintrat, empfing ihn eine rauschende Musik, die so lange die wie ungeduldigen Töne hatte schmachten

laſſen, ſich auch mit in die Trunkenheit von Duft und Licht zu verſenken. Berauſcht von Ueberfülle der Daſeinsluſt quollen ſie in den ſehnſuchtsvollen Raum und die Sinne der anweſenden Ritter wurden in die Sphäre gerückt, auf deren Höhe der Zauber der Schönheit allein zu wirken anhebt. Des Königs Blick ſchweifte über die Verſammlung, die ihm huldigend begegnete, und ſuchte die fremde Frau; allein er mußte ſich unbefriedigt zu dem Ritter zurückwenden, der ihn an der Hausthür empfangen hatte und an ſeiner Seite ſtand.

Indem rauſchten die Flügelthüren, die nach den inneren Gemächern führten, dem Könige gegenüber auf, die Frage, die ſein Auge ſchon ankündigte, erſtarb ihm auf den Lippen, ſein Blick richtete ſich dahin, von wannen das Geräuſch die Verſammlung durchbrochen hatte, und nahm inmitten der nach beiden Seiten Raumgebenden eine weibliche Geſtalt wahr.

Sie war hohen Wuchſes und majeſtätiſchen Anſtandes, hatte aber zugleich die wunderbare Leichtigkeit der Raphaeliſchen, die ſie an ſich ſelbſt nur zierlich und lieblich erſcheinen und erſt neben Anderen ihre Größe erkennen ließ, ſo ſehr war ſie, wie von unſichtbaren Wolkenarmen getragen, irdiſcher Schwere ledig.

Ein dunkel violettes Sammtkleid umhüllte in reichen Falten ihre Glieder und war auf Bruſt und Nacken weit ausgeſchnitten, deren Unſchuld und Friſche den Schauenden gleichſam Abbitte wegen des Prunkes zu thun ſchien. Ihr goldenes Haar, das wie Sonnenſtrahlen funkelte, floß aufgelöſt um die Schultern und war mit einfachen weißen Schleifen geſchmückt. Eine Perlenſchnur ſchlang ſich um ihren Hals und ein Perlendiadem anſtatt der Krone um die Stirn. Ein hoher Ernſt drückte ſich in ihrem ganzen We-

ſen aus, und aus ihrem Angeſichte ſchien auf immer alle Röthe gewichen. Nur brannten ihre Lippen wie zwei glühende Kohlen, oder wie der Purpur der ſpäteſten Abendröthe, wenn ſie ſich am unterſten Rande des erblichenen Himmels in einen bloßen Anhauch zuſammengezogen hat.

Es war die Königin. Sie trat von reichgekleideten Pagen gefolgt ein und alle anweſenden Ritter und Hofleute, die die Königin nie geſehen hatten, brachen in ein Gemurmel der Bewunderung aus. Der König ſelbſt ward über ihren Anblick ſeiner gleichſam uneingedenk, indem der Ritter ſie ihm als ſeine Braut vorſtellte, und ſein ſchwaches Auge erkannte ſeine Gattin unter dem Einfluſſe dieſer Umgebung nicht zur Stelle wieder, da ſein Gemüth zumal ſchon vorher befangen war. Er ſprach vielmehr mit ihr, ohne recht zu wiſſen, was, und wagte kaum einen Blick ſeiner Kurzſichtigkeit auf ſie zu richten, den er doch jedesmal wie geblendet ſchnell wieder zu Boden ſchlagen mußte.

Am Ende kündigte Trompetengeſchmetter an, daß das Bankett beginne, und geleitete der König die Schöne in den zweiten Saal, wo er bei Tafel zwiſchen ihr und dem Ritter Platz nahm und die übrigen Gäſte, ihrem Range oder Belieben gemäß, ſich ihm näher oder ferner niederließen. Im Verlaufe der Unterhaltung ſchilderte dann der König ſeiner Nachbarin die Freuden ſeines Hofes, und wie nun dabei einerſeits bald längere oder kürzere Zeit ſein Blick auf ihr zu ruhen kam, und anderſeits die immer mehr verlautende Fröhlichkeit der Uebrigen in eine gewiſſe Harmonie zu ſeiner Aufregung trat, die ſie milderte, mußte ihm die faſt vollkommene Aehnlichkeit der Fremden mit der Königin denn doch betroffen machen. Es war eine wunderſame Erſcheinung, wie das einander ſo ungleiche Paar, das zuvor gewiß noch niemals unter ſich übereingeſtimmt hatte, in dieſer einzigen

Stunde, die gewiſſermaßen ſeine Trennung feſtſtellte, in ihrem beiderſeitigen ſtillen Sinnen eine kurze Gemeinſchaft an den Tag legte. Die Königin hatte den König noch nie ſo würdig und edel geſehen, er gewann ihr zum Erſtenmal in ihrem Leben Achtung ab. Und hinwider kam ſie ihm, die ſeine alleinige Gegenwart immer nur zu kindiſcher Luſtigkeit erhoben, oder in der troſtloſeſten Langeweile niedergedrückt oder in der letzteren Zeit zu ſtumpfer Verſchloſſenheit genöthigt hatte, ſo fremd in dieſem Ernſte vor, daß er wieder einmal über das andere an ihr irre ward. Eine erhabene Ruhe thronte auf ihrer Stirn und ſprach ſich in allen ihren Bewegungen aus.

Ihr Haar ſchien ihm unter dem Perlenſchmucke heller und leuchtender, der wie das ihm unbekannte Gewand, das ſie heute trug, ein Geſchenk des Ritters zu dieſem Feſte war, ihre Blicke hatte er nie ſo glühen, ihre Züge nie ſo bleich geſehen. Das Herz des alten Mannes regte ſich hin und her, allein die Stärke ſeines Thurmes betrog ihn abermals, daß er den Worten des Ritters mehr als ſeinen eigenen Augen traute.

Da unterbrach, als der Nachtiſch bereits aufgetragen war und der Wein den Gäſten zu Kopfe zu ſteigen anhub, die Königin plötzlich die Stille, die die Verſtimmung des Königs immer allgemeiner machte und ſprach zu ihm, indem ſie auf das untere Ende der Tafel und das Gläſer- und Wortgeräuſch deutete: »Seid ihr doch auch ſo fröhlich wie eure Ritter und Edlen, mein Gebieter, und ſchafft aus dem Waldreviere eurer Gedanken das welke Laub hinaus! Seht, wie da draußen ſchon der Frühling naht, der Saft in die glänzenden Zweige der Bäume dringt und das Gras ergrünt! Luſt und Freude, wie bald vergeht die ohne dies! Ihr müßt die Güter des Lebens wie einen Sommer im Ge-

birge genießen. Er währt ja nur so kurze Zeit, daß man mittlerweile gewiß nicht an den langen Winter vor- und nachher denken darf, wenn man das mindeste davon haben will.«

Die Königin hatte vor dieser Rede nur einzelne Worte gesprochen und aus Schüchternheit noch so viel wie möglich ihre Stimme zu verstellen gesucht. Jetzt war indeß ihr Muth mit der Erkenntniß der Gefahr gewachsen und erlegte sie dem Ton ihrer Rede auch nicht den geringsten Zwang mehr auf, so daß der König die wohlbekannte Stimme wieder hörte und nun bei sich dachte: »Mein Gott, wie ist doch das Weib meinem Weibe sogar gleich!« denn der Argwohn strich durch seine Seele wie durch die aller Leichtgläubigen, einem Regenschauer im April gleich. Nachdem er sich einige Minuten lang ergossen hat, ist wieder Sonnenschein, ohne daß der Himmel weiter mit Wolken bedeckt bliebe, der dann doch eben so schnell neuem Regen weicht.

Nichts destoweniger betrog den König die Stärke seines Thurmes aber und abermals, und konnte er nicht gleich Worte finden, seine zweifelhafte Stimmung auszusprechen. Als er aber am Ende dennoch den Mund dazu öffnete, versah sich der Ritter dessen zu rechter Zeit, der da meinte, daß, wo ein Mißtrauen rege ist, dasselbe sich schon an und für sich genugsame Nahrung leihe, und durchschnitt die Gedanken des Königs mit der klugen Rede: »Mein Herr und Gebieter, hört! wie in meinen Gästen der Geist des Weines und der Geselligkeit aufsteigt. Tropfen und Worte sind einander nah verwandt, und bilden, wenn recht ausgewählt, den lieblichsten Zwiesprach, den man auf Erden haben kann. Die Wellen der Düfte und der Töne schlagen zu einer unsichtbaren erfrischenden Grotte darüber zusammen. Allein der Lebenshauch, der der Freude und Lust zu ihrer Fort-

dauer immer von nöthen, iſt denn doch der himmliſche Geſang der Menſchenſtimme und des Menſchengeiſtes. Wenn es Euch gefällig wäre, mein König, ſo ſollte meine Braut Euch ein Lied zu der Harfe ſingen, die ſie zu ſchlagen verſteht. Vielleicht, daß es ihr gelänge, Euch damit eine beſſere Stimmung zu erwecken, als Ihr zu dieſem Freudentage Eures Dieners leider mitgebracht zu haben ſcheint! Die Heiterkeit iſt ein luſtiger Schmetterling, der eben ſo leicht entflieht, als er ſich fangen läßt, alſo zaudert nicht, Eure Hand darnach auszuſtrecken.«

Dem alten Könige war der Vorſchlag des Ritters eben recht; die Königin hatte oft genug vor ihm geſungen, er kannte ihre Stimme ganz genau, und meinte nun gerade durch ihren Geſang ſeinen Argwohn leicht um ein Weſentliches gemehrt oder gemindert zu ſehen. Die Königin fragte ihn, was für ein Lied er von ihr hören möge, und ob der Inhalt Liebe oder ein anderer, ob ernſt oder heiter ſein ſolle, und der König, dem der Gegenſtand gleichviel galt, forderte ſie auf, den Frühling zu beſingen, wofern ſie dazu aufgelegt ſei. — »Mein König,« ſprach die Schöne, »der Frühling draußen iſt ſeinem Erwachen nahe, wie Ihr ſeht, und blinzelt uns zuweilen ſchon mit einem halbaufbrechenden Auge an, oder ſpricht zu uns aus ſeinen Morgenträumen ein abgeriſſenes Wort, woraus wir erkenen mögen, daß er am längſten geſchlummert hat. Die Herzen aller Menſchen ſehnen ſich ja aus ihrem winterlichen Kerker nach dem Frühlinge hinaus: wie wäre ich wohl allein nicht von ihm erfüllt und ſänge ihn mit Freuden!?«

Sie winkte einem der Pagen, die hinter ihrem Stuhle aufwarteten, und er verließ den Saal, um eine Harfe zu holen, derweil ſich unter den übrigen Tiſchgenoſſen die Ruhe herſtellte. Die Muſik ſchwieg, der Page kehrte mit der gol-

denen Harfe wieder, die er der Königin in die Hände gab, und als diese ihren Sessel ein wenig abrückte und die Harfe vor sich in den Schooß nahm, verbreitete sich ringsum Stille und richteten sich aller Blicke nach dem schönen Bilde. Die rosigen spitzzulaufenden Finger griffen zum Vorspiel in die Saiten, die wie über ihre Schönheit erstaunt unter einander lispelten und sich von ihr zuzuflüstern schienen, und der von Wohllaut überströmende Mund sang darein:

Es rinnet das Bächlein
durch Wiesen grün,
durch Wälder erbrausende
Winde ziehn;
Ich schaue hinaus in die Frühlingspracht,
entzückt von der dunkelen Wolken Nacht,
ich möcht' ins erfrischende Leben hinein,
zu suchen den ewigen Frühling sein.
Das Vögelein zwitschert
im kahlen Hain,
aus welken Blättern
ein Blümelein
das lauschende Köpfchen empor drängt sacht,
komm Blümelein, blühe, die Erde erwacht;
der schwellende Frühlingsruf schlägt an sein Ohr,
Lockt allüberall Blüthen und Gesänge hervor.

Hierauf wechselte sie rasch und plötzlich die Melodie und ging zu den folgenden Worten über, die, zuerst heiter und spielend, alsdann in Glockentönen wieder hallten und nach und nach den gezogenen Ton der Sehnsucht annahmen.

Waldvöglein Schall
und Wiederhall
im Grünen;

dazwiſchen die Winde
erſauſen geſchwinde
und beugen gelinde
die Bäume im Hain.

Ach! und wenn die Quellen rauſchen,
Ach! und wenn die Blüthen lauſchen.....

So weit kam die Königin mit Spiel und Geſang.

Zwar gleich über die erſten Verſe heftig erſchrocken, war der König doch in peinlicher Unſchlüſſigkeit ſo lange äußerlich ruhig geblieben, weil er weder die Möglichkeit begriff, wie er betrogen werden könnte, noch an die Vermeſſenheit der Königin und ſeines Marſchalls glaubte, ein ſo todtbringendes Spiel mit ihm zu treiben. Jetzt aber wurde er im Geſicht mit Einemmale glühend roth vor Zorn und ſprang von ſeinem Sitze auf, da ihm eben das Lied, in das ſie überging, bei ihr nur zu bekannt war. Er vermochte eine ſo unerhörte Aehnlichkeit zwiſchen zweien Menſchen unter dieſen Umſtänden nicht länger gelten zu laſſen. Nur beſaß er nichts deſtoweniger nicht genug geiſtesgegenwärtige Entſchloſſenheit, um ſeine Gedanken laut und öffentlich als Ueberzeugung auszuſprechen, und hatte er doch erſt vor wenigen Tagen die Feſtigkeit des Thurmes einer inneren ſorgſamen Prüfung unterworfen!

Was man den König thun ſah, bewirkte, daß der ganze Saal in Aufruhr kam, und der Geſang der Königin verſtummte. Sie erhob ſich gleich den Anderen und gab ihre Harfe weg, und der Ritter verſuchte umſonſt, den König in der Geſellſchaft zurückzuhalten. Da nahm die Königin ein Glas zur Hand, und ſagte mit heiterer Zuverſicht: »Wenn es denn Eurer Hoheit nicht gefällt, länger bei uns

zu verweilen, ſo laßt nur noch einen Augenblick Eurer einſamen Königin wohl ſein.« Dabei bewegte ſie ſich nach ihm vor, und zog das Glas an ihre Lippen. Der Schnee des Angeſichtes und der Hand der ſchönen Frau ſtach wunderbar von dem blutrothen Weine in dem Cryſtall ab, und ihr Mund wetteiferte an Feuer und Farbe mit ihm, wie er ſich danach aufthat, gleich als wäre er eines und deſſelben nur geronnenen Stoffes.

Ihre Handlung entſchied den auf das äußerſte gereizten Greis. Mit einem ſtechenden Blicke Abſchied nehmend, eilte er zum Saale hinaus, ehe noch der Ritter ein weiteres Wort an ihn richten konnte. Die Uebrigen folgten ihm in Verwirrung auf dem Fuße, und die Königin hatte in eben dem Momente, als der König den Rücken gewendet, auch ihrerſeits den Saal verlaſſen und ſich draußen ſchnell von ihrem Schmuck und Feſtgewande befreit. Da ſie unter dieſem eines ihrer alltäglichen Kleider trug, ſo hielt die Umwandlung ſie nicht auf, und behielt ſie noch Zeit genug, ihr Haar aufzuſtecken und in ein Kopfzeug zu hüllen, bevor der König ſein viel weiteres Ziel erreichte. Er riß die letzte Thüre zu ihrem Gemach auf und erblickte ſie am Spinnrocken bei dem Schimmer einer einzigen Lampe vor ſich. Er brauchte Zeit, ſich von ſeiner Bewegung zu erholen, und näherte ſich ihr auf ihre Begrüßung. Sie fragte unbefangen, was ihm geſchehen ſei, und er bog ſich zu ihr nieder, indem er ſie mit den Worten auf die Stirn küßte, daß er zum Andernmale an ihr geſündigt habe, und erzählte ihr das Geſchehene.

In dem Gefühle der Königin war jetzt der Wendepunkt eingetreten, wo das plötzliche Gelingen jedes bedenklichen Unternehmens die Seele augenblicklich verzagt und bereuen macht. Sie erſchrak ſo ſehr vor ihrem unbegrenzten Glücke

und der Veränderung ihres Schicksals, die es herbeiführen konnte, daß sie ihre Fassung auf eine Weile einbüßte. Am Ende aber gab ihr das Bewußtsein ihrer verzweifelten Lage die Besinnung wieder und brach sie das Stillschweigen mit den Worten: »Ihr habt Euch sicherlich an mir vergangen, mein König, und ein wie großes Unrecht Ihr noch an mir begeht, indem Ihr mir die Freiheit vorenthaltet, habe ich Euch schon oft umsonst geklagt. Seht nur die Motte, die dort zu dem offenen Fenster aus der Nacht hereingeflogen ist. Und wäre des Menschen Sehnsucht nach der Freiheit nichts Verständigeres als der blinde Drang des Thierchens nach der Flamme, die es tödtet, er würde doch nicht eher als im Besitz von ihr geheilt. Ihr brachtet mir dereinst den kleinen Vogel mit, dessen Gesang so lieblich lockte. Ich hatte ihn recht lieb gewonnen und fütterte ihn den Winter hindurch mit Süßigkeiten aller Art, und that ihm so viel Gutes als ich konnte. Da stand ich eines Sommertages am Fenster und spielte mit ihm. Ein unversehener Windstoß riß das Fenster auf: weg war er aus meiner Hand, und ich sah ihn niemals wieder. Wie böse ich aber auch anfangs auf ihn war, so konnte ich ihm seine Flucht doch nicht lange Zeit verdenken, da ihm die freie Luft wohl lieber als die seines Kerkers sein mußte. Hatte ich damit nicht recht? Indessen mögt Ihr über meine Worte denken wie Ihr wollt, in meinem eigenen Schicksale ändern sie doch nichts.«

In Folge dieses Tages ging jedoch eine merkliche Veränderung mit dem Könige vor, und setzte er, wenn auch wegen jener wunderbaren Aehnlichkeit nichts weniger als beruhigt, keine weiteren Zweifel in die Undurchdringlichkeit seines Thurmes und die Treue der Königin, gleich als ob das Bewußtsein seines Unrechts gegen sie ihm alle That-

kraft lähmte. Er ſah ihr Verhältniß zu ihm fortan wie ein Dritter an, und hatte weder Muth noch Willen mehr, jenem Ereigniſſe ernſtlicher nachzuforſchen, bis daß eines Tages der Ritter vor ihn trat und ihm den Wunſch ausſprach, in ſein Vaterland zurückzukehren.

Der König erſchrak darüber ungemein, da ihm ſein Marſchall faſt unentbehrlich geworden war, ſuchte ihm ſeine Abſicht wiederholt auf alle Weiſe auszureden, und forderte ihn dringend auf, wenn irgend etwas ihm an ſeinem Hof im Wege ſei, es ungeſcheut zu ſagen, und der ſofortigen Abſtellung gewiß zu ſein. Allein der Ritter betheuerte, daß ihn durchaus nichts als der Zug nach der Heimath keine Ruhe mehr finden laſſe, und vermochte den König am Ende nach langem Widerſtreben, in ſeine Entlaſſung zu willigen und ihm auch die Bitte zu gewähren, ſein Brautführer zu ſein, wenn er vor ſeiner Abreiſe, wie es ſeine Abſicht war, ſeine Freundin öffentlich zur Ehe nehme. Er hatte hiermit aber nicht ſobald ſeine Zwecke erreicht, ſo bereitete er alles Nöthige zu ſeiner Hochzeit vor, und trug danächſt auch insgeheim für ſeine Flucht Sorge, indem er mit einem fremden Seefahrer, der ſegelfertig im Hafen lag, ſeine Aufnahme in deſſen Schiff beſprach, das gleich darauf das hohe Meer gewinnen ſollte.

Der anberaumte Tag brach an, und der König holte mit ſeinem Gefolge das Brautpaar zur Trauung ab, das in einfachen Feſtkleidern in dem Saale des Ritters ſeiner harrte. Er beglückwünſchte es mit freundlichen Worten, und als ſie in der Kirche waren, fragte der Prieſter vor dem Altare: wer die Braut an Vaters Statt dem Ritter gebe? Da trat der König mit Würde auf ſie zu und ergriff ihre Hand, die ſie ihm mit niedergeſchlagenen Augen reichte. »Du ſiehſt meinem Weibe gar gleich,« ſprach er, »und biſt mir darum

deſto lieber. Ich lege an Deines Vaters Statt Deine Hand in die des Prieſters, daß er ſie mit Deines Bräutigams Hand auf ewig zuſammenfüge. Möge Euer Bund Euch beglücken.« Er that und es geſchah wie er ſagte, und ſo wurde die Trauung nach der Ordnung der Kirche vollzogen; worauf der König erſt erfuhr, daß der Ritter von hinnen unmittelbar das Schiff beſteigen wollte. Er verwunderte ſich darüber allerdings nicht wenig; indeſſen mochte er nicht unterlaſſen, beiden das Geleite nach dem Hafen zu geben, wohin ihnen der Knappe des Ritters mit ſeiner beſten Habe vorausgezogen war, und gegenwärtig viel Volks nachfolgte. Als ſie das Schiff im Hafen zu Geſicht bekamen, ſtand eben eine mächtige Wolke am Himmel, unter der hervor die Sonne blendend ſtrahlte. Die Matroſen jubelten ihnen entgegen und ſtimmten einen fröhlichen Geſang an, die Wellen glänzten, die Wimpel flatterten im Winde. Der Schiffspatron hatte ein Boot abgeſandt, den Ritter und ſein Weib vom Lande zu holen, und ſie ſetzten den Fuß hinein, nachdem ſie von dem Könige Abſchied genommen hatten. Sie neigten ſprachlos und betäubt ihr Haupt vor ihm, als das Boot abſtieß, und der König rief ihnen noch ſeinen Segen nach. Jedoch zog der wehmüthige Schrecken, den ihnen derſelbe erregte, nicht anders durch ihre Seele, als etwa der über ſein Geſicht gleitende Schatten eines Baumes dem auffällt, der mit geſchloſſenen Augen durch einen Wald fährt: der Luftzug der Freiheit zertheilte ihn. Das Boot erreichte das Schiff, der Patron hatte die Anker lichten laſſen und ließ die Segel aufziehen, ein günſtiger Seewind blies hinein, daß ſie anſchwollen, und das Fahrzeug flog mit den weißen Wolken über ihm über die gekräuſelte Fläche.

Der Ritter und die Königin knieeten auf dem Verdecke

nieder und ſtreckten, wie um Vergebung flehend, die Arme nach dem Könige aus, der in Gedanken verſunken unbeweglich am Geſtade ſtand und ihnen nachſchaute. Er winkte mit einem weißen Tuche ein letztes Lebewohl, und die Geſtalten auf dem Schiffe und auf dem Lande verſchwammen ihren gegenſeitigen Blicken in das Formloſe, bis daß einander Schiff und Ufer nur noch wie ein ſchwarzer Punkt und Strich erſchienen.

Sobald der König auch nicht einmal den Punkt mehr ſah, verließ er den Hafen und ging nach ſeiner Burg zurück, in den Thurm der Königin. Er ſchloß ihn auf und trat in ihr Zimmer: es war leer und öde. Er ſtürzte, wie vom Blitz getroffen, auf den nächſten Seſſel, und ſeine Lebensgeiſter blieben lange Zeit erſtarrt. Als er endlich wieder zu ſich kam und begriff, wie ſehr er betrogen worden war, fühlte er ſich in allen Gliedern bewegt. Er umging und durchforſchte den Thurm innerhalb nach allen Seiten und entdeckte die Maueröffnung, die die Flüchtigen hinter ſich nicht geſchloſſen hatten. Alſo von Allem unterrichtet, brachte er noch mehrere Stunden in dem Zimmer der Königin zu, derweil er, ohne an Verfolgung zu denken, ſeine Gefühle berichtigte, und ging darauf wieder mit der dunklen Vorſtellung unter die Menſchen: es ſei ſo beſſer als es geweſen ſei, indem eine dicke Thräne ſeinem Auge entrollte, und er, das greiſe Haupt ſchüttelnd, zu ſich ſprach: »Ach! daß ich den Menſchen und ihren Worten, die mich nun ſo ſchmählich täuſchten, mehr als meinen eignen Augen trauen mußte!« —

Von der Zeit an verlebte er faſt alle ſeine einſamen Stunden in dem Thurme, und wenn er in der Beherrſchung ſeines Volkes eine ſchwere Frage zu löſen hatte, verſetzte

ihn der Aufenthalt und deſſen Erinnerungen jedesmal in die Stimmung, die dazu die rechte war. —

Das flüchtige Paar ſchwamm auf dem Meere der Liebe in das Unbegrenzte. Ob ſie an dem Venusberge ſtrandeten, oder da hinein gingen, iſt unbekannt; wohl aber hier zu erinnern, daß in der Welt an und für ſich Alles heiter iſt, und nur allein unſere Gebrechlichkeit alles Leid erregt und die Seele abhält, es zur Heiterkeit zu läutern. Ob der Ritter und ſeine ſchöne Freundin in dieſem Sinne zu gebrechlich waren oder nicht, um dauerhaft glücklich zu ſein, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wenn nur der ewige Frühling des Lebens, die Poeſie, ſie mit ihrer urſprünglichen Kraft beſeelte, und die unſer unſterbliches Theil verkörpernde ſelbſtiſche Sünde der Hinfälligkeit fern ab von ihnen hielt, fielen ſie wohl nie aus ihren Himmeln.

IV.

Die Jugend des armen Mannes im Tockenburg.

Ein Idyll, nach einer Autobiographie.

Meiner Voreltern wegen bin ich so unwissend als es Wenige sein mögen. Daß ich Vater und Mutter gehabt, weiß ich. Meinen seligen Vater kannte ich viele Jahre, und meine Mutter lebt noch. Daß diese auch ihre Eltern gehabt, kann ich mir einbilden. Aber ich kannte sie nicht, und habe auch nichts von ihnen vernommen, außer, daß die meines Vaters beide früh verstorben sind, und darauf ein kinderloser Vetter im Näbis ihn an Kindes Statt angenommen hat. Ich hielt ihn darum auch nebst seiner Frau für meine rechten Großeltern, und liebte sie, so wie sie mich hinwieder als ein Großkind behandelten. Meine mütterlichen Großeltern ab der Laad kannt- ich noch wohl.

Mein Vater war sein Tage ein armer Mann; auch meine ganze Freundschaft hatte keinen reichen Mann oder einen, der das geringste Aemtli bekleidete, aufzuweisen; nur meines Großvaters Bruder war Meßmer zu Kapel. Wir konnten also wohl vor dem Hochmuth sicher sein, der so viele arme Narren anwandelt, wenn sie reiche und angesehene Vettern haben, obgleich ihnen diese keinen Pfifferling

geben. Deswegen schäme ich mich jedoch meiner Eltern bei weitem nicht, sondern bin noch eher ein Bischen stolz auf sie, weil sie sich zwar kümmerlich nähren mußten und die Noth meinem Vater zumal manchen Seufzer abdrückte; sie aber immer Treu und Redlichkeit übten, und auch niemals ein Verbrecher oder Lasterbube unter meinen Verwandten war, und keiner betteln ging.

Ich ward den zweiundzwanzigsten December 1735 geboren, und soll etwas zu früh auf der Welt erschienen sein, wessen sich meine Eltern verantworten mußten. Mein Vater sagte mir oft: er habe sich gar nicht über mich gefreut, ich sei ein armes elendes Geschöpf gewesen, und hätte doch Tag und Nacht ein gräßliches Zetergeschrei erhoben, das man bis ins Holz hören können. Er hat mich oft recht bös damit gemacht. Dachte: Ha, ich werd's auch gemacht haben, wie andre neugeborne Kinder! Aber die Mutter gab ihm allemal Beifall. Nun, es kann wohl auch so gewesen sein!

Am heiligen Weihnachtstage ward ich in Wattweil getauft, und ich freute mich schon oft, daß es gerad an diesem Tage geschah, da wir die Geburt unsers hochgelobten Erlösers feiern. Und wenn's eine einfältige Freude ist, was macht's? giebt's doch gewiß noch viel kindischere.

In meinem ersten Lebensjahre mag ich wohl ein wenig verzärtelt worden sein, wie 's gewöhnlich mit ersten Kindern geht. Jedoch wollte mein Vater schon frühe mit der Ruth auf mich dar; aber die Mutter und Großmutter nahmen mich in Schutz.

Mein Vater war wenig daheim; er brannte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn er dann nach Hause kam, war er mir fremd und floh ich ihn. Dies verdroß aber den guten Mann so sehr, daß

er mich aus purer Liebe mit Schlägen zahm machen wollte.

Gewiß kann ich mich so weit hinab, oder hinauf, wo nicht gar bis auf mein zweites Lebensjahr erinnern. Und ganz deutlich besinn' ich mich, wie ich auf allen Vieren einen steinigen Fußweg hinabkroch, und einer alten Base durch Geberden Aepfel abbettelte. Ich weiß gewiß, daß ich wenig Schlaf hatte, daß meine Mutter, um hinter den Großeltern einen geheimen Pfennig zu verdienen, des Nachts verstohlnerweise bei Licht gesponnen, daß ich dann nicht in der Kammer allein bleiben wollte, und sie darum eine Schürze auf den Boden spreiten mußte, mich nackt darauf setzte, und ich mit dem Schatten von ihrer Spindel spielte.

Ich weiß, daß sie mich oft über die Wiese dem Vater auf dem Arme entgegentrug, und daß ich ein Geschrei anfing, sobald ich ihn erblickte, weil er mich immer rauh anfuhr, wenn ich nicht zu ihm wollte. Seine Gestalt und Geberden, die er dann machte, seh ich noch lebendig vor mir.

Um diese Zeit waren alle Lebensmittel wohlfeil, aber wenig Verdienst im Lande. Die Theurung und der Zwölferkrieg waren noch in frischem Angedenken. Ich hörte meine Mutter viel davon erzählen, das mich zittern und beben machte. Erst zu End der Dreißigerjahre ward das Baumwollenspinnen in unserm Dorf eingeführt; und meine Mutter mag eine von den ersten gewesen sein, die Löthligarn gesponnen. In meinen Kinderjahren sind auch die ersten Kartoffeln in unserm Ort gepflanzt worden.

Sobald ich die ersten Hosen trug, war ich meinem Vater schon lieber, und nahm er mich hie und da mit sich. Im Herbste 1739 brannte er in Gandten, eine halbe Stunde von Näbis, Salpeter.

Eines Tages nahm er mich auch mit sich, und, da

Wind und Wetter einfiel, behielt er mich bei ſich zu Nacht. Die Salpeterhütte war vor dem Tenn, und ſein Bett im Tenn. Er legte mich darein und ſagte liebkoſend, er wolle bald auch zu mir liegen. Unterdeſſen fuhr er fort, zu feuern, und ſchlief ich ein. Nach einem Weilchen erwacht' ich wieder, und rief ihm: — keine Antwort. Ich ſtund auf, trippelte im Hemdli nach der Hütte und um den Baden überall herum, rief, ſchrie: Nirgends ein Vater. Nun glaubt' ich gewiß, er wäre heim zu der Mutter gegangen. Ich alſo hurtig, legte die Höslin an, nahm das Bruſttüchlein übern Kopf, und rannte in der ſtockfinſtern Regennacht zuerſt über die nächſtanſtoßende lange Wieſe. Am Ende derſelben rauſchte ein wildangelaufener Bach durch ein Tobel. Den Steg konnt' ich nicht finden, und wollte darum ohne weiteres und grade hinüber, dem Näbis zu; glitſchte aber über eine Rieſe zum Bach hinab, wo mich das Waſſer beinahe ergriffen hätte. Die äußerſte Anſtrengung meiner jugendlichen Kräfte half mir noch glücklich davon. Ich kroch wieder auf allen Vieren durch Stauden und Dörn hinauf, der Wieſe zu, auf welcher ich überall herumirrte, und den Baden nicht mehr finden konnte, als ich gegen eine Windhelle zweier Kerls, Birnen- oder Aepfeldiebe, auf einem Baum anſichtig ward. Dieſen ruft' ich zu, ſie ſollten mir doch auf den Weg helfen. Aber da war kein Beſcheid; vielleicht, daß ſie mich für ein Ungeheuer hielten, und oben im Gipfel noch ärger zittern mochten, als ich armer Bube unten im Koth. —

Inzwiſchen war mein Vater, der während meines Schlummers nach einem ziemlich entfernten Hauſe ging, etwas zu holen, wiedergekehrt. Und da er mich vermißte, ſuchte er in allen Winkeln nach, wo ich mich etwa möchte verkrochen haben; zündete bis in die ſiedenden Keſſel hinein

und hörte endlich mein Geschrei, dem er nachging, bis er mich nun bald ausfindig machte.

O! wie er mich da herzte und küßte, Freudenthränen weinte und Gott dankte, und mich, sobald wir zum Gaden zurückkamen, sauber und trocken machte, — denn ich war mausenaß und dreckig bis über die Ohren. Morgens früh führte er mich an der Hand durch die Wiese; ich sollt' ihm auch den Ort zeigen, wo ich herumgepurzelt. Ich konnt' ihn nicht finden; zuletzt fand er ihn an dem Geschlirpe, das ich beim Hinabrutschen gemacht; schlug dann die Hände überm Kopfe zusammen, vor Entsetzen über die Gefahren, worin ich geschwebt und vor Lob und Preis über die Wunderhand Gottes, die mich allein erretten konnte. »Siehst Du,« sprach er, »nur noch wenige Schritte, so stürzt der Bach über den Felsen hinab! Hätt' Dich das Wasser fassen können, so lägst Du dort unten todt und zermörselt.«

Von allen diesem begriff ich damals kein Wort; ich wußte nur von meiner Angst, nicht von Gefahr. Besonders schwebten die Kerle auf dem Baum mir viele Jahre vor Augen, sobald mich nur ein Wort an die Geschichte erinnerte. —

Der Näbis liegt im Berg, ob Scheftenau. Von Kapel hört man die Glocke läuten und schlagen. Es sind nur zwei Häuser. Die aufgehende Sonne strahlt beiden gerad in die Fenster.

Meine Großmutter und die Frau im anderen Hause waren zwei Schwestern; fromme alte Mütterle, die von anderen gottseligen Weibern in der Nachbarschaft fleißig besucht wurden. Zu der Zeit gab es viel fromme Leute daherum. Mein Vater, Großvater und andere Männer sahen 's zwar ungern, durften aber nichts sagen, aus Furcht, sie könnten sich versündigen. Der Betbeele war ihr Lehrer, ein großer

langer Mann, der ſich nur vom Kuderſpinnen und etwas Almoſen nährte. In Scheftenau war faſt in jedem Haus eines, das ihm anhing.

Meine Großmutter nahm mich oft mit zu dieſen Zuſammenkünften. Was eigentlich da verhandelt wurde, weiß ich nicht mehr; nur ſo viel, daß mir dabei die Weile verzweifelt lang war. Ich mußte mäuschenſtill ſitzen, oder gar knieen. Dann gab 's unaufhörliche Ermahnungen und Beſtrafungen von den Baſen allen, die ich ſo wenig verſtund als eine Katze. Dann und wann aber ſtahl mich mein Großvater zum Voraus weg, und mußt' ich mit ihm in den Berg, wo unſere Kühe weideten. Da zeigte er mir allerlei Vögel, Käfer und Würmchen, dieweil er die Matten ſäuberte, oder junge Tännchen, den wilden Seevi u. ſ. f. ausrauſte.

Wenn er dann alles an einen Haufen warf und 's bei einbrechendem Abend anzündete, da war 's mir erſt recht gekocht. Anderer Buben, die etwa dabei ſein mochten, erinnere ich mich nicht mehr; wohl aber etlicher halberwachſener Maidlinen, die mit mir ſpielten. Ich ging damals in mein ſechstes Jahr; hatte ſchon zwei Brüder und eine Schweſter, von denen es hieß, daß eine alte Frau ſie in der Butte gebracht.

Mein Vater hatte einen Wanderungsgeiſt, der zum Theil auch auf mich gekommen iſt. In dieſem Jahre kaufte er ein groß Gut, für acht Kühe Sömmerung und Winterung, Dreiſchlatt genannt, in der Gemeind Krynau, zu hinderſt in einer Wildniß, nahe an den Alpen. Das nicht halb ſo große Gütchen im Näbis verkaufte er dafür, weil er, wie er ſagte, ſah, daß ihn eine große Haushaltung anfallen wolle; damit er für viele Kinder Platz und Arbeit genug hätte; und ſie in dieſer Einöde nach ſeinem

Willen erziehen könnte, wo ſie vor der Verführung der Welt ſicher wären. Auch rieth der Großvater, der von Jugend an ein ſtarker Viehmann war, ſehr dazu. Aber mein guter Aeti verband ſich den unrechten Finger, und watete ſich, da er an das Gut nichts zu geben hatte, in eine Schuldenlaſt hinein, unter der er lange Jahre ſeufzen mußte.

Alſo zügelten wir im Herbſte mit Sack und Pack ins Dreiſchlatt. Mein Großäti war Senn; ich jagte die Kühe nach, mein zwanzig Wochen alter Bruder ward in einem Korb hingetragen. Mutter und Großmutter, mit den zwei andern Kindern, kamen hinten nach; und der Vater mit dem übrigen Plunder beſchloß den Zug.

Mein Vater wollte doch das Salpeterſieden nicht aufgeben, und dachte damit wenigſtens etwas zu Abherrſchung der Zinſen zu verdienen. Aber ſo ein Gut wie der Dreiſchlatt braucht Hände und Mark. Wir Kinder waren noch wie für nichts zu rechnen; der Großäti hatte mit dem Vieh, und die Mutter genug im Haus zu thun. Es mußten alſo ein Knecht und eine Magd gedungen werden. Im folgenden Frühjahr ging der Vater wieder dem Salpeterwerk nach.

Inzwiſchen hatte man mehr Küh und Geiſen angeſchafft. Der Großäti zog jungem Faſel nach.

Das war mir eine Tauſendsluſt, mit den Kitzen ſo im Gras umher zu laufen; und ich wußte nicht, ob der Alte eine größere Freude an mir oder an ihnen hatte, wenn er ſich, nachdem das Vieh beſorgt war, an unſeren Sprüngen ergötzte.

So oft er vom Melken kam, nahm er mich mit ſich in den Milchkeller, zog ein Stück Brot aus dem Futterhemd, brockt' es in eine kleine Müdde und machte ein kühwarmes Milchſüpple. Das aßen ich und er ſo alle Tage.

So verging mir meine Zeit unter Spiel und Herum-

trillern, ich wußt' nicht wie? Dem Großäti ging's eben so. Aber, aber — Knecht und Magd thaten inzwischen, was sie gern wollten. Die Mutter war ein gutherziges Weib, nicht gewohnt, jemand mit Strenge zur Arbeit anzuhalten. Es mußte allerhand Milch- und Werkgeschirr angekauft werden, und da man viel Weide zu Wiesen einschlug, auch Heu und Stroh, um mehr Mist zu machen. Im Winter hatten wir allemal zu wenig Futter, oder zu viel fressende Waare. Man mußte immer mehr Geld entlehnen, die Zinsen häuften sich und die Kinder wurden größer; Knecht und Magd feist und der Vater mager.

Er merkte endlich, daß so die Wirthschaft nicht gehen könne. Er änderte sie also, und gab das Salpetersieden auf, blieb daheim, und war allenthalben der erste. Ich weiß nicht, ob er auf einmal gar zu streng angefangen, oder ob Knecht und Magd, wie schon gesagt, zu meisterlos geworden; kurz, sie fuhren aus und liefen davon.

Um die gleiche Zeit wurde der Großäti krank. Erst stach er sich nur an einem Dorn in den Daumen; der wurde geschwollen. Er band frisch warmen Kuhmist drauf, da schwoll die ganze Hand. Er empfand entsetzliche Hitze darin, ging zum Brunnen, und wusch den Mist unter der Röhre wieder ab. Aber das hatte nun gar böse Folgen. Er mußte sich bald zu Bett legen, und bekam die Wassersucht; an der er nach fünf Monaten zum Leidwesen des ganzen Hauses starb, denn alle liebten ihn, vom Kleinsten bis zum Größten.

Er war ein angenehmer, freud- und friedliebender Mann. Er hatte an meinem Vater und mir ungemein viel gethan; und ich habe nie von einem Menschen etwas Böses über ihn sagen hören. Mein Vater und meine Mutter erzählten noch viele Jahre allerhand Löbliches und Schönes von ihm.

Als ich ein wenig zu Verstand kam, erinnerte ich mich seiner erst recht, und verehrt' ihn im Staub und Moder.

Nun wurde wieder eine Magd angeschafft; die war dem Vater recht, weil sie brav arbeitete. Aber Mutter und Großmutter konnten sie nicht leiden, weil sie glaubten, sie schmeichle dem Vater und trag' ihm alles zu Ohren; und ruhten nicht: sie mußte fort und eine andre zu. Die war nun ihnen recht, aber dem Vater nicht, weil sie nur das Haus- aber nicht das Feldwerk verstand. Auch meinte er, sie helfe den Weibern allerhand verschmauchen.

Jetzt gab 's bald alle Tage einen Zank. Die Weibervölker stunden zusammen; der Mann hinwieder glaubte, er sei einmal Meister; und kurz, es schien als ob der alte Näbis-Joggele einen guten Theil vom Hausfrieden mit sich unter den Boden genommen hätte.

Aus Verdruß ging darum der Vater einstweilen wieder dem Salpetersieden nach, übergab die Wirthschaft seinem Bruder, als Knecht, und glaubte mit einem so nahen Blutsfreunde wohl versorgt zu sein.

Er betrog sich. Er konnt' ihn nur ein Jahr behalten, und sah zu rechter Zeit die Wahrheit des Sprüchwortes ein: Wer will, daß es ihm ling, schau selber zu seinem Ding!

Nun ging er nicht mehr fort, trat aufs neue an die Spitze der Haushaltung, arbeitete über Kopf und Hals und hirtete die Kühe selber; ich war sein Handbub und mußte mich brav tummeln. Die Magd schaffte er ab, und dingte dafür einen Geisknaben, da er jetzt einen Fasel Geisen gekauft, mit deren Mist er viel Weid und Wiesen machte.

Inzwischen wollten ihn die Weiber noch immer meistern; das konnte er nicht leiden; 's gab wieder allerlei Händel. Endlich, da er einmal der Großmutter in der Hitz' ein Ha-

bermußbecken nachgeschmissen, lief sie davon und ging wieder zu ihren Freunden in den Näbis. Die Sache kam vor die Amtsleut, und der Vater mußt' ihr alle Wochen sechs Batzen und etwas Schmalz geben.

Sie war ein kleines buckliges Fräulein; mir eine liebe Großmutter; allein, die Wahrheit zu sagen, ein wenig wunderlich und wetterwendisch; ging immer den sogenannten Frommen nach, und fand doch niemand recht nach ihrem Sinne.

Ich mußt' ihr alle Jahr die Metzgeten bringen, und blieb dann ein paar Tage bei ihr. Da war gut Leben. Ich ließ mir's schmecken; ihre wohlgemeinten Ermahnungen hingegen zum einem Ohre ein, zum andern wieder aus. Gewiß kein Ruhm für mich. Aber dergleichen Buben machen 's, leider, Gott erbarm! so. Zuletzt war sie einige Jahre blind und starb in hohem Alter in der Feuerschwend. Sie war gewiß ein gottselig Weib, in der Schamaten hoch geschätzt, und die Leute dort sind mir noch besonders lieb um ihretwillen.

Unsere Haushaltung vermehrte sich. Es kam alle zwei Jahre aeflissentlich ein Kind; Tischgänger genug, aber darum noch keine Arbeiter. Wir mußten immer viel Tagelöhner haben. Mit dem Vieh war mein Vater nie recht glücklich, es gab immer etwas krankes. Er meinte, die starken Kräuter auf unsrer Weid seien nicht wenig Schuld daran.

Der Zins überstieg alle Jahr die Lösung. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland, und Geld vom Holze zu bekommen, und doch kamen wir je länger je tiefer in die Schulden, und mußten immer aus einem Sack in den andern schleifen.

Im Winter sollte ich und die ältesten, welche auf mich folgten, in die Schule; aber die dauerte zu Krynau nur

zehn Wochen, und davon gingen uns wegen tiefem Schnee noch etliche ab. Dabei konnte man mich schon zu allerlei nützen. Wir sollten anfangen, Winterszeit etwas zu verdienen. Mein Vater versuchte aller Gattung Gespinnst: Flachs, Hanf, Seide, Wolle, Baumwolle; auch lehrte er uns letztere kämmen, Strümpfe stricken und dergleichen. Aber keines warf damals viel Lohn ab.

Man schmälerte uns den Tisch, meist Milch und Milch; und ließ uns lumpen und lempen, um zu sparen. Bis in mein sechszehntes Jahr ging ich selten, und im Sommer barfuß in meinem Zwilchröcklein zur Kirche. Alle Frühjahr mußte der Vater mit dem Vieh oft weit nach Heu fahren, und es theuer bezahlen.

Indessen kümmerte mich alles dies um kein Haar; auch wußt ich eigentlich nichts davon, und war überhaupt ein so leichtsinniger Bube, wie's je einen gab. Alle Tage dacht' ich dreimal an's Essen und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte, oder ich eine Weile davon laufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab und machte Sträuße wie Besen; dann durch alles Gebüsch den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester; oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Steine zusammen. War ich müd', so setzt' ich mich an die Sonne und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Weid' ein, baut' ihnen Ställe und fütterte sie; verhandelte dann bald dies, bald jenes Stück und machte immer wieder schönere.

Ein andermal richtete ich Oefen und Feuerherd' auf und kochte aus Sand und Letten einen saubern Brei.

Im Winter wälzt' ich mich im Schnee herum, und rutschte die Höhen hinunter. Das trieb ich alles so, wie es die Jahreszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch den Finger pfiff, oder ich sonst merkte, daß es Zeit über Zeit war.

Noch hatt' ich keine Kameraden; doch wurd' ich in der Schule mit einem Buben bekannt, der oft zu mir kam und mir allerhand Lappereien für Geld anbot, weil er wußte, daß ich von Zeit zu Zeit einen halben Batzen zu Trinkgeld erhielt. Einmal gab er mir ein Vogelnest in einem Mausloche zu kaufen. Ich sah täglich danach. Aber eines Tages waren die Jungen fort; das verdroß mich mehr, als wenn man dem Vater alle Kühe gestohlen hätte. Ein andermal, an einem Sonntag, bracht' er Pulver mit, das ich bisher nicht kannte, und lehrte mich Feuerteufel machen.

Eines Abends hatt' ich den Einfall: wenn ich auch schießen könnte! Zu dem End' nahm ich eine alte eiserne Brunnenröhre, verklebte sie hinten mit Leim, und macht' eine Zündpfanne auch von Leim; in diese that ich das Pulver und legte brennenden Zunder daran. Da 's nicht losgehen wollte, blies ich .... Puh! mir Feuer und Leim alles ins Gesicht. Dies geschah hinterm Haus; ich merkte wohl, daß ich was Unrechtes that. Inzwischen kam meine Mutter, die den Klaff gehört hatte, herunter.

Ich war elend zugerichtet. Sie jammerte und half mir hinauf. Auch der Vater hatte oben in der Weide die Flamme gesehen, weil's fast Nacht war. Als er heimkam, mich im Bett antraf und die Ursache vernahm, ward er grimmig böse. Aber sein Zorn stillte sich bald, als er mein verbranntes Gesicht erblickte. Ich litt große Schmerzen.

Ich verbiß ſie, weil ich fürchtete, ſonſt noch Schläge obendrein zu bekommen, und wußte, daß ich ſolche verdient hätte. Doch mein Vater empfand wohl, daß ich bezahlt ſei.

Vierzehn Tage ſah ich keinen Stich; an den Augen hatt' ich kein Härlein mehr. Man hatte große Sorge wegen des Geſichts. Endlich ward es doch von Tag zu Tag wieder beſſer.

Jetzt, ſobald ich wieder hergeſtellt war, macht' es der Vater mit mir, wie Pharao mit den Iſraeliten, ließ mich tüchtig arbeiten, und dachte, ſo würden mir die Poſſen am beſten vergehen. Er hatte recht; aber damals konnt' ich's nicht einſehen und hielt ihn für einen Tyrannen, wenn er mich ſo des Morgens früh aus dem Schlaf nahm und an das Werk muſterte. Ich meinte, das wäre eben nicht nöthig; die Kühe gäben ja die Milch von ſich ſelber.

Unſer Gut Dreiſchlatt iſt ein wilder einöder Ort, zuhinderſt an den Alpen Schwämmle, Kreutzegg und Aueralp; vor Zeiten war's eine Sennweid. Hier giebt's immer kurzen Sommer und langen Winter, in letzterem meiſt ungeheuren Schnee, der oft noch im Mai ein paar Klafter tief liegt. Einſt mußten wir am heiligen Pfingſtabend einer neuangelangten Kuh mit der Schaufel zum Haus pfaden. In den kürzeſten Tagen hatten wir die Sonne nur fünf Viertelſtunden. Dort entſteht unſer Rotenbach, der viele Mühlen, Sägen, Walken, Stampfen und Pulvermühlen treibt. Beim Dreiſchlatt hat er das herrlichſte Quellwaſſer, und wir, in unſerm Haus und Scheuer aneinander, hatten einen Brunnen, der nie gefror, unterm Dach, ſo daß das Vieh den ganzen Winter über keinen Himmel ſah.

Wenn's im Dreiſchlatt ſtürmt, ſo ſtürmt es recht. Wir hatten eine gute, nicht jähe Wieſe von vierzig bis fünfzig Klafter Heu und eine grasreiche Weide.

Auf der Sommerſeite in Altiſchweil iſt's ſchon früher, aber auch jäher und rauher. Holz und Stroh giebt's genug. Hinterm Haus iſt ein Sonnenrain, wo's den Schnee wegbläſt, der hingegen an einem Schattenrain vor dem Haus im Frühjahr oft noch liegen bleibt, wenn's an jenem ſchon Gras und Schmalzblumen hat.

Ja, ja, ſagte eines Tages mein Vater, der Bub wächſt, wenn es nur nicht ſo ein Narr wäre, ein verzweifelter Lappe, auch gar kein Hirn. Sobald er an die Arbeit muß, weiß er nicht mehr was er thut. Aber von nun an muß er mir die Geiſen hüten, ſo kann ich den Geisbub abſchaffen. — Ach! ſagte meine Mutter, ſo kommſt Du um Geiſen und Bub. Nein! nein! er iſt noch zu jung. — Was, jung? meinte der Vater, ich will es drauf wagen, er lernt's nie jünger; die Geiſen werden ihn ſchon lehren, ſie ſind oft witziger als die Buben; ich weiß ſonſt doch nichts mit ihm anzufangen. — Ach! rief die Mutter, was wird mir das für Sorg' und Kummer machen. Sinn' ihm auch nach! Einen ſo jungen Bub mit einem Faſel Geiſen in den wilden, einöden Kohlwald zu ſchicken, wo ihm weder Weg noch Steg bekannt ſind, und's ſo gräßliche Töbler hat. Und wer weiß, was für Thiere ſich dort aufhalten, und was für ſchrecklich's Wetter einfallen kann. Denk' doch, eine gute Stund' weit! und bei Donner und Hagel, oder wenn ſonſt die Nacht einfällt, nie zu wiſſen, wo er iſt? das iſt mein Tod, und Du mußt's verantworten. — Nein, nein, Mutter! ſprach ich, ich will ſchon Sorg' haben und kann ja drein ſchlagen, wann ein Thier kommt, und vor'm Wetter unter'n Felſen kreuchen, und wenn's nachtet, heimfahren, und mit den Geiſen will ich, was gilt's, wohl fertig werden. — Hörſt jetzt! nahm der Vater wieder das Wort, eine Woche mußt' mir erſt mit dem Geisbuben gehen, dann gieb Achtung,

wie er's macht, wie er die Geiſen alle heißt und ihnen lockt und pfeift; wo er durchfährt und wo ſie die beſte Weide finden.

Ja, ja, ſagt' ich, ſprang hoch auf und dacht': im Kohlwald, da biſt du frei; da wird dir der Vater nicht mehr pfeifen und dich von einer Arbeit zur andern jagen.

Ich ging alſo etliche Tag' mit unſerm Beckle hin, ſo hieß der Bub, ein rauher, wilder, aber doch ehrlicher Burſche; und trat nun mein neues Ehrenamt an. Der Vater wollte zwar den Beckle als Knecht behalten, aber die Arbeit war ihm zu ſtreng, und er nahm in Frieden ſeinen Abſchied.

Anfangs wollten mir die Geiſen, deren ich bis dreißig Stück hatte, kein gut thun; das machte mich wild, und ich verſucht' es, ihnen mit Steinen und Prügeln den Meiſter zu zeigen; aber ſie zeigten ihn mir; ich mußte alſo die glatten Worte und das Streicheln und Schmeicheln zur Hand nehmen; da thaten ſie was ich wollte. Auf die vorige Art hingegen verſcheucht' ich ſie ſo, daß ich oft nicht mehr wußte, was anfangen, wenn ſie alle in's Holz und Geſträuch liefen und ich meiſt rund um keine einzige mehr erblicken konnte, halbe Tage herumlaufen, pfeifen und jolen, ſie verwünſchen, brüllen und barmen mußte, bis ich ſie wieder bei einander hatte.

Drei Jahre hatt' ich ſo meine Heerde gehütet, ſie ward immer größer, zuletzt über hundert Köpf', mir immer lieber, und ich ihnen.

Im Herbſt und Frühling fuhren wir auf die benachbarten Berge, oft bis zwei Stunden weit. Im Sommer durft' ich nirgend hüten als im Kohlwald, eine mehr als Stund' weite Wüſtenei, wo kein recht Stück Vieh weiden kann. Dann ging's zur Aueralp, zum Kloſter St. Maria gehörig, lauter Wald, oder Kohlplätz' und Geſträuch;

manches dunkle Tobel und ſteile Felswand, an denen noch die beſte Geisweid zu finden war.

Von unſerm Dreiſchlatt hatt' ich alle Morgen eine Stunde Weges zu fahren, eh' ich nur ein Thier durfte anbeißen laſſen. Erſt durch unſre Viehweid, dann durch einen großen Wald, in die Kreuz und Quere, bald durch dieſen, bald durch jenen Theil der Gegend, deren jeden ich mit einem eignen Namen taufte. Da hieß es im vordern Boden; dort, zwiſchen den Felſen; hier, in der Weißlaube; dort im Kellermolch, auf der Platten, im Keſſel und ſo weiter. Alle Tag' hütete ich an einem andern Ort, bald Sonnen-, bald Schattenhalb. Zu Mittag aß ich mein Brötlein und was mir ſonſt die Mutter verſtohlen mitgab. Auch hatt' ich meine eigne Geiß, an der ich ſog. Die Geisaugen waren meine Uhr; gegen Abend fuhr ich immer wieder den nämlichen Weg nach Haus, auf dem ich gekommen war.

Welche Luſt, bei angenehmen Sommertagen über die Hügel zu fahren, durch Schattenwälder zu ſtreichen, durch's Gebüſch Eichhörnchen zu jagen und Vogelneſter auszunehmen! Alle Mittag lagerten wir uns am Bach; da ruhten meine Geiſen zwei bis drei Stunden aus, wenn es heiß war, noch mehr. Ich aß mein Mittagbrot, ſog mein Geischen, badete im ſpiegelhellen Waſſer und ſpielte mit den jungen Kitzen. Immer hatt' ich einen Gertel oder eine kleine Art bei mir und fällte junge Tännchen, Weiden und Ilmen. Dann kamen meine Geiſen haufenweis und kaſelten das Laub ab. Wenn ich ihnen leck! leck! rufte, dann ging's gar im Galopp und wurd' ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter, die ſie fraßen, koſtete auch ich; und einige ſchmeckten mir ſehr gut. So lange der Sommer währte, reiften die Erd-, Him-, Heidel- und Brombeeren, deren hatt' ich immer vollauf und konnte noch der Mutter am Abend

mehr als genug nach Haus bringen. Das war ein herrliches Labsal, bis ich ſie mir einſt zum Ekel aß. Und welch' Vergnügen machte mir nicht jeder Tag, jeder neue Morgen! wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Heerde entgegenſtieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wieſen und Weidplätze beſchien. Tauſendmal denk' ich daran und oft dünkt's mich, die Sonne ſcheine jetzt nicht mehr ſo ſchön. Wenn dann alle anliegenden Gebüſche von jubilirenden Vögeln tönten und dieſelben um mich her hüpften, fühlt' ich ſo ſüße ſüße Luſt und ſang und trillerte mit, bis ich heiſer ward.

Ein andermal ſpürte ich dieſen muntern Waldbürgern durch alle Stauden nach, ergötzte mich an ihrem hübſchen Gefieder, und wünſchte, daß ſie nur halb ſo zahm wären wie meine Geiſen; beguckte ihre Jungen und ihre Eier und erſtaunte über den wundervollen Bau ihrer Neſter. Oft fand ich deren in der Erde, im Moos, im Farrn, unter alten Stöcken, in den dickſten Dornen, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen; oft hoch im Gipfel, in der Mitte, zu äußerſt auf einem Aſt. Meiſt wußt' ich ihrer etliche. Das war mir eine Wonne, und faſt mein einziges Sinnen und Denken, alle Tage gewiß einmal nach allen zu ſehen; wie die Jungen wuchſen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten ſie fütterten. Anfangs trug ich einige mit mir nach Haus oder brachte ſie ſonſt an einen bequemern Ort; aber dann waren ſie dahin. Nun ließ ich's bleiben und ſie lieber groß werden; da flogen ſie mir aus.

Eben ſo viel Freuden brachten mir meiſt auch meine Geiſen. Ich hatte von allen Farben, große und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage ruft' ich ſie zwei bis dreimal zuſammen und überzählte ſie, ob ich's

voll habe? Ich hatte ſie gewöhnt, daß ſie auf mein: Zub, zub! leck, leck! aus allen Büſchen hergeſprungen kamen.

Einige liebten mich ſonderbar und gingen den ganzen Tag keinen Büchſenſchuß weit von mir, und wenn ich mich verbarg, fingen ſie alle ein Zetergeſchrei an. Von meinem Duglöörle (ſo hieß meine Mittagsgeis) konnt' ich mich nur mit Liſt entfernen. Das war ganz mein eigen. Wo ich mich ſetzte oder legte, ſtellte es ſich über mich und war gleich bereit zum ſaugen oder melken, und doch mußt' ich's in der beſten Sommerzeit oft noch ganz voll heimführen. Anderemale melkt' ich es einem Köhler, bei dem ich manche liebe Stund' zubrachte, wenn er Holz ſchrotete oder Kohlhaufen brannte.

Welch' Vergnügen dann am Abend, meiner Heerde auf meinem Horne zur Heimreiſe zu blaſen, zuzuſchauen, wie ſie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern daſtanden, und zu hören, wie munter ſie ſich heimblökten. Wie ſtolz war ich, wenn mich der Vater lobte, daß ich ſo gut gehütet habe. Nun ging's an ein Melken; bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Da wollte jede zuerſt über den Eimer, der drückenden Laſt ihrer Milch los zu ſein, und beleckte dankbar ihren Befreier.

Nicht, daß eben lauter Luſt beim Hirtenleben wäre! potz tauſend! nein, da giebt's Beſchwerden genug. Für mich war es lang die empfindlichſte, des Morgens ſo früh mein warmes Bettlin zu verlaſſen, und bloß und barfuß ins kalte Feld zu marſchiren, wenn's zumal einen baumſtarken Reif hatte oder ein dicker Nebel über die Berge herabhing. Wenn dieſer gar ſo hoch ging, daß ich ihm mit meiner bergaufſteigenden Heerde das Feld nicht abgewinnen und keine Sonn' erreichen konnte, verwünſcht' ich ihn in Aegypten hinein, und eilte was ich eilen konnte aus dieſer Finſterniß

wieder in ein Thälchen hinab. Erhielt ich hingegen den Sieg und gewann die Sonne und den hellen Himmel über mir, und das große Weltmeer von Nebeln und hie und da einen hervorragenden Berg, wie eine Insel, unter meine Füße; was das dann für ein Stolz und eine Luft war! Da verließ ich den ganzen Tag die Berge nicht und mein Auge konnt' sich nie satt schauen, wie die Sonnenstrahlen auf diesem Ozean spielten und Wogen von Dünsten in den seltsamsten Figuren sich drauf herumtummelten, bis sie gegen Abend mich wieder zu übersteigen drohten.

Dann wünscht' ich mir Jakobs Leiter; aber umsonst, ich mußte fort. Ich ward traurig und alles stimmte in meine Trauer ein. Einsame Vögel flatterten matt und mißmuthig über mir her, und die großen Herbstfliegen summsten mir so melancholisch um die Ohren, daß ich weinen mußte. Dann fror ich fast noch mehr als am frühen Morgen und empfand Schmerzen an den Füßen, obgleich diese so hart als Sohlleder waren. Auch hatte ich die meiste Zeit Wunden oder Beulen an ein paar Gliedern; und wenn eine heil war, macht' ich mir richtig wieder eine andere; sprang entweder auf einen spitzen Stein, verlor einen Nagel oder ein Stück Haut von einer Zehe, oder hieb mir mit meinem Werkzeug ein's in die Finger.

An's Verbinden war selten zu denken; und doch ging's meist bald vorüber.

Die Geisen hiernächst machten mir, wie schon gesagt, anfangs großen Verdruß, wenn sie mir nicht gehorchen wollten, weil ich ihnen nicht recht zu befehlen verstund. Ferner prügelte mich der Vater nicht selten, wenn ich nicht hütete, wo er mir befohlen hatte, und nur hinfuhr, wo ich gern sein mochte, und die Geisen dann nicht das rechte Bauch-

maaß heimbrachten, oder er ſonſt ein loſes Stücklein von mir erfuhr.

Dann hat ein Geisbub überhaupt viel von andern Leuten zu leiden. Wer will aber eine Faſel Geiſen immer ſo in Schranken halten, daß ſie nicht etwa einem Nachbar in die Wieſen oder Weide gucken? Wer mit ſo viel lüſternen Thieren zwiſchen Korn- und Haberbrachen, Reb- und Kappisackern durchfahren, daß keines ein Maulvoll verſuchte? Da ging's nun an ein Fluchen und Barmen: Bärenhäuter! Galgenvogel! waren meine gewöhnlichen Ehrentitel. Man ſprang mir mit Aexten, Prügeln und Hagſtöcken, einſt einer gar mit einer Senſe nach, der ſchwur, mir ein Bein vom Leib wegzuhauen. Aber ich war leicht genug auf den Füßen, und nie hat mich einer erwiſchen mögen. Die ſchuldigen Geiſen haben ſie mir wohl oft ertappt und mit Beſchlag belegt; und da mußte mein Vater hin und ſie löſen. Fand er mich ſchuldig, ſo gab's Schläge. Etliche unſerer Nachbarn waren mir ganz beſonders widerwärtig und richteten mir manchen Streich auf den Rücken. Dann dacht' ich freilich: Wartet nur, ihr Kerls, bis mir eure Schuhe recht ſind, ſo will ich euch die Buckel ſalben. Aber man vergißt's, und das iſt gut. Und dann hat das Sprichwort doch auch ſeinen wahren Sinn: Wer will ein Biedermann ſein und heißen, der hüte ſich vor Tauben und Geiſen.

Im Kohlwald war eine Buche gerad über einem mehr als thurmhohen Fels herausgewachſen, ſo daß ich über ihren Stamm wie über einen Steg ſpazieren und in eine gräßlich finſtre Tiefe hinabgucken konnte; wo die Aeſte angingen, ſtund ſie wieder geradeauf. In dieſes ſeltſame Neſt bin ich oft geſtiegen und habe meine größte Luſt daran gehabt, ſo in den fürchterlichen Abgrund zu ſchauen und zu ſehen, wie ein Bächlein neben mir hinunterſtürzte und ſich in Staub zer-

malmte. Aber einſt ſchwebte mir dieſe Gegend im Traume ſo ſchauderhaft vor, daß ich von da an nicht mehr hinging.

Ein andermal befand ich mich mit meinen Geiſen jenſeit der Aueralp, auf der dürrwälder Seite, gegen den Rotenſtein. Ein Junges hatte ſich zwiſchen zweien Felſen verſtiegen und ließ eine jämmerliche Melodie von ſich hören. Ich kletterte nach, um ihm zu helfen. Es ging ſo eng und jäh und zickzack zwiſchen Klippen durch, daß ich weder über mich noch unter mich ſehen konnte, und oft auf allen Vieren kriechen mußte. Endlich verſtieg ich mich gänzlich. Ueber mir ſtand ein unerklimmbarer Fels, unter mir ſchien es faſt ſenkrecht, ich weiß ſelbſt nicht wie weit hinab. Ich fing an zu rufen und zu beten, ſo laut ich konnte. In einer kleinen Entfernung ſah ich zwei Menſchen über eine Wieſe gehen. Ich gewahrte es gar wohl, ſie hörten mich; aber ſie ſpotteten meiner und gingen ihrer Straße. Endlich entſchloß ich mich, das äußerſte zu wagen und lieber mit Eins des Todes zu ſein, als noch ferner in dieſer peinlichen Lage zu verharren und es doch nicht lange mehr zu können. Ich ſchrie zu Gott in Angſt und Noth, ließ mich auf den Bauch nieder, meine Hände ob mich ausgeſpreitet, daß ich mich an den kahlen Fels ſo gut als möglich klammern könne. Allein ich war todtmüde, fuhr wie ein Pfeil hinunter, — zum Glück war's nicht ſo hoch als ich im Schrecken glaubte, und blieb wunderbar eben recht in einem Schlunde ſtecken, wo ich mich wieder zu halten im Stande war.

Freilich hatt' ich Haut und Kleider zerriſſen und blutete an Händen und Füßen. Aber 'wie glücklich ſchätzt' ich mich nicht, daß ich nur mit dem Leben und unzerbrochenen Gliedern davonkam! Mein Geiſchen mag ſich auch durch einen Sprung gerettet haben; ich fand's ſchon wieder bei den übrigen.

Ein andermal, da ich an einem schönen Sommertage mit meiner Heerde herumgetrillert, überzog sich der Himmel gegen Abend mit schwarzen Wolken; es fing gewaltig an zu blitzen und zu donnern. Ich eilte nach einer Felshöhle; diese oder eine große Wettertanne waren in solchen Fällen immer mein Zufluchtsort, und rief meine Geisen zusammen. Die, weil es sonst bald Zeit war, meinten, es gelte zur Heimfahrt und sprangen über Kopf und Hals mir vor, daß ich bald keinen Schwanz mehr sah. Ich eilte ihnen nach. Es fing entsetzlich an zu hageln, daß mir Kopf und Rücken von den Püffen sausten. Der Boden war dicht mit Steinen bedeckt; ich rannte in vollem Galop darüber fort, fiel aber oft und fuhr große Stücken weit wie auf einer Schlittenbahn. Endlich, in einem Walde, wo's jäh zwischen Felsen hinunterging, konnt' ich vollends nicht anhalten und glitschte bis zu äußerst einen Rand entlang, von dem ich, wenn Gott und seine guten Engel mich nicht behütet hätten, viele Klafter tief gestürzt und zermörselt worden wäre. Jetzt ließ das Wetter allmälig nach, und als ich nach Haus kam, waren meine Geisen schon eine halbe Stunde daheim.

Etliche Tage lang fühlt' ich von dieser Partie keinerlei Ungemach; aber mit Eins fingen meine Füße zu sieden an, als ob man sie in einem Kessel kochte. Dann kamen die Schmerzen. Mein Vater sah nach und fand mitten in der einen Fußsohle ein großes Loch und Moos und Gras darin. Nun erinnert' ich mich erst, daß ich mich an einem spitzen Weißtannenast aufgesprungen hatte; Moos und Gras waren mit hineingegangen. Der Aeti grub mir's mit einem Messer heraus und verband mir den Fuß.

Nun mußt' ich freilich ein paar Tage meinen Geisen langsam nachhinken; dann verlor ich die Binde; das Loch füllte sich wie es konnte, und es war bald wieder besser.

Viele andere Male, wenn's durch die Felsen ging, liefen die Thiere ob mir weg, und rollten groſse Steine herab, die mir hart an den Ohren vorbeipfiffen. Oft stieg ich einem Wälschtraubenknöpfli, Frauenschühlin, oder anderen Blümchen über Klippen nach, daß es eine halsbrechende Arbeit war. Wieder zündete ich groſse, halbverdorrte Tannen von unten an, die bisweilen acht bis zehn Tage an einander fortbrannten, bis sie fielen. Alle Morgen und Abend sah ich nach, wie's mit ihnen stund. Einst hätte mich eine mausetodt schlagen können; denn, indem ich meine Geisen forttrieb, daß sie nicht getroffen würden, krachte sie hart an mir in Stücken zusammen.

Solche Gefahren drohten mir während meines Hirtenstandes mehrmal, mich Leibes und Lebens verlustig zu machen, ohne daß ich's viel achtete; ich vergaß aber alles bald wieder und dachte damals leider nie daran, daß Du es warst, mein himmlischer Vater! der in einöden Wüsten die Raben nährt, der auch für mein junges Leben Sorge trug.

Mein Vater hatte bisweilen aus der Geismilch Käse gemacht, bisweilen Kälber gesäugt und seine Wiesen mit dem Mist gedüngt. Dies reizte unsere Nachbarn, daß ihrer vier auch Geisen anschafften und beim Kloster um Erlaubniß baten, ebenfalls im Kohlwald hüten zu dürfen. Da gab es nun Kameradschaft. Unser drei oder vier Geisbuben kamen alle Tage zusammen. Ich will nicht sagen, ob ich der beste oder schlimmste unter ihnen gewesen; aber gewiß war ich ein purer Narr gegen die andern, bis auf einen, der ein gutes Bürschchen war. Die übrigen alle gaben uns kein gutes Beispiel. Ich wurde ein Bislein wihiger, aber desto schlimmer. Auch sah's mein Vater gar nicht gern, daß ich mit ihnen verkehrte, und sagte mir, ich sollte lieber allein hüten und alle Tage auf eine andere Gegend treiben. Aber

Gesellschaft war mir zu neu und zu angenehm; und wenn ich auch etwa einen Tag den Rath befolgte, und hörte die anderen hüpen und jolen, so war's, als wenn mich ein paar beim Rock zerrten, bis ich sie erreicht hatte. Bisweilen gab's Zänkereien, dann fuhr ich wieder einen Morgen allein oder mit dem guten Jakoble, von dem hab' ich selten ein unnützes Wort gehört; aber die andern waren mir kurzweiliger.

Ich hätte noch viele Jahre für mich können Geisen hüten, ehe ich das Zehntheil von dem allen inne worden, was ich da gar in kurzem vernahm. Sie waren alle größer und älter als ich, fast aufgeschossene Bengel, in denen schon alle argen Leidenschaften aufgewacht. Schmutzig waren alle ihre Reden, und unzüchtig alle ihre Lieder, bei deren Anhören ich freilich oft Mund und Augen aufthat, oft aber auch aus Scham niedersah. Ueber meinen seitherigen Zeitvertreib lachten sie mich tüchtig aus. Späne und junge Vögel galten ihnen gleichviel, es sei denn, daß sie glaubten, Geld aus einem zu lösen; sonst warfen sie sie sammt den Nestern fort. Das that mir anfangs weh, doch macht' ich's bald mit. So geschwind konnten sie mich hingegen nicht überreden, schamlos zu baden wie sie. Einer besonders war ein rechter Ausbund, nur nicht streitsüchtig und darum desto verführerischer. Ein anderer war auf alles erpicht, womit er einen Batzen verdienen konnte; der liebte deshalb die Vögel mehr als die andern, die nämlich, die man ißt, oder suchte allerlei Waldkräuter, Harz, Zündschwamm und dergleichen. Von dem lernte ich manche Pflanze kennen; aber auch was der Geiz ist. Noch einer war etwas besser als die schlimmeren; der machte wohl mit, aber furchtsam. Und Jedem ging sein Hang sein Lebelang nach. Jakoble ist noch ein guter Mann; der andere blieb immer ein unehrbarer Schwätzer und ward

zuletzt ein hinkender elender Tropf; der dritte hatte mit List und Ränken etwas erworben, aber nie Glück dabei; vom vierten weiß ich nicht, wo er hingekommen ist.

Daheim durft' ich nichts merken lassen von dem, was ich bei diesen Kameraden sah und hörte; ich genoß aber meine vorige Fröhlichkeit und Gemüthsruhe nicht mehr. Die Kerls hatten Leidenschaften in mir erregt, die ich noch selbst nicht kannte; doch merkte ich, daß es nicht richtig stund.

Im Herbst, wo die Fahrt frei war, hütete ich meist allein, trug ein Büchlein bei mir, das mir darum noch lieb ist, und las oft darin. Noch weiß ich verschiedene sonderbare Stellen auswendig, die mich damals bis zu Thränen rührten. Jetzt kamen mir die bösen Neigungen in meinem Busen abscheulich vor und machten mich angst und bange. Ich betete, rang die Hände, sah zum Himmel, bis mir die hellen Thränen über die Backen rollten; faßte einen Vorsatz über den andern und machte mir so strenge Pläne für ein künftiges frommes Leben, daß ich darob allen Frohmuth verlor. Ich versagte mir alle Arten von Freude, und hatte zum Beispiel einen ernstlichen Kampf mit mir selbst wegen eines Distelfinken, der mir lieb war, ob ich ihn weggeben oder behalten sollte? Ueber diesen einzigen Vogel dacht' ich oft weit und breit herum.

Bald kam mir die Frömmigkeit, wie ich mir solche damals vorstellte, wie ein unersteiglicher Berg, bald wieder federleicht vor.

Meine Geschwister mochte ich herzlich lieben, aber jemehr ich's wollte, jemehr sah ich Widriges an ihnen. In Kurzem wußte ich weder Anfang noch Ende mehr, und Niemand war, der mir heraushelfen konnte, da ich meine Lage keiner Menschenseele entdeckte. Ich machte mir alles zur Sünde; Lachen, Jauchzen und Pfeifen, jedes für sich.

Meine Geiſen ſollten mich nicht mehr erzürnen, und ich ward eher böſe auf ſie. Eines Tages bracht' ich einen todten Vogel nach Haus, den ein Mann geſchoſſen und auf einen Stecken in die Wieſe gepflanzt hatte. Ich nahm ihn, wie ich in dem Augenblicke wähnte, mit gutem Gewiſſen weg; ohne Zweifel weil mir ſeine zierlichen Federn wohl gefielen. Aber ſobald mir der Vater ſagte, das heiße auch geſtohlen, weint' ich bitterlich und trug das kleine Aas Morgens in der Frühe wieder an ſeinen Ort. Ich behielt etliche von den ſchönſten Federn, doch auch das koſtete mir noch ziemliche Ueberwindung. Ich dachte nur: die Federn ſind einmal ausgerupft, wenn du ſie ſchon hinträgſt, ſo verbläſt ſie der Wind, und dem Manne nützen ſie ſo nichts.

Zuweilen fing ich wieder an zu jauchzen und zu jolen, und trollte auf's neue ſorglos über alle Berge.

Dann meint' ich wieder: ſo alles, alles zu verleugnen bis auf meine ſelbſtgeſchnitzelten hölzernen Kühe, wie ich mir damals den rechten Chriſtenſinn buchſtäblich vorſtellte, ſei doch ein traurig, elendes Ding.

Indeſſen wurde der Kohlwald von den immer zunehmenden Geiſen übertrieben, die Roſſe, die man auf den fettern Grasplätzen weiden ließ, mitunter von den Geisbuben verfolgt und geſprengt. Einmal legten die Burſchen ihnen Neſſeln unter die Schwänze; ein paar ſtürzten ſich im Laufe über einen Felſen zu Tode. Es gab ſchwere Händel, und das Hüten im Kohlwald wurde gänzlich verboten. Ich hütete darnach noch eine Weile auf unſerem eigenen Gut. Dann löſ'te mich mein Bruder ab, und ſo nahm mein Hirtenſtand ein Ende.

Denn nun hieß es: Eingeſpannt in den Karren mit dem Buben, ins Joch. Er iſt groß genug! Und wirklich tummelte mich mein Vater meiſterlich herum; in Holz und

Feld ſollte ich ihm ſtatt eines vollkommenen Knechts dienen. Die mehreren Male überlud er mich; ich hatte die Kräfte noch nicht, die er mir nach meiner Größe zutraute; und doch wollt' ich dann ſtark ſein und keine ſchwere Bürde liegen laſſen.

In Geſellſchaft mit ihm oder den Tagelöhnern arbeitete ich gern; aber ſobald er mich allein an ein Geſchäft ſchickte, war ich faul und läſſig, ſtaunte Himmel und Erde an, und hing, ich weiß ſelbſt nicht mehr was für Gedanken und Grillen nach; das freie Geisbubenleben hatte mich halb verwöhnt. Und das zog mir Scheltworte oder gar Streiche zu, die wohl nöthig waren, wenn ich es ſchon damals nicht faſſen konnte.

Im Heuet beſonders gab es zuweilen faſt unerträgliche Bürden. Oft ſtreckt' ich mich vor Mattigkeit und faſt zerfloſſen in Schweiß der Länge nach auf den Boden und dachte: ob es in der Welt wohl überall ſo mühſelig zugehe? ob ich mich gerade jetzt aus dem Staub' machen ſollte? Es werde doch an anderen Orten auch Brot geben und nicht gleich ans Leben gehen. Ich hatte auf der Kreuzegg beim Geishüten mehrere ſolche Burſchen geſehen, denen's außer ihrem Vaterlande, wie ſie mir erzählten, recht wohl gegangen und was des Zeugs mehr war. Dann aber fand ich wieder: Nein! es wäre doch Sünd', von Vater und Mutter wegzulaufen. Wie! wenn ich ihnen ein Stück Boden abhandelte, es baute, brav Geld daraus zöge, hernach aus der Löſung ein Häuschen darauf ſtellte und ſo für mich lebte? »Huſch!« ſagt' ich eines Tages, »das muß jetzt ſein. Aber wenn mir's der Aeti abſchlägt? Ei, friſch gewagt iſt halb gewonnen!« Ich nahm alſo das Herz in beide Hände und bat den Vater noch deſſelben Abends, daß er mir ein gewiſſes Stücklein Landes abträte. Nun ſah er freilich meine

Narrheit ein; aber er ließ mich's nicht merken und fragte nur, was ich damit anfangen wollte? — »Hm!« ſagte ich, »es in Ehren legen, Mattland daraus machen, und den Gewinn bei Seite thun.« — Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ſprach er: »So nimm eben die Zipfelweid'; ich geb' ſie dir für fünf Gulden.« Das war nun ſpottwohlfeil, hier zu Wattweil wäre ſo ein Grundſtück mehr als hundert Gulden werth. Ich ſprang darum vor Freuden hoch auf und fing ſogleich die neue Wirthſchaft an. Den Tag über arbeitete ich für den Vater, und ſobald der Feierabend kam, für mich ſogar beim Mondſchein; da machte ich aus dem noch vor Nacht gehauenen Holz und Stauden kleine Bürn Brennholz zum Verkaufen.

Eines Abends dacht' ich ſo meiner jetzigen Lage nach. Mir fiel ein: »deine Zipfelweid' iſt gar wohlfeil! Es könnte den Vater reuen und er ſie wieder an ſich ziehen, wenn ich ihm den Kaufſchilling nicht baar erlege. Ich muß um Geld ſchauen, ſo kann er mir nicht mehr ab der Hand gehn.« —

Ich ging alſo zum Nachbar Görg, erzählt' ihm den ganzen Handel und bat ihn, mir die fünf Gulden zu leihen; ich wollt' ihm bis auf Wiedererſtattung mein Land dafür zum Pfand einſetzen. Er gab mir ohne Bedenken. Ganz entzückt lief ich damit zum Vater und wollte ihn bezahlen. Potz hundert! wie der mich anſchnauzte. »Wo haſt Du das Geld her?« Es fehlte wenig, ſo hätt' es noch obendrein Ohrfeigen geſetzt. Im erſten Augenblick begriff ich nicht, was ihn ſo entſetzlich bös machte. Aber er erklärte mir's bald, da er fortfuhr: »Du Bärenhäuter! Mir mein Gut zu verpfänden!« Dann riß er mir die fünf Gulden aus der Hand, rannte ſtracks zu Görg und gab ſie ihm mit dem Bedeuten wieder, daß er, ſo lieb ihm Gott ſei! dem Buben

kein Geld mehr leihe; er woll' ihm schon geben, was er brauche. So war meine Freude kurz.

Der Aeti mochte mir hernach, wieder besänftigt, lange sagen: „Ich brauche ihm das Ding gar nicht zu zahlen, ich könn' ihm ja ein billiges Zinslein geben. Das wenig Weide werde die Sache nicht ausmachen, ich solle nur damit schalten und walten wie mit meinem Eigenthum.

Ich konnt' es ihm nicht glauben, denn er lachte dabei immer hinten im Munde. Das war mir verdächtig.

Aber er hatte guten Grund dazu.

Endlich fing ich Tölpel an, mich wieder zu beruhigen, und machte aufs neue die Rechnung ohne den Wirth, was ich aus dem Bletz mit der Zeit für Nutzen ziehen wollte; als eines Tages mir die Kühe in mein Aeckerlein brachen und den jungen Saamen abfraßen, auch mein Holz eben damals keinen Käufer fand und fast alles liegen blieb.

Solche gehäufte Unglücksstreiche nahmen mir nun mit Eins den Muth; ich überließ den ganzen Plunder wieder dem Vater und bekam von ihm zur Entschädigung ein flanellenes Brusttuch.

Ich bin in meinen Kinderjahren nur wenige Wochen in die Schule gegangen; zu Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Lust, mich in Mancherlei unterweisen zu lassen. Das Auswendiglernen machte mir wenig Müh', besonders übt' ich mich fleißig in der Bibel, konnte viele darin enthaltene Geschichten aus dem Stegreif erzählen und gab überhaupt auf alles Acht, was mein Wissen vermehren konnte.

Mein Vater las auch gern etwas Historisches oder Mystisches. Gerad' um diese Zeit ging ein Buch aus: Der flüchtige Pater genannt. Er und unser Nachbar Hans vertrieben sich manche liebe Stunde damit und glaubten an den

prophezeihten Fall des Antichriſts und die dem Ende der Welt vorangehenden nahen Strafgerichte, wie an das Evangelium.

Auch ich las viel darin, predigte etlichen unſerer Nachbarn mit ängſtlich bedächtiger Miene, die Hand vor die Stirn geſtemmt, halbe Abende aus dem Pater vor und gab ihnen alles für baare Münze aus, und dies nach meiner eigenen völligſten Ueberzeugung.

Mir ſtieg nur kein Gedanke auf, daß ein Menſch ein Buch ſchreiben könne, worin nicht alles lautere Wahrheit wäre; und da mein Vater und der Hans nicht daran zweifelten, ſchien mir alles vollends Ja und Amen zu ſein.

Das brachte mich eben auf allerlei jammerhafte Vorſtellungen, und ich wollte mich gern auf den bevorſtehenden jüngſten Tag recht zubereiten, fand aber da entſetzliche Schwierigkeiten, nicht ſowohl in einem böſen Thun und Laſſen, als in meinem oft argen Sinn und Denken. Dann wollt' ich mir wieder alles aus dem Kopfe ſchlagen; allein vergebens. Wenn ich zumal unterweilen in der Offenbarung St. Johannis oder im Propheten Daniel las, ſo ſchien mir, was der Pater ſchrieb, vollends gewiß und unfehlbar. Und was das Schlimmſte war, ſo verlor ich ob dieſer Ueberzeugung alle Freud' und Muth. Wenn ich nun im Gegentheil den Aeti und Nachbar faſt noch fröhlicher als zuvor ſah, machte mich das gar confus; und ich kann mir's noch jetzund nicht erklären, wie es zuging. So viel weiß ich wohl, ſie ſteckten damals Beide in ſchweren Schulden und hofften vielleicht durch das Ende der Welt davon befreit zu werden. Wenigſtens hört' ich ſie oft vom Neufunden-Land, Carolina, Penſylvani und Virgini ſprechen; ein andermal überhaupt von Flucht, vom Auszug aus Babel, von den Reiſekoſten. Da ſpitzte ich die Ohren wie ein Haas.

Einmal, erinnere ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände, das einer von ihnen auf dem Tische liegen ließ und Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das las ich wohl hundertmal, und mein Herz hüpfte mir im Leibe bei dem Gedanken an dies herrliche Canaan, wie ich mirs vorstellte. Ach! wenn wir nur alle schon da wären, dacht' ich dann. Aber die guten Männer, denk' ich, wußten so wenig als ich Steg und Weg, und wahrscheinlich noch minder, wo das Geld herzunehmen. Also blieb das schöne Abenteuer stecken, und entschlief nach und nach von selbst.

Indessen las ich immer fleißig in der Bibel, und noch mehr in meinem Pater und andern Büchern, wie dem sogenannten Pantli Karrer und dem weltlichen Liederbuch, dessen Titel mir entfallen ist. Sonst vergaß ich, was ich gelesen, nicht sobald. Allein mein unruhiges Wesen nahm dabei sichtbarlich zu, so sehr ich mich auf mancherlei Weise zu zerstreuen suchte; und, des ungeachtet hatt' ich das Herz nie, dem Pfarrer oder auch nur dem Vater das Mindeste zu offenbaren.

Jedoch wundert' es mich zuweilen, wie mein Vater und der Pfarrer von dem und jenem Spruch in der Bibel, von dem und jenem Büchlin denke. Letzterer kam oft zu uns, selbst zu Winterszeit, wenn er schier im Schnee stecken blieb. Da war ich sehr aufmerksam auf alle Gespräche und merkte bald, daß sie meist bei weitem nicht einerlei Meinung waren. Anfangs kam es mir unbegreiflich vor, wie der Aeti so frech sein und dem Pfarrer widersprechen dürfe? Dann dacht' ich auf der andern Seite wieder: aber mein Vater und der flüchtige Pater zusammen sind doch auch keine Narren und schöpfen ihre Gründe ja wie jener aus der Bibel. Das ging in meinem Sinne so

hin und her, bis ichs etwa wieder vergaß und anderen Phantaſieen nachhing.

Inzwiſchen kam ich in dem nämlichen Jahre 1752 zu dieſem Pfarrer in die Unterweiſung zum heiligen Abendmal. Er unterrichtete mich ſehr gut und gründlich, und war mir in der Seele lieb. Oft erzählt' ich meinem Vater ganze Stunden lang, was er mit mir geredet hatte, und meinte, er ſolle davon gerührt werden wie ich. Bisweilen that er, mir zum Gefallen, wirklich desgleichen; aber ich merkte wohl, daß es ihm nicht recht zu Herzen ging. Doch ſah ich, daß er überhaupt Wohlgefallen an meinen Empfindungen und an meiner Aufmerkſamkeit hatte. Viel hundertmal noch bis auf den heutigen Tag denk' ich mit gerührter Seele an des redlichen Mannes Treu und Eifer. O! wie freudig ging ich ſtets aus dem Pfarrhauſe heim, nahm gleich das Buch wieder zur Hand und erfriſchte damit das Angedenken an die empfangenen heilſamen Lehren. Aber es war eben bald alles wieder verflogen. Was ich mir am wenigſten vergeben kann, iſt mein damaliges öfteres Heucheln, und daß ich, ſelbſt wenn ich mir keines eigentlichen Böſen bewußt war, immer noch beſſer ſcheinen wollte als ich mich fühlte. Vielleicht war auch das ein Tuck des armen Herzens, daß ich oft und zwar wenn ich ganz allein bei der Arbeit war, etliche geiſtliche Lieder, die ich von meiner Mutter gelernt, wirklich mit größerer Luſt als meine weltlichen ſang; aber freilich allemal wünſchte, daß mein Vater mich jetzt auch hören möchte, ſo wie er mich ſonſt meiſt nur über meinem loſen Lirum Larum ertappte.

Um dieſe Zeit macht' ich mit einem andern Knaben Bekanntſchaft, den unſer Pfarrer Jahrs zuvor unterwieſen und zu einem gar geſchickten Bürſchlein gemacht, das die Bibel und den Katechismus vollkommen innehatte. Von An-

geſicht war er zwar etwas häßlich; die Kinderblattern hatten ihn jämmerlich zugerichtet, aber ſonſt ein Kind wie die liebe Stunde. Er hatte einen geſprächigen Vater, von dem er viel lernte, der aber daneben nicht der Beſte und beſonders als ein Erzlügner bekannt war. Der konnt' euch Stundenlang die abenteuerlichſten Dinge erzählen, die weder geſtoben noch geflogen waren, und wenn er redete, rutſchte er auf ſeinem Sitze beſtändig hin und her.

Von ſeinen Fehlern hatte ſein kleiner Knabe nicht einen einzigen geerbt, am wenigſten das Lügen. Jedermann liebte ihn. Mir war er die Krone in Augen. Wir fingen an, über allerlei Sachen kleine Brieflein zu wechſeln, gaben einander Räthſel auf oder ſchrieben uns Verſe aus der Bibel zu, ohne anzugeben, wo ſie ſtänden; da mußte dann ein jeder ſelbſt nachſchlagen. Oft hielt es ſchwer, wo es nicht gar unmöglich war; in den Pſalmen und Propheten zumal, wo die Verslein oft erſtaunlich kurz oder gleichlautend ſind. Manchmal ſchrieben wir einander von den Thieren, die uns die liebſten ſeien; von allerhand Speiſen, die uns die beſten dünkten, von Kleidungsſtücken, Zeugen, Farben, die uns die angenehmſten; und da bemühte ſich je einer den andern an Anmuth zu übertreffen. Oft konnt' ich's kaum erwarten, bis wieder ſo ein Brieflein von meinem Freunde kam. Er war mir darin noch viel lieber, als in ſeinem perſönlichen Umgange. Ein paar Jahre nachher fiel er aber in eine Krankheit und ſtarb.

Einer unſerer Nachbarn hatte auch Kinder von meinem Alter, aber mit denen konnt' ich nichts anfangen; ſie waren arge Forſchler und Fragler.

Unterdeſſen war unſere Familie bis auf acht Kinder angewachſen. Mein Vater gerieth je länger je tiefer in Schulden, ſo daß er oft nicht wußte, wo aus noch ein. Mir

ſagte er nichts, aber mit der Mutter hielt er heimlich Rath. Davon hört' ich eines Tages ein paar Worte und merkte nun die Sache ſo halb und halb. Allein es focht mich wenig an; ich ging leichtſinnig meinen kindlichen Gang und ließ meine armen Aeltern inzwiſchen über hundert unausführbare Anſchläge ſich den Kopf zerbrechen. Darunter war auch der zu einer Wanderung ins gelobte Land, zu meinem größten Verdruſſe, zu Waſſer geworden.

Endlich entſchloß ſich mein Vater, alle ſeine Habe ſeinen Gläubigern auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Er berief ſie eines Tages zuſammen, entdeckte ihnen mit Wehmuth aber redlich ſeine ganze Lage und bat ſie: In Gottes Namen Haus, Hof, Vieh, Schiff und Geſchirr an ſich zu nehmen, ja, ſeinethalben ihn mit Frau und Kindern bis aufs Hemd auszuziehen; er wolle ihnen noch dafür danken, wenn ſie ihn nur einmal ſeiner unerträglichen Laſt entledigten.

Die meiſten von ihnen, und ſelbſt die ihm am unerbittlichſten zugeſetzt hatten, erſtaunten über dieſen Vortrag. Sie unterſuchten die Sachen und fanden ſie bei weitem nicht ſo ſchlimm als ſie ſich's vorgeſtellt, ſo daß ſie ihn alle wie aus einem Munde baten, er ſolle doch nicht ſo kläglich thun, gutes Muthes ſein und ſeine Wirthſchaft nur ſo fortbetreiben wie ſeither; ſie wollten gern Geduld mit ihm tragen und ihm noch aus allen Kräften berathen und beholfen ſein. Allein mein Vater unterbrach dieſe und andere Aeußerungen ihres Mitleidens alle Augenblicke: »Nein, um Gotteswillen, nein! — Nehmt mir doch die entſetzliche Bürde ab. — Das Leben iſt mir ſo ganz verleidet — aufs Beſſerwerden hofft' ich nun ſchon dreizehn Jahr vergebens; — und kurz, bei dem Gut' habe ich einmal weder Glück noch Stern. — Da half mir weder Hauſen und Sparen, noch Hungern und

Arbeiten bis aufs Blut. — Da ist mein Vermögen; nehmt um Gotteswillen! was ihr findet und laßt mich nur ruhig meine Straße ziehn.« — Da die Gläubiger am Ende sahen, daß mit ihm nichts anders anzufangen war, so nahmen sie das Dreischlatt mit Zubehör gemeinschaftlich zu Handen, setzten einen Gildenvogt, ließen einen neuen Ueberschlag machen und fanden wieder, daß einmal da kein großer Verlust herauskommen könne. Sie schenkten dem armen Aeti darum nicht allein allen Hausrath, Schiff und Geschirr, sondern baten ihn auch, bis sich ein Käufer fände, ferner auf dem Gute zu bleiben und es um billigen Lohn zu bearbeiten. Dieser bestand, nebst freier Behausung und Holzes genug, in der Sömmerung für acht Kühe und Grund und Boden zu pflanzen, was und wieviel wir konnten und mochten.

Jetzt war meinem Vater wieder so wohl, als wenn er im Himmel wäre, und was ihm am meisten Freude machte, seine alten Schuldherren waren fast noch zufriedener als er.

Wir hatten ein recht gutes Jahr, und als das verflossen war, zeigte sich ein Käufer zum Dreischlatt. Wir waren im Grunde alle froh, diese Einöde zu verlassen; aber Niemand so wie ich, da ich hoffte, das strenge Arbeiten sollt' nun einmal ein Ende nehmen. Wie ich mich betrog, wird die Folge lehren.

Mitten im März des Jahres 1754 zogen wir denn mit Sack und Pack aus dem Dreischlatt und sagten dem wilden Ort auf ewig gute Nacht! Noch lag da klaftertiefer Schnee. Von Ochs oder Pferd war keine Rede. Wir mußten unsern Hausrath und die jüngeren Geschwister auf Schlitten selbst fortzügeln. Ich zog an dem meinigen wie ein Pferd, so daß ich am Ende fast athemlos hinsank. Jedoch die

Luſt, unſere Wohnung zu verändern, und einmal auch im Thal, in einem Dorfe und unter Menſchen zu leben, machten mir die ſaure Arbeit lieb. Wir langten in unſerer neuen Heimath auf der Staig zu Wattweil an. Das muß ein rechtes Canaan ſein, dacht' ich; denn hier guckten die Grasſpitzen ſchon unterm Schnee hervor.

Unſer Gütlin, das wir zu Lehn empfangen hatten, ſtund voll großer Bäume und ein Bach rollte angenehm mitten durch. Im Gärtlin bemerkt' ich einen Zirbelbaum. Im Haus hatten wir eine ſchöne Ausſicht das Thal hinauf. Aber übrigens, was das für eine dunkle, ſchwarze, wurmſtichige Rauchhütte war! Lauter faule Fußböden und Stiegen, ein unerhörter Unflath in allen Gemächern. Und das war noch alles nichts gegen den Einſiedel, den wir im Hauſe haben mußten: ein abſcheuliches Bettelmenſch, das ſich ſo oft betrank als es ein Kirchenalmoſen erhielt und auf dieſe Art zu Wein kam, dann in der Trunkenheit ſich auszog und ſo im Hauſe umherſprang und pfiff; auch, wenn man ihm das geringſte einreden wollte, ein Fluchen und Schreien erhob, wie eine Beſeſſene. Puh! mir ſchaudert's noch vor dem Ungeheuer. Ich redete mit meinem Vater von ihm, das mir eine ganz neue Erſcheinung war, und bekam dann erſt einen ſolchen Ekel, daß mir ein Stich durch alle Adern ging, ſo oft es mir unter die Augen trat.

Wenige Tage nach unſerer Ankunft ward ich mit einem heftigen Froſt und Fieber befallen. Ob mir das plötzliche Vertauſchen der friſchen Bergluft mit der im Thal, oder die unreinliche Wohnung, oder ein ſchon mitgebrachter Stoff dazu im Körper, oder endlich gar der Abſcheu vor dem entſetzlichen Geſchöpfe das Uebel zugezogen, weiß ich ſelbſt nicht. Vor dieſem war, außer etwa leichte Kopf- und Zahnſchmerzen, jedes andere Unbehagen mir unbekannt.

Man ließ den Doktor kommen, und der verordnete mir doppelte Aderläſſe, zweifelte aber gleich beim erſten Anblick an meinem Aufkommen. Am dritten Tage glaubt' ich, nun ſei's gewiß mit mir aus, da mir mein armer Kopf beinahe zerſpringen wollte. Ich rang, wimmerte, krümmte mich wie ein Wurm und ſtand Höllenangſt aus: Tod und Ewigkeit kamen mir ſchrecklich vor. Meinem Vater, der ſich faſt nie von mir entfernte, und oft ganz allein um mich war, beichtete ich in einem ſolchen Augenblicke alles was mir auf dem Herzen lag, und ſein tröſtlicher Zuſpruch, daß Gott mir meine Sünden gewiß vergeben werde, ich ſolle nur ruhig ſein, machte mich gleichſam wieder aufleben. O! wie eifrig gelobt' ich in dieſem Augenblicke, ein ganz andrer Menſch zu werden, wenn ich's länger auf Erden treiben ſollte. Indeſſen gab's noch verſchiedene Rückfälle. Einmal wußt' ich vierundzwanzig Stunden nichts von mir. Dies war die Kriſis. Beim Erwachen fühlt' ich zwar meine Schmerzen wieder, doch in weit geringerem Grade; und was für mich viel wichtiger war, die bangen, angſthaften Gedanken blieben aus. Der Doktor fing an, Hoffnung zu ſchöpfen, und ich nicht minder; und, kurz, es ließ ſich täglich mehr zur Beſſerung an, bis ich, freilich erſt nach etlichen Wochen, wieder auf die Beine kam.

Das Thiermenſch, das wir im Hauſe hatten und dulden mußten, war mir aber jetzt unausſtehlicher als vorher. Mich und alle meine Geſchwiſter überhäufte es mit Schimpfworten. Ich bat meinen Vater, ſo hoch ich konnte, er ſollt' uns die Kreatur vom Halſe ſchaffen, ſonſt könnt' ich nie vollkommen geſund werden. Aber es war unmöglich. Es wollt' ſie uns ein für allemal niemand abnehmen. Wenn ſie es gar zu ſchlimm machte, ließen wir ſie zwar karbatſchen, allein zuletzt wollt' uns auch dieſen Dienſt niemand

mehr leisten; denn jedermann fürchtete sich vor ihr wie vor dem bösen Geist. Mit guten Worten kam man ihr noch am leichtesten bei.

»Danke Deinem Schöpfer,« sagt' inzwischen dereinst mein Vater zu mir, »er hat Dein Flehen erhört und Dir von neuem das Leben geschenkt. Ich zwar, ich will Dir's nur gestehen, Uli, dachte nicht wie Du, und hätte Dich und mich nicht unglücklich geschätzt, wenn Du dahin gefahren wärst. Denn, ach! große Kinder, große Sorgen! Unsre Haushaltung ist überladen, ich hab' kein Vermögen, keines von Euch kann noch sicher sein Brot gewinnen; Du bist das Aelteste: Was willst Du nun anfangen? In der Stube hocken und mit der Baumwolle hantiren, seh' ich wohl, magst Du nicht. Du wirst müssen tagmen.« »Was Du willst, mein Vater,« antwortete ich, »nur ja nicht so ofenbruten!«

Wir waren bald einig. Der damalige Schloßbauer, unser Weibel, nahm mich zum Knecht an. Von meiner überstandenen Krankheit war ich noch ziemlich abgemattet; aber mein Meister, ein vernünftiger, stets aufgeräumter Mann, trug alle Geduld mit mir, um so viel mehr, da er eigne Buben von gleichem Schrot hatte. Die meiste Zeit mußt' er seinen Amtsgeschäften nach; dann ging's freilich bunt über Eck. Indessen gab er mir auch blutwenig Lohn, und die Frau Bäuerin ließ uns manchmal bis um zehn Uhr nüchtern. Bei strenger Arbeit erhielten wir auch immer bessere Kost. Bisweilen brachten wir ihm etwas Wildpret, einen Vogel oder Fisch nach Haus; das ließ er sich vortrefflich schmecken.

Auch mein Bruder Jakob verrichtete um die nämliche Zeit Knechtesdienste. Die Kleineren mußten in den Stunden neben der Schule spinnen. Unter diesen war Georg ein besonders listiger Vogel. Wenn man ihn an seinem Räd-

chen glaubte, saß er auf einem Baum, oder auf dem Dach und schrie: Kukuk! Du fauler Lecker! hieß es dann etwa von Seite der Mutter, wenn sie ihn so in den Lüften erblickte; und von seiner: Ich will kommen, wenn Du mich nicht schlagen willst, sonst steig' ich Dir bis in den Himmel auf! Was war da zu thun? man mußte meist des Elends lachen.

Unser Nachbar Uli hatte eine Stieftochter, Aennchen, die konnt' ich alle Sonntage sehen, und darüber fiel es mir einesmals bei, es gebe zweierlei Art Menschen in der Welt. Allemale, wenn ich darauf Aennchen sah, hatt' ich meine Freude, ich wußte nicht warum? Und an den Sonntagsabenden machten wir jungen Burschen mit einander Buntreihen, Kettenschleifen, Habersieden, Schuhe verbergen und so weiter.

Ich war wie in einer neuen Welt; nicht mehr ein Eremit wie im Dreischlatt. Nun merkt' ich zwar, daß mich Aennchen wohl leiden mocht'; dacht' indessen, sie wird sonst schon ihren Liebsten haben! Einst aber hatte meine Mutter die Schwachheit, als wenn sie stolz darauf wäre, mir zu sagen: Aennchen sehe mich gern. Dieser Bericht brannte mir wie Feuer durch alle Glieder.

Bisher hielt ich dafür, meine Aeltern würden's nicht zugeben, daß ich, noch so jung, Bekanntschaft mit einem fremden Mädchen hätte. Jetzt aber, — so wichtig ist es, die Menschen in nützlichen Meinungen durch kein unvorsichtiges Wort irre zu machen — merkt' ich's meiner Mutter deutlich an, daß ich so etwas schon wagen dürfe.

Ich that freilich nicht dergleichen; indessen war meine innere Freude desto größer, daß man mir selbst die Thüre aufgethan, unter das junge, lustige Volk zu wandeln. Von dieser Zeit an, versteht sich, schnitt ich bei allen Anlässen Aennchen ein entschieden freundlich Gesicht; aber daß ich

ihr mit Worten von Liebe geſagt, um aller Welt Gut willen hätt' ich dazu nicht das Herz gehabt.

Einſt erhielt ich Erlaubniß, auf den Pfingſtjahrmarkt zu gehen; da ſann ich lange hin und her, ob ich ſie auf's Rathhaus zum Wein führen dürfe? Aber das ſchien mir zu viel gewagt. Dort ſah ich ſie eins herumſchlängeln. Herodes mag das Herz nicht ſo gepocht haben, als er Herodias Tochter tanzen ſah! Ein ſo ſchönes, ſchlankes, nettes Kind, in der allerliebſten Zürchbietler-Tracht. Wie ihm die goldfarbenen Zöpfe ſo fein herunterhingen! Ich ſtellte mich in einen Winkel, um meine Augen im Verborgenen an ihr zu weiden, und ſagte zu mir ſelbſt: Ach! in deinem Leben wirſt du, Lümmel, nicht das Glück haben, ſolch Kind zu bekommen, ſie iſt viel zu gut für dich. Und als Aennchen, die mich und meine Schüchternheit ſchon geraume Zeit bemerkt haben mochte, auf mich zukam, mich freundlich bei der Hand nahm und ſagte: »Uli, führ' Du mich auch eins herum.« »Ich kann's nicht,« erwiederte ich feuerroth: »Ich kann's nicht, Aennchen, gewiß, ich kann's nicht.« — »So zahl' mir denn eine Halbe,« verſetzte ſie, ich wußt' nicht recht, ob im Schimpf oder Ernſt.— »Es iſt Dir nicht Ernſt,« ſprach ich. Und ſie: »Mi See, 's iſt mir Ernſt.« Ich todtblaß: »Mi See, Aennchen, ich darf heut nicht. Ein andermal. Gewiß, ich möcht' gern, aber ich darf nicht.«

Das mocht' ihr nun wohl ein wenig in den Kopf ſteigen; ſie ließ ſich 's aber nicht merken, trat, mir nichts dir nichts, zurück und machte ihre Sachen wie zuvor. Ich ſtolperte noch eine Weile aus einer Ecke in die andere, und machte mich endlich wie die Uebrigen auf den Heimweg.

Ohne Zweifel, daß Aennchen auf mich Acht gegeben. Nahe beim Dorf kam ſie hinter mir drein. »Uli, Uli, jetzt ſind wir allein; komm noch mit mir zu dem Seppen und

zahl' mir eine Halbe!« — »Wohin Du willst,« sagt' ich, und damit setzten wir ein paar Minuten stillschweigend unsern Weg fort. »Aennchen, Aennchen,« hub ich dann wieder an. »Ich muß Dir's nur grad' sagen, ich hab' kein Geld. Der Aeti giebt mir keins in Sack, als etwa zu einem Schöpplein; und das hab' ich schon im Städtlein verthan. Glaub's mir, ich wollt' herzlich gern, und Dich dann heimgeleiten. 's wär das Erstemal, Aennchen, daß ich mich unterstünd', ein Mädle zum Wein zu führen, und jetzt, wie gern ich's möcht', und auf Gottes Welt keine lieber als Dich, kann und darf ich nicht. Gewiß, ein andermal, wenn Du mir nur wart'st, bis ich darf und Geld hab'.« — »Ei, Possen, Närrlin!« versetzte Aennchen. »Dein Vater sagt nichts und bei der Mutter will ich's verantworten, weiß schon, wo der Haas lauft. Geld? mit sammt dem Geld! 's ist mir nicht um's Trinken und um's Geld. Da!« — sie griff ins Säcklin, — »hier hast Du, glaub' ich, genug zu zahlen, wie's der Brauch ist. Mir wär's ein Ding, ich wollt' lieber für Dich zahlen, wenn's so anginge.« — Paff! jetzt stand ich da, wie Butter an der Sonne; gab endlich Aennchen mit Zittern und Beben die Hand, und so ging es vollends zum Dorf hinein, zum Engel.

Mir ward's blau und schwarz vor den Augen, als ich mit ihr in die Stube trat, und Alles von Tischen und Leuten wimmelte, die, einen Augenblick wenigstens, ihre Blicke auf uns richteten. Indessen däucht' es mich wieder: Himmel und Erde müss' einem gut sein, der ein so holdes Mädchen zur Seite habe. Wir tranken unser Maaß aus, weder zu langsam noch zu geschwind; zu schwatzen gab's, ich denk', durch meine Schuld nicht viel. Und entzückt und ganz durchglüht von Wein und Liebe, aber immer voll Furcht, führt' ich nun das herrliche Kind nach Haus, bis

an die Thüre. Keinen Kuß? keinen Fuß über ihre Schwelle? Ich ſchwör es: nein!

Ich lief ſchnurſtracks heim, ging mausſtill zu Bett und dachte: Heut' wirſt du bald und ſüßer einſchlummern als noch je in deinem Leben. Aber wie ich mich betrog! Da war von Schlaf keine Rede. Tauſend wunderliche Grillen gingen mir im Kopf herum und wälzten mich auf meinem Lager hin und her. Hauptſächlich aber, wie verwünſcht' ich jetzt meine kindiſche Blödigkeit und Furcht! O, das himmliſche Mädchen! dacht' ich, konnt' es wohl mehr thun, und ich weniger? Ach! es weiß nicht, wie es in meinem Buſen brennt, und nur durch meine Schuld. O, ich Haſenherz! Solch ein Liebchen nicht zu küſſen? Kann Aennchen ſo einen Narren lieben? Nein, nein! Warum ſpring' ich nicht auf und davon, zu ihrem Haus, klopf' an ihre Thür' und rufe: Aennchen, Aennchen, liebſtes Aennchen! Steh auf, ich will abbitten! Ich war ein Ochs, ein Eſel, verzeih' mir's doch. Ich will Dir künftig beſſer zeigen, wie lieb Du mir biſt. Ich bitt' Dich drum, ſei mir weiter gut und gieb mich nicht auf. Ich will mich bekehren, bin noch jung, und was ich nicht kann, will ich lernen.

Und alſo machte mich, gleich vielen Andern, die erſte Liebe zum Narrn. —

Des Morgens in aller Frühe flog ich zu Aennchens Haus. — Ja, das hätt' ich thun ſollen, that's aber eben nicht. Ich ſchämte mich vor mir, daß mir das Herz weh that, in die Seele hinein ſchämt' ich mich, vor den Wänden, vor Sonn' und Mond, vor allen Stauden ſchämt' ich mich, daß ich geſtern ſo albern that. Meine einzige Entſchuldigung vor mir ſelber war, daß ich dachte: Es hätte ſo ſeine eigne ſtudirte Art, mit den Mädels umzugehen, und ich wüßte ſie nicht. Niemand ſage mir's und ich hätte nicht

das Herz, jemand zu fragen. Aber ſo, kroch's mir dann wieder auf, darfſt du Aennchen nie, nie mehr unter die Augen treten. Fliehen mußt du vielmehr das holde Kind, oder kannſt wenigſtens nur im Verborgnen an ihr deine Freude haben, nur verſtohlen nach ihr blicken.

Inzwiſchen macht' ich Bekanntſchaft mit ein paar Nachbarsbuben, die auch ihre Schätze hatten, um etwa heimlich von ihnen zu erfahren, wie man es machen müſſe, um ſo ſchönen Dingern zu gefallen. Einmal nahm ich gar das Herz in beide Hände und fragte ſie darum; aber ſie lachten mich aus und ſagten mir ſo närriſches und unglaubliches Zeug, daß ich nun gar nicht mehr wußte, wo ich zu Haus war.

Wie gern ich dieſe Liebesgeſchichte auch vor mir ſelber verborgen hätte, ſo ward ſie doch bald überall laut. Die ganze Nachbarſchaft, und beſonders die Weiber, gafften mir, wo ich ſtund und ging, ins Geſicht, als ob ich ein Eisländer wäre. »Ha, ha, Uli,« hieß es dann wohl, »du haſt die Kinderſchuhe auch verheit.« Meine Aeltern wurden's ebenfalls inne. Die Mutter lächelte dazu, denn Aennchen war ihr lieb; der Vater blickte mich aber deſto trüber an, und ließ ſich doch kein Wörtchen verlauten, daß er wirklich in meinem Buſen Unrath leſe. Das war nun deſto peinigender für mich. Ich ging allenthalben umher, wie der Schatten an der Wand, und wünſchte oft, daß ich Aennchen nie mit einem Auge geſehen hätte. Auch meine Bauersleute rochen den Braten, und ſpotteten meiner.

Eines Abends kam mir Aennchen ſo in den Wurf, daß ich ihr nicht entwiſchen konnte. Ich ſtand da wie verſteinert. »Uli!« ſagte ſie, »komm heut z' Nacht ein bißli zu mir, ich hab' mit Dir z' reden. Willſt kommen, ſag?« — »Ich weiß nicht,« ſtotterte ich. — »Eh, komm! ich muß nothwen-

dig mit Dir reden; ſag, verſprich mir's.« — »Ja, ja, gewiß, wenn ich kann.« — Wir mußten ſcheiden. Ich rannte nach Haus. Himmel! dacht' ich, was mag das ſein? Kann das liebe Aennchen mir noch ſo freundlich begegnen? Soll ich, darf ich, ja, ich muß, ich will gehen. — Nun gerieth ich, ob aus Ehrlichkeit oder Liſt, weiß ich ſelbſt nicht, auf den guten Einfall, das Ding der Mutter zu ſagen. »Ja, ja, geh nur,« ſprach dieſe; »ich will Dir nach dem Eſſen ſchon fort-helfen, daß kein Hahn darnach krähen ſoll.« Das war mir recht gekocht. Alſo geſagt, gethan. Ich ging hin und traf Aennchen, ihre Mutter und ihren Stiefäti, die ſonſt eine Schenke hielten, ganz allein an. Ich ließ ein Glas Brennz holen, um doch etwas zu thun, bis die Alten im Bett wä-ren, weil ich nichts zu reden wußte. Und aus lauter Furcht ſaß ich weit von Aennchen weg. Aber darum mocht' ich's doch kaum erwarten, bis die Aeltern zur Ruh gingen. End-lich gerieth's. Da fing denn mein Liebchen an, in einem fort zu ſchnättern, daß es lieblich und doch betrübt zu hö-ren war, als ſie mir über mein kaltes Bezeigen Vorwürfe über Vorwürfe machte, und alles, was ſie die Zeit her über mich ſchwatzen gehört, mir unter die Naſe rieb.

Ich faßte Muth, verantwortete mich, ſo gut ich konnte, und ſagt' ihr auch alles gerade heraus, was die Leute von ihr redeten. »So?« ſagte ſie, »was ſcheer' ich mich um die Leute! Ich weiß wer ich bin, und hinter Dir hätt' ich ein wenig mehr als ſo viel geſucht. Macht aber nichts, ſchad't gar nichts.«

Nachdem dieſer Wortwechſel noch ein Weilchen fortge-dauert hatte, wagt' ich's, ihr ein Biſſlin näher zu rücken, denn das zwar bös ſcheinende, aber verzweifelt artliche Zan-ken gefiel mir in der Seele wohl. Ich erkühnte mich ſogar, ihr einige läppiſche Lehrſtücke von Liebkoſungen zu machen;

ſie wies mich aber froſtig zurück und ſagte: »Kannſt mir warten! Wer hat Dich das gelehrt?« Dann ſchwieg ſie eine Weile ſtill, gukte ſteif ins Licht, und ich, ein gut Klafter von ihr entfernt, ihr ins Geſicht. O! ihre zwei blauen Aeuglin, die gelben Haarlocken, das loſe Mündchen, die ſanft rothen Bäcklin, das glänzend weiße Hälschen. In meinem Leben habe ich ſo nichts geſehen. Kein Maler vom Himmel könnt' 's ſchöner malen. Dürft' ich doch, dacht' ich, nur ein Einzigesmal einen Kuß auf ihr Mündlein thun. Aber nun hab' ich's ſchon wieder und gewiß auf ewig verdorben. Ich nahm alſo kurz und gut Abſchied. Und ganz froſtig ſagte ſie: »Ade.« Ich noch einmal: »Leb wohl, Anne,« und, im Herzen: Leb ewig wohl, herzallerliebſtes Schätzchen.

Aber vergeſſen konnt' ich ſie nun einmal nicht. In der Kirche ſah ich ſie mehr als den Pfarrer; und wo ich ſie erblickte, war mir wohl um's Herz.

Eines Sonntags Abends ſah ich einen Schneiderburſchen Aennchen heimführen. Wie da urplötzlich mein Blut ſich mir in allen Gliedern empörte! Halb ſinnlos ſprang ich ihnen auf dem Fuße nach. Ich hätte den Schneider erwürgen können; aber ein gebietender Blick von Aennchen hielt mich zurück. Nachwärts macht' ich ihr wohl bittre Vorwürfe darüber, allein ſie blieb mir nichts ſchuldig.

Aennchens leichtſinnigem Stiefäti war's einerlei, wer kam und ihm ſeinen Branntwein abtrank. Ich war in Kurzem bei ſeinem Töchterchen wieder wohl am Brett, und genoß dann und wann ein Viertelſtündchen bei ihr. Das war nun meinem Vater gar nicht recht. Er ſprach mir ernſtlich zu; es half aber alles nichts: Aennchen war mir viel zu lieb. Er ſchimpfte zuweilen fürchterlich auf das verwünſchte Neſt, wie er es nannte, und ließ auch Aennchen nicht unangefochten, die doch das redlichſte, bravſte Mädchen auf

Erden war. Aber ja, ſchwätzen konnte ſie wie eine Dohle. Ihre Stimme klang wie ein Orgelpfeifchen. Sie war immer munter und allert, um und um lauter Leben, daß es eine Luſt war, und das macht' es eben, daß mancher Sauertopf ſo ſchlimm von ihr dachte. Wenn meine Mutter meinen Vater nicht mitunter eines Beſſeren belehrte, er hätte mit Stock und Stein drein geſchlagen.

So verſtrich der Sommer, und noch in keinem hatten mir die Vögel, die ich alle Morgen mit Entzücken behorchte, ſo lieblich geſungen.

Gegen den Herbſt zogen wir in die Pulverſtampfe; denn der Ammann nahm um dieſe Zeit meinen Vater zum Pulvermacher an. Ein Meiſter von Bern wurde verſchrieben und lehrt' uns das Handwerk aus dem Grunde; ſo daß wir auch das Schwerſte in vier Wochen begriffen. Und unter anderem war mein Aeti froh, mich jetzt ein Stück von Aennchen weg zu haben; auch überwand ich mich ziemlich lange. Doch kam das liebe Kind einſt unverſehens zu uns zu Stubeten. Ich erſchrak ſehr und dachte, nun werd' ein Wetter los gehen. So lang ſie da war, hingen des Vaters Augbrauen tief herunter; er ſchnaubte vor Grimm und redete kein Wort. O! wie dauerte mich das herrliche Schätzchen. Würd' 's doch mein Vater wie ich kennen, wie ganz anders wär's da empfangen worden! Des Abends geleitete ich ſie nach Hauſe. Noch war ich immer der alte blöde Junge. Sie neckte mich artlicher als je, aber doch mußt's geneckt ſein. Und Morgens drauf ging denn erſt des Aetis Predigt an. Was er an Aennchen Ungereimtes bemerkt, gehört und nicht gehört, oder nur vermuthet haben wollte, kam alles in die Nutzanwendung. Und wirklich, ſo lieb mir das Mädchen war, nahm ich mir doch vor, von ihr abzulaſſen, weil mir der Vater ſie ſchwerlich laſſen

würde. Ich sagt' es dem auch eines Tages zu; doch hielt ich mein Wort wenig genug, und sah Aennchen, so oft es insgeheim geschehen konnte.

So ging der Winter vorbei. Von Gallitag bis in März konnten wir kein Pulver machen. Ich verdient' also mein Brot mit Baumwollenkämmen; die Andern mit Spinnen. Der Vater machte die Hausgeschäft' und las uns etwa an den Abenden aus David Hollatz und Böhm die erbaulichsten Stellen vor. Was er für unverständlich hielt, erklärte er uns, aber auch nicht allemal am verständlichsten. Ich las auch für mich. Nur stand mein Sinn meist nicht im Buche, sondern in der weiten Welt.

Im folgenden Frühlinge schienen meine Aeltern die Absicht zu haben, mich nach ihrem Sinne zu verheirathen; da aber die begüterte ältliche Ursel, der sie mich zugedacht hatten, nicht nach dem meinen war, so gab ich ihr, als ich darum gefragt wurde, bald ihren Abschied. Doch war die Sache im Dorfe genug beredet worden, und auch Aennchen nicht unbekannt geblieben, die mir darum eine Weile schmollte.

Am nächsten Hubeijatag, wo sie auch zugegen war, sah sie, daß ich allein trank. Sie kam freundlich zu mir und lud mich auf den Abend ein. Voll Entzücken flog ich hin und merkte bald, daß ich wieder recht willkommen war, obschon mir das schlaue Mädle über meine Bekanntschaft mit der Ursel die bittersten Vorwürfe machte. Ich erzählte ihr haarklein, wie das Ding zugegangen, und sie schien sich zu beruhigen. Das machte mich herzhafter; ich wagte zum Erstenmale den Versuch, sie an meine Brust zu drücken und ihr einen Kuß zu geben. Aber pox Welt! da hieß es: »So, wer hat Dich das gelehrt? Gewiß die alte Hudlerin? Geh, geh, scheer Dich.« — »Ich bitt' Dich, Schätzle! sei mir nicht

ger je ſtärker. So laß mich doch nur eins.« »Abſolut nicht! Um alles Geld und Gut nicht. Fort, fort, nimm Deine Urſel.« »Ach, Aennchen, hätte Dich ſo lange ſchon für mein Leben gern geküßt!« »Laß Du mich gehen, ich bitte Dich; gewiß einmal jetzt nicht.« Endlich ſagte ſie freundlich lächelnd: »Wenn Du wieder kömmſt.«

Aber dreimal, wenn ich wiederkam, fing das verſchmitzte Mädchen immer das nämliche Spiel an, und ſo können die Dinger die dummen Buben lehren. Endlich ſchlug die erwünſchte Stunde. »Aennchen, Aennchen, liebſtes Aennchen! kannſt's auch über's Herz bringen? Biſt mir doch ſo herzlich lieb, und ich ſollt' kein einzig Mal dein Mündchen küſſen? Gelt, Du erlaubſt's. Ich ertrag es länger nicht, lieber will ich dich ganz und gar meiden.«

Jetzt drückte ſie mir freundlich die Hand, ſagte aber wieder: »Nun gewiß, das nächſtemal, wenn Du wiederkömmſt.« Hier fing mir an, die Geduld auszugehen. Ich ward wild und ſchnippiſch. Sie hinwieder befürchtete, glaub' ich, Unrath; foppte mich zwar, wie es ſcheinen wollte, noch immer fort, daß es eine Luſt war; aber mit eins kam ihr ein Thränchen ins Auge und wurde ſie zahm wie ein Täubchen.

»Nun ja, ſagte ſie, es iſt wahr, Du haſt die Prob' ausgehalten. Du ſollteſt mir für Deine Sünd' büßen; aber die Strafe hat mich mehr gekoſtet als Dich, liebes herziges Uechelin.« Dies ſagte ſie mit einem Tone, der mir jetzt noch wie ein fernes Silberglöcklein in's Ohr läutet. Ha, dacht' ich einen Augenblick, jetzt könnt' ich dich wieder ſtrafen, loſes Kind! Doch bedacht' ich mich bald eines Beſſern, riß mein Liebchen in meine Arme und gab ihr wohl tauſend Küſſe, von denen ſie mir keinen einzigen ſchuldig blieb, nur daß ich ſchwören wollte, die übrigen waren noch feuriger

Schäkern und Plaudern fort bis zur Morgendämmerung. Jetzt kehrt' ich jauchzend nach Haus und glaubte der erste und glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden zu sein. Aber bei alle dem fühlt' ich's lebhaft: noch fehle mir — ich wußte nicht was; und wo ich stund und ging, waren meine Gedanken nur bei ihr.

Alle Wochen durft' ich eine Nacht zu ihr wandeln, die schien mir eine Minute, die Zwischenzeit sechs Jahre zu sein, und ich gewann mein Aennchen täglich lieber. O! die seligsten, schuldlosesten Stunden meines Lebens, mit denen mir der unvergeßliche Sommer des Jahres 1755 wie eine Woche verging.

Es war im Herbste, als ich eines Tages meinem Vater eine hübsche Buche im Wald fällen half. Ein gewisser Laurenz Aller von Schwellbrunn, ein Rechen- und Gabelmacher, war uns dabei behülflich und kaufte uns nachwärts das Schönste davon ab.

Unter allerhand Gesprächen kam's auch auf mich. »Ei, ei, Hans,« sagte Laurenz, »Du hast einen ganzen Haufen Buben, was willst mit allen anfangen, hast doch kein Gut und kann keiner ein Handwerk? Schad', daß Du nicht die größten in die Welt schickst, da könnten sie ihr Glück machen. Siehst ja des Hans Joggelis seine, die haben im Welsch-Berngebiet gleich Dienst gefunden, sind noch kaum ein Jahr fort und kommen schon wie ganze Herren, neu montirt, mit goldbordirten Hüten heim, sich zu zeigen, und würden um kein Geld mehr hier zu Land bleiben.« »Ja,« sagte mein Vater, »meine Buben sind viel zu läppisch und ungeschickt; des Hans Joggelis hingegen witzig und wohlgeschult, können lesen, schreiben, singen und geigen. Meine sind lauter Narren in Vergleichung; sie stehen, wo man sie hinstellt und sperren's Maul auf.« »Behüte Gott!« versetzte

Laurenz, »mußt das nicht sagen, Hans! Sie wären gewiß zu brauchen, sonderlich der Große, der ist wohl gewachsen, kann ja auch lesen und schreiben und ist nicht kein Stockfisch, seh's ihm wohl an. Poß Wetter! wenn der recht getummelt würd', das gäb' einen Kerl. Würd'st die Augen aufreißen! Hans, ich will Dir Mann für sein, daß er nach Jahr und Tag gestiefelt und gespornt heimkommt und Geld hat wie Heu, daß es Dir ein' Ehr' und Freud' sein soll.«

Während dieses Gesprächs that ich Maul und Augen auf und guckte dem Vater in's Gesicht, und er mir. Er sprach: »Was meinst, Uli?« Aber eh' ich antworten konnte, fuhr Laurenz fort: »Poß Hagel! wenn ich noch so jung wär' und's Maul voll hübscher Zähn' hätt' wie Du, das ganze Tockenburg mit seinen Stricken und Seilen sollte mich nicht im Land halten. Ich bin auch in der Welt 'rum kommen. Ha, da giebt's gelobte Länder, und Geld zu verdienen. Weiß, was ich gesehen hab'. Aber ich war halt ein liederlicher Narr, und nun ist's zu spät, wenn man dem Alter zuruckt und gar ein Weib hat. Ich möchte noch darob jammern; aber was ist zu machen?« — »Alles gut,« fiel jetzt mein Vater ein, aber da müßt' er Empfehlungsschreiben oder sonst Jemand haben, der ihm in den Teich hülfe. Ich wollte freilich gern alle meine Kinder versorgt wissen, und keinem vor dem Glücke stehn; aber . .« — »Aber, was aber?« unterbrach ihn Laurenz; »da laß mich für sorgen, es soll Dir nicht einen Heller kosten, Hans! Und Bürge will ich Dir sein, Dein Bube soll versorgt werden, daß er einen Mann, einen Herrn giebt. Ich kenne weit und breit angesehene Leute genug, die solche Bursche glücklich machen können; da will ich dem Uli gewiß den besten aussuchen, daß er mir's sein Lebtage dankt.«

Mein Vater trauete, wider seine Gewohnheit, diesmal

geschwind, denn er war sonst dem Laurenz gut; und von mir kam's, einige Liebesscrupel ausgenommen, gar nicht in Frage. Sobald es d'rum von des Aeti Seite hieß: Wie, Uli, hätt'st Lust? hieß es von meiner: Ja! — Und mein Vater mochte um so zufriedener sein, als er mich dergestalt von Aennchen entfernen konnte. Der Mutter hingegen war's gar nicht recht. Aber man weiß schon, wenn der Näbishans einmal einen Entschluß gefaßt, hätten ihn Himmel und Erde dem nicht abwendig gemacht. Es ward also Tag und Stunde abgeredt, wo ich mit Laurenz reisen sollte und weiter keinem Menschen ein Wort davon gesagt; denn das mache, wie mein Führer meinte, unnöthigen Lärm.

Gute Nacht, Welt, ich geh' in's Tyrol! So hieß es bei mir; denn, einestheils wenigstens war ich lauter Freude, und meinte, der Himmel hänge voll Geigen und Hackbrettlin: mein Glück sei gemacht. Anderestheils ging es mir doch entsetzlich nahe, nicht eben das Vaterland, sondern das Land zu meiden, wo mein Liebstes wohnte. Ach, könnt' ich mein Aennchen mitnehmen! dacht' ich wohl hunderttausendmal. Freilich dann wieder: Fünf, höchstens sechs Jahre sind bald vorbei; und wie wird's mein Schätzchen freuen, wenn ich mit Ehr' und Gut beladen, wie ein Herr nach Haus kehre, oder es zu mir in ein gelobt' Land abhole!

Also auf den siebenundzwanzigsten des Herbstmonats, Samstags Abends ward's abgered't, den Weg in Gottes Namen unter die Füße zu nehmen. »Wir wollen bei Nacht und Nebel fort,« sagte Laurenz, »es giebt sonst ein wunderfitzig Gelüg' und an einem Werktage hab' ich nicht Zeit. Mache Du Dich reisefertig: einen guten Rock, damit ist's

gethan.« — Und Samstags Morgens macht' ich alles zurecht. Nun ging's an den Abschied. Mutter und Schwestern vergossen häufige Thränen und fingen schon um Mittag an, mir tausendmal: Gott behüt', Gott geleit' Dich! zu sagen. Mein Vater aber, ebenfalls voll Wehmuth, gab mir, nebst etlichen Batzen, Folgendes auf den Weg: »Uli,« sprach er, »Uli, Du gehst fort, ich weiß nicht wohin, und Du weißt's eben so wenig; aber Laurenz ist ein gereister Mann und ich trau' ihm die Redlichkeit zu, er wird irgendwo ein gutes Nest kennen, wo er Dich absetzen kann. Du, von Deiner Seite, halt' Dich nur ehrlich und brav, so wird es, will's Gott, nicht fehlen. Jetzt bist Du noch wie ein ungebacken Brötlin. Gieb Acht und laß Dich weisen. Uebrigens hab' ich Dir das Ding mit keinem Worte weder gerathen noch mißrathen, es war Laurenzens Einfall und Dein Wille, denen fügt' ich mich, und zwar mit ziemlich schwerem Herzen. Denn am Ende könnt' ich Dir, wie bisher, Brot geben, wenn Du Dich ferner willig zu saurer und nicht saurer Arbeit, wie sie kommt, bequemt hättest. Aber darum werd' ich mich nicht minder freuen, wenn Du jetzt Speis' und Lohn dazu auf eine leichtere Art verdienen, oder gar Dein Glück machen kannst. Was mir am meisten Mühe macht, Uli! ist Deine Jugend und Dein Leichtsinn. Du gehst in eine verführerische Welt hinaus, die auf die Unschuld solcher Buben lauert. Ich bitte Dich, trau keinem Gesicht, bis Du's kennst, und laß Dich zu nichts bereden, was Dich nicht recht dünkt. Bete fleißig, wie Daniel zu Babel, und vergiß nie, daß, wenn ich Dich schon nicht mehr sehe und höre, Dein bess'rer Vater im Himmel in alle Winkel der Welt sieht und hört, was Du denkest und thust. Du weißt ja die Bibel, das heißt Gottes Wort, in- und auswendig. Sinn' ihm nach und vergiß es nie, wie wohl's den armen

Leuten, die Gott liebten, gegangen ist. Denk' an Abraham, Joseph, David! und wie hingegen den gottlosen Buben, wie unglücklich sie geworden sind. Um Deiner Seele willen, Uli, vergiß Deines Gottes nicht. Wo der Himmel über Dir steht, ist er bei Dir. Ich kann weiter nichts, als Dich seinem allmächtigen Schutze anbefehlen und will es unablässig thun.« —

So ging's noch eine kurze Weile fort. Mein Herz ward weich wie Wachs. Vor Schluchzen konnt' ich nichts sagen, als: »Ja, Vater, ja!« und in meinem Innern hallt' es wieder: Ja, Vater, ja! Endlich, nach einer kleinen Stille sprach er: »Nun, in Gottes Namen, geh!« und ich: »Ja, ich will gehn! und, liebe, liebe Mutter, thu' doch nicht so, es wird mir nicht gänzlich fehlen. Behüt' Euch Gott, lieber Vater! behüt' Euch Gott, liebe Mutter! behüt' Euch Gott, liebe Geschwisterte! folgt dem Vater und der Mutter! ich will ihren Ermahnungen auch in der weitesten Ferne folgen.«

Dann gab mir jedes die Hand. Die Zähren rollten ihnen über die feuerrothen Backen; ich mußte fast ersticken, und drauf gab mir die Mutter das Reisebündel und ging bei Seite. Mein Vater geleitete mich ein Stück Weges; es war schon Abenddämmerung.

Nun flog ich noch zu meinem Aennchen hin, der ich erst vor ein paar Nächten mein Vorhaben entdeckt hatte. Und sie ward darüber gewaltig verdrießlich, wollte sich's aber anfangs nicht merken lassen.

»Meinethalb,« sagte sie mit ihrem unnachahmlichen Bitterlächeln, »kannst gehen. Hab' gemeint, wer nur so liebt, mag sich packen, wohin er will.« »Ach, Liebchen,« sprach ich, »Du weißt wahrlich nicht, wie weh es mir thut; aber Du siehst, an's Heirathen darf ich jetzt nicht denken. Bin noch zu jung; Du bist noch jünger; und wir haben Beide nicht eines

Kreuzers Werth. Unsere Aeltern vermöchten uns nicht ein Nestlin zu schaffen; wir gäben ein ausgemachtes Bettelvölklin. Und wer weiß, das Glück ist kugelrund; ich lebe einmal der guten Hoffnung.« »Nun, wenn's so ist, was liegt mir daran?« fiel Aennchen ein; »aber, gelt, Du kömmst noch einmal zu mir, ehe Du gehst?« »Ja freilich, warum nicht?« versetzt' ich, »das hätt' ich sonst gethan.«

Und jetzt ging ich, wie gesagt, wirklich, ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Sie stand an der Thüre, sah mein Reisepäckchen, hüllte ihr holdgesenktes Köpfchen in ihre Schürze und schluchzte ohne ein Wort zu sagen. Das Herz brach mir schier. Es machte mich fast schon wankend in meinem Vorhaben, bis ich mich wieder ein wenig erholt hatte. Da dacht' ich: In Gottes Namen! es muß denn doch sein, so weh es thut. Sie führte mich in ihre Kammer, zog mich wild an ihren Busen und — so rein diese Szene übrigens auch war, so süß mir noch heute ihre Vergegenwärtigung, muß ich doch einen Vorhang darüber ziehen! Wer nie geliebt, der kann's und soll's nicht wissen, und wer geliebt hat, kann sich's vorstellen.

Genug, wir ließen nicht ab, bis wir Beide matt vom Drücken, geschwollen vom Küssen, naß von Thränen waren und die andächtige Nonne in der Nachbarschaft Mitternacht läutete. Dann riß ich mich aus Aennchens weichen Armen los. »Muß es denn sein?« sagte sie. »Ist auf Himmel und Erde nichts dafür? Nein, ich laß' Dich nicht, geh mit Dir, so weit der Himmel blau ist. In Ewigkeit laß' ich Dich nicht, mein Alles, Alles auf der Welt!« — Und ich: »Sei doch ruhig, liebes, liebes Herzchen. Denk' einmal ein wenig hinaus; was für Freude, wenn wir uns wiedersehen, ich glücklich bin!« Und sie: »Ach, ach, dann läßt Du mich sitzen!« Und ich: »In alle Ewigkeit nicht, und sollt' ich der

größte Herr werden und Tausende gewinnen, laß ich Dich nicht aus meinem Herzen, und wenn ich fünf, sechs, zehn Jahre wandern müßte, werd' ich Dir immer, immer getreu sein; ich schwöre Dir's!« —

Wir waren jetzt auf der Straße nach dem Dorf, wo Laurenz mich erwartete, fest umschlungen und gaben uns Kuß auf Kuß. Der blaue Himmel ob uns mit allen seinen funkelnden Sternen, die stille Mitternacht, die Straße da sollen Zeugen sein. Und sie: »Ja, ja, hier meine Hand, und hier mein Herz, fühle meinen klopfenden Busen, Himmel und Erde seien Zeugen, daß ich Dir unwandelbar treu, still und einsam Deiner harren will, und wenn es zehn, zwanzig Jahre währt, und wenn unsere Haare drüber grau werden sollten; daß mich kein männlicher Finger berühren, mein Herz immer bei Dir sein, mein Mund Dich im Schlafe küssen soll, bis . . . .«

Hier erstickten ihr die Thränen alle Worte, und endlich kamen wir zu Laurenzens Haus. Ich klopfte an. Wir setzten uns vor's Haus auf's Bänkchen, bis er herunterkam. Wir achteten seiner kaum. Und wirklich fing Aennchen wieder auf's neue an. Die Scheu vor einem lebendigen Zeugen gab uns nur selber den Muth, uns zu fassen. Wir waren Beide so beredt, wie Landvögte. Aber freilich übertraf sie mich in der Redekunst, in Liebkosungen und Schwüren himmelweit. Bald ging's ein wenig bergauf, nnd da wollte Laurenz Aennchen nicht weiter lassen. »Genug ist genug, ihr Bürschlin,« sagte er; »Uchel! so kämen wir ewig nicht fort. Ihr klebt aneinander wie Harz. Was hilft das Wimmern? Mädel, es ist Zeit, mit Dir ins Dorf zurück. Es giebt noch der Knaben mehr als zu viel.« —

Am Ende mußt' ich Aennchen selber bitten, umzukehren. Es muß, es muß doch sein! Dann noch einen einzigen Kuß,

aber einen, wie's in meinem Leben der erste und letzte war, und ein paar Dutzend Händedrücke, und: Leb', leb' wohl! Vergiß mein nicht! Nein, gewiß nicht! in Ewigkeit nicht!

Wir gingen. Sie stand still, verhüllte ihr Gesicht und weinte überlaut. Ich nicht viel minder. So weit wir uns sehen konnten, schwenkten wir die Schnupftücher und warfen einander Küsse zu. Jetzt war's vorbei. Wir kamen ihr aus dem Gesichte. O, wie mir's da zu Muthe war! Laurenz wollte mir Muth einsprechen und fing eine ganze Predigt an, wie es in der Fremde auch schöne Engel gebe, gegen welche mein Aennchen nichts weniger als das sei. Ich ward aber böse auf ihn, sagte kein Wort dazu, ging immer stumm hinter ihm her und sah wehmüthig zum Siebengestirn empor. Zwei kleine Sternchen gen Mittag sah ich so nahe beisammen, als wenn sie sich küssen wollten, und der ganze Himmel schien mir voll Liebe und Betrübniß zu sein. So ging es fort, ohne daß ich gewußt, wohin, oder den mindesten Gedanken an Gutes oder Böses gehabt hätte, das mir bevorstände.

Laurenz plauderte beständig; ich hörte wenig und betete in meinem Innern immer: Gott behüte meine liebe Anne! Gott segne meine lieben Eltern!

Gegen Tagesanbruch kamen wir nach Herisau. Ich seufzte noch immer meinem Schätzchen nach: Aennchen! Aennchen! liebes Aennchen! —

Es war ein Sonntag. Wir kehrten im Hecht ein und blieben da den ganzen Tag. Alles gaffte mich an, als ob sie nie einen jungen Tockenburger gesehen hätten, der in die Fremde ging. An allen Tischen hört' ich da von Wohlleben und lustigen Tagen reden. Man setzte uns wacker zu trinken vor. Ich war des Weins nicht gewohnt und darum bald guter Dinge.

Wir machten uns erſt bei anbrechender Nacht wieder auf den Weg. Ein fuchsrother Heriſauer, wie Laurenz, ein Müller, war unſer Gefährte. Es ging auf Goſſau und Flohweil zu. An letzterm Orte kamen wir bei einem Schuppen vorbei, wo etliche Mädels bei Licht Flachs ſchwungen. »Laßt mich einmal,« ſagt' ich, »ich muß die Dinger ſehen, ob keine meinem Schatz gleicht?« Damit ſetzt' ich mich unter ſie und ſpaßt' ein wenig mit ihnen. Aber da war eben wenig zu vergleichen und meine Führer trieben mich bald wieder fort. Als wir noch durch einige Dörfer gekommen waren, überfiel mich mit eins eine entſetzliche Mattigkeit. Es war, des Marſchirens und Trinkens gar nicht zu gedenken, das Erſtemal in meinem Leben, daß ich zwei Nächte nach einander nicht geſchlafen hatte. Allein die Kerls wollten nichts von Raſten hören, drängten auf Schaffhauſen zu und gaben mir endlich, da ich ſchwur, ich könnte keinen Schritt weiter, ein Pferd. Das gefiel mir nicht unfein. Unterwegs ging es an ein Vorreden: wie ich mich in Schaffhauſen verhalten, hübſch grad' ſtrecken, friſch antworten ſollte und dergleichen. Dann piſperten ſie mit einander mit Fleiß, ſo daß ich's hören mußte, von vornehmen Herren, die ſie kennten und deren Diener es ſo gut hätten, wie die Größten in Tockenburg. »Sonderlich,« ſagte Laurenz, »kenn' ich einen Deutſchen von Adel, der ſich da aufhält und allerlei Bediente braucht, von denen es der geringſte beſſer als der Landamman hat.« »Ach,« ſagt' ich, »wenn ich nur nicht zu ungeſchickt wäre, mit ſolchen Herrn zu reden.« »Nur geradezu geredt, wie's kömmt,« ſagten ſie, »ſo haben ſie's am liebſten.«

Wir kamen noch bei guter Zeit in Schaffhauſen an, und kehrten im Schiffe ein. Als ich vom Pferd' eher fiel als ſtieg, war ich faſt lahm. Da ging's von Seiten meiner Führer an ein Muſtern, das mich bald wild machte, da ich

nicht begriff, was endlich daraus werden ſollte. Als wir die Stiege hinauf kamen, hießen ſie mich ein wenig auf der Laube warten, traten in die Stube und riefen mich nach wenigen Minuten auch hinein. Da ſah ich einen großen hübſchen Mann, der mich freundlich anlächelte. Sofort hieß man mich die Schuhe ausziehen, ſtellte mich an eine Säul' unter ein Maaß und betrachtete mich vom Kopf bis zu Füßen. Dann red'ten ſie was Heimliches mit einander und hier ſtieg mir armen Burſchen der erſte Verdacht auf, die zwei Kerls möchten es nicht zum beſten mit mir meinen. Dieſer Argwohn verſtärkte ſich, als ich deutlich die Worte vernahm: Hier wird nichts draus, wir müſſen weiter gehen. — Heut' ſetz' ich keinen Fuß mehr aus dem Haus, ſagt' ich zu mir ſelber; ich hab' noch Geld! — Meine Führer gingen hinaus. Ich ſaß am Tiſche. Der Herr ſpazierte das Zimmer auf und ab und guckte mich unterweilen an. Neben mir ſchnarchte ein großer Bengel auf der Bank. Als der Herr während des einmal aus der Stube ging, nahm ich die Gelegenheit wahr, die Wirthsjungfer zu fragen, wer der Burſche ſein möchte. »Ein Lumpenkerl,« ſagte ſie, »den der Herr erſt heute zum Bedienten angenommen und der ſich ſchon blindvoll getrunken hat.« »Ha,« ſprach ich, eben als der Herr wieder eintrat, »ſo ein Bedienter könnt' ich auch werden.« — Dies hört' er, wandte ſich zu mir und ſagte: »Hätteſt Du zu ſo was Luſt?« »Nachdem es iſt,« antwortet' ich. »Alle Tage neun Batzen,« fuhr er fort, »und Kleider ſo viel Du nöthig haſt.« — »Und was dafür zu thun?« verſetzt' ich. Er: »Mich zu bedienen.« Ich: »Ja, wenn ich's könnte.« Er: »Will Dich's ſchon lehren. Burſch, Du gefällſt mir. Wir wollen's vierzehn Tage verſuchen.« — Ich: »Es bleibt dabei.«

Damit war der Markt richtig. Ich mußt' ihm meinen

Namen sagen; er ließ mir Essen und Trinken vorsetzen und that allerlei gutmüthige Fragen an mich.

Unterdessen waren meine Gefährten, wie ich hinterdrein erfuhr, zu ein paar andern preußischen Werbeoffizieren gegangen und machten bei ihrer Zurückkunft große Augen, als sie mich so drauf los zechen sahen.

»Was ist das?« sagte Laurenz; »geschwind komm, jetzt haben wir Dir einen Herrn gefunden.« »Ich hab' schon einen,« antwortet' ich. Und er: »Wie? was? ohne Umständ'!« und wollte Gewalt brauchen. »Das geht nicht an, ihr Leute!« sagte mein Herr, »der Bursch soll bei mir bleiben.« »Das soll er nicht,« versetzte Laurenz; »er ist uns von seinen Aeltern anvertraut.« »Lirum, larum!« erwiederte der Herr, »er hat sich einmal zu mir verdungen, und damit holla!« Und nach einem ziemlich heftigen Wortwechsel gingen sie miteinander in ein Nebenstübchen, wo Laurenz und der Herisauer, wie ich in der Folge hörte, sich mit drei Dukaten abspeisen ließen, von denen einer meinem Vater [illegible]en sollte, der seiner aber nie ansichtig geworden ist. — Dann brachen sie ganz zornig auf, ohne mir auch nur ein Abschiedswort zu sagen. Anfangs sollen sie bis zwanzig Louisd'or für mich gefordert haben.

Den folgenden Tag ließ mein Herr einen Schneider kommen, und mir das Maaß zu einer Livrei nehmen. Alle Beithaten folgten in Kurzem. Da stand ich nun gestiefelt und gespornt, funkelnagelneu vom Scheitel bis auf die Sohlen. Ein hübscher bordirter Hut, sammetne Halsbinde, ein grüner Frack, weiße Tuchweste und Hosen, neue Stiefel nebst zwei Paar Schuhen: alles so nett angepaßt. Huchheisa! da bildet' ich mir nichts Geringes ein, und mein Herr reizte mich noch dazu, nur ein wenig stolz zu thun. Als ich so das Erstemal über die Straße ging, war's mir, als ob ganz Schaffhausen mein wäre. Auch rückte alles den Hut vor

mir. Die Leute im Haus begegneten mir wie einem Herrn. Wir hatten in unſerm Gaſthof hübſch meublirte Zimmer und ich ſelber ein ganz artiges. Ich ſah aus meinem Fenſter alle Stunden des Tages das frohe Gewimmel der durch das Schiffthor aus- und eingehenden Menſchen, Pferde und Wagen, und was mir nicht wenig ſchmeichelte, man ſah und bemerkte auch mich. Mein Herr, der mir bald ſo gut ward, als ob ich ſein eigner Sohn wäre, lehrte mich friſiren, friſirte mich anfangs ſelbſt und flocht mir einen tüchtigen Haarzopf. Ich hatte nichts zu thun, als ihm bei Tiſche aufzuwarten, ſeine Kleider abzuklopfen, mit ihm ſpazieren zu fahren und auf die Vögeljagd zu gehen. Ha! das war ein Leben für mich. Die meiſte Zeit durft' ich vollends allein wandeln, wohin es mir beliebte. Alle Tage ging ich in den Gaſſen Schaffhauſens umher, alle Abende an den Rhein hinaus und konnte mich an der hübſchen Stadt und dem mächtigen Strome kaum ſatt ſchauen, da ich außer Lichtenſteig noch keine Stadt und kein größer Waſſer als die Thur geſehen hatte. Als ich den Sturz bei Laufen das Erſtemal erblickte und vernahm, ward mir's braun und blau vor den Augen. Was ich mir ein klein winzig Ding ſchien! Nach ſtundenlangem Anſchauen kehrt' ich ordentlich beſchämt nach Hauſe. Bisweilen ging's auf den Bonenberg, der ſchönen Ausſicht wegen. An der Lände half ich den Schiffsleuten und fuhr ſelbſt mit Vergnügen hin und her.

So ſtund es, als ohne Zweifel durch meinen wackern Begleiter das Gerücht in meine Heimath kam, man hätte mich auf's Meer verkauft. Und namentlich ſollte dies ein Mann ausgeſagt haben, der mich mit eignen Augen anſchmieden und den Rhein hinunterführen geſehen. Schon ſtellte man mich allen Kindern zum Beiſpiel vor, daß ſie fein zu Haus bleiben und ſich nicht in die böſe Welt wagen ſollten.

Zwar glaubte mein Vater kein Wort davon; weil aber die Mutter gar zu grämlich that, ihm Vorwürf über Vorwürf machte, und Tag und Nacht keine Ruhe ließ, so entschloß er sich endlich, nach Schaffhausen zu gehen und sich selbst nach dem Grunde oder Ungrunde dieser Mähr zu erkundigen.

An einem Abend also, welche Freude für uns Beide! als mein innigst geliebter Vater so unerwartet, daß ich meinen Augen kaum traute, in meine Kammer trat, er mir erzählte, was ihn hergeführt, ich ihm, wie glücklich ich sei; ihm meinen Kasten zeigte, die hübschen Kleider darin, alles Stück für Stück, bis auf die Hemdknöpflin, und ihn dann meinem guten Herrn vorstellte, der ihn freundlich bewillkommte und bestens zu bewirthen befahl.

Nun aber traf es sich, daß man gerade den Abend nach dem Nachtessen in unserm Gasthof tanzte und mein Herr, ein Liebhaber von allen Lustbarkeiten, sich des auch erfreute, so wie mein Vater und ich an einem Tischchen, in einem Winkel der großen Gaststube unseres Bratens. Ganz unversehens trat er da auf mich zu: »Ullrich, komm! mußt auch eins mit den jungen Leuten tanzen.« — Vergebens entschuldigte ich mich und bezeugte mein Vater, daß ich mein Lebtage nicht getanzt hätte. Das half alles nichts. Er zog mich hinterm Tische vor und gab mir die Köchin im Haus, ein artiges Schwabenmädli, an die Hand. Der Schweiß tropfte mir von der Stirn vor Schaam, daß ich in Gegenwart meines Vaters tanzen sollte.

Das Mädchen inzwischen riß mich so vertummelt herum, daß ich in Kurzem von einer Wand zu der andern platschte und damit allen Zuschauern zum Spektakel ward. Mein lieber Aeti redte bei dieser ganzen Scene kein Wort; aber von Zeit zu Zeit warf er auf mich einen wehmüthigen Blick, der mir

durch die Seele ging. Wir legten uns noch zeitig genug zu Bette. Ich ward nicht müde, ihm zu wiederholen, wie wohl ich mich befinde und wie väterlich mein Herr für mich sorge. Er gab mir nur mit abgebrochenen Worten Bescheid: »ja, — so, — es ist gut,« und schlief ein, ziemlich unruhig, und ich nicht minder. Des Morgens nahm er Abschied, sobald mein Herr erwacht war. Derselbe zahlte ihm die Reisekosten, gab ihm noch einen Thaler auf den Weg und versichert' ihn hoch und theuer, ich sollt' es gewiß gut bei ihm haben, wenn ich mich ferner treu und redlich betrüge. Mein braver Vater, der nun schon wieder Muth und Zutrauen faßte, dankte höflich und empfahl mich auf's beste. Ich gab ihm das Geleit bis zum Kloster Paradies. Unterweges sprachen wir so herzlich mit einander, als es seit jener Krankheit in meiner Jugend nicht geschehen. Beim Abschied zerdrückten wir uns fast und ich konnte vor Schluchzen kaum ein: Behüte Gott! herstammeln.

Meines Dienstes war ich bald gewohnt. Mein Herr hatte, ohne mein Wissen, etlichemal meine Treue erprobt und vertraute mir nun so, daß er mir den ganzen Winter durch die Schlüssel zu seiner Stube und Kammer ließ, wenn er ohne Bedienten etwa kleine Abstecher machte. Nur konnte ich zu viel spazieren und müßig gehen, und fuhr oft, besonders im Herbste, über den Rhein auf Feurthalen, denn die alte Brücke war kurz vorher eingefallen, in die Weinlese, wobei ich dem jungen Volke tüchtig Trauben essen half.

Bei einer solchen Ueberfahrt sagte mir einmal Jemand: »Nun, wie geht's, Ulrich? Weißt Du auch, daß Dein Herr preußischer Offizier ist?« »Ja, meinetwegen,« meinte ich, »er ist ein seelenguter Herr.« »Ja, ja!« versetzte jener, »warte nur, bis D' einmal in Preußen bist; da mußt Soldat sein und Dir den Rücken braun und blau gerben lassen. Um

tausend Thaler möcht' ich nicht in Deiner Haut stecken.« — Ich sah dem Burschen starr in's Gesicht und dachte bloß, der Kerl rede so aus Bosheit oder Neid; dann ging ich geschwind nach Hause und erzählte meinem Herrn alles haarklein. Er erwiederte mir: »Ollrich, Ollrich! Du mußt nicht so jedwedem Flegel Dein Ohr leihen. Ich bin allerdings preußischer Offizier, das ist wahr; aber was ist's weiter? Ich bin von Geburt ein polnischer Edelmann, und, daß ich Dir Alles auf die Nase binde, heiße Johann Markoni. Sei Du nur immer getrost und es soll Dir, auf mein Ehrenwort, nicht fehlen. Soldat solltest werden? Mein Seel', nein! Ich hätte Dich ja haben können; für ein paar elende Louisd'ors wollten Deine sauberen Landsleute Dich mir verkaufen. Aber Du warst mir dazu zu kurz; von Deiner Länge nimmt man noch keinen an, und ich behielt Dir drum etwas Besseres vor.« — »Nun,« dacht' ich bei mir selbst, »bin ich ja Leibes und Lebens sicher. Der gute Herr! Er hätt' mich haben können. Die Schurken! Der Henker lohn's ihnen!« — Und glaubte fernerweit an ihn wie an das Evangelium.

Markoni machte bald hernach eine Reise auf Rothweil am Neckar, zwölf Stunden von Schaffhausen gelegen. Ich mußte mit und zwar in der Chaise. In meinem Leben war ich noch in keinem solchen Dinge gesessen. Der Kutscher ras'te die Stadt hinauf bis ans Schwabenthor, daß es donnerte. Ich meinte alle Augenblick', es müsse umschlagen und wollte mich an allen Wänden halten. Markoni lachte mich aber aus. »Du fällst nicht, Ollrich! Nur hübsch gerade!« — Ich war's bald gewohnt, und das Fuhrwerk, sowie überhaupt die ganze Fahrt machte mir viel Vergnügen. Indeß begegnete mir während der Zeit ein unangenehmer Streich. Meine Mutter war wenige Tage nach unserer Ab-

reiſe gen Schaffhauſen gekommen, und mußte, da ihr der Wirth nicht ſagen konnte, wenn wir zurückkämen, noch welchen Weg wir genommen, wieder heimkehren, ohne ihr liebes Kind geſehen zu haben.

Sie hatte mir mein neues Teſtament und etliche Hemden mitgebracht, und dem Wirthe anbefohlen, mirs nachzuſchicken, falls ich nicht wieder auf Schaffhauſen käme. Die gute Mutter! es war eine kleine Buße für ihren Unglauben; ſie wollte dem Vater nicht trauen, daß er mich angetroffen, ſondern mit eigenen Augen ſehen und erſt dann glauben. Ganz troſtlos und unter tauſend Thränen ſoll ſie wieder von Schaffhauſen gegangen ſein. Dies ſchrieb mir auf ihr Anſuchen bald darauf der Schulmeiſter zu Wattweil, mit dem Beifügen: ſie laſſe mir, da ſie keine Hoffnung habe, mich je wieder zu ſehen, ihr letztes Lebewohl ſagen, und gebe mir ihren Segen. Es war ein ſehr ſchöner Brief, er rührte mich innig. Unter anderem ſtand auch darin: als das Gerücht in meine Heimath gekommen, ich müſſe über Meer, hätten meine jungen Schweſterchen all' ihr armes Gewändtlin hingeben wollen, mich loszukaufen, und die Mutter desgleichen. Damals waren ihrer neun Geſchwiſter zu Hauſe. Man ſollte denken, das wären ihrer genug. Allein eine rechte Mutter will keines verlieren, denn keines iſt das andere. Wirklich war ſie drei Wochen vorher noch im Kindbett gelegen, und kaum aufgeſtanden, als ſie meinetwegen nach Schaffhauſen kam.

Da wir uns einſtweilen in Rothweil im Gaſthofe niederließen, ſchrieb mein Herr nach Schaffhauſen, wo er wäre, damit ſeine Wachtmeiſter, wenn ſie Rekruten machten, ſie ihm nachſchickten. Und er bekam bald Antwort, der auch das Geſchenk meiner Mutter, das Schreiben des Schulmeiſters, und — ich ſprang hoch auf! eines von Aennchen bei-

gebogen war; dieſes letztere offen, denn es ſollte ein Zürchgulden zum Grüßchen drin ſtecken, und der war fort. Was ſchor mich aber das? die ſüßen Wörtlin in dem Briefe entſchädigten mich reichlich. Meiner unverzüglichen ausführlichen Antworten auf dieſe Zuſchriften will ich nicht gedenken; die an Aennchen war zumal ellenlang. Diesmal blieben wir nur kurze Zeit in Rothweil und gingen nach Schaffhauſen zurück, von wannen wir von Zeit zu Zeit kleine Reiſen machten. Alle Wochen kamen Säumer aus dem Tockenburg herunter. Schon als Landskraft waren ſie mir lieb, und ich freute mich, ſobald ich nur die Schellen ihrer Thiere hörte. Jetzt machte ich noch nähere Bekanntſchaft mit ihnen und gab ihnen ein paarmal Briefe und kleine Geſchenke an mein Liebchen und an meine Geſchwiſter mit, erhielt aber keine Antwort. Ich wußte nicht, wo es fehlte? Das Drittemal bat ich ſolchen Kerl, mir doch alles richtig zu beſtellen. Er guckte das Päckchen an, runzelte die Stirn und wollte weder ja noch nein ſagen. Ich gab ihm einen Batzen. So, ſo, ſprach jetzt mein Landsmann, das Ding ſoll richtig beſtellt werden. Und wirklich bekam ich nun bald ordentliche Empfangſcheine.

In Schaffhauſen lagen damals fünf preußiſche Werbeoffiziere in verſchiedenen Gaſthäuſern. Alle Tage bewirthete einer die andern. Aber bald nachher wurde ihnen ihr Handwerk gelegt, wie die Sage ging, weil ein junger Schaffhauſer, der in Preußen ſeine Jahre ausgedient, keinen Abſchied kriegen konnte. Und kurz, ſie mußten alle fort und neue Neſter ſuchen. Mein Herr hatte ohnedies hier ſchlechte Beute gemacht; drei Erzſchurken ausgenommen, die ſich Verbrechen wegen auf flüchtigen Fuß ſetzen mußten.

Wir begaben uns wieder nach Rothweil. Hier kriegten wir in etlichen Wochen vollends nichts als einen Deſerteur

aus Piemont, der aber Markoni viele Freude machte, weil er ſein Landsmann war und mit ihm polniſch reden konnte.

Sonſt war es in Rothweil ein luſtig Leben. Beſonders gingen wir oft mit einem anderen Werbeoffizier nebſt unſerm braven Wirthe und etlichen Geiſtlichen in die Nachbarſchaft jagen. Auch hatten wir alle Tage Ball, bald in dieſem bald in jenem Wirthshauſe. Faſt alle Hochzeiten richtete man, Markoni zu Gefallen, in dem unſern aus. Der beſchenkte alle Bräute und ſchwenkte ſie einmal herum. Und für mich war dies denn auch eine hohe Zeit. Zwar hatt' ich mir's feſt vorgenommen, meinem Aennchen treu zu bleiben und hielt wirklich Wort; gleichwohl macht' ich mir aber kein Gewiſſen daraus, hie und da mit einem hübſchen Kinde zu ſchäkern. Mein Herr war nun vollends ein Liebhaber des ſchönen Geſchlechts. Eine von den beiden Köchinnen im Hauſe, Mariane, dauerte mich innig. Sie liebte mich heftig, und gab und that mir, was ſie mir an den Augen abſah. Ich hingegen bezeigte mich immer ſchnurrig. Schön war ſie nicht, aber herzlich gut. Die andere Köchin, Hanne, machte mir ſchon mehr Anfechtungen. Sie war zierlich und hübſch und ich vermuthlich darum eine Zeitlang ſterblich in ſie verliebt. Hätte ſie meine Aufwartungen williger angenommen, ſo wäre ich an ihr zum Narren geworden. Aber ich ſah bald, daß ſie mit Markoni gut ſtund, der jetzt nicht mehr ſo früh wie gewöhnlich aufſtand und mich hinwieder auch ſo viel länger ſchlafen ließ. Ich hatt' es übrigens bei ihm in allen Dingen wie im Anfange; viel Wohlleben für wenig Geſchäfte und meiſt einen Gebieter wie die liebe Stunde, zweimal ausgenommen, das eine, da ich den Schlüſſel zum Halsbande ſeines Pudels nicht auf der Stelle finden konnte, das andere, da ich einen Spiegel ſollte zerbrochen haben. Beidemale war ich unſchuldig. Aber das hätte

mir wenig geholfen, und nur durch demüthiges Schweigen entging ich der schon über mir gezogenen Fuchtel.

Derlei Geschichtchen schrieb ich dann fleißig nach Haus und predigte meinen Geschwistern ganze Litaneien dabei vor; wie sie Vater, Mutter und anderen Vorgesetzten ja nie widerbellern, sondern, auch wenn sie Unrecht zu leiden meinten, sich fein hübsch gewöhnen sollten, das Maul zu halten. Alle meine Briefe ließ ich meinen Herrn lesen, und nicht selten klopfte er mir während des auf die Schulter. »Brav! brav!« sagte er, versiegelte sie mit seinem Petschaft und hielt mich auch in Ansehung aller an mich gerichteten Schreiben postfrei.

Der einzige Kummer, der mich bisweilen anfocht, war: es dürfte mir noch zu wohl werden, und dann möcht' ich Gottes vergessen. Aber nein, beruhigte ich mich bald, das werd' ich nie! War es nicht seine leitende Fürsorge, die mir meinen ersten Schritt in die Welt so gut gerathen ließ; warum sollten die folgenden nicht noch besser gelingen? Auf irgend einem Fleck der Erde werd' ich doch mein Glück bauen! Dann hol' ich Aennchen, meine Aeltern und Geschwister zu mir und mache sie des Wohlstandes theilhaft. »Durch welche Wege?« fragt' ich mich nie, und hätt' ich daran gedacht, so wär mir's nicht schwer gewesen, darauf zu antworten, denn damals war mir Alles leicht. Zudem kam mein Herr täglich mit allerhand Beispielen von Bauern, die zu Herren worden und anderen Glückskindern angestochen und versprach für mein weiteres Fortkommen zu sorgen. Was hätt' ich da noch befürchten, oder vielmehr was nicht hoffen dürfen! Von einem so großen Herrn wie Markoni, dacht' ich Esel, dem zweiten oder drittnächsten vielleicht nach dem König, der Länder und Städte, geschweige Geld zu vergeben hat so viel er will? Und warum sollt'

er auf mich ungeſchliffenen Flegel ſo viel wenden, wenn er nicht große Dinge mit mir im Sinne hätte? Konnt' er mich nicht, gleich andern Rekruten, geradezu nach Berlin ſchaffen, wenn er mich zum Soldaten zu machen gedächte? Nein! das wird in Ewigkeit nicht geſchehen, darauf will ich leben und ſterben, dacht' ich, wenn ich vor Wohlbehagen Zeit zum Denken hatte.

Von Zeit zu Zeit wollte mich mein Herr, der keinem Menſchen etwas abſchlagen konnte und deswegen viele Schulden außen ſtehen hatte, dazu brauchen, ſie ihm einzutreiben. Dazu taugt' ich aber in Grund und Boden nicht. Die Kerls gaben mir gute Worte und ich ging zufrieden nach Haus.

Aber länger mochte eine ſolche Wirthſchaft nicht dauern. Dazu kam, daß Markoni am Ende das ärgſte befürchten mußte, wenn er bedachte, wie wenig Burſche er ſeinem Könige für ſo viel verzehrtes Geld geliefert hatte, denn der große Friedrich, wußt' er wohl, war zugleich der genaueſte Rechenmeiſter ſeiner Zeit. Er ſtrengte darum mich, unſern Wirth und alle ſeine Bekannten an, uns doch umzuſehen, ob wir ihm nicht noch ein paar Kerls ins Garn bringen könnten? Allein alles vergebens! Auch die beiden Wachtmeiſter langten zu gleicher Zeit ebenfalls mit leeren Händen in Rothweil an. Nun mußten wir uns ſämmtlich reiſefertig machen. Vorher aber gab's noch ein paar luſtige Tage. Der eine Wachtmeiſter war nämlich ein Virtuos auf der Zither, der andere ein guter Violiniſt, und Beide beluſtigten uns zu guterletzt in Rothweil mit ihren Sprüngen.

Es war eben Faſtnacht, wo die ſogenannte Narrenzunft der Stadt ohnehin ihre Gaukeleien machte, die meinem Herrn ſchwer Geld koſteten, und alſo hohe Zeit, das Feld zu räumen.

Da ging es an ein Abschiednehmen und flocht Marianne mir einen zierlichen Strauß von künstlichen Blumen, den sie mir mit Thränen gab und den ich eben so wenig mit trockenem Auge nehmen konnte. Sie nähte mir ihn auf den Hut und schluchzte, und ich drückte ihr einen Neunbätzner in die Hand und konnt's auch kaum vor Wehmuth. Denn so entschlossen ich zu dieser Reise war, und so wenig Arges ich vermuthete, fiel es mir doch ungewohnt schwer auf die Brust, ohne daß ich eigentlich wußte warum? Allen zu Hause hatte ich mein letztes Lebewohl geschrieben. So reis'ten wir den 15ten März 1756, die beiden Wachtmeister, ich und noch zwei andere mit Sack und Pack und alle mit Unter- und Uebergewehr von Rothweil ab. Markoni gab mir Reisegeld mit auf den Weg, und was ich mehr brauchte, sagte er, werde mir der älteste Wachtmeister vorschießen. Dann klopfte er mir auf die Schulter und befahl mich Gott bis auf baldiges Wiedersehen in Berlin, wie er sehr weichmüthig hinzufügte.

Drei Wochen waren wir unterweges, und da wir meist erst Nachts müd und schläfrig an den Orten, wo wir ruhten, anlangten und des Morgens früh wieder fortmußten, so wüßt' ich davon nichts zu erzählen. Ach Gott! dacht' ich oft, wenn ich nur einmal in Berlin wäre, mein' Lebtage wollt' ich nicht mehr eine so lange Reise antreten. Als wir über die Elbe kamen, bezeugten die Wachtmeister große Freude, denn nun betraten wir Brandenburger Boden. In Halle wohnten wir bei dem Bruder des einen, eines feinen sittlichen Mannes, der uns unterweges, wenn wir anderen über das böse Wetter und die bösen Wege klagten und loszogen, immer wieder Muth und Geduld einsprach. Der Bruder war ein Geistlicher, spielte und haselirte aber nichts deste weniger den ganzen Abend mit uns, so daß ich glaube,

sein Bruder Wachtmeister war frömmer als er. In Spandau und Charlottenburg sah ich es von Soldaten aller Waffengattungen wimmeln, und ich konnte mich nicht satt gucken. Die Thürme von Berlin zeigte man uns schon, ehe wir nach Spandau kamen. Ich dachte, wir hätten's in einer Stunde erreicht; wie erstaunt' ich darum, als es hieß, wir gelangten erst Morgens hin. Nun, wie war ich so froh, als wir endlich die herrliche Stadt erreichten. Wir gingen zum Spandauer Thore ein, dann durch die melancholisch angenehme Lindenstraße und noch ein paar Gassen durch. Da, dacht' ich Einfaltspinsel, bringt man dich dein Lebtage nicht mehr weg. Da wirst du dir dein Glück bauen. Dann schickst du einen Kerl mit Briefen ins Tockenburg, der muß dir deine Aeltern und Aennchen bringen. Die werden erst einmal die Augen aufsperren! Nun bat ich meine Führer, sie sollten mich zu meinem Herrn führen. — »Ei,« erwiederte der eine, »wir wissen ja noch nicht, ob er schon angelangt ist, und noch viel weniger, wo er Quartier nimmt!« — »Der Henker!« sagte ich, »hat er denn kein eigen Haus hier?« — Ueber die Frage wollten sie sich vor Lachen ganz ausschütten. Mögen sie immer lachen, dacht' ich, Markoni wird doch, will's Gott, ein eigen Haus haben! —

Es war den 8ten April, da wir zu Berlin einmarschirten und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns angelang war. Die Anderen hatten sich nach und nach verloren, ohne daß ich wußte, wo sie hinkamen; nur der zweite Wachtmeister war noch bei mir. Der brachte mich denn in die Krausenstraße nach Friedrichsstadt, wies mir ein Quartier an und verließ mich mit den Worten: »Da, Mußje! bleib' er, bis auf weitere Ordre!« — »Der Henker!« dacht' ich, »was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirthshaus.«

Wie ich so staunte, kam ein Soldat und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martisföhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme? und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: Ich komme aus der Schweiz und sei Seiner Excellenz des Herrn Lieutenant Markoni Lakai. Die Sergenten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin sei und wo er wohne. — Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, daß ich hätte weinen mögen; und keiner wollte etwas von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldwebel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arme, die er über den Tisch ausbreitete, legte ein Sechsgroschenstück dazu und sagte: »Das ist für Dich, mein Sohn! Gleich werd' ich Dir noch ein Commißbrot bringen.« — »Was! für mich?« versetzt' ich. »Von wem? wozu?« — »Ei, Deine Montirung und Dein Traktament, Bursche! Was ist da zu fragen? bist ja ein Rekrute.« — »Wie? Was? Rekrute?« erwiedert' ich. »Behüte Gott! das ist mir nie in Sinn kommen. In meinem Leben nicht. Markoni's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Das wird mir kein Mensch anders sagen können.« — »Und ich sag' Dir, Du bist Soldat, Kerl! ich steh Dir dafür. Da hilft jetzt Alles nichts.« — »Ach! wenn nur mein Herr Markoni da wäre.« — »Den wirst Du sobald nicht zu sehen bekommen. Wirst doch lieber unsers Königs als seines Lieutenants Diener sein wollen?« — Damit ging er weg. »Um Gotteswillen!« fuhr

ich zu den Soldaten gewendet fort; »was soll das werden?« — »Nichts,« antwortete der mich geholt hatte, »als daß er wie ich und die andern Soldat ist und wir alle Brüder sind, und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf die Hauptwache führt, kreuzweise schließt und fuchtelt, daß ihm die Ribben krachen, bis er zufrieden ist.« — »Das wäre ja beim Himmel unverschämt und gottlos!« rief ich. — »Glaub' er mir's auf mein Wort,« sprach der andere, »anders ist es und geht es nicht.« — Ich: »So will ich's doch einmal dem Herrn König klagen!« — Hier lachten Alle hoch auf. — Er: »Da kömmt er sein Tage nicht hin.« — Ich: »Oder wo muß ich mich sonst melden?« — Er: »Bei unserem Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst.« — Ich: »Ei, ich will wohl zusehen, ob es so gelte.« — Die Burschen lachten wieder; ich aber entschloß mich wirklich, Morgens zum Major zu gehen und meinem treulosen Herrn nachzufragen.

Sobald der Tag am Himmel anbrach, ließ ich mir sein Quartier zeigen. Potztausend! das dünkte mich ein königlicher Palast, und der Major der König selbst zu sein, so majestätisch kam er mir vor; ein gewaltig großer Mann, mit einem Heldengesicht und ein paar feurigen Augen wie Sternen.

Ich zitterte vor ihm und stotterte meine Worte her.

»So,« unterbrach er mich, »ist er das saubere Bürschchen? Sein feiner Herr hat uns gewirthschaftet, daß es eine Lust ist und er wird wohl auch seinen Theil gezogen haben. Jetzt kurz und gut soll er dem Könige dienen, und damit ist's aus.« — »Aber, Herr Major,« versetzte ich, »ich hab' weder Kapitulation noch Handgeld.« — »Kein Wort, Kerl!« ward mir zur Antwort; »Er hat mehr Handgeld ge-

koſtet als zehn andere. Eine Kapitulation ſoll er haben.«

Ich wollte noch Einwendungen machen; aber der Major zog die Fuchtel und ſchrie mir zornig zu: »ich ſolle mich zum Teufel ſcheeren,« indem er auf mich losſprang. Ich machte mich zum Hauſe hinaus wie ein Dieb und nach meinem Quartier, das ich vor Angſt und Noth kaum finden konnte. Da klagt' ich meinem Kameraden nun mein Elend in den allerhöchſten Tönen.

Der gute Mann ſprach mir Muth ein und ermahnte mich, ſo gut er konnte, zur Geduld, die ich denn am Ende auch haben mußte, da mir kein beſſerer Troſt übrig blieb. Nur dacht' ich dabei: die Größeren brocken ſolche Suppen ein und die Kleineren müſſen ſie aufeſſen.

Des Nachmittags brachte mir der Feldwebel mein Commißbrot nebſt Unter- und Uebergewehr und fragte, ob ich mich nun eines Beſſeren bedacht habe? — »Warum nicht?« antwortete mein Kamerad für mich. »Er iſt der beſte Burſche von der Welt.« Jetzt führte man mich in die Montirungskammer und paßte mir Hoſen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und ſofort. Dann mußt' ich mit noch etwa zwanzig Rekruten zum Oberſten.

Man führte uns in ein Gemach, ſo groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei und befahl jedem, einen Zipfel anzufaſſen. Ein Adjutant, oder wer er war, las einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her und ſprach uns einige Worte vor, die die andern nachmurmelten. Ich regte meinen Mund nicht und dachte dafür, was ich gern wollte, ich glaube an Aennchen; dann ſchwang man die Fahnen über unſere Köpfe und entließ uns. Ich ging in eine Garküche und ließ mir ein Mittageſſen nebſt einem Kruge Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groſchen zahlen. Nun blie-

ben mir von jenen sechsen noch vier übrig, mit denen sollt' ich vier Tage wirthschaften, und sie reichten doch bloß für zweie hin. Bei der Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden erschrecklich zu wehklagen an. Allein Einer sagte mit Lachen: »Es wird Dich schon lehren. Jetzt thut es nichts, Du hast noch allerlei zu verkaufen. Z. B. Deine ganze Liverei. Dann bist Du gar doppelt armirt. Das läßt sich Alles versilbern. Auch kriegen so junge Burschen oft eine Traktamentszulage, und Du kannst Dich nur deswegen beim Oberst melden. — »Oho! da geh' ich mein Tage nicht mehr hin,« sagt' ich. — »Potz Velten!« entgegnete mir jener; »Du mußt mal des Donnerns gewohnt werden. Und dann des Wirthschaftens wegen, nur fein zugesehen, wie's die andern machen. Da heben's drei, vier, fünf mit einander an; kaufen Dinkel, Erbsen, Kartoffeln, und kochen selbst. Des Morgens für einen Dreier Fusel und ein Stück Commißbrot; Mittags holen sie in der Garküche für einen Dreier Suppe und nehmen wieder ein Stück Commiß; Abends für zwei Pfennige Kofent oder Dünnbier und abermals Commiß.« — »Aber das ist ja ein erbärmlich Leben,« versetzt' ich; — und er: »Ja, so kommt man aus und anders nicht. Ein Soldat muß das lernen. Denn er braucht noch viel andere Waare: Kreide, Puder, Schuhwachs, Oel, Schmirgel, Seife und was der Siebensachen mehr sind.« — Ich: »Und das muß einer von den sechs Groschen bezahlen?« — Er: »Ja, und noch weit mehr, wie den Lohn für die Wäsche, das Gewehrputzen, wenn er solche Dinge nicht selber kann.« —

Damit gingen wir in unser Quartier und ich machte alles zurecht, so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche hatt' ich noch frei und ging drum in den Straßen der Stadt oder auf den Exercierplätzen herum

und sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten. Da bat ich voller Angst meinen Kameraden, mir die Handgriffe zu zeigen. »Die wirst Du wohl lernen,« sagte er; »aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's Dir wie ein Blitz!« Indessen war er so gut, mir alles zu zeigen; wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisiren sollte u. s. w. Im Quartier übt' ich mich nun stets im Exerzieren, las im Halleschen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah hundert Soldatenhände mit Aus- und Einladen der Kaufmannsgüter geschäftig; oder auf die Zimmerplätze, wo wieder alles voll arbeitender Kriegsmänner steckte; ein andermal in die Kasernen; da fand ich ihrer bei hunderterlei Hantirungen, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken; kurz, allenthalben Leute von jedem Berufe, womit einer noch nebenbei sein Stück Brot gewinnen kann. Das dachte auch ich zu verdienen, wenn ich erst recht exerzieren könnte. Etwa an der Spree? — Nein, da lärmt es gar zu stark. Aber z. B. auf dem Zimmerplatze, da ich mich so ziemlich auf die Art verstund. So war ich wieder fix und fertig, meine Pläne zu machen, ungeachtet ich mit meinem ersteren so schmählich gescheitert war. Giebt's doch hier, so schläferte ich mich immer ein, selbst unter den gemeinen Soldaten ganze Leute, die ihre hübschen Kapitalien haben, und Wirthschaft oder Kaufmannschaft treiben. Aber dabei erwog ich nicht, daß man vor Zeiten andere Handgelder gekriegt als heut zu Tage, daß dergleichen Burschen zuweilen ein Nahmhaftes mochten erheirathet haben; besonders aber, daß sie ganz gewiß mit dem Schilling gut hausgehalten, um den Gulden zu gewinnen, ich hingegen weder mit dem Schillinge noch mit dem Gulden umzugehen wisse. Und, wenn alles fehlen sollte, fand ich noch einen leidigen

Troſt in dem Gedanken: Geht's einmal zu Felde, ſo ſchont das Blei jener Glückskinder ſo wenig als Dich armen Hudlers! Alſo biſt Du ſo gut wie ſie.

Die zweite Woche mußt' ich mich ſchon alle Tage auf dem Paradeplatze ſtellen, wo ich unvermuthet ein paar Landsleute von mir, Schärer und Bachmann fand, die in derſelben Kompagnie ſtanden. Da ſollt' ich vor allen Dingen unter einem mürriſchen Korporal mit einer ſchiefen Naſe marſchiren lernen. Den Kerl mocht' ich für den Tod nicht leiden, und wenn er mir gar auf die Füße klopfte, ſchoß mir das Blut in den Gipfel. Unter ſeinen Händen hätt' ich mein Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einſt mein Wachtmeiſter, der mit ſeinen Leuten eben da manövrirte, tauſchte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter ſein Peloton. Das war mir nun eine Herzensfreude. Ich begriff in einer Stunde mehr als ſonſt in zehn Tagen. Von dem guten Manne erfuhr ich auch, wo Markoni wohnte, jedoch bat er mich, ich ſolle ihn um Gotteswillen nicht verrathen.

Des folgenden Tages, ſobald das Exerzieren vorbei war, flog ich nach dem genannten Quartier und murmelte immer vor mich hin: »Ja, ja, Markoni, wart' nur, ich will Dir Deine an mir verübte Verrätherei ſchon unter die Naſe reiben, daß es Dich gereuen ſoll! Jetzt weiß ich, daß Du hier nur Lieutenant und nirgends Ihre Gnaden biſt!« — Bei einiger Nachfrage fand ich bald das Haus; es war eines der geringſten in ganz Berlin. Ich pochte an; ein kleines mageres fuchsrothes Bürſchchen öffnete die Thür und führte mich eine Treppe hinauf in das Zimmer meines Herrn.

Sobald er mich erblickte, kam er auf mich zu, drückte mir die Hand und ſprach zu mir mit einem holden Engels-

geſicht, das im Nu meinen Grimm entwaffnete, und mir die Thränen in die Augen trieb: »Ollrich! mein Ollrich! mach' mir keine Vorwürf, Du warſt mir lieb, biſt 's noch, und wirſt 's immer bleiben. Aber ich mußte nach meinen Umſtänden handeln. Gieb Dich zufrieden. Ich und Du dienen einem Herrn.« — »Ja, Ihr Gnaden.« — »Nichts, Gnaden! ſagte er, beim Regiment heißt es nur: Herr Lieutenant!« —

Jetzt klagt' ich ihm, nach aller Ausführlichkeit, meine gegenwärtige groſſe Noth und Abenteuer in Berlin, und er bezeigte mir ſein ganzes Mitleid, und ſchloß mit den ermuthigenden Worten: »Alles hat ſeine Zeit, Ollrich! halt' Dich brav, vielleicht geht's bald ins Feld, und dann . . . . .«

Weiter ſagte er nichts. Ich merkte wohl, was er damit wollte, und ging ſo vergnügt, als ob ich mit meinem Vater geredet hätte, nach Haus. Nach etlichen Tagen trug ich meine Sachen, Flinte, Pallaſch, Müze, Hut und Frack, die er mir verkaufen wollte, zu ihm, und erhielt von ihm dafür ein Weniges. So lange ich was anzugreifen hatte, ließ ich mir dann nichts abgehen. Schärer war eben ſo arm als ich; allein er bekam ein paar Groſchen Zulage und doppelte Portion Brot; der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihn als auf mich. Indeſſen waren wir Herzensbrüder; und ſo lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andere miteſſen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauſ'te, war ein flziger Menſch und harmonirte nie recht mit uns. Wenn wir beiſammen waren, trällerten wir oft ein Schweizerlied, oder ſangen den Kuhreihen, und da horchten uns die Brandenburger und Pommeraner mit Luſt zu. Wir gingen auch, ſo oft wir konnten, an Gottes freie Luft und ſezten uns auf einen Raſenplaz. Und da führte unſre Einbildungskraft uns faſt immer unwillkürlich

in unſer Schweizerland und erzählten wir einander unſere Lebensart zu Hauſe: wie wohl es uns da war, wie frei wir geweſen, und was es hier für ein verwünſchtes Leben ſei. Dann machten wir Pläne zu unſerer Erledigung. Bald hatten wir Hoffnung, den oder jenen gelingen zu ſehen; bald ſahen wir unüberſteigliche Berge vor uns, und noch am meiſten ſchreckten uns die Folgen eines fehlſchlagenden Verſuches, da wir bald alle Wochen das Schauſpiel der Mißhandlungen hatten, die man an eingebrachten trotz aller Liſt ertappten Deſerteuren beging.

Den ganzen Mai und Juni über nahm das Exerciren und Leuteplagen ſo zu, daß wir nicht einmal den Sonntag frei hatten, an dem wir die ſauberſte Kirchenparade machen mußten, und zu unſeren Spaziergängen nur wenige zerſtreute Stunden übrig behielten. Wir kamen immer todtmüde ins Quartier, wo wir noch alle Hände voll zu thun und zurecht zu machen fanden, und hatten kurz und gut zu gar nichts Zeit übrig als zum Hungerleiden. Und das mußt' ich jetzt auf das vollſtändigſte lernen. Was ich zu verkaufen gehabt hatte, war alles verkauft und verzehrt, und mein Sold ging meiſt für Nebendinge auf. Ich ging des Tages wie ein Schatten an der Wand umher, und konnte nicht einmal recht von Herzen einem Menſchen meine Noth klagen. Nachts legt' ich mich ins Fenſter, guckte weinend in den Mond und erzählte dem meine Trübſal.

Indeſſen fing man an, vom Kriege zu murmeln; alte Soldaten hatten ſchon längſt etwas gemerkt, da unſere Officiere den gemeſſenſten Befehl erhalten, uns Rekruten über Hals und Kopf zu muſtern, aber mäuschenſtill davon geſchwiegen. Das Gemurmel ward immer ſtärker. In Berlin kamen von Zeit zu Zeit neue Regimenter an, und wir Rekruten wurden auch in eines geſteckt. Nun ging es alle

Tage vor die Thore hinaus zum Manövriren, links und rechts avanciren, attakiren, retiriren, pelotons- und divisionsweise chargiren, und wie das Zeug alles heißt. Endlich gedieh es zur Generalrevüe, und da ging es her, daß dies ganze Büchlein nicht klecken würde, es zu beschreiben. Auch würde ich das nicht einmal können, wenn ich es wollte. Erstlich wegen der schweren Menge Kriegsgerümpels nicht, das ich hier großentheils zum Erstenmale sah. Und zweitens hatt' ich immer Kopf und Ohren so voll von dem Lärm der knallenden Büchsen, der Trommeln und Feldmusik, des Rufens der Kommandeurs und so weiter, daß ich oft hätte bersten mögen. Drittens aber war mir das Exerciren seit einiger Zeit so widerlich geworden, daß ich gar nicht mehr bemerken mochte, was all die Corps zu Fuß und zu Pferde für Millionszeug angaben. Freilich kam mich hernach manchmal große Reue an, daß ich es nicht besser in Obacht genommen hatte; denn ich wünschte allen meinen Freunden und Landsleuten, daß sie es nur einen Tag sähen; es würde ihnen zu hundert und aber hundert vernünftigen Betrachtungen Anlaß geben.

Endlich kam der erwünschte Zeitpunkt, wo es hieß: Marsch, ins Feld! und im Heumonat schon marschirten etliche Regimenter von Berlin ab, und kamen wieder andere aus Preußen und Pommern an. Jetzt mußten sich auch alle Beurlaubten stellen, und in der großen Stadt wimmelte es von Soldaten. Doch wußte noch niemand eigentlich, wohin alle diese Bewegungen zielten. Ich horchte wie ein Schwein am Gatter. Einige sagten, wenn 's ins Feld gehe, könnten wir neuen Recruten nicht mit, sondern würden unter ein Garnisonsregiment gesteckt. Und das würde mich himmelangst gemacht haben, wenn ich es recht geglaubt hätte. Indessen bot ich alle meine Leibes- und Seelenkräfte

auf, mich bei den Manövers als einen tüchtigen Soldaten zu zeigen. Einige von der Kompagnie, die älter als ich waren, mußten wirklich zurückbleiben. Und nun erschien am einundzwanzigsten August erst Abends spät die ersehnte Ordre, uns auf morgen marschfertig zu halten.

Potz Wetter! wie ging es da an ein Putzen und Packen! Einmal, wenn 's mir auch an Geld nicht gebrochen, hätt' ich nicht mehr Zeit gehabt, einem Bäcker zwei geborgte Brote zu bezahlen. Auch hieß es, in diesem Falle dürfe kein Gläubiger mehr ans Mahnen denken. Doch ließ ich mein Wäschkistchen zurück, und wenn es der Bäcker nicht abgefordert hat, hab' ich heutiges Tages noch eine Schuld in Berlin.

Den zweiundzwanzigsten Morgens drei Uhr ward Allarm geschlagen, und mit Anbruch des Tages stand unser Regiment — Ixenbliz: ein herrlicher Name! — schon parade. Jetzt wurde Marsch geschlagen. Thränen von Bürgern, Soldatenweibern und anderen Frauenzimmern flossen in Strömen. Und die Kriegsleute selbst, die Landeskinder nämlich, die Weib und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmuth und Kummers. Die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: endlich, Gottlob! ist unsre Erlösung da.

Jeder war bebündelt wie ein Esel: erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patrontasche über der Schulter, an einem fünf Zoll langen Riemen; über der andern Achsel den Tornister, mit Wäsche bepackt, desgleichen den Habersack voll Brot und anderer Lebensmittel. Hiernächst mußte jeder auch ein Stück Feldgeräth tragen: Flasche, Kessel, Haken, oder so was; alles an Riemen Und dann erst noch eine Flinte, gleichfalls an einem solchen.

So waren wir Alle fünfmal kreuzweise über die Brust

geschlossen, daß anfangs jeder glaubte, unter der Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir 's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und, wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie aus einem siedenden Kessel. Ich verschmachtete fast vor Durst; hielt aber dennoch aus, wiewohl es schon nach einigen Tage Marode gab, die sich auf Wagen mußten packen lassen.

Wir marschirten neunzehn Tage der Kreuz und Quere herum, ich weiß selbst nicht mehr wo, kampirten zuletzt im Freien, nachdem wir zuvor doch Nachts in Städten und Dörfern einquartiert worden waren, und durften den ganzen Tag nur einmal Halt machen, um stehenden Fußes eine Erfrischung zu uns zu nehmen.

Endlich, den zwanzigsten Tag, langten wir bei Pirna an, wo noch etliche Regimenter zu uns stießen, und schlugen nun ein fast unübersehbares Lager auf. Uns gegenüber bei Königstein lag das sächsische Heer, in dessen Lager am Ufer der Elbe wir gerade über's Thal hineinsehen konnten.

Bis hierher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unseres Feldpredigers bei Pirna. O, ja! dacht' ich: das hat er, und wird weiter helfen, — und hoffentlich mir in mein Vaterland, denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile ging es jedoch, wie es bei einem marschirenden Heere zu ergehen pflegt, bunt übereck, und da die Officiere auf jeden Kerl besonders Acht gaben, so mag unser Major mir meinen Unmuth oft auf dem Gesichte gelesen haben, denn er drohte mir wohl mit dem Finger, und es hieß: Nimm Dich in Acht! derweil er Schärern auf die Schulter klopfte und ihn mit lächelnder Miene einen braven Burschen nannte. Der war immer lustig und wohlgemuth,

sang bald seine Mäurerlieder, bald den Kühreihn; dachte im Herzen aber ganz wie ich, wiewohl er es nur besser verbergen konnte.

Ein andermal faßt' ich freilich wieder Muth und dachte: Gott wird Alles wohl machen. Und wenn ich vollends Markoni, der doch keine geringe Schuld an meinem Unglück war, auf dem Marsch oder im Lager erblickte, war es mir immer, ich sehe meinen Vater oder besten Freund; zumal wenn er mir vom Pferd herunter seine Hand bot, die meinige traulich schüttelte, mir mit liebreicher Wehmuth gleichsam in die Seele guckte: wie geht 's, Ollrich? wie geht 's? 's wird schon besser kommen! zu mir sagte, und, ohne meine Antwort zu erwarten, sie aus meinem thränenschimmernden Aug' lesen mochte. O! ich wünsche dem Manne, wo er immer todt oder lebendig sein mag, bis auf den heutigen Tag alles Gute: seit Pirna ist er mir nicht mehr zu Gesicht gekommen! —

Inzwischen erhielten wir alle Morgen Befehl, scharf zu laden, und dies veranlaßte unter den älteren Soldaten immer ein Gerede: Heute giebt 's was! Heute setzt 's gewiß was ab! Dann schwitzten wir jungen freilich an allen Fingern; wenn wir bei einem Gebüsche oder Gehölz vorbeimarschirten und uns verfaßt halten mußten, spitzte ein jeder stillschweigend die Ohren, und erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, oder sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen könnte; denn wir hatten immer feindliche Kürassiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. Wir hatten fest im Sinne, keine Schlacht mit abzuwarten, es koste was es wolle.

Vom elften bis zweiundzwanzigsten September saßen wir in unserm Lager ganz still, und wer gern Soldat war, dem

muſt' es damals wohl ſein, denn es ging vollkommen wie in einer Stadt her. Es gab Marketender und Feldſchlächter zu Haufen. Den ganzen Tag, lange Gaſſen durch, nichts als ſieden und braten. Da konnte jeder haben was er wollte, oder vielmehr, was er bezahlen konnte. Fleiſch, Butter, Käſe, Brot, alle Gattung Baum- und Erdfrüchte. Die Wachten ausgenommen, durfte auch jeder machen was ihm beliebte: kegeln, ſpielen, in und außer dem Lager ſpazieren gehen. Nur wenige hockten müſſig in ihren Zelten. Der eine beſchäftigte ſich mit Pupen, der andere mit Waſchen, der dritte mit Flicken, der vierte ſtahl was von Holz und verkauft' es den Bauern.

Jedes Zelt hatte ſeine ſechs Mann und einen Uebercompleten. Unter dieſen ſieben war immer einer gefreit; der mußte gute Mannszucht halten. Von den ſechs übrigen zog einer auf die Wache, einer mußte kochen, einer Mundvorrath herbeiholen, einer ging nach Holz, einer nach Stroh, und einer machte den Seckelmeiſter, alle zuſammen aber eine Haushaltung, einen Tiſch, ein Bett. Auf den Märſchen ſtopfte jeder in ſeinen Haberſack, was er erhaſchen konnte, und wer nichts auftrieb, ward von den übrigen ausgeſchimpft, wie denn mir das zum öfteren begegnete. Was das für ein Geſchrei von Menſchen und Thieren gab, wenn es durch ein Dorf ging! Da mußte Alles mit, was ſich tragen ließ. Huſch! den Hals umgedreht und eingepackt. Da brach man in alle Ställe und Gärten ein, prügelte auf alle Bäume los und riß die Aeſte mit den Früchten ab. Der Hände ſind viel, hieß es, was einer nicht kann, mag der andere. Da durfte keine Seele mucken, wenn 's nur der Officier erlaubte, oder nicht erlaubte.

Wir drei Schweizer kamen zwar keiner zum Anderen ins Zelt, auch nie zuſammen auf die Wache. Hingegen ſpa-

zierten wir oft mit einander vor das Lager, bis auf die Vorposten, besonders auf einen gewissen Bühel, wo wir eine weite zierliche Aussicht durch's Thal hinab bis auf Dresden hatten. Da hielten wir unsern Kriegsrath: Was wir machen? wo hinaus wir unsern Weg nehmen, wo uns wieder treffen sollten? Aber zur Hauptsache, zum Hinaus, fanden wir alle Löcher verstopft. Zudem wären Schärer und ich lieber einmal in einer schönen Nacht allein, ohne Bachmann davon geschlichen, denn wir trauten ihm nie ganz.

Endlich ward denn Allarm geschlagen, und wir erhielten den Befehl, aufzubrechen. Augenblicklich war Alles in Bewegung; in etlichen Minuten ein stundenweites Lager, wie die allergrößte Stadt, zerstört und aufgepackt. Jetzt zogen wir ins Thal hinab, schlugen bei Pirna eine Schiffbrücke und bildeten oberhalb des Städtchens eine Gasse, wie zum Spießruthenlaufen, deren eines Ende bis zum Thore von Pirna ging, und durch welche nun das sächsische Heer zu vieren durch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig, mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele Tausende nichts von den eigentlichen Umständen dieses großen Ereignisses.

Die nächsten Tage marschirten wir in den Grenzgegenden von Böhmen umher, und wurden dabei oft von den kaiserlichen Panduren angegriffen; oder es kam sonst aus einem Gebüsche ein Karabinerhagel auf uns los, so daß Mancher todt auf der Stelle blieb, und noch mehrere verwundet wurden. Wenn dann aber unsere Artilleristen nur

etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon.

Den dreißigsten September marschirten wir wieder den ganzen Tag, und kamen erst des Nachts auf einem Berge an, den ich und Meinesgleichen abermals so wenig kannte wie ein Blinder. Inzwischen durften wir hier kein Gezelt aufschlagen und kein Gewehr niederlegen, sondern mußten immer mit scharfer Ladung bereit stehen, weil der Feind in der Nähe war. Endlich sahen und hörten wir mit anbrechendem Tage unten im Thal gewaltig blitzen und feuern. In dieser bangen Nacht rissen Viele aus, unter anderen auch Bruder Bachmann. Für mich wollt' es sich noch nicht schicken.

Früh Morgens mußten wir uns stellen und durch eine Schlucht nach dem großen Thal hinuntermarschiren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in das Blachfeld kamen und zum großen Heere stießen, rückten wir in drei Treffen weiter, und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb des böhmischen Städtchens Lowositz. Es war kaiserliche Reiterei; denn das Fußvolk bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dasselbe bei dem Städtchen verschanzt hatte. Um sechs Uhr ging schon das Donnern des Geschützes so wohl aus unserem Vortreffen, als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserem Regiment im mittleren Treffen durchschnurrten.

Bisher hatt' ich noch Hoffnung, vor einer Schlacht zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr, weder vor noch hinter mir, weder rechts noch links.

Wir rückten unterdessen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth. In den Bauch der Erde hätt' ich

mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angſt, ja Todesblaſſe las man bald auf allen Geſichtern, ſelbſt denen, die ſonſt noch ſo viel Herzhaftigkeit heuchelten. Die geleerten Branntweinfläſchchen, deren jeder Soldat eines hat, flogen unter den Kugeln durch die Lüfte. Die meiſten tranken ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fuſel mehr!

Jetzt drangen wir bis unter die Kanonen vor, wo wir mit dem erſten Treffen abwechſelten. Ei! wie ſauſten da die Eiſenbrocken ob unſeren Köpfen weg, fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein' und Raſen hoch in die Luft ſprang, bald mitten ein und knickten uns die Leute in den Gliedern, als ob es Strohhälme wären. Dicht vor uns ſahen wir nichts als feindliche Reiterei, die allerhand Bewegungen machte; ſich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond und wieder in ein Drei- oder Viereck zuſammenzog. Nun rückte auch unſere Reiterei an; und wir machten Lücke und ließen ſie vor, auf die feindliche los galopiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als ſie nun einhieben! Allein kaum währte es eine Viertelſtunde, ſo kamen die Unſern, von den Oeſterreichern geſchlagen und bis nahe unter unſere Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man das Spektakel ſehen ſollen! Pferde, die ihren Mann im Stegreif hangend, andere, die ihr Gedärm auf der Erde nachſchleppten.

Inzwiſchen ſtanden wir im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen elf Uhr, ohne daß unſer linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zuſammen traf, obſchon es bereits auf dem rechten hitzig zu ging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiſerlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war 's ſchon nicht mehr ſo bange wie anfangs, wiewohl die Feldſchlan-

gen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften und der Wahlplatz bereits mit Todten und Verwundeten übersät war: als mit eins, ungefähr um zwölf Uhr, der Befehl kam, unser Regiment nebst zwei anderen müßten zurückmarschiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne rothe Trauben und aßen vor uns her nach Herzenslust; so wie denn mir und denen, die neben mir stunden, nichts Arges in Sinn kam, wenngleich wir von der Höhe herunter unsere Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten, und nicht unterscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war.

Mittlerweile trieben aber unsere Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der anderen Seite wieder hinunter führte. Und sobald unser Vortrab den Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an; und merkten wir erst, wo der Haase im Stroh lag. Einige tausend Panduren waren nämlich auf der anderen Seite den Berg hinauf beordert, um unserem Heere in den Rücken zu fallen, und dies mußte nur unseren Anführern verrathen worden sein, da wir ihnen zuvorkommen sollten; denn wenige Minuten später, so hätten sie uns die Höhe abgewommen, und wir wahrscheinlich den Kürzeren gezogen.

Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad, ehe man die Panduren aus dem Gehölz vertreiben konnte. Unsere Vordertruppen litten stark; allein die hinteren drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis am Ende alle die Höhe gewonnen hatten. Da mußten wir über Hügel von Todten und Verwundeten stolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise

über eine Mauer nach der anderen, in die Ebene. Unsre gebornen Brandenburger und Preußen packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie betaumelt, und, mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schießens fast alle meine sechszig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war, und ich sie am Riemen nachschleppen mußte. Indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern Alles ging in die freie Luft.

In der Ebene am Wasser, vor Lowositz, stellten sich die Panduren wieder und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch Mancher vor und neben mir ins Gras biß. Nun ging das Gefecht von neuem los. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen, wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Getön aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Feldobristen und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Geheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtodten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte!

Um diese Zeit, es mochte etwa drei Uhr sein, da Lowosin schon im Feuer stand, da viele hundert Panduren, auf die unsere Vortruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, und es auf das Städtchen selber losging, war ich freilich nicht der Vorderste, sondern noch im Weinberge unter dem Nachtrabe, von dem eben Mancher weit behender als ich, seinen Brüdern zu Hülfe, herunterſprang. Und da ich also noch ein wenig erhöht stand und in die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah, — in dem Augenblicke däucht' es mich Zeit, oder mahnte mich vielmehr mein Schutzengel, mich durch die Flucht zu retten.

Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde loseilende Truppen, zur Rechten zwei Haupttreffen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen und nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, von denen mehr todt und verwundet als lebendig waren. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich, sonst ist's die pure Unmöglichkeit! Ich schlich also zuerst auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen an mir vorüber: Komm, Bruder, komm! riefen sie; Viktoria! Ich versetzte aber kein Wort, that nur ein wenig verwundet und ging, freilich mit Furcht und Zittern, immer mälig fort. Sobald ich indessen so weit war, daß mich niemand mehr sehen konnte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, forschte wie ein Jäger umher, sah noch von ferne zum Letztenmale morden und todtschlagen, rannte eines Rennens dem Flusse nach hinunter und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits kamen so eben auch etliche kaiserliche Soldaten an, die sich gleichfalls aus der Schlacht gestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so laufen sahen, dreimal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hute den gewohnten Wink gab. Jedoch brannten sie niemals los.

Ich faßte also den Entschluß, gerade auf sie zuzugehen, und hätte ich einen anderen Weg genommen, so würden sie, wie ich nachmals erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Als ich aber zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir, unter dem Versprechen, es mir später wieder zuzustellen, das Gewehr ab; wenn sich gleich der, welcher sich dessen bemächtigt hatte, bald nachher verlor und es mit sich nahm. Die andern führten mich in das nächste Dorf, eine

ſtarke Stunde unter Lowoſitz, und hier war eine Fahrt über das Waſſer, aber nur ein einziger Kahn dazu vorhanden. Da gab's ein Zetergeſchrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerſt übergeſetzt ſein, aus Furcht vor den Preußen, denn alle glaubten ſie ſchon auf der Haube zu haben. Ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern in das Fahrzeug ſprang; und hätte der Fährmann nicht einige wieder hinausgeworfen, ſo wären wir alle ertrunken. Jenſeit des Fluſſes ſtand eine Pandurenhauptwache. Meine Begleiter führten mich darauf zu und die rothen Schnurrbärte begegneten mir auf das höflichſte, obgleich ſie mich und ich ſie nicht verſtand und gaben mir das Geleit bis auf Leitmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und allerdings nicht wußte, ob ich mich ſicher zur Ruhe legen konnte; aber, dem Tumulte des Lagers ſei es gedankt, noch einen ſo verſchlafenen Kopf hatte, daß ich daran am wenigſten dachte.

Des andern Morgens ging ich mit einem Transport ins kaiſerliche Hauptlager ab, wo ich an zweihundert andere preußiſche Deſerteurs, und darunter auch unſern Bachmann antraf. Wie ſprangen wir Beide vor Entzücken hoch auf, uns ſo unerwartet wieder in Freiheit zu ſehen! Da ging es an ein Erzählen und Jubiliren, und es hieß bloß zuweilen: Ach, wäre nur auch der Schärer von Weil bei uns! wo mag der geblieben ſein?

Wir hatten die Erlaubniß, alles im Lager zu beſichtigen. Officiere und Soldaten ſtanden dann bei Haufen um uns, denen wir mehr erzählen ſollten, als uns bekannt war. Etliche indeſſen wußten Wind genug zu machen, und um ihren Wirthen zu ſchmeicheln, zu Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuſinnen. Auch gab es unter den Kaiſerlichen manchen Erzprahler und der kleinſte Zwerg rühmte

ſich, wer weiß wie viele langbeinigte Brandenburger auf ſeiner eignen Flucht in die Flucht geſchlagen zu haben.

Wir mußten im Lager übernachten und bekamen jeder einen Dukaten Reiſegeld, mit dem wir Tages darauf unter einer Cavalleriebedeckung nach Prag abgingen. Hier vertheilten wir uns und bekamen Päſſe, je zu ſechs, zehn bis zwölfen, die einen Weg gingen, denn wir waren ein wunderſeltſames Gemengſel von Schweizern, Schwaben, Sachſen, Baiern, Welſchen, Franzoſen und Polaken. Einen ſolchen Paß bekamen unſer ſechs zuſammen bis Regensburg.

In Prag ſelbſt war ein Zittern und Beben vor den Preuſſen ohne Gleichen. Man hatte da den Ausgang der Schlacht bei Lowoſitz vernommen, und meinte den Sieger nun ſchon vor den Thoren zu ſehen. Die Männer ſchlugen die Hände überm Kopf zuſammen, die Weiber und Kinder wälzten ſich heulend auf den Straßen herum.

Den fünften Oktober traten wir unſere Heimreiſe an. Es war ſchon Abends, als wir von Prag abmarſchirten. Es ging bald über eine Anhöhe, von der wir eine unvergleichliche Ausſicht über das ſchöne königliche Prag hatten. Die liebe Sonne vergüldete ſeine mit Blech gedeckten zahlloſen Thurmſpitzen zum Entzücken. Wir ſtunden dort eine Weile ſtill, um unter allerhand Geſprächen und mannigfalten Empfindungen dieſes herrlichen Anblickes zu genießen. Einige bedauerten den prächtigen Ort, wenn er ſollte bombardirt werden; andere hätten mögen dabei ſein wegen des Plünderns. Ich konnte mich kaum ſatt ſehen; ſonſt aber war mein einziges Sehnen wieder nach Haus, zu den Meinigen, zum Aenneli.

Wir machten nur kurze Tagereiſen, aber deſto längere Zechen, und ſo ward mein Dukaten Reiſegeld bald dünn wie ein Laub. Da ich weiter keinen Heller in der Taſche

hatte, so sah ich mich genöthigt auf den Dörfern zu fechten, wo ich oft beide Taschen voll Brot, aber nicht einen Heller baar bekam. Bachmann hingegen hatte noch von seinem Handgelde übrig, ging in die Schenke und ließ sich's wohl schmecken; nur etwa zu vornehmen Häusern, Pfarrhöfen und Klöstern kam er mit, wo es oft Suppen und zuweilen Fleisch gab.

In Regensburg theilten wir uns wieder und bekamen ich und Bachmann einen Paß nach der Schweiz, bis wohin wir in acht bis zehn Tagen gelangten. Unterwegs, oberhalb Rheineck, begegnete mir bald ein trauriger Spaß.

Bisher waren wir nämlich unter lauter munteren Gesprächen von unserer glücklichen Flucht, unseren älteren und neueren Schicksalen und Aussichten in die Zukunft ganz brüderlich gereist; und Bachmann, dem von vorigen Zeiten her oft alle Tage Hunde und Hasen wieder in den Sinn stiegen, hatte sich, sobald wir von Prag weg waren, eine Jagdflinte gekauft, die er mit sich trug. Ich war aber seines ewigen Redens von Hetzen und Treiben nun längst müde, als wir oberhalb Rheineck in den Weinbergen Hunde jagen hörten. Hier machte mein Urian vor Entzücken ordentlich Purzelbäume und behauptete, es wären seine alten Bekannten, er kenne sie noch am Bellen. Ich lachte ihn aus. Hierüber ward er böse und befahl mir, still zu stehen und der schönen Musik zuzuhorchen. Jetzt spottete ich vollends seiner und stampfte mit den Füßen. Das hätt' ich freilich sollen bleiben lassen; denn er ward ganz rasend, trat mit aufgehobener Flinte schäumend vor mich hin und setzte sie mir zähneknirschend vor den Kopf, als ob er mich den Augenblick tödten wolle. Ich erschrak. Er war bewaffnet, ich nicht; und auch dies und seine Wuth ungerechnet, glaube ich nicht, daß ich dem ohnehin verzweifelt wilden, handfe-

ſten Kerl, der beinahe zwei Zoll höher als ich war, hätte gewachſen ſein können. Jedoch ſtand ich ſtockſtill, ich weiß nicht, ob aus Muth oder Furcht und guckte mich nach allen Seiten um, ob ich niemand zu Hülfe rufen könnte? Aber es war an einem einſamen Ort, auf einer Allmend, und ich ſah keine Seele. »Sei kein Narr!« ſagt' ich ihm, »wirſt wohl auch Spaß verſtehen!« und damit legte ſich ſeine Wuth ſchon um ein Ziemliches. Alsdann gingen wir ſtillſchweigend weiter, und war ich froh, als wir ſo unvermerkt ins Städtchen Rheineck traten. Jetzt ſchmeichelte er mir wieder eines Thalers wegen, den ich unterweges von ihm geborgt hatte, und ich dachte oft: dies Lumpenſtück Geld hätte mir das Leben gerettet. Aber von dieſem Augenblicke an ſchwand alles Vertrauen unter uns. Doch hab' ich mich nie gerächt, ob es gleich der Anläſſe viele gab, und mein Vater zahlte ihm den Thaler willig, als er wenige Tage nach meiner Heimkehr in unſer Haus kam. Wir gingen noch bis Roſchach und des folgenden Tages auf Herisau, denn mein Begleiter mochte nicht eilen, und ich merkte wohl, er getraute ſich nicht recht nach Hauſe, bis er ſich erkundigt hätte, wie, ſeiner dereinſtigen Frevel wegen, der Wind blies. Da trennt' ich mich von dem Burſchen, vor Begierde brennend, meine Heimath, der ich ſo nahe war, vollends zu erreichen. Den ſechsundzwanzigſten Oktober Morgens nahm ich alſo zum Letztenmale den Weg unter die Füße und rannte wie ein Reh über Stock und Stein. Die lebhafte Vorſtellung des Wiederſehens von Aeltern, Geſchwiſtern und meinem Liebchen ging mir einſtweilen über Eſſen und Trinken. Und als ich dergeſtalt meinem lieben Wattweil immer näher und endlich auf die ſchöne Anhöhe kam, von der ich ſeinen Kirchthurm nahe unter mir erblickte, bewegte ſich alles in mir und rollten große Thränen hauſen-

weise über meine Wangen. O, du erwünschter, gesegneter Ort! so hab' ich dich wieder, und Niemand wird mich wieder von dir nehmen, dacht' ich im Hinunterlaufen wohl hundertmal und dankte dabei Gottes Vorsehung, die mich aus so vielen Gefahren errettet hatte.

Und hiermit beschließe ich, als Herausgeber, diese Geschichte der Jugend des armen Mannes im Tockenburg, wie ich sie seiner von ihm selbst geschriebenen Lebensgeschichte, die H. H. Füßli im Jahre 1789 mit seiner Billigung erscheinen ließ, in einem gedrängten Auszuge entnommen habe. Ich habe sie wohl nicht mit Unrecht ein Idyll genannt, da unsere Literatur schwerlich noch eines dergleichen aufzuweisen hat, das das Landleben frischer, wahrer und poetischer darstellte. Das Buch, das auffälligerweise an mehr als einer Stelle an den abenteuerlichen Simplizissimus, so wie desgleichen wohl an Stillings Jugend erinnert, ist zu seiner Zeit viel gelesen worden, scheint aber jetzt ziemlich vergessen zu sein und enthält wenigstens, in seiner Unform von zwei ansehnlichen Bänden, Vielerlei des Störenden und Unlesbaren. Aus dem Tagebuche, das den zweiten Theil füllt, habe ich nichts mitzutheilen; aus dem späteren Leben des armen Mannes oder aus der zweiten Hälfte des ersten Theiles aber noch die folgenden Thatsachen.

Er kam also glücklich wieder in seiner Heimath an, wo er die Seinigen wohl und gesund antraf und mit herzlicher Freude von ihnen empfangen wurde, und lebte nunmehr, nach wie vor, so lange fleißig und arbeitsam in ihrer Mitte, bis er zuletzt ernstlich daran dachte, sich einen eigenen Hausstand zu begründen. Er fing aus dem Grunde einen kleinen Handel mit Baumwollengarn an, das er bei den Spinnern einzeln zusammenkaufte und im Ganzen nach St Gallen

trug, wo er es an die Handelshäuser abſetzte, baute, als er nach mancherlei Erfahrungen ſicher war, dabei ſeinen nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen, mit Hülfe ſeines Vaters ſich ein kleines Haus auf eignen Grund und Boden, und ging dann auch mit ſeines Vaters endlicher Zuſtimmung ſeine Ehe ein. Seine Hochzeit fand im Jahre 1760 ſtatt, und wiewohl er ſeine Wirthſchaft mit einer ziemlichen Schuldenlaſt begann, die er durch ſeinen Hausbau und ſeine Einrichtung auf ſich geladen hatte, kam er doch ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten immer mit Ehren durch, da ſeine treue Lebensgefährtin, gleichwie Aennchen bereits weit praktiſcher und bewußtvoller in ihrem Weſen war als er, ihm eine wirthſchaftliche Hausfrau und Mutter ſeiner vielen Kinder ward, die ſie beide zu tüchtigen Menſchen auferzogen.

Das Schickſal ließ ihm zwar bei weitem nicht alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen, und forderte ihm, wie allen Menſchen, ſogar das Opfer ſeiner liebſten ab, auch hatte er zumal in den harten ſiebenziger Jahren, zur Zeit von Theuerung und Krankheiten, viele Noth und Trübſal auszuſtehen, ſo wie ſelbſt mit manchem häuslichen Aerger und Verdruß zu kämpfen, da es bei ſeiner nicht ſonderlichen Sparſamkeit und der ihm angebornen Geldverachtung mit ſeinem Handel ſehr oft ſchlecht von Statten ging. Allein bei alle dem tilgte er am Ende ſeine Schuldenlaſt und hatte ſich überhaupt eines zufriedenen Daſeins zu erfreuen, indem er ſeine Sachen allezeit Gott anheimſtellte, feſt überzeugt, er meine es am beſten mit ihm, kenne ſeine Lage am genaueſten und werde Alles zum Guten lenken. In muthloſen Stunden nahm er ſeine Zuflucht zum Leſen und Schreiben, und durchſtöberte jedes Buch, das er auftreiben konnte, oder ſchüttete ſeine bedrängte Bruſt auf's Papier aus. Jedoch pflegte er dieſen Beſchäftigungen meiſtentheils nur ſeine Nächte zu wid-

men, derweil er den Tag über gewissenhaft seiner Arbeit oblag, oder seinen Geschäften nachging, und schrieb somit in seinen Tagebüchern manchen trefflichen Gedanken, manche zarte Betrachtung, manches gefühlvolle Gedicht nieder, oder bereicherte seinen Verstand mit nützlichen Kenntnissen, die sein Urtheil und seinen Geschmack bildeten. Er genoß bis in sein hohes Lebensalter nicht allein als redlicher Mensch und Landmann der Liebe seiner Nachbarn und Freunde, sondern auch als guter und gesunder Kopf der Achtung der Gebildeten, die in der Nähe oder Ferne von ihm hörten und mit ihm in Berührung kamen. Meine Mittheilungen von dem braven Manne aber, dessen Name Ulrich Braeker war, glaube ich nicht besser beschließen zu können, als indem ich mit seinen eigenen Worten die Schilderung und das Bild seiner Heimath entwerfe.

Meine Heimath, sagt er nämlich, ist mir so werth und theuer, als irgend einem Menschen die seinige sein kann, und mein hölzernes Häuschen, das zwei Stuben, drei Kammern, Küche und Keller, ein Geißställchen und einen Holzschuppen enthält, und von einem kleinen Garten mit etlichen Bäumen und einem tapfern Dornhag umzogen wird, liegt gerade an dem Gelände, wo unser zwölfstundenlanges Tockenburger Thal, mit seinen vielen Nebenthälchen und fruchtbaren Bergen am anmuthigsten ist. So weit nur das Auge reicht, blickt man da bald in das mit Dörfern reich besetzte Thal, bald auf die mit den fettesten Weiden, Wiesen und Gehölz bekleideten und abermals mit Häusern übersäeten Anhöhen zu beiden Seiten, über die sich noch die Gipfel der Alpen hoch in die Wolken erheben.

Aus meinem Fenster hör' ich von drei bis vier Orten her läuten und schlagen. Kaum etliche Schritte vor meiner Thüre liegt ein meinem Nachbar zu dienender beschatteter

Rasenplatz. Von da seh ich senkrecht in die Thur hinab, wie sie sich durch die schönsten Auen schlängelt und an ihren beiden Ufern unzählige Kühe mit geschwollenen Eutern im Grase waten, auf die Bleicken hinüber, auf das schöne Dorf Wattweil, auf das Städtchen Lichtensteig und hinwieder durch's Thal hinauf auf die jenseitige Landstraße, die nie leer ist. Hinter meinem Hause rinnt ein Bach der Thur zu, der aus einem romantischen Tobel kömmt, wo er über Steinschroffen daherrauscht. Sein jenseitiges Ufer ist ein sonnenreiches Wäldchen, mit einer hohen Felswand begränzt. Darin nisten alle Jahr etliche Sperber und Habichte in einer unzugänglichen Höhle. Und diese und dann noch ein gewisser Berg, der mir um die Tag- und Nachtgleiche die liebe Sonne des Morgens eine Stunde zu lang aufhält, sind mir unter allem, was zu meiner Lage gehört, allein widerlich. Die Sperber zumal plagen meine Ohren nicht nur von Mitte April bis spät in den Herbst mit ihrem Zetergeschrei, sondern, was noch ärger ist, verjagen mir die lieben Singvögelchen, von denen bald keines mehr in der Gegend sich einzunisten wagt.

Meine Nachbarn sind gute, ehrliche Leute, die ich aufrichtig schätze und liebe; wiewohl freilich bisweilen auch ein Anderer mit unterläuft. Innige Freunde, mit denen man Gedanken wechseln und Herzen tauschen kann, hab' ich in der Nähe nicht. Diese ersetzen mir meine Bücher in meinem Stübchen.

Im Frühlinge liegt mir der Schnee auch ein bischen zu lang in meinem Garten. Allein ich fange einen Krieg mit ihm an, zersetze ihn zu kleinen Stücken und werfe ihm so lange Asche und Koth auf die Nase, bis er sich in die Erde verkriecht und ich noch mit dem frühesten gärtnen kann. Ueberhaupt macht mir dieses kleine Grundstück viel

Vergnügen. Zwar ist die Erde ziemlich grob und ungeschlacht, obgleich ich sie schon an die fünfundzwanzig Jahre bearbeitet habe. Desungeachtet giebt das Ding Kraut, Kohl, Erbsen und was ich auf meinem Tisch brauche, so wie Blumenwerk und Rosen die Fülle. Und was die übrigen Reichthümer und Schätze der Natur umher anlangt, so sind sie ja, wie die ganze Welt, auch unser Eigenthum. Oder wehrt mir Jemand, sie anzusehen und Lust und Freude an ihnen zu haben? Bekomm' ich von dem Vieh, das darauf weidet, nicht so viel Butter und Milch als mir gelüstet, und haben dessen Herren also nicht bloß die Mühe zum Vortheil? Oder braucht es weiter noch etwas, jene Alpen mein zu heißen? oder jene zierlich prangenden Obstbäume? Bringt man uns nicht ihre schönsten Früchte in das Haus? Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja seine Blumen von weitem!

Mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich all die Herrlichkeit überschaute, und, in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, den Wiesen entlang wandelte oder an einem Sommerabend den Hügel bestieg, die Sonne sinken, die Schatten steigen sah, mein Häuschen schon in blauer Dämmerung stand, die schwirrenden Weste mich umsäuselten, die Vögel ihr sanftes Abendlied anhuben. Wenn ich dann vollends bedachte: Und dies ist alles für dich, armer schuldiger Mann? und eine göttliche Stimme mir zu antworten schien: Sohn, dir sind deine Sünden vergeben! so zerschmolz mein Herz in Wehmuth, ließ ich dem Strome meiner Freudenthränen freien Lauf, hätte Alles um mich her, Himmel und Erde umarmen mögen, und wiederholten noch selige Träume der Nacht mein Glück.

V.

Der Mönch.

Eine Erzählung.

Wir ſollen das Irdiſche verwerfen um des Himmliſchen willen! Ein inhaltſchweres Wort, und doch, wie bald geſagt. Ja, wenn das Irdiſche in ſeiner Vergänglichkeit immer als ſolches vor uns hinträte, und der Tod, durch das Leben dunkelnd, mit erhobener, gewendeter Hand uns von ſich abſchreckte; derweil auf der anderen Seite der verklärte Leib des Himmliſchen uns in das Auge ſchiene. — Aber ſo winkt es uns oft in der Hülle unſerer innigſten Wünſche, mit der zarten Hand, in der wir die vollen blauen Adern warmen Blutes rinnen ſehen, lockt uns mit den lieben, ſüßen Augen, die uns ſo wohl errathen und verſtehen, und gewöhnt uns an ſein trauliches Daſein dergeſtalt, daß wir ſchon zu vergehen meinen, wenn es uns flieht, geſchweige denn gar, wenn die Pflicht uns das Fliehen auferlegt.

Das ganze Leben des Menſchen iſt nur eine Mortification, die Mortification des Verſtandes oder freien weltlichen Willens, in der Ueberzeugung, daß der eigne Wille, wie der heilige Blaſius ſagt, die einzige Urſache der Verdammniß iſt.

Wird denn aber unſre Kraft durch allen Genuß nur geſchwächt? Giebt es nicht auch Genuß, der uns ſtärker

als die Verleugnung macht? läßt wohl das Menſchliche ſich zwiſchendurch vernehmen: Muß in dem irdiſchen Boden die himmliſche Saat zu jeder Zeit mit Verzweiflung gedüngt werden, damit ſie wachſe?

O! das Leben iſt ſchwer für die Armen, die es oft und ernſtlich zu den Fragen bringt, die nicht weniger als die Verzweiflung ſelbſt überwunden und unterdrückt werden müſſen.

Wenn das Leben Einwirkung des himmliſchen Theiles in uns auf unſer leibliches iſt, und umgekehrt, ſo hört es auf, iſt ein Unding, ſo wie der ganze Begriff Menſch, wenn das Letztere ganz und gar verleugnet wird. Eben darum ſoll dies aber nicht ſeine Aufgabe ſein; vielmehr iſt ihm die Kaſteiung durch Kampf und immer neuen Sieg, nicht Ertödtung, nicht Befriedigung ſeiner Wünſche, vielmehr Verklärung derſelben, Befriedigung oder Ertödtung im geiſtigen Sinne vorgeſetzt.

Das Wort iſt die Offenbarung Gottes in uns, und wohl dem Glücklichen, dem es verliehen ward, ihn mit ſtarker Hand über die Verzweiflung empor zu halten. Wir fühlen in ihm den göttlichen Willen wirken, der den unſrigen zu nichte macht, und mit ſich identificirt, und dieſe Verleugnung iſt, wie der Herr geſagt hat, allerdings das ſüßeſte Joch. Die Gabe des Worts iſt Prieſterthum, Gebet oder Heiligung, wie man ſie nennen will; denn der heilige Geiſt iſt eben aller Geiſt, der heilig iſt, und in ihr mortificirt die Leidenſchaft ſich ſelbſt.....

Dieſe Betrachtungen bringen mich darauf, aus unſerer neueſten Zeit heraus die nachſtehende alte Geſchichte zu erzählen.

Wo man jetzt die Ruinen der Burg Blattnitz, in der Thuroczer Geſpannſchaft in Ungarn wahrnimmt, ſtand vor grauen Zeiten auf dem Berge ein Kloſter.

* * *

Es war ſonſt wohl gewöhnlicher der Fall, daß man die Klöſter in die Thale, wie die Burgen auf die Höhen baute. Und zwar hatte dieſes Herkommen ſeinen guten Grund darin, daß man die Wohnung des Ritters wie des Mönches ihrem Berufe und ihrer Lebensart anpaſſen, und mithin Beide in die rechte Stimmung ihrer Lage bringen wollte. Die Demuth oder hoher Muth beſtimmten die Wahl für Armuth oder Reichthum, für den geiſtlichen oder Herrenſtand. Indeſſen hatte hier der Zufall, gleichviel wie es zugegangen, eine Ausnahme von der Regel gemacht, und es war nur bemerkenswerth, daß, wie in Folge deſſen, die Mönche dieſes Kloſters ein Leben geführt hatten, das nicht eben vorzugsweiſe ein andächtiges zu nennen geweſen war, wenn es auch nicht als ein beſonders ausgeartetes ſeinen Ruf heruntergebracht hatte. Es war aber eben als wenn die Bergluft ihnen in die Glieder oder Füße geſchlagen wäre, ſo unruhig lebten allda von jeher viele Väter, und ſo ſehr mengten ſie ſich in allerlei weltliche Händel oder Angelegenheiten der Nachbarſchaft, die das Kloſter nicht ſelten in Fehden und Ungelegenheiten verwickelten, und ihm manchen ſcharfen Verweis von dem Ordensgenerale zuzogen.

In dieſem Kloſter lebte denn zu der Zeit, von der wir ſprechen, ein eben ſo gelehrter wie in der Heilkunde erfahrener und weit und breit hochgeachteter Mönch, Namens Odilo, der ein Italiener von Geburt und erſt vor einigen Jahren aus der Lombardei hierher verſetzt worden war, vielleicht um durch ſeine Eigenthümlichkeit und wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen auf den in dem Kloſter Blattnitz herrſchenden Geiſt einzuwirken und ihn mit einer minder weltlichen Geſinnung zu vermählen.

Odilo war ein schöner ernster Mann, der in seinem kräftigsten Alter stand, und wenn auch die Blüthe desselben in seiner äußeren Haltung so wenig wie in seinen Gesichtszügen je recht zum Ausbruch oder Vorscheinen kam, sondern in dem, was die erstere anlangte, durch den Druck und angewöhnten Schein der Demuth verhüllt, in den letzteren von den Spuren seiner vielen Nachtwachen über Studien eher als Kasteiungen angewelkt war, so konnte doch ein halbverhehlter feiner Spott, der in der Erhöhung seiner Backen schräg über der Oberlippe lauerte, und ein gewisser Zug in den Augenwinkeln und Stirnmuskeln, der auf Ehrgeiz schließen ließ, als genugsame Andeutung dessen gelten, daß es ihm noch sicher nicht an scharfer Willenskraft gebrach, und auch nicht etwa seine Bußübungen schon bewirkten, daß seine Sinne ihre Spitze eingebüßt, und gegen eine in Ergebung versunkene Stumpfheit aufgeopfert hatten.

Die erste Zeit seines Blattnitzer Klosterlebens brachte Odilo meist in seine Zelle zurückgezogen hin, indem er sich der Erlernung der Landessprache befleißigte, und einige ihm unbekannte Manuscripte und Autoren las, die er in der Klosterbibliothek, die man seiner Obhut anvertraut hatte, vorfand. Auch war er anfangs sehr mißvergnügt, weil er nur mit Widerwillen in das unbekannte Ungarland gezogen war, das so fern von der Quelle aller geistlichen Ehren und Würden ablag. Nach und nach jedoch, als er sich einigermaßen darein gefunden, und mit der Oertlichkeit seines neuen Aufenthaltes, mit seinen Klosterbrüdern bekannt geworden war, und eingesehen hatte, wie wenig ihm der Umgang mit ihnen zusagte, und seinem Geiste genug that, trieb es ihn daraus hervor, und fing er an, seinen botanischen Studien nachzugehen, die in der ihn umgebenden neuen Vegetation die reichlichste Nahrung fanden.

Die Natur hinwieder führte ihn zu den Menschen über, die alsbald von seinem Wissen und seiner Erfahrenheit in der Heilkunde hörten, und nicht lange ermangelten, seine Dienste und Beihülfe nachzusuchen. Er verlangte seinerseits nichts mehr als das, sie ihnen zu gewähren, da er sich eben so gern auf die Erkenntniß der mannigfaltigen Charaktere und Individuen, als auf die Kunde seiner Bücher legte. Und so geschah es mit der Zeit, daß er bei seinem großen Verstande in weltlichen Dingen, der ihm angeboren war, so wie bei seinem guten Glücke und Geschicke in der Ausübung der Arzneiwissenschaft, gewissermaßen der Anwald oder Gewissensrath, so wie der Arzt eines großen Theiles der Umgegend ward, und viel und rühmlich von sich sprechen machte. Er nützte dem Kloster durch diese Thätigkeit in nicht geringem Grade, und genoß also auch in dessen Mauern, mit dem er Gelegenheit fand, viele seiner ehemaligen Feinde zu versöhnen, eines immer zunehmenden Ansehens. Ja, dazu kam noch, was das Kloster selbst anging, daß dasselbe vor Kurzem einen neuen Prior zugeschickt erhalten hatte, der ein äußerst frommer und devoter Pater war, und indem er den alten Abweichungen von der Klosterregel, die eingerissen, ein Ende setzte, die seit langer Zeit vernachlässigte Zucht und strenge Gottesfürchtigkeit wieder einführen sollte und wollte.

Auf diese Art wurden dann von zweien einander nicht naheſtehenden Seiten her die Blattnitzer Mißhelligkeiten nach und nach ausgeglichen; und eben so begannen die Unterthanen und Knechte des Klosters, die durch ihre ihm seit Jahren geleisteten außerordentlichen Dienste an ein ungebundenes wildes Leben gewöhnt gewesen waren, sich wieder mit Ruhe und Frieden auszusöhnen und auf den neuen Zustand der Dinge gehorsam einzulassen.

Da trat eines Tages ein dienender Bruder in die Zelle des über Büchern beschäftigten Paters Odilo, und meldete, daß eine gewisse vornehme Edelfrau in dem Sprachzimmer sei und eine Unterredung mit ihm begehre. Odilo fuhr aus tiefen Gedanken empor, als er ihren Namen hörte, sah den Laien einen Augenblick verwundert an, wie ungewiß, ob er seinem Ohre trauen solle, und bestrebte sich, sich zu sammeln. Nachdem ihm aber, auf sein langgedehntes: Wer? der Name zum Zweitenmale angesagt worden war, erhob er sich geschwind von seinem Schemel und schritt dem Boten voran, wohin er gerufen wurde.

Die Verwunderung und Zweifel des Mönches rührten zumal daher, daß die sein harrende Edelfrau, wie er wohl wußte, die Gemahlin eines mächtigen Burgherrn war, dessen Besitzungen an die des Klosters grenzten, und der von jeher zu den erbittertsten Gegnern ihrer Brüderschaft gehört hatte, so wie gegenwärtig fast noch der einzige Ritter war, der ihr in dieser Eigenschaft verblieben. Besondere Umstände hatten seither noch zu dem großen Leidwesen des Priors verhindert, daß dessen angelegentliche Bemühungen, seinen Groll zu besänftigen und ihn zu einem Gutthäter des Klosters zu verkehren, erfolgreich geworden wären. Odilo stand mit seinem Oberen nicht in dem besten Vernehmen, insofern dessen andächtige Frömmigkeit nicht mit seiner zweideutigen zufrieden sein konnte; und es bewirkte also der Gedanke, daß es, in Betracht dieses Besuches vielleicht ihm vorbehalten sei, die Versöhnung zu vermitteln, und dem Prior auch so einmal den Rang abzulaufen, daß er unterweges vor erwartungsvoller Ungeduld seinen Schritt beschleunigte.

Als er in das Sprachzimmer trat, begrüßte ihn eine ersichtlich aufgeregte, allein im Grunde gutmüthig scheinende

ſtattliche Frau, von noch nicht vorgerücktem Alter, und ſagte ihm, wie ſie, der derzeitigen guten Geſinnungen des Kloſters gegen ihr Haus, durch die wiederholten Freundſchaftsbezeigungen des Priors verſichert, zur Stunde gekommen ſei, ſeine ihr von allerwärts geprieſene Weltklugheit und chriſtliche Befliſſenheit, anderen Menſchen in Noth und Drangſalen helfend beizuſtehen, in einer leidigen Angelegenheit für ſich in Anſpruch zu nehmen, die ſie und ihren Gatten nicht wenig bekümmere.

Odilo verſetzte, heimlich aufhorchend, mit verbindlicher Demuth: er ſei mit Freuden bereit, ihr in Allem, was in ſeinen Kräften ſtehe, zu dienen, und halte dieſen Beruf für die ſchönſte Pflicht ſeines Standes, in dem er unabläſſig Gott bitte, deren Ausübung zu ſegnen. Und die Edelfrau leiſtete ſeiner ferner an ſie ergehenden Aufforderung Folge, und that ihm den in Rede ſtehenden Fall zu wiſſen, den wir ihr mit kurzen Worten und erläuternden Zuſätzen nacherzählen.

Die Edelfrau hatte von ihrem Gemahl eine Tochter, deren Kinderzeit, und wie ſanft und folgſam ſie geweſen war, ſie dem Mönche mit Betrübniß ſchilderte. Das junge Mädchen hatte nie einen andern Willen gehabt als den ihrigen, und war mit ihr ein Herz und eine Seele geweſen. Der düſtere und ſchweigſame Burgherr, ſo ſagte ſie, hatte Mutter und Tochter von früh an, in ſeinen öfteren Verſtimmungen, mit nur geringer Freundlichkeit behandelt, und dies denn zur Folge gehabt, daß die Tochter ſich immer inniger an die Mutter angeſchmiegt, und die eine die andere wechſelsweiſe getröſtet und erheitert hatte. Auch hatten ſie mit einander geweint und geklagt, und ſich wieder ermuntert, nachzugeben und zu dulden; ja, dieſes ſchöne Verhältniß ungeſchmälert bis vor etwa ſechs Monaten fortbe-

ſtanden. Da hatte die Mutter mit Einemmale eine ſeltſame Unruhe an Eliken zu bemerken geglaubt, und aufmerkſam geworden, ſobald ſie ſich vergewiſſert, daß kein vorübergehendes Unwohlſein die Urſache ſei, hatte ſie derſelben vielfach bei dem jungen Kinde nachgeforſcht, obwohl nimmer eine befriedigende Antwort erlangen können. Die augenſcheinlich zerſtreute Elika entſchuldigte ſich bald unter dieſem bald unter jenem Vorwande, wich der Mutter verlegen aus, wenn ſie ihr mit Vorwürfen über ihre ungewohnte Verſchloſſenheit nahete, und bethätigte die mit ihrem Innern vorgegangene Veränderung inſonderheit auch dadurch, daß ſelbſt ihr Betragen gegen ihren Vater ein ganz anderes ward als es geweſen war. Der Vater betrug ſich nämlich, nachdem er dem lange beobachtend zugeſehen, ungleich milder gegen ſie als ſonſt, ward ohne all ihr Verdienſt zutraulicher, und faßte ſie oft und lange in das Auge, das dann dem Menſchenkenner wohl keine andere Seelenregung als die herzlichſte Antheilnahme kund gegeben hätte. Allein die Jugendliche war leider weit entfernt, dieſe einfache Wahrheit daraus zu erkennen; ſeine beobachtenden Blicke machten ſie ärgerlich, weil ſie ihr räthſelhaft vorkamen, und ſie konnte ihm ſeine väterlichen Gefühle mit nichts weniger als kindlicher Offenheit vergelten. Sie ſcheute ſich immer mehr vor ihm und erbitterte ſich ohne Noth, ja ging in ihrer Entfremdung mitunter ſo weit, daß ſie ſich von Aufwallungen, die ihr Angeſicht mit fliegender Röthe überzogen, in ſeiner Gegenwart überkommen ließ. Sie bereitete dem Ehrenmanne damit eine ſchmerzliche Kränkung über die andere, und die Mutter erklärte dem Mönche, indem ſie dieſes ſtummen Mienen- oder Herzensſpieles der Beiden in ihrer Weiſe gedachte, daß ſie deswegen ſelbſt wider das Mädchen aufgebracht worden und in Entrüſtung gerathen ſei, ſo viele Güte

und Freundlichkeit so wenig von ihr anerkannt zu sehen. Nichts destoweniger nahm sie aber jetzt einmal die Stunde wahr, die Tochter auf ihr Gewissen zu fragen: ob ihre Befangenheit etwa daher rühre, daß sie irgend ein heimliches Herzensverständniß mit einem jungen Ritter habe? Elika antwortete mit einem raschen und heftigen, mehrmals wiederholten: Nein! Und von dieser Seite dann beruhigt, weil ihr die Jungfrau jeder Zeit eine gleichsam religiöse Wahrheitsliebe bewiesen hatte, und gewiß nicht fähig gewesen wäre, eine geflissentliche Lüge gegen sie vorzubringen, glaubte sie nunmehr, daß sie überhaupt eine unbestimmte Sehnsucht nach Veränderung ihres Standes trage, und sich scheuen möge, ihr die Wahrheit einzugestehen.

Durch mehrfache Gründe in dieser Annahme bestärkt, unterrichtete sie davon am Ende ihren Gatten, den in der jüngsten Zeit verwickelte Staatshändel zu längeren Abwesenheiten von seinen Gütern genöthigt hatten, und es gelang ihrer Redekunst, ihre Ueberzeugung ihm einleuchtend darzulegen. Beide verständigten sich dahin, die Gelegenheit zu einer schicklichen Vermählung Elikens aufzusuchen, welche Fürsorge der ernste Vater vorläufig ihr allein anvertraute, und von dem Tage dieses Beschlusses an war die Edelfrau, wie sie sich äußerte, so unermüdet thätig für das Glück ihrer geliebten Tochter gewesen, als es nur irgend eine Mutter in solchem Falle sein kann. Der Erfolg entsprach ihren Bemühungen, und sie wählte unter den zahlreichen Rittern und Großen, die es sich alle zur Ehre gerechnet haben würden, die Erbtochter eines so reichen Hauses heimzuführen, den Sohn einer ihrer Freundinnen als den würdigsten Jüngling, Eliken zu besitzen, aus. Sie erhielt zu den weiteren Schritten, die sie in Folge dieser Wahl zu thun vorhatte, unschwer die Genehmigung ihres Eheherrn, der gegen

den jungen ehrenwerthen Ritter nichts einzuwenden wußte, und so war die Sache zwischen den beiden Familien bald eine zu allseitiger Zufriedenheit geordnete.

Um ihrer Tochter eine recht unvermuthete Freude zu machen, hatte die Mutter dieser kein Wort von ihren Absichten und Verhandlungen vorhergesagt. Nur hatte aber, so lange die letzteren dauerten, ihre gute Meinung, wie dies bei schwachen Charakteren immer geschieht, sie bewogen, ihr um deretwillen wieder aus freien Stücken weit freundlicher als zu der Zeit ihrer Erzürnung gesinnt zu werden und sich zu bezeigen. Die junge Elika versah sich dieses Umstandes schnell genug, und da ihr Bewußtsein ihr sagen mußte, daß sie einer so gütigen Mutter gegenüber keineswegs frei von Schuld zu nennen sei, so rührte dies Entgegenkommen, hinter dem sie nicht daran dachte, ein Geheimniß zu suchen, sie auch ihrerseits und machte sie so mild und weich als ihre Natur es immer zulassen wollte. Sie ahnete nicht, was ihr bevorstand; und es war gerade an ihrem Geburtstage, daß ihre Mutter sie mit der Nachricht von ihrer Verlobung zu erfreuen gedachte. Hierüber verlor sie indessen so alle Fassungskraft, daß sie unumwunden erwiederte: sie werde unter keiner Bedingung darein willigen, dem jungen Grafen vor dem Altare ihre Hand zu reichen.

Die Wirkung, die diese Widersetzlichkeit auf die Mutter that, war eine drastische. Wer hätte ihr auch je zuvor wohl sagen sollen, daß eine Tochter, die ihr Alles war, in irgend einem Stücke, geschweige gar in einem so wichtigen, einen anderen Willen als den ihrigen, ja, einen eignen Gegenwillen haben werde!

Die Sinne vergingen ihr über das unerhörte Wort und sie gerieth in die leidenschaftlichste Hitze, der Elika nur Kälte und Festigkeit entgegenhielt, die bei ihr nothwendiger-

weise das Uebel ärger machen mußten. Die Edelfrau wendete sich um Unterstützung an ihren von einer Reise heimkehrenden Gemahl und auch dieser entsprach nicht ihren Erwartungen. Er schien jetzt unbegreiflicherweise seine altgewohnte Härte zu verleugnen und sprach vielmehr zur Versöhnung und Nachsicht. Auch geschah es allerdings, wiewohl mittelbar, daß seine Worte den beabsichtigten Erfolg zu Wege brachten. Die Verwunderung darüber stimmte anfänglich die Entrüstung der Mutter herab, die sie verstummen machte, und löste sie, ohne daß sie es merkte, stufenweise in Betrübniß und Thränen auf. Die Tochter erschütterten sie aber zusehends und überwanden sie, ihre innere Entschlossenheit mit dem Schleier der Rücksicht und liebreichen Schonung zu verdecken. Der also bewirkte Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien hielt eine Weile an. Danach kam jedoch in der Mutter freilich wieder das Verlangen zu Kräften, ihre Pläne dennoch in Erfüllung gehen zu sehen, und riefen ihre natürlichen Zweifel an der Wirklichkeit des Vergangenen ihr den Vorsatz wach, für deren Verwirklichung alles Ihrige zu thun.

Ihr und Elikens seitheriger Beichtvater war unlängst gestorben, und so erschien sie gegenwärtig vor Odilo mit der ersten Bitte, dessen Stelle einzunehmen, und der anderen, mit all' den intellectuellen Mitteln, die sein heiliges Amt ihm zu Gebote stellte, den Versuch zu machen, des Mädchens starren Sinn zu bewältigen.

So viel hatte Odilo aus ihrer Erzählung theils vernommen, theils errathen; und er versäumte nicht, ihr mit einschmeichelnden Worten zuzusagen, daß er nichts Angelegentlicheres zu erstreben haben werde, als die Irrende auf den Weg der Pflicht und Vernunft zurückzuführen. Die Edelfrau entfernte sich von ihm wieder möglichst zufriedengestellt,

und es blieb zwiſchen ihr und ihrem neuen geiſtlichen Vater ausgemacht, daß Elika nächſter Tage zu Odilo in das Kloſter beichten kommen ſolle.

Zu der beſtimmten Stunde ſaß Odilo, des Burgfräuleins gewärtig, in einem Beichtſtuhl der Kloſterkirche und hing ſeinen Gedanken nach, wie er wohl ſein ihm noch unbekanntes Beichtkind zu behandeln hätte, um ihren Charakter ſchnell genug zu begreifen, daß er die Abſichten der Burgfrau dem Gelingen entgegen lenken und ſich deren dauerhafte Gunſt ſichern könnte. So viel hatte er nun allerdings ſchon erkannt, daß ſich mit jenem Charakter nicht alles nach ihren Worten verhielt. »Es kann doch nur die Liebe ſein,« ſprach er zu ſich, »was das junge Mädchen ungehorſam macht!« »Die Liebe?« wiederholte er ſpöttiſch, wie mit einer fremden Stimme, die ihn fragte. »Die Liebe!« ſprach er abermals, und es klang in ſeinem Herzen lange wie aus ſeiner Jugend wieder.

Wie wenn ein feſter ſchwerer Körper in ein klares Waſſer fällt und eine Menge kleiner Blaſen drin erregt, die man aus dem Grunde aufſteigen ſieht, wo ſie doch vorher nicht ſichtbar gelegen hatten, ſo ſenkte ſich dies gewichtige Wort in die Tiefe ſeiner Seele, und hoben ſich Erinnerungen ſeiner Kindheit verlend in ſein Gedächtniß empor. Er ſtellte ſich wieder vor, wie friſch er dazumal empfunden und wie warm geträumt hatte, und brachte dieſe Vorſtellung unwillkürlich mit jenem Worte in Zuſammenhang, als ob es gar nicht anders ſein könnte. Er verlor den Faden ſeiner vorigen Betrachtungen.

»Du haſt ja oft genug von Liebe beichten und ſchwatzen

hören,« sagte er wieder zu sich, »und was war es auch damit! Es wird mit dieser Liebe eben nichts anderes sein; ein wenig Klugheit und Bedacht und eine Abhülfe dagegen ist leicht aufgespürt.«

Aber dennoch schrillte ihm das Wort wie der Nachhall eines hellen Glockentones in den Ohren fort. Und so sehen wir vielleicht zuweilen ein Paar schöne Augen öfter vor uns und blicken sie flüchtig an, ohne etwas dafür zu fühlen; bis wir uns zuletzt mit Einemmale auf die Schrift besinnen, die darin so leserlich geschrieben steht. Wir denken dem zarten Sinn der Worte nach und schauen immer und immer hinein, ohne den Blick wieder wegwenden zu können, und verwundern uns, warum wir das doch früher nicht gethan?

Die Kirche war still und einsam. Zu den hohen bunten Fenstern herein brachen lange Lichtstrahlen, die sich wie Faden durch den sonnenstaubigen Luftraum spannen und über das Chor und die Kirchenstühle weg auf den steinernen Fußboden neben die Schlagschatten der Pfeiler legten.

Die Stille und Heiligkeit waren in den engen Kirchenraum ordentlich zusammengeballt und schwebten oben in dem Gewölbe wie ein himmlisches Gewölk. Draußen in dem Klostergarten zwitscherten und sangen die Vögel auf den Bäumen. Auch sie sangen von Liebe, so wie es Odilo nur unbewußt als kleinem Knaben schon vorgekommen war. »Und was war es denn auch sonst etwa,« dachte er, »was sie dereinst dem heiligen Heron von Gallizien vorsangen?« Er stellte seine Betrachtungen über die schöne Legende von ihm an.

Der heilige Heron, ein Cisterziensermönch, so besagt sie, versenkte sich eines Tages in der Frühmette in heilige Meditation über die Worte: Tausend Jahre sind vor Dir, Herr, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und erwägte

in seinem Sinne, wie das doch wohl zu verstehen sei? Da kam von draußen ein schöner bunter Vogel in die Kirche geflogen, der flatterte und flirrte erst in dem höheren Kreuzgewölbe und alsdann tiefer in immer kleineren Kreisen ob dem Haupte des Mönchs umher und sang unbeschreiblich liebliche Weisen. Von der Schönheit und Stimme des Vogels wie bezaubert, folgte ihm Heron wohin er flog. Der Vogel flog erst wieder aus der Kirche, dann zum Kloster hinaus, und zuletzt in einen nahe daran grenzenden dicken Wald, allwo er sich auf den Gipfel eines Baumes niederließ.

Heron war ihm hinterdrein und der Vogel hüpfte von Zweig zu Zweig, dem Mönche bald näher bald ferner einher, Wald ein, Wald aus und sang also dreihundert Jahre nach einander fort. In dieser ganzen Zeit fühlte Heron weder Hunger noch Durst und aß und trank nicht, sondern lebte vom Vogelgesang allein, weil er in seliger Entzückung war. Nach Ablauf der bestimmten Zeit flog der zauberhafte Vogel wieder von dannen, und sobald ihn Heron nicht mehr vor Augen sah, verging ihm auch seine Entzückung. Er kam wieder zu sich selbst und besann sich, daß er nur eben erst um die dritte Stunde die Messe verlassen habe. Er fand sich aus dem Walde glücklich heraus und wollte wieder nach seiner Zelle gehen. Als er aber an das graue Kloster kam, sah es noch viel düsterer aus als sonst; er klopfte an die niedre Pforte an und siehe: da ist weder Pförtner noch Abt, noch Klosterbruder mehr, die ihn kennen. Sie sind vor so undenklichen Zeiten schon gestorben! —

Indem Odilo diese Legende mit seiner Einbildungskraft durchging, fühlte er, daß ja diese Entzückung auch nichts als Liebe, nur in anderer Gestaltung gewesen war, und ge-

ſchah es zum Erſtenmale, daß ihn wie eine Ahnung der ſeitherigen Liebloſigkeit ſeines Herzens durchſchauerte.

Er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken. Er hörte leiſe Schritte auf den Sandſteinplatten knirſchen. Es rauſchte ein Gewand. Von einem Laienbruder, der ſich wieder entfernte, war das Fräulein in den Beichtſtuhl zu dem ihrer harrenden Odilo geleitet worden. —

— — — »Zunächſt aber zweierlei, ehrwürdiger Vater! iſt es, was ich mir in meinem Gewiſſen vorzuwerfen habe.« Dieſe Worte des jungen Mädchens waren, nachdem ſie eine Weile gebeichtet hatte, die erſten, die Odilo's Aufmerkſamkeit an ſich zogen. Er hatte ihr bisher, an die hintere Wand ſeines Sitzes gelehnt, ohne ſie anzuſehen halb zerſtreut zugehört. Jetzt bog er ſich ſeitwärts zu dem Gitter und lieh das Ohr, indem ſein dunkles Auge einen Blick hindurchſchoß.

Das knieende Kind hatte die Elbogen auf ein kleines Sims unter dem Gitterfenſterchen geſtemmt und das Kinn hinter die gefaltenen Hände angelehnt. Die Augen waren in Andacht halb geſchloſſen, die feuchten Lippen bewegten ſich zu inbrünſtigen Lauten. Sie beichtete fort und zieh ſich des Unrechts gegen ihre Aeltern. Zu ihrer Mutter könne ſie nicht mehr das alte Vertrauen haben, ſagte ſie; ſie habe ihr das Einverſtändniß mit ihr vielleicht zu tyranniſch als eine Pflicht auferlegt; ihren Vater im Gegentheil habe ſie vordem unſäglich verkannt und ſein edles Herz für hart gehalten.

Der Mönch fragte weiter, was die Veranlaſſung zu dieſem Wandel ihrer Geſinnungen geworden ſei, und das Mädchen ſchlug ein ſchüchternes Auge zu ihm auf und zögerte. Er mahnte ſie, daß ſie vor Gott und ihrem geiſt-

lichen Vater spreche, und sie gestand ihm, daß es die Liebe sei.

Ihr Geliebter war Illamer, ein Edelknecht des benachbarten Burgherrn zu Znio, ein armer Findling, den sein Herr von Kindheit an bei sich gehabt hatte. Sein stets untadeliges Betragen angesehen, war Illamer schon lange zum Gespielen des jungen Edelfräuleins Elika zugelassen worden. Allein er war in der That, ohne daß es jemand ahndete, ein versteckter, hochstrebender, ehrsüchtiger Mensch. Er hatte es bald darauf abgesehen, das schöne Mädchen zu verführen, und alle Künste angewendet, sich bei ihr und ihren Aeltern einzuschmeicheln. In diesem Bestreben war er glücklich genug gewesen und die Aeltern hatten Eliken nimmer gegen ihn gehütet, weil sie alle Vorkehrungen bei der unausfüllbaren Kluft zwischen beiden für überflüssig erachteten. So war das Verhältniß der jungen Leute zu einander, wie sie erwuchsen, aus Gewohnheit zutraulicher geworden, und hatte dann Elika die Zärtlichkeit, die Illamer ihr kund gegeben, theils aus kindischer Spielerei, theils aus dem eben so nichtigen Grunde erwiedert, doch auch einmal ein kleines Geheimniß vor ihrer Mutter zu haben, die ein solches wissentlich in keiner Weise zugelassen haben würde. Elika hatte Illamer ganz gern; allein sie liebte ihn mit nichts weniger als Leidenschaft. Hätte ihr Vater, der jetzt leider nie auf seiner Burg zugegen war, und dessen ruhige liebevolle Behandlung sie nur allzuspät schätzen gelernt, sie darum gebeten, sie würde ihm Illamer bereitwillig aufgeopfert haben. Allein, wie es mit solchen innerlichen Krisen oft hergeht! Er ahnete nichts von der Stimmung ihrer Seele und sah sie vielmehr immer kälter gegen ihn werden, weil sie sich im Unrecht unbehaglich fühlte und darü-

der ungeduldig ward, daß er nicht that, was er hätte thun ſollen und ihr vertrauensvoll entgegenkam.

Dieſe Geſtändniſſe machten den Inhalt der Beichte aus und das darin nicht Ausgeſprochene las Odilo's Scharfſinn zwiſchen den Zeilen ihrer Rede. Den Namen ihres Geliebten geſtand ſie ihm indeſſen erſt ſpäterhin, als ſie ihn öfter geſehen und ſchon Vertrauen zu ihm gefaßt hatte. Und gegenwärtig ermahnte er ſie in nothwendiger Antwort, um keine Uebereilung zu begehen, nur, ihren Aeltern gehorſam zu ſein, worauf Elika ſtill ſchwieg, weil ſie mit ſich uneinig war, und er ihr nach auferlegten Bußen die Abſolution ertheilte, und ſie in Gedanken mit ſich beſchäftigt entließ. Sie ging, da getröſtet, ungern von ihm, denn ſein Anblick und ſeine Zuſprache hatten ihr in der Seele wohlgethan.

Am nächſten Morgen erwachte Odilo in ſeiner Zelle, bevor zur Mette abgepocht worden war. Es war halb und halb noch Nacht, der Tag graute erſt, die Dämmerung war ſchon angebrochen, aber die tiefe Stille der Nacht wehte noch wie ihr Odem in dem Raume der Schöpfung. Es war wüſt in Odilo's Seele, als ſie ſich auf ſich ſelbſt beſann. Und es iſt uns zuweilen, wenn wir Morgens die Augen aufſchlagen, ſo wie einem Verwundeten, deſſen Wunden ſich im nächtlichen Schlafe neuerdings geöffnet haben. Die Seele ſucht dann ängſtlich nach einem heilen Fleck im Menſchen, um ſich darauf, wie auf einer grünen Inſel, in einer Sündfluth zu erretten, ſucht in ihrem verlorenen Leben nach einem Anker der Hoffnung und Liebe, um ſich daran feſtzuhalten: Odilo fand ihn nicht in der ſeinigen. Iſt es ein Kind, das zu erwachen kömmt, ſo hat es wohl das Bedürfniß, an ein liebes Spielzeug, an ein Zuckerwerk zu denken, das es noch beißt, um ſich Muth zu machen, daß es den neuen Tag

beginne. Odilo's Seele fand kein kindliches Spielwerk der Liebe, nichts als Oede und Gleichgültigkeit, sie träumte darum verzagend halb und halb fort und hatte nicht den Muth, wieder an sich selbst zu denken; der Morgennebel stieg in ihr, anstatt zu fallen.

Odilo's Blick glitt von seinem Lager durch das Fensterchen der Zelle in die Landschaft hinaus. Der Nebel hob sich, eine weiße Wolke, aus dem Fluß und ließ zwischen Himmel und Erde von den Bergen über sich nur einen blauen Streifen sehen. So war es ihm jetzt auch mit seinem inneren Leben; der Nebel löst'te sich endlich zu Wolken auf und befreitz die Gegend, sie war glanzlos und düster, kein Sonnenstrahl erhellte sie. Es war ihm selber so gemüthsleer, er erschrak vor sich; ein sonderbares Gefühl der Selbsterkenntniß überkam ihn. Er dachte wieder an sein Kloster, an seinen Beruf, an seine Brüder. Als hätte er mit der Hand eine glühende Kohle ergriffen, so bebte er vor dem Gedanken ihrer Gemeinheit und Leere zurück. Wäre er gottselig und ihnen wohl nicht so nahe verwandt gewesen, es wäre nicht geschehen; es stört und ärgert uns an Andern nur was halb und halb in uns ist.

Er hatte geträumt, fühlte er dunkel, als er sich wieder von der Wirklichkeit abwendete. Was? wußte er nicht mehr. Es war ihm nur, als wäre er lange Zeit über Steppe und Haide, Hügel auf und ab gewandert; er hatte die Sonne blutroth hinter Wolken untergehen sehen, es war Nacht um ihn geworden; wie lange er da geblieben, wußte er nicht; da war er hinter sich gerufen worden, er hatte sich umgekehrt, war dem Rufe nachgeschritten, und die reichste, frischeste Morgenlandschaft war vor seinen Blicken plötzlich wie ein neues Leben aufgegangen, in das er durch eine Rosenlaube getreten. Die Rosenlaube mußte der Beichtstuhl

ſein, ſobald er ſich näher beſann, und er hatte jetzt noch das Herz voll von Freude, die er während des Traumes, er wußte nicht ob in der Roſenlaube, empfunden. Das Bild des jungen Mädchens tauchte daraus wie aus dem Schaume des Meeres hervor; mehr wollte die Erinnerung nicht hergeben, ſie zerfloß in nichts.

Da klopfte des Mönchs Nachbar in der anſtoßenden Zelle an die Wand und gab das Zeichen zur Frühmette; Odilo gab es weiter und brach nach dem Chore auf.

Wie ihm doch jetzt dort oben die verſammelte, in Gebet verſenkte Kloſtergemeine vorkam! Der Dampf der Lichter und Lampen, das Geplärr der Lippen, die Abgeſchloſſenheit von der Welt, des Einen von dem Andern. Der Wahnſinn faßte an ſein verwaiſtes Herz, das ſich fühlte. Und wie ſieht es in den Herzen aller Derer aus, die mit den Lippen beten? Beten ſie? Die Gewohnheit iſt auch die Verderberin der Heiligkeit, nicht bloß alles Guten. Durch Gewohnheit wird ſie Unheiligkeit; o herbe Lehre!

Und die Sünde wäre alſo die einzige Rettung aus dieſem Labyrinthe, aus dieſer entſeelenden Hölle der Gewohnheit?

Was iſt die Sünde ſonſt als die That der Erlöſung von ihr, zu der das Heiligſte in uns, unſere Seele, den Körper antreibt? Und alſo wäre die Sünde Liebe? Liebe Sünde? Irdiſche Liebe iſt die Abſchattung der himmliſchen, oder vielmehr der Schatten, den ihr Licht aus der Seele wirft. —

Alle Gewohnheit war mir ein Gräuel, ich floh ſie mein Leben lang. Und welchem Ziele bin ich dagegen nachgerannt? Iſt es ein ſchöneres? Das Streben nach dem Weltlichen iſt mir Gewohnheit geworden, wie Dieſen die Trägheit, das Nichtſein. Ich habe dem entgehen wollen, und das Wiſſen, das Haben, die Ehre für das Höchſte gehalten, nach dem ich gegeizt, dem ich mich aufgeopfert. Bin

ich damit beſſer daran? Ich weiß von dem wahren Sein ſo wenig als ſie, die ich meine Brüder nennen muß. Ich habe in der Sünde gelebt und nicht einmal geliebt. Doch iſt es damit auf immer zu ſpät geworden? Ich habe geſtern geahnet, was die Liebe ſei? Die Liebe allein iſt Leben. Das ſchönſte Leben war vor meinen Augen. O, wie meine Seele vor Entzücken über ihren Anblick aufhauchzte! Wie ſie, zum kühnſten Fluge angetrieben, freudig die Flügel ſchwang und ſchüttelte!

Unglücklicher! Du haſt den Frevel des Kloſtergelübdes verſchuldet; wie willſt Du lieben? Du biſt auf ewig gebunden, gefeſſelt an den Tod, laß ab vom Leben. Deine Eitelkeit, die Du erſt jetzt erkennſt, verlangte, ſchlang dieſes Band. Du läßt ſie fahren; doch biſt Du darum des Bandes nicht ledig. Lege Deinem Willen eine dauerhaftere Feſſel an, damit er es ehre. Zerreißen kannſt Du es wohl ſonſt; allein Du befreiſt Dich ſo noch nicht, ketteſt Dich vielmehr mit der Seele an die Verdammniß.

Und desungeachtet will ich lieben! denn die Liebe iſt mir die Erlöſung aus dem Starrkrampfe der Verſtockung. Der Trieb nach Wiſſen hielt mich ab, das Waffenhandwerk zu ergreifen, das einzige, das ich bei meiner Armuth außer dem geiſtlichen Stande hätte ergreifen können. Es war doch auch ein edler Trieb. Warum folgte ich ihm nicht getreulicher und ſteigerte das Wiſſen in mir zu geiſtigem Sein? Weil mir dazu die Kräfte nicht verliehen waren? Aber auch die Liebe vergeiſtigt.

Ich will mich an die Liebe zu ihr anklammern, wie ein Schiffbrüchiger an das ſchwache Bret, an die letzte Rettung, die er vor dem Untergange in den empörten Meereswogen ſieht. Ich will ſie mit allen Kräften meiner Seele lieben, ſie, die in der erſtorbenen Bruſt mein Leben wieder auf-

weckte. Und warum ſollte ich nicht ihre Gegenliebe erwecken? Sie liebt ihn nicht, ihren Geliebten, wie ſie ihn nennt; ich habe es aus ihrem Weſen herausgefühlt; ſie iſt ihr ein Spielzeug ihres Eigenſinns, dieſe Liebe, womit ſie tändelt.

Ich weiß es, noch glimmt unangefacht der göttliche Funke in ihrer Seele, der ſie verzehren ſoll; o! ich will ihn entflammen. Der Liebe iſt nichts unmöglich, auch nicht die Erzeugung der Gegenliebe. Warum aber liebe ich ſie? Thörichte Frage! Warum werde ich, wirſt Du geboren? Und ſie iſt ſchön und reizender als jedes andere Weib. Wie doch jedes Wort der Lippen in einen ätheriſchen Körper hineinflog, um ſich von meinem Geiſte küſſen zu laſſen! Es verzehrt mich der Gedanke an ſie. Odilo! wohin ſoll Dich das führen? Was wird mit Dir? — Nun ja, und wohin führt es mich? Was wird mit mir? Zum Tode; gut, ich ſterbe. Ich kenne ja den Tod, da ich ſeit langen Jahren alle Tage ſterbe. Der Tod iſt Vernichtung, Aufhören des Daſeins. Habe ich denn etwa gelebt? O, weg mit den elenden Satzungen der Menſchen, mit Pflichten, die ſie vorgeſchrieben haben! Sie können nur den binden, der das kennt, was ſie verbieten oder gebieten, und freiwillig dazu ſchwört, ſich aufzuopfern. Unſinn! er ſchwört ja nur auf das, was er halten kann, verſchwört nur, was er nicht behalten oder haben mag. Ich verſchwor die Liebe, that das Gelübde, weil ich die Liebe nicht kannte; kannte ich ſie, wie hätte ich es gekonnt! Wie aber kommt es ſo plötzlich einem Blitze gleich über mich, der zündet? Nun, wer es von dem Blitze weiß, der ſage es auch von der Liebe. Es mußte doch der zündende Stoff, die Anziehungskraft in mir ſein. In der Meditation über die Legende vom heiligen Heron ſenkte ſich der Strahl auf mich hernieder.

In der Legende iſt von himmliſcher Liebe die Rede, und

wenn die Vorstellung von ihr meine Seele empfänglich für meine Liebe machte, mußte sie da nicht mit ihr verwandt sein? —

In solche Betrachtungen blieb Odilo bis zu Ende der Frühmette versunken. Er glaubte, es hätte kein Bruder die Veränderung in ihm bemerkt, und es war auch so; nur hatte er die Blicke nicht gesehen, die von Zeit zu Zeit der Prior auf ihn richtete; sonst würde er es doch für möglich gehalten haben, daß sein Betragen anders als sonst hätte scheinen können.

Er kam in der gewaltsamsten Aufregung, die eben dadurch mit hervorgerufen worden, daß ihn das Zusammensein mit den übrigen Mönchen aufs neue empfindlich an seine Bande erinnert hatte, in seine Zelle zurück.

Eine Weile nachher ging die Thür auf und der ehrwürdige Pater Superior trat herein. Der Greis wich betroffen einen Schritt zurück, als er die Schwelle überschreiten wollte; er sah Odilo in den härtesten Kasteiungen begriffen, zerknirscht vor dem Gekreuzigten knieen. Er mochte gefaßt gewesen sein, ihm auf die Veranlassung seiner ersichtlichen Zerstreutheit während der Mette über seine allzugeringe Frömmigkeit im Allgemeinen das Gewissen zu schärfen; der gegenwärtige Augenblick veränderte Alles.

Die Gesichtszüge des edlen Mannes legten sich unwillkürlich in die Falten des Wohlwollens! sein lichtes, blaues Auge richtete sich, wie fragend, groß auf den Büßenden. Odilo wendete sich bestürzt nach ihm hin und war beschämt; jedoch verkehrte sich dies Gefühl alsbald in Unwillen und Stolz. Jede Erklärung, sie mochte sein welche sie wollte, zu geben, war ihm ohnedies zuwider; hier war sie unmöglich. Er erhob sich kalt und ruhig, und ging mit der Frage nach seinem Belieben auf den Superior zu. Der Superior

verhehlte Odilo nicht, in welcher Abſicht er gekommen ſei; »jedoch verzeiht, mein Bruder,« fügte er hinzu, »daß ich Euch ſo arg verkennen konnte. Der Augenſchein überzeugt mich eines Beſſeren. Es iſt zu keiner Zeit zu ſpät, das Rechte zu thun; das meiſte Uebel, das in der Welt geſchieht, geht aus dem Aberglauben hervor, daß dem nicht alſo ſei. Es ſoll mich innigſt freuen, wenn Ihr in Euch geht, um auch die innerliche Demuth zu der äußeren zu geſellen, und Eurem Berufe fortan aufrichtiger als ſeither nachzuleben. Meine väterlichen Arme ſind Euch zu aller Zeit geöffnet, um Euch an dieſes Herz zu ziehen, das nichts ſehnlicher verlangt, als aus dieſer ganzen Kloſtergemeine nur eine Perſon, einen einzigen Blick Gottes zu geſtalten. O! denket immer daran, daß der heilige Peter von Alkantara ſich mit Fleiß und Abſicht Beulen an den Kopf ſtieß, wenn er durch Thüren ging, daß er faſt beſtändig die Augen zugeſchloſſen hielt, um die Welt nicht zu ſehen, daß er ſogar viele Feindſeligkeiten an ſeinem Leibe beging, um demſelben noch vor ſeinem Tode das Unrecht abzubitten, das er ihm zugefügt, und folgt ihm nach auf ſeinem heiligen Wege, ſo allein werdet Ihr auf dem einzig rechten ſein, der zum Ziele führt.«

Der Superior war in einem tiefen Irrthume über den Mönch Odilo befangen, und ſeine gutgemeinten Worte konnten keine gute Statt in deſſen Seele finden. Odilo hatte ſich kaſteit, das iſt wohl wahr; allein die Zerknirſchung, die ihn dazu gebracht, war unendlich von jener verſchieden, die der Superior ihm zutraute; es mochten beide Arten im Grunde immer eine und die nämliche ſein. Aſcetik iſt ja doch auch nur Sinnlichkeit, durch Schmerzen anſtatt durch Luſt beruhigte, die in dem einen Falle dem Geiſte denſelben Genuß wie in dem anderen dem Körper gewährt. Und vielleicht kaſteite ſich Odilo innerlich deſto mehr wegen die-

ier äußeren Kasteiungen; zu dieser gegenwärtigen bewog ihn aber eben nichts weniger als Andächtigkeit.

Er erhob sich also kalt und rasch, als er den Pater Superior vor sich sah, und war im Nu gefaßt. Er beantwortete dessen etwas übereilte Aeußerung mit einem Gemeinspruche über die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit, deren Gefühl und Abbüßung ja eine der ersten Klosterpflichten sei, und wollte jedem näheren Gespräche über sich selbst, das der Superior anknüpfen können, entschieden ausweichen.

Inzwischen war dieser nicht gestimmt, sich ihn so leichten Kaufes entgehen zu lassen, und fuhr er fort, ihm auf dem Wege väterlicher Ermahnungen so lange zuzusetzen, seinen Sinn und Wandel zu ändern, und nachdem er doch endlich einmal gerührt worden sei, sein Herz nicht frevelhafterweise wieder zu erstarren, bis Odilo zuletzt ungeduldig ward und die Erwiederung dazwischen warf: daß ja nichts destoweniger viele, geschweige denn mehr als ein Weg zum Himmel führten.

»Für den zum Kloster Berufenen nicht, mein theurer Sohn,« sprach der Superior. »Das Gebet ist der Kanal aller Tugenden, wodurch uns alle Gnaden und Gaben des Himmels zufließen. Jedoch soll es keine leere fruchtlose Betrachtung sein, denn wo der innerliche Geist nicht dabei, ist alles, was man thut, ohne Nachdruck und kann Gott nicht gefallen. Der heilige Geist muß es mit unter seinen Taubenflügelchen zu Gott emporführen, und wir sollen uns bemühen, für ihn empfänglich zu werden, und uns durch die stete Erinnerung an unsere besonderen, wirklichen Sünden, mit nichten aber etwa an die allgemeine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur betrüben. Lasset bei Tag und Nacht nicht vom Weinen ab, sagte Sanct Antonius, und entzün-

det und unterhaltet mit dem Oele Eurer Zähren die Ampel Eures Herzens.«

»O! gewiß iſt das das Rechte, Pater Superior,« warf ihm Odilo ein; »aber wenn der innerliche Geiſt dabei ſein, wenn das Gebet Nachdruck haben ſoll, ſo muß uns das Bedürfniß darnach von der Außenwelt mitgetheilt werden. Wenn der heilige Geiſt unſer Gebet emportragen, es zum Opfer entzünden ſoll, ſo muß er Brennſtoff oder Zunder vorfinden, den das irdiſche Leben allein hervorzubringen vermag.«

Der Superior entſetzte ſich faſt vor dieſer Aeußerung und machte eine ſtaunende Geberde; allein Odilo fuhr in dem Feuer ſeiner Rede fort:

»Wer ſonſt kann die Seligkeit der Armuth empfinden und einſehen, als wer ihrer ermangelt hat und reich geweſen iſt? Wer kann die Armuth des Geiſtes wünſchen und beſitzen als der Wiſſende? Wiſſen iſt Sünde. Und nur durch das Thor der Sünde kann der Segen des wahren Gebetes in uns einziehen. Darum eben ſoll der Menſch die Welt lieben und beſchauen, weil ſie ihm in eigener oder fremder Sünde das Verlangen nach der Sühne und dem Opfer des Gebetes in die Seele legt.«

»Dann liebt Ihr alſo auch die Sünde ſelbſt als ſolche, und ſeid kein Mönch,« verſetzte der Superior. »Ihr gehört ſo der Welt und dem Zeitlichen an, und ich muß Euch billig fragen: warum habt Ihr das Kloſtergelübde abgelegt?«

»Habe ich es je gebrochen, das Ihr mich das fragt?« warf Odilo hin.

»Das habt Ihr wohl im groben Sinne des Wortes nicht gethan,« ſprach der Obere. »Aber Ihr kennt den Gehorſam nicht, in dem die heilige und unvergängliche Ruhe, die ganze Glückſeligkeit des klöſterlichen Lebens enthalten

iſt. Wißt Ihr nicht, daß eine Perſon, die die Welt verlaſſen, außer ihrer Zelle ein Fiſch außerm Waſſer iſt? Willſt Du in der That ein Mönch ſein, wie Du Dich rühmſt, ſagte der heilige Hieronymus, warum ſtreichſt Du in den Städten herum, welche gemeine Wohnungen der Menſchen und keine Einſamkeit ſind? Und ich wende ſeine Worte auf Euch ſelber an. Der Stand der Mönche iſt nicht Studirens, Lehrens, Predigens halb, ſondern zum Bußleben, Weinen und Seufzen da. Der Mönch ſoll wiſſen, wie er Jeſum lieben, deſſen Kreuz tragen, ihm nachfolgen und gefallen müſſe, weiter nichts, und eben das lehrt Jeſus ganz allein, keine Wiſſenſchaft. Ach, Pater Odilo! ich bitte und beſchwöre Euch, laßt von Eurem eignen Wege ab, und wandelt den der Gemeine, als deren Glied allein Ihr ein Ganzes oder Etwas ſeid Jener Weg würde Euch früher oder ſpäter in zeitliches oder ewiges Verderben führen, dieſer, der die Einfalt, iſt allein der wahre. Der Mönch muß ſich gegen den Teufel rüſten und wappnen, wie David gegen Goliath. Ein Knittel und fünf Kieſelſteine ſind das Beſte gegen den hölliſchen Goliath, beſſer als alle ſcheinbaren, künſtlichen Waffen der Weltklugheit, die nur allzu oft gegen den ſich wenden, der ſie führt. Der Knittel iſt ein lebhafter Glaube, und an ſeiner Seite ſoll er die Schäfertaſche der feſten Hoffnung tragen, die Schleuder der vollkommenen Liebe in ſeiner Hand. Die Kieſelſteine ſind die Mittel, die er zu Ueberwindung aller Verſuchungen hat.«

»Und ſtrebe ich einem anderen Ziele als dieſer vollkommenen Liebe nach?« fragte Odilo wieder. »Die echte Religion wird Liebe, und die echte Liebe Religion. Wenn die Weltmenſchen ein Weib recht lieben, ſo verachten ſie alle anderen: die Religion war den Heiligen Gottes von jeher ein ſolches Weib, und, Ihr ſchüttelt Euer Haupt, ich weiß

was Ihr ſagen wollt, Ihr meint, denn das ſteht klar auf Eurer Stirn geſchrieben, daß es gefährlich ſei, das Irdiſche mit dem Himmliſchen zuſammen zu nennen, daß dies leicht verlocke und verirre, ehe man es gewahr werde, daß der Teufel keine Maske verſchmähe, um ſich heimlich in die Seele einzuſchleichen. Aber ich frage nun Euch meinerſeits: was iſt das Himmliſche überhaupt, wenn es nicht von dem Irdiſchen abgeſpiegelt wird? Es iſt dann eben nun und nimmer, weil es uns unſichtbar iſt! Die weltliche Liebe, die Anfechtung dazu, war von je die Quelle aller geiſtigen. Was waren ſonſt auch die Selbſtmartern der Märtyrer anderes als Verachtung der ſinnlichen Liebe aus Liebe zu einer überſinnlichen, was jede Marter, als ein Kuß von dieſem ideellen Weibe, mit dem das geiſtliche Leben eine Ehe iſt?«

»Wehe Euch! wenn dies der Fall,« rief mit ernſtem Nachdruck der Superior, »denn alsdann habt Ihr dieſe Ehe ſo oder ſo gebrochen. Auch der Schein der Heiligkeit iſt zu ſchonen, denn jeder Heiligenſchein, alle irdiſche Heiligkeit iſt und bleibt ja doch nur Schein. Eure geiſtliche Inbrunſt, wie ſie mir Eure Worte zu erkennen geben, iſt entſetzlicher Art, denn ſie iſt eine ſelbſtbewußte, willkürliche. Die der Frommen und Heiligen Gottes war jeder Zeit deren Gegentheil, hatte mit der Euren nichts gemein. Ihr zieht die himmliſche Liebe zur irdiſchen herab und verkörpert ſie, derweil ſie die Seele des Liebenden an die Weltſeele knüpfen, ſie in dieſe hinein, zu ihr emporziehen ſoll. Ja, Ihr ſehnt Euch wohl nach dem weltlichen Sündenfalle und findet die Seligkeit darin, die der geiſtlich Berufene ſchon von Gottes Gnaden in ſich ſelber trägt, und nicht wie der Weltmenſch erſt von außen zu empfangen braucht. Ihr treibt ein gefährliches Spiel mit Euren Worten, ich wage noch zu hof-

fen, nicht auch mit Euren Thaten. Ihr gebraucht die gebrechlichſte Stütze, die es geben kann, die menſchliche Klugheit und Abſichtlichkeit, vor dem allertiefſten Abgrunde der Welt, und ſtürzt in ihn hinein. Wenn Ihr Euch, mein Freund, noch retten wollt, ſo ſtützt Euch auf das Kreuz; das Kreuz allein hält feſt und ewig. Der heilige Peter von Alkantara pflanzte viele Kreuze auf, um ſeine Mönche zur Kreuzigung des Fleiſches aufzumuntern, und von dieſen eines auf einen unerſteiglichen Berg. Er trug es ſelbſt an Ort und Stelle, und mußte auf den Knieen den Berg emporklimmen. Der Weg war lang und rauh, voller Steine und Gebüſche; Kieſel und Dornen zerfleiſchten dem heiligen Mann die Gebeine, und das Gewicht des ſchweren Kreuzes drückte ihm die Spitzen ſeines härenen Hemdes ſo tief in den Rücken ein, daß die alten Wunden, die ihn in Menge bedeckten, wieder aufgeriſſen wurden. Ströme Blutes floſſen von ſeinem Leibe weg; jedoch er trug ſein Kreuz zum Ziele, und ſo ſollt Ihr auch geiſtig mit dem Kreuze Eures Herzens thun, wenn Ihr es für das Leben bewahren wollt.«

»Und ſo ſoll ich alles Unſichtbare in mir wie dieſes Blut verſtrömen?« ſprach Odilo dumpf: »ich kann es nicht!«

»Dieſe Selbſtopferung und Verblutung iſt ſo gut wie die Sünde für die Weltlichen fruchtbar an Heiligung. Sie vertritt die Stelle der Sünde und die körperliche Zerknirſchung erweckt daneben immer die geiſtige. O! erweckt mein Bruder nur erſt das Gefühl der Leere und Nichtigkeit, nach jenem geiſtigen Hochmuthe der Trunkenheit in Eurer Seele, und Ihr werdet ſehen, ſobald ſie ganz darein verſunken iſt, wird ſie ſo mächtig und gewaltig werden, daß ſie Gott nach ſich zieht, der ſie erfüllt und zu dem Stande der Klarheit erhebt. Gott wird in ſie hineinfallen wie der Sonnenſtrahl durch das offene Fenſter, und es wird Euch

ſein, als ginge der gerade Weg zu ihm aus Eurem Herzen.«

»Ich kann nicht heucheln, ehrwürdiger Vater, und habe Euch bereits erklärt, wie mir die Frömmigkeit nach Eurem Sinne eine leere Form ſein würde. Ich folge dem lebendigen Geiſte, der in mir iſt und wirkt, nicht dem todten Buchſtaben des Geſetzes, der nur warnen und hemmen mag. Beſſer, tauſendmal beſſer, ich gebe mich aufrichtigen Herzens dem Berufe hin, den ich für den höchſten und den meinen halte, als dem der mir fremd, wenn auch in weit höherem Sinn beglückend wäre.« .....

Alſo führten dieſe Wechſelreden zwiſchen Odilo und dem Superior zu nichts weniger als einem Endergebniß, und Beide trennten ſich auf den Glockenruf der Pflicht, der ſie zur Prim beſchied.

Von dieſem Tage an waren ſie ſich noch fremder als zuvor geworden, und wich Odilo dem Superior im Gefühle ſeines Unrechts auf jedem Tritt und Schritte aus. Er ſcheute ſich vor ihm, ſo wie wir es vor jemand thun, den wir, uns wohl wiſſend, kränkten, und dem wir dies nicht wieder vergüten wollen, weil wir fühlen, wir müßten uns zu dem Behufe ſelbſt zu nahe treten. Der Superior ſeinerſeits verhielt ſich Odilo gegenüber ſtill und gemeſſen, milde und betrübt, wie liebende Naturen immer, wo ſie mißbilligen, ohne abhelfen zu können. Die Fähigkeit zur Abhülfe benahm ihm aber eben die Weichheit und Innerlichkeit dieſer Natur, die ihn für den Verirrten nur in frommer Einfalt zu beten lehrte. Die Forſchungskraft und den Antrieb heiligen Eifers hatte er nicht, und deshalb führte auch ſeine Sendung in dieſes Kloſter keinen beſſeren Erfolg herbei. Hätte er jene Eigenſchaften beſeſſen, ſo würde ſeine Befähigung zum Apoſtel eine vollkommene geweſen ſein. Es giebt im Leben jedoch viele ehrenwerthe

Menſchen ſeiner Art, die die gute Sache weit weniger fördern, als ſie des Willens ſind, weil es eben die Beſchaulichkeit der Andacht mit ſich bringen mag, daß ſie die Werkthätigkeit des Menſchen oft nach außen hin erſchlafft. Feuereifer und Lammsgeduld laſſen ſich nur bei ſelten glücklichen Conjunctionen zu einem Rüſtzeuge Gottes zuſammen ſchmieden.

Der Mönch Odilo begann hiernach den Kampf des Schickſals mit ſich auszufechten, und dieſes Vorſpiel der Wirklichkeit ward um ſo gewaltiger, als vor dem Ausgange des Kampfes die Schutzwächter der heiligſten Pflichten zu überwinden waren. Niemand vermag wahrhaft zu lieben, der ſich nicht ſelbſt achtet. Die wahre Liebe iſt die Blüthe der Selbſtachtung, die wir von dem ſchönſten Beete unſeres Lebensgartens pflücken und als ein Erſtlings-Opfer Gott darbringen. Die Liebe iſt das Glück; das Glück wird uns aber erſt zu wahrhaftem Genuß, wenn unſre Seele mit ſich ſelbſt in Einklang ſteht. Haben wir noch Schulden an uns ſelbſt zu entrichten, ſo bleibt uns von unſerem geiſtigen Hab' und Gut nichts an Andere zu verſchenken übrig. Das Saamenkorn der Liebe ging wohl in Odilo's Herzen auf; allein die junge Pflanze konnte nicht wachſen und gedeihen, da er nicht reinen Herzens war: ſie ſtand unter den Dornen, die in dem ſteinigen Boden wucherten, und ward von ihnen bedroht, erſtickt zu werden. Die Seele hatte gemeint, ſie werde ſich an ihrer Blüthe erfreuen, und ſtatt deſſen verwundete ſie ſich an den Dornen, die ſie umgaben, und die ihre Liebe zu einer buchſtäblichen Leidenſchaft machten.

Die zarte Pflanze konnte nicht himmelan wachſen, und kroch auf der Erde hin, wurzelte immer tiefer in Verzweiflung. Er ergab ſein Leben und Lieben ganz der Erde, der es angehörte, damit der Tod das himmliſche Metall ſeiner

Seele aus den unreinen Schlacken ſchmelze, und war glücklich wie der gefährlich Verwundete, der unſägliche Schmerzen gelitten hat, und nun zu der Operation entſchloſſen iſt, die ihm Geneſung oder Tod bringt. Er hatte zwar auch der verzagenden Stimmungen genug, wo dann er erſtaunte, wie er etwas Anderes wünſchen könne, als den alltäglichen Lauf der Dinge, der das menſchliche Glück oder eigentliche Leben ausmache, und nur dieſer genügte ihm dann, und er tauchte darein wie in einen Letheſtrom, deſſen Wogen ihm alle Erinnerung an ein freies, lebensmuthiges Daſein hinwegſpülten. Jedoch währte dies nur Augenblicke im Verhältniß zu der Dauer ſeines frevelhaften Uebermuths, und der kam eben immer und immer wieder, wenn er es am wenigſten dachte, oder ſich am tiefſten für vernichtet hielt.

Er ſah Elisen während deſſen häufiger, denn ihre Mutter beſchied ihn oft zu ſich um Rath und Zuſprache auf ihre Burg, und leiſtete ſich fortan immer geringeren Widerſtand, bis er zuletzt auch ſogar den Begriff deſſelben mit den vorerwähnten zweifelhaften Augenblicken bei der Wurzel ausriß.

Elisens Mutter ſah als eine ſchwache Frau nicht die Perſon an, der ſie vertraute: es war ihr ſchon genug, daß ſie ihr Herz durch Mittheilung erleichterte, alle übrigen Umſtände waren ihr gleichgültig. Er hörte ihr zu, er gab ihr Recht, tröſtete und vertröſtete ſie, ermahnte ſie zur Geduld, es werde ſchon Alles gut werden, und mehr verlangte ſie nicht; ſie wollte eben, freilich ohne es ſich einzugeſtehen, aufſchieben, nachſehen können, und war dem Rathgeber ſo dankbar, daß er ihr das Wort aus dem Herzen wo nicht aus dem Munde nahm. Sobald die erſte Hitze vorüber, konnte ihre Natur wieder hervortreten, ſo wie ſie urſprünglich war und ihren Eigenſinn und aufgereizten Willen bewältigen. Odilo verſicherte ihr, der werde dennoch in Er-

füllung geben, und ſie ſah ſich alſo geſichert, weil ſie ihm vertraute und vertrauen wollte, und ſtellte einſtweilen wenigſtens die Hauptfrage mit gutem Gewiſſen bei Seite. Warten mochte ſie ſchon gern, und es machte ſie ungemein glücklich, daß ſie ſelbſt nichts dagegen haben konnte, ihrem Hange zu folgen. Sie ward für die nächſten Wochen froher als je, es war ihr ein Stein vom Herzen gewälzt, und ſie ließ es Elisen auch zu gut kommen, indem ſie wieder freundlicher mit ihr that.

Odilo's Betragen gegen das Burgfräulein war das durchdachteſte. Gerade je entſchiedener ſeine Abſichten wurden, deſto kälter und beſonnener konnte er handeln, deſtomehr ging ihm ſein Herz aus dem Wege, deſtomehr wandte es, verſtummend, ihm mit ſeinem guten Genius den Rücken zu, weil es ja nur das Edelſte iſt, was in der Liebe blöde und befangen macht, indem es ſich gleichſam ſträubt, ſich irdiſch zu offenbaren. Er verſtellte ſich meiſterhaft, ſuchte ſich mit allen Künſten in ihr Vertrauen einzuſchleichen, und es gelang ihm. Er wußte, ein Wort konnte ihn verderben, ſeine Abſichten vereiteln, und um vor dieſem Worte ſicher zu ſein, ging er ſo weit, wenn er bei ihr war, ſich ſelbſt zu vergeſſen, ſeine Leidenſchaft wie ein Drittes neben ſich und ſie zu ſtellen, und ſo wohlwollend mit ihr zu ſein, wie er geweſen ſein würde, hätte er nicht unter ihrem Einfluß gelebt.

Elisa hatte ſeit der erſten Beichte, die ſie ihm abgelegt, ſich zu Odilo gezogen gefühlt; aber ſie hatte dem Zuge ihres Herzens gewaltſam Einhalt gethan, weil ſie dafür gehalten, daß er auf der Seite ihrer Mutter ſtehe. Ihre ihm abgelegte Beichte war deswegen freilich nicht unaufrichtiger geweſen, denn ein Mißbrauch derſelben konnte ihr nicht in den Sinn kommen.

Nunmehr erwartete ſie, Odilo von Tag zu Tage nahen zu ſehen, um ihr das Gewiſſen zu rühren und ſie zum Opfer des Gehorſams zu ermahnen, und machte ſich im Voraus auf allen möglichen Widerſtand und die Gegenreden gefaßt, mit denen ſie ihm die Größe und Unendlichkeit ihrer Liebe zu Illamer recht überzeugend darthun könnte, um ihm die Hoffnung auf einen guten Erfolg ſeiner Worte ein für allemal abzuſchneiden. Jedoch, wie hatte ſie ſich geirrt! Weit entfernt, dieſe gemeine Straße einzuſchlagen, wußte der Mönch ſeine Abſichten auf einem Nichtwege zum Ziele zu verfolgen, und machte ſich gewiſſermaßen zum Vertrauten ihrer Liebe. Unter dem Vorwande, deſto eher den Vermittler zwiſchen ihr und ihren Aeltern abgeben zu können, wenn er von allen Umſtänden unterrichtet wäre, ſchloß er ihr Herz und ihren Mund immer mehr gegen ſich und nöthigte ſie, ſo oft ſie die Gelegenheit dazu fanden, von ihrer Liebe mit ihm zu ſprechen. Er wollte die Bewegung, die Gefühle ihres Herzens in Worte auflöſen, wollte ſie in ihrem Gegenſtande erſchöpfen und ſättigen, wollte, da ſein Scharfſinn ihr Verhältniß zu dem jungen Manne im ungereizten Zuſtande erkannte, ſie ſelber auf den Weg führen, es wie er einzuſehen. Mit einem Worte, er wollte ſie damit langweilen, und nebenbei Gelegenheit haben, durch eingeſtreute myſtiſche Worte ihre Sinne zu erregen. Der Erfolg hatte ſeinem Anſchlage vollkommen entſprochen. Sie war immer vertraulicher mit ihm geworden, hatte ſich dem Eindrucke, den er auf ſie machte, immer zuverſichtlicher überlaſſen, und genügte nicht nur faſt allen ſeinen Erwartungen, ſondern übertraf ſie noch inſofern, als ſie wirklich nach und nach einem Gefühle in ihrem Herzen Raum gab, aus dem ſich nicht ſelten die edelſte Liebe entwickelt. Seine feinen, weiſen, wohlgeſtellten Worte flößten

ihr die höchſte Achtung vor ihm ein, und zwar wurde ihr dieſe deſto gefährlicher, als ſie von keiner Seite Anlaß erhielt, dagegen auf ihrer Hut zu ſein. Nicht ſelten, wenn ſie mit ihm ſprach, ſtutzte ſie plötzlich und hielt wie verwundert inne, indem ſie ihn anſah, denn es kam ihr in dem Augenblicke vor, es ſei vielmehr er ihr Geliebter, zu dem ſie redete, und den ſie im Sinn hatte, als jener Abweſende, den ſie im Munde führte. Und ſie mußte ſich dann jedesmal erſt beſinnen, oder meinte, ſie thäte es, bevor ſie fortfuhr, und lächelte innerlich über ihre ſeltſamen Viſionen; woraus ſie doch weiter keine Folgen für ſich zog, da wohl nicht ſo leicht Jemand einem zweifelhaften Lebensverhältniſſe ernſtlich nachdenkt, wenn dies ihm unbequem iſt, ohne dazu von außen gezwungen zu werden.

Sie ſah und ſprach Illamer nach wie vor viele Male, und kam mit ihm aus Gewohnheit in den heimlichen Abendſtunden bei einer Waldkapelle zuſammen, die an einem Scheidewege, zwiſchen ihres Vaters und des Herrn von Znio Burg gelegen war. Die Gegenwart des Geliebten, die Fortdauer des alten Verhältniſſes zu ihm hielten ſie ſo natürlicherweiſe ab, ſich ſelbſt die Wahrheit einzugeſtehen: daß ſie lange nicht mehr ſo ſehnſuchtsvoll als in dem erſten Liebesrauſche an ihn dachte. Sie hatte dem Pater Odilo Ort und Zeit dieſer Zuſammenkünfte anvertraut, ſie verſchwieg ihm auch ſonſt nichts, was in ihrer Seele vorging, er erkannte ſonach bald ihre eigne Neigung zu ihm. Und ſo weit lief dem Verführer alles nach Wunſch und Willen ab, deſſen Hauptanſchlag jetzt nur darum an der Unreinheit ſeiner Leidenſchaft ſcheiterte, weil die iſolirte Sinnlichkeit ſo wenig wie die ſtumpfe Gleichgültigkeit irgend je die Liebe verſtehen wird. Es iſt immer Beider Natur, ſie zu verkennen, indem jene ſie für dieſe,

dieſe ſie für jene, wo nicht gar die eine wie die andere ſie für ihres Gleichen hält.

Odilo ſah die Regungen des jungfräulichen Herzens, und wähnte es in Leidenſchaft entzündet. Er erklärte ſich.

Die Enttäuſchte hatte Mühe, ſeine Meinung zu begreifen. Er hatte geglaubt, ſeine Erklärung vorbereitet zu haben; ſie war es nicht, denn ſeine früheren Anſpielungen waren an ihrer hohen Verehrung vor ihm wie ein Hauch an einem metallenen Spiegel abgeglitten. Sie hatte ſo feſt, ſo ruhig an ihn geglaubt, wie an das Heiligſte, hatte ihr beſtes Denken und Sein nur für einen Wiederhall der göttlichen Stimme ſeiner Bruſt angeſehen; und nun zog ihr ſeine Hand mit Einemmale dieſe Stütze unter dem Tempelbau ihrer Gedanken weg, und er ſtürzte in Schutt und Trümmer. Sie war zuvor auf ihre Art glücklich und zufrieden geweſen, hatte nichts mehr gewünſcht und gewußt, als ſie beſaß und wiſſen konnte, und er hatte ihr Gefühl verwöhnt, erhoben, und gab ſie nunmehr einer ſo ſchmählichen Täuſchung preis! Sie war in ihrer guten Meinung von ihm ſelbſt vernichtet, er hatte ihr genommen, was ſie das Ihrige genannt, und nahm ſich ihr darauf mit ihrem Alles ſelbſt, der es ihr doch einzig und allein erſetzen können. Sie verachtete, verabſcheute ihn von Grund der Seele aus; obwohl dies abgeſchloſſene Gefühl noch nicht den Haß durchdrang, der es wie ein aufſteigender Nebel einhüllte. Die tiefſte Röthe des Zornes flog auf der Stelle über ihr Antlitz und ließ ſich darauf erglühend nieder. Es geſchah im Garten der Burg, in einem entfernten Laubengange, daß ihr Odilo ſein Geſtändniß that. Die Schwüle des Sommernachmittages war drückend, die Luft ſtill, kein Laut, kein Laub rührte und regte ſich. Und ſo ging das helle Feuer ihrer Erbitterung um ſo ungeſtörter auf, als eben, unter ſolchen äußeren

Bedingungen, alle und jede gemüthliche und körperliche Uebel heftiger werden. Odilo ſtand erblaßt, bebend vor Elisen, und wagte ſie ſo wenig wie ſie ihn anzuſehen; aus wie verſchiedenen Gründen eines nicht das andere! am Ende aber löſ'te ſie die Pauſe, und was hatte ſie in ihr erlebt! Jener Nebel ergoß ſich in einem Platzregen von Worten, die ihre empörte Scham und mit Füßen getretene Liebe, der ſie jetzt in ihrem Schmerze ſich bewußt ward, über ihre Lippen ausſtrömten. Er erwiederte nichts, er unterbrach ſie nicht, er brauchte die koſtbare Zeit, ſich zu ſammeln.

Da zeigte ſich von der Freitreppe der Burg heranna-hend Elisens Mutter. Die Tochter erblickte ſie zuerſt, und that ſich ſofort Einhalt. Sie rieth Odilo, ſich zu entfernen, und ihr in keiner Weiſe wieder vertraulich zu nahen. Sie wollte gehen. Odilo hielt ſie noch einen Moment zurück, um ſie zu fragen: ob ihre beiderſeitigen Geheimniſſe ſo ſicher in der Bruſt des einen wie in der des anderen ruhten? Sie verſtand den Sinn der Frage, und ſchauderte über den Zuſtand ſeiner Seele, der ſich ihr damit enthüllte. Ein Blick antwortete ihm und ſagte ihm ſo deutlich Verſchwie-genheit und Verachtung zu, daß es keines Wortes bedurfte, ihn zu bekräftigen.

Der nächſte Augenblick ſah Beide nach verſchiedenen Seiten verſchwinden.

Odilo war nicht der Mann danach, Rache zu empfinden oder auszuführen. Sein Denken und Thun war viel zu vollkräftig und griff zu weit aus, als daß er zwiſchen ſich und ſeinem Streben hätte ſolche Hemmungen dulden ſollen. Er kannte nicht einmal den Gedanken daran, lebte jetzt nur der Befriedigung der Wünſche, die ſich um die Wurzel ſei-nes Daſeins geſchlungen hatten, und von denen er nie ab-laſſen konnte, und benahm ſich denn auch von dem Tage

an vor den Anderen, in deren Gesellschaft er Elisen nur noch sah, nicht anders gegen sie, als ob nicht die mindeste Störung zwischen sie getreten wäre, ja war klug genug, ihr keine einzige Ursache zu geben, etwa neuerdings unzufrieden mit ihm zu werden. Er wußte sich gewiß schnell genug in die Umstände zu fügen, und war darauf gefaßt, die ärgste Niederlage, die ihn betreffen konnte, mit Einemmale zu überblicken. Er kam deshalb auch eigentlich nimmer in den Fall, einen Verlust zu erleiden, da für ihn schon allemal, was er einmal aufgegeben, so gut wie nicht mehr vorhanden war. Er wußte gegenwärtig auf der Stelle, daß von Elisens Willen, auf deren Besitz er um keinen Preis verzichten mochte, ihm zwar nichts mehr zu hoffen stand; wußte aber doch desgleichen, daß er eben so wenig etwas weiteres von ihr zu fürchten, als er bereits erfahren hatte. Er erwog und bedachte bei sich vielerlei, was er unternehmen könnte, um seine Absicht dennoch zu erreichen. Allein seine umsichtige Besonnenheit ließ ihn alle Einbildungen und Ränke schon an der Grenze zwischen Willen und That abweisen, nachdem er sie geprüft und untüchtig befunden hatte, und er war denn so auch bald mit sich im Reinen, daß der gerade Weg, zum Ziele zu gelangen, hier wie meist allenthalben der beste sei: er beschloß, Elisen in seine Gewalt zu bringen.

Es war eine natürliche Folge des Zwiespaltes, den Odilo's Erklärung in Elisens Innerm erregt hatte, daß sie sich wieder inniger an Illamer anschloß, denn durch die Verehrung und geheime Liebe, die sie für den Mönch empfunden, so wie durch seine Versuche, das Band zu lösen, das sie mit Illamer vereinte, war dasselbe wirklich nach und nach loser und lockerer geworden. Sie selbst hatte sich nur eben dessen nicht versehen, und erschrak jetzt empfindlich,

als Odilo's Verluſt eine ſolche Lücke in ihr Herz riß, da ſie doch auch ihrer Mutter ſchon ſeit langer Zeit entfremdet war, und die Ahnung hatte, als könnte das Mißverhältniß zu ihr nie wieder auszugleichen ſein. Dies wird gewiß auch nie und nimmermehr geſchehen, wo zwiſchen zwei einander ſo ungleichen Perſonen künſtliche Mittel oder beſondere Verhältniſſe, Verwandtſchaft und dergleichen den Traum einer überaus innigen Vertrautheit allzu lange Zeit erhalten hatten. Das leiſeſte Geräuſch führt das Erwachen herbei, und das Erwachen ſcheucht meilenweit in der Minute, ſo ſchnell wie der Strahl der aufgehenden Sonne, die Finſterniß auseinander. Elika hatte angefangen, den Charakter und die Handlungsweiſe ihrer Mutter tadelnd zu richten, ſah deren große Schwächen ein, und konnte ihr ihren ſeitherigen Glauben an ihre Unfehlbarkeit nicht verzeihen. Ihr Vater, wußte ſie nun wohl, war ihr einziger wahrer Freund; allein was half ihr der Entfernte, deſſen Rechtfertigung in ihren Augen ja überdies abſtoßend und beſchämend auf ſie gewirkt hatte. Schon um ſich ſelbſt zu vergeſſen, aus Aerger und Unmuth, aus einem gewiſſen Pflichtgefühle, um ſich die Beruhigung zu gewähren, daß ſie ſich ſagen könnte, ſie ſei doch treu und wahr, wandte ſie ſich wieder zu Illamer, der ihr treu war, der es aufrichtig mit ihr meinte. Sie bat ihm innerlich das Unrecht ab, das ſie ihm angethan zu haben glaubte, indem ſie ihrer Verblendung zugelaſſen, ſich ihn minder edel und liebenswürdig als ehedem vorzuſtellen, und maß die Schuld deſſen ganz allein ihrer Undankbarkeit oder ihren Launen bei.

Allein Odilo war ein ungemein ſcharfer Beobachter und ließ Elika nicht aus den Augen. Er verſah ſich bald der Wendung, die ihre Gefühle nahmen und fürchtete das Aeußerſte von dem, was daraus entſtehen könnte; er kannte

Illamer als das, was er war, als einen ehrgeizigen Jüngling, der die ihm günſtige Stimmung der Jungfrau erkennen und wie leicht, wie wahrſcheinlich! zu einem entſchiedenen Schritte benutzen würde.

Er hielt demnach für das Zweckdienlichſte, Illamer zu entfernen, und bei ſeinen ausgebreiteten Verbindungen mit der Umgegend gelang es ihm, den Burgherrn von Znio in einen Handel zu verſtricken, der ihn nöthigte, nach einem entfernten Kloſter einen Stellvertreter zu ſenden. Die Sache betraf nicht unbedeutende Anſprüche, die jenes Kloſter in Bezug auf gewiſſe Urkunden an den Herrn von Znio erhob; und dieſe Urkunden ſollten ſich kürzlich in dem Archive des Kloſters vorgefunden haben, und von einer alten Stiftung eines der Vorfahren des Ritters herrühren. Der Streithandel ſchien wichtig genug, und der Burgherr von Znio mußte mit gegenſeitigen Urkunden und Schriften die Unrechtmäßigkeit jener Anſprüche darthun. Er gebrauchte zu der Sendung ſeinen Edelknaben Illamer, der ihm, Odilo wohlbewußt, bei ſeiner Gewandtheit und ſeinem Pflichteifer ſchon in ähnlicher Weiſe gut gedient hatte; und da die Sache dringend war, ſo mußte Illamer ſofort an Ort und Stelle abreiſen, wo der ſchlaue Odilo, der heimlich eine Hand im Spiele hatte, ſchon verſichert war, ihn eine Weile feſtzuhalten. Illamer blieb kaum Zeit übrig, ſeiner Geliebten ein flüchtiges Lebewohl zu ſagen. Er mußte gehorſam ſein, hatte er nun oder nicht ſchon wirkliche Abſichten auf ihre Tugend begründet; ſeine Thätigkeit in den Angelegenheiten ſeiner Liebe war zu ſeinem großen Verdruſſe gehemmt.

Odilo meinte ſeinen Plan recht fein und undurchdringlich genug angelegt und ausgeführt zu haben, um nicht in Gefahr zu kommen, wegen der Entfernung des Jünglings Elikens Haß oder Zorn auf ſich zu ziehen. Und er war

auch in der That mit höchstmöglicher Besonnenheit zu Werke geschritten. Aber nichts destoweniger geschah, was er verhüten wollen, und zwar aus einem Grunde, den so viele feine Betrüger nicht beachten: daß nämlich einfache, redliche Menschen in der Errathung oder Auslegung von Thatsachen nicht den Irrgängen des Scharfsinnes oder Erklügelungen nachfolgen, sondern den geraden untrüglichen Weg des Instinktes wandeln. Elika hatte Odilo durchschaut; sie verabscheute ihn, den sie geliebt, und so wie wir im Leben jederzeit doppelt aufmerksam auf Menschen zu sein pflegen, die wir mit unbestimmten gemischten Gefühlen ansehen, ahnete sie jetzt mit halber Zuversicht, daß Odilo einen heimtückischen Schlag gegen sie ausführe. Es traf ein Schlag ihre Liebe, und ohne zu fragen, ob und wie er ihn geführt haben könne, maß sie ihm in ihrem Herzen die Schuld bei und strafte ihn dafür mit desto mehr nach außen gekehrtem Widerwillen.

Sie äußerte sich darin so stark, daß Elikens Mutter die Veränderung wahrnahm, die ihr Verhältniß zu Odilo erlitten hatte; und da es sie zugleich bedünken wollte, den erfahrenen Mönch scheuer und unsicherer geworden zu sehen, so folgerte sie bei sich, daß ein ihr Unbekanntes geschehen sein müsse. Sie befragte ihn aber darum nicht unmittelbar und nahm sich vor, selbst zu beobachten; und daß sie eben dieses that, konnte Odilo's Blicken nicht verborgen bleiben.

Er täuschte sich dieser Wahrnehmung halb zum Anderenmale, indem er, hochaufgeregt, wie sein Argwohn durch seine eigenen Umtriebe war, zu der Voraussetzung kam, Elika habe sein Geheimniß dennoch ganz oder theilweise verrathen, um sich von ihm auf einmal zu befreien. Dieser Irrthum rief in ihm den übereilten Entschluß hervor, auch für den Fall, daß es wirklich noch nicht geschehen oder der Jungfrau völlig gelungen wäre, ihm das Vertrauen ihrer Mut-

ter zu entziehen, ihr durch Enthüllung ihres eigenen Geheimniſſes zuvorzukommen.

Gedacht, gethan. Er trug, ohne zu bedenken, daß Elika ſich ihm, wo nicht in der Beichte, ſo doch wenigſtens als ihrem Beichtvater anvertraut, das ganze Liebesverhältniß hinter ihrem Rücken ihrer Mutter vor. Und wie es mit dem Allerſchlimmſten, was der Menſch ſinnt oder begeht, ſich zumeiſt verhält, daß es ſich einfindet oder ergiebt, er weiß eigentlich nicht, wie es gekommen iſt, ſo geſchah es jetzt, daß der Gedanke, der als uneingeſtandener Beweggrund zu der That, als Rückenhalt in ſeiner Seele gelegen hatte, ſich erſt während dieſer Unterredung in ſein Bewußtſein einſchlich. Der Gedanke war, wie doch die Edelfrau vielleicht dahin zu bringen ſei, ihre Tochter im Zorne zu verſtoßen, und ihm in der Art als ein Werkzeug zu dienen, daß ſie Eliken freiwillig in ſeine Hand ſpiele.

Er richtete ſeine Worte dieſem Anſchlage gemäß ein, und den Zorn der Mutter, der ſeine Entdeckung aufregte, ermißt ein Jeder, der im Leben Gelegenheit fand, die ſonderbaren Charakterfalten ſo ſchwacher Menſchen zum Gegenſtande ſeiner Beobachtung zu machen. Nicht genug, daß ſie alle ihre leiſe gehegten Hoffnungen, Eliken zur Annahme der Hand ihres Bräutigams zu bewegen, noch ſo gar nicht auf dem Wege der Erfüllung angeleitet ſah; ſelbſt ihre empfindlichſte Seite mußte nunmehr angegriffen werden; ihre Eitelkeit, ihr Stolz, die Würde ihres Hauſes, die Reinheit des Adels ihrer Nachkommenſchaft ſollte, und dies zwar von der Erbtochter ihrer Familie und ihres Namens bedroht ſein, die ihr ganzer Stolz geweſen war, für die ſie alles gethan, ſich von jeher ſo aufgeopfert hatte. Elika liebte einen dienenden Edelknecht von zweideutiger, ja mehr als zweideutiger Geburt! Sie war über dieſe ſchreiende Undankbar-

keit gegen eine liebende Mutter, über dieſe unerhörte Erniedrigung ſo außer ſich, Odilo nährte ihre Entrüſtung ſo geſchickt unter dem Anſcheine der Begütigung, daß er dieſelbe, die ſich ſonſt wohl allmälig nach außen Luft gemacht hätte, recht gefliſſentlich nach innen trieb. Welche Wendung ſie hierauf, jedem gefährlichen Uebel gleich, das ſich auf die edleren Theile wirft, genommen haben dürfte, iſt nicht näher zu erörtern. Ganz gewiß aber würde der Verräther den Sieg davon getragen haben, wenn nicht ein unvorhergeſehenes Ereigniß, wie von Gott geſendet, plötzlich eingetreten wäre: ein Trompetenſtoß des Thurmwarts, gleich hinterdrein das Getrappel und Stampfen vieler Roſſe im Hofe unten, die lauten Stimmen der Diener und Knechte verkündeten die Ankunft des Burgherrn.

Der beſtürzte Odilo, der mit der ſchon halb berückten Mutter allein in ihrem Gemache, war wie vom Donner gerührt, ſich von dem Zufalle alſo durchkreuzt zu ſehen. Der Burgherr trat zu den Beiden ein, noch ehe ſeine Gemahlin ihre Aufregung mäßigen können, geſetzt auch, ſie hätte es gewollt. Er erſchrak über den Zuſtand, worin er ſie betraf, und es fügte ſich nicht, daß ihm etwas von dem, was ſie darein verſetzt, verhehlt werden konnte. Er hörte der Erzählung des Vaters aufmerkſam zu, that einige Fragen dazwiſchen, ſchien in Nachdenken zu verfallen und entließ den Mönch mit kühler Höflichkeit. Er war vor Odilo's Geſchäftigkeit in ſeinem Hauſe von einem benachbarten Freunde in der Ferne gewarnt worden, und der dringendſten Geſchäfte ungeachtet, die ihn dort feſſelten, zumeiſt in der ausdrücklichen Abſicht zurückgekehrt, ſeine Familienverhältniſſe ein für allemal zu ordnen. Als er ſich denn nun mit ſeiner Gattin allein befand, wollte ſie Eliken rufen laſſen, um in ſeiner Gegenwart mit ihr zu reden. Er ver-

hinderte dies aber, ſobald er erfuhr, daß ſie von dem Verrathe ihrer Liebe noch nichts ahne, und ſtellte der Mutter die Wichtigkeit der Maßregel, dieſe Liebe in keiner Weiſe gegen das junge Mädchen zur Sprache zu bringen, oder als Thatſache anzuerkennen, ſo einleuchtend vor, daß er ſie zur Einſicht in die ihnen daraus erwachſenden Vortheile überredete. Er kannte den Jüngling Illamer von Grund der Seele aus und hatte deſſen zweideutige Sinnesweiſe von ihrem Entſtehen an durchſchaut. Eben aus väterlicher Sorge für das Lebenswohl ſeiner Tochter war er alſo gleich mit ſich einig, ihr Verhältniß zu dieſem Menſchen unbedingt zu hintertreiben, und deſſen derzeitige Abweſenheit zu benutzen, um deſto ungeſtörter zu ſeinem Ziele zu gelangen; ja er hoffte mit Zuverſicht, die Rathloſe ohne alle Strenge zur Vernunft zu bringen und wo möglich noch vor Illamers Wiederkunft zu vermählen, damit er jedenfalls deſſen entübrigt bliebe, gegen ihn etwas zu unternehmen.

Elika war bei der Ankunft ihres Vaters außerhalb der Burg geweſen und kam jetzt, ſobald ſie bei ihrer Rückkehr die ſeinige vernahm, ungerufen, um ihn zu begrüßen. Er war mit ihr liebevoll und freundlich wie jederzeit; Elikens Verhalten gegen ihn indeſſen ſo ſchwankend und unſicher, wie es ebenfalls ſchon eine geraume Weile geweſen war, und ihre zutraulicheren Gefühle behielten nunmehr um ſo weniger die Oberhand. Er verſah ſich deſſen lächelnd und ſchätzte ihre Stimmung ziemlich richtig ab, weil er ſie mit Liebe prüfte. Er war einer der Menſchen, die mit ihrem wohlwollenden Scharfblicke über die verſchiedenſten Charaktere ein zutreffendes Urtheil fällen, und nur bei einer Art, bei Heuchlern oder ſo verzweifelt entſchloſſenen, wie Odilo, irren, die zwiſchen Mittel und Mittel zu ihrem Zwecke einen Unterſchied, den ihre Natur nicht kennt, nicht machen. Ohne

alles Arg und Falſch, wie ſie ſind, erkennen ſie dies auch nie in Anderen und müſſen denn in ſo hohem politiſchen Style handelnde Männer, wie Odilo, immer nothwendigerweiſe ſo ſchief beurtheilen, wie jetzt der Ritter ihn, der zwar in ſeinen Mienen las, daß die ihm zugekommene Warnung keine Täuſchung oder Verleumdung geweſen ſei; zu ſeinem Unglücke jedoch in den Wahn gerieth, durch ſein bloßes Erſcheinen den Sieg über ſeine Ränke davon getragen zu haben, denen er eine ganz andere Natur beimaß, als ſie hatten. Mit klugem Vorbedacht hatte er ſchon von dem Orte ſeines ſeitherigen Aufenthaltes einen Eilboten an ſeinen zukünftigen Eidam abgeſendet und ihn zu einem gewiſſen Tage zu ſich entboten, an dem ſeine Verbindung mit Eliken gefeiert werden ſolle. Er war überzeugt, der ritterliche Jüngling, der in ſeiner Nähe gelebt und gefochten hatte, werde ſeine Tochter glücklich machen und verkündigte dieſer darum mit Ruhe und Treuherzigkeit die nahe Ankunft ihres Bräutigams zur Hochzeit, deretwegen er vom Hofe ſeines Fürſten ſelber heimgekehrt ſei.

Elika hatte früher wohl ihrer Mutter widerſtehen können; mit ihrem Vater war ſie noch niemals in den Fall gekommen, es zu verſuchen. Sie war überraſcht und ſchwieg. Und wenn ſie ſich auch wirklich hätte gegen ihn vertheidigen, ihre Liebe vertreten oder eingeſtehen wollen, würde ſie doch augenblicklich nicht gewußt haben, wie. Ihr Vater ſah ihre Unſchlüſſigkeit und war damit zufrieden. Er hatte darauf ſeine Rechnung gemacht und ging unbefangen zu anderen Gegenſtänden des Geſprächs über, indem er ihr vom Hofe und ſeinen daſigen Freunden und Verwandten erzählte, und Eliken alſo Zeit finden ließ, in ſo weit wieder zur Beſinnung zu kommen, daß ſie klar einſehen konnte, ſie müſſe ſich wohl oder übel verſtellen. Sie würde des Glaubens ge-

blieben ſein, daß ihr Vater ohne allen Rückenhalt ſeiner Gedanken mit ihr ſpreche, wenn ihre Mutter ſich nur eben ſo klug und weiſe gegen ſie betragen hätte. So aber mußte ſie aus deren leidenſchaftlichem Unmuthe, deſſen ſie nicht Herrin ward, abnehmen, daß ihr Geheimniß wahrſcheinlich verrathen und die Ankunft wie das Verfahren ihres Vaters die Folge eines überlegten Planes ſei. Sie gerieth durch dieſe Bedenklichkeiten, die in ihrer Seele nur zu halbem Bewußtſein kommen konnten, weil ſie zugleich genöthigt war, ſorgfältig auf ſich zu achten, in die peinlichſte Spannung, und war froh, ſich mit ihrem Leidweſen am Ende wieder allein in ihrem Zimmer zu ſehen. Eine ganze Woche verging nunmehr den Dreien in der Burg, ohne daß ihre Stimmung gegen einander ſich irgend verändert hätte. Und zwar war der Vater mit den Vorbereitungen zu einer glanzreichen Hochzeitfeier beſchäftigt und verfolgte hellen Geiſtes ſo wie ſicheren Schrittes ſeinen Weg; derweil die Mutter nach und nach wieder einigermaßen der Anblick ſeiner feſten Haltung beruhigte und Elika ſich nach Illamer ſehnte und ſich ſtündlich vorſagte, wie bang ſie ſeiner Rückkehr harre, um ſich bei ihm in ihrer Drangſal Rath und Hülfe zu holen, in der doch wieder, ohne daß ſie es wußte und wollte, ihr geſunder Sinn ſie hinderte, einen übereilten Schritt zur Selbſtbeſtimmung ihres Schickſals zu thun, und ihr eine fortwährende Unentſchloſſenheit als das beſte Theil, das ſie erwählen konnte, auferlegte. Sie hielt ſich gewaltſam ab, Odilo's Geſtalt in ihrer Erinnerung aufkommen zu laſſen, weil ſie fühlte, wie weh ihr die Vorſtellung thun müſſe, und würde vielleicht von ihrem Unſterne errettet worden ſein, und ihrem Bräutigam ohne Weigern die Hand am Altare gereicht, vielleicht ihr Glück bei ihm gefunden haben, ſo wie ja eben manches vermeinte Opfer, das wir bringen, weil wir es zu

bringen im Stande ſind, am Ende ausweiſ't, daß es keines war, wenn nicht von außen her eine ſtärkere Hand als die ihrige den Faden ihres Verhängniſſes an ſich geriſſen hätte.

Jedweder bedeutendere Menſch hat im Leben einmal ſeine Entwickelungszeit, wodann es aus der Dämmerung des Ringens Tag oder Nacht in ihm wird, und es ihm in dieſem Steigen oder Niedergehen öfter als ſonſt auf dem ebenen Wege nöthig iſt, daß er ſtehen bleibt und rückwärts oder vorwärts prüfend um ſich ſchaut, um ſeine Rechnungsabſchlüſſe mit ſich zu machen, und in dieſen Stillſtänden wohl mit einem kühnen Sprunge weiter als außerdem mit angeſtrengtem Wandern zu gelangen. Auch Pater Odilo gelangte nun in dem Falle zu einem ſolchen Stillſtande in ſich ſelbſt, als er von dem Schloſſe des Ritters in ſein ſtilles Kloſter heimgekehrt war, und ſich in Erſchlaffung auf ſein hartes Lager niederwarf. Sein Leben war ihm ſo ſchaal, ſo leer, ſo nichtig, wie er es führen ſollte, und auf der anderen Seite ſo reich, ſo herrlich, wie es ihm verboten war. Ihn feſſelte die Kette einer Pflicht, die ihn mit blutigen Gliedern zu Boden drückte, er ſtrebte umſonſt empor. Er wußte nicht, daß der Unglückliche das Leben verachten, haſſen, verabſcheuen muß, bevor er es kann ſo lieben lernen, daß es ihn zum Glücklichen macht. Er war zu ſchwach, ſeine Perſönlichkeit, die die Pflicht von ihm forderte, aufzugeben, um ſich mit ihr der Verzweiflung zu entledigen, die doch einzig nur an dieſer hangt. Sein Leben konnte nicht im Glücke ſchön ſein, es ſollte es durch Unglück, durch ein ohnmächtiges Ringen des Willens gegen das Schickſal werden: was ſtand er an, ihm ſeinen Lauf zu laſſen? Er hatte ſich die bitterſte Ergebung, die das Leben hat, abgetrotzt, er gab ſich ſelbſt auf, er wollte ſich nicht ſelbſt mortifiziren, und zwang ſo das Schickſal, es zu thun.

Und wäre dies denn der einzige Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter? fragte er ſich weiter. — O nein! antwortete ihm eine innere Stimme; die Mortifikationen, die Prüfungen des Geſchickes treffen Dich nur, um Dich zu jenen zu ſtärken, ſie ſind doch immer das Letzte, Unvermeidliche, das du beſtehen mußt. — Und wenn ich nun die Kraft des Körpers nicht habe, die ſie erfordern? O! habe nur die Kraft des Willens, mehr bedarf es nicht. Du biſt ja ſelig, wenn Du daran erliegſt, in dieſem Kampfe irdiſch vernichtet wirſt. Du kannſt aber auch hienieden ſelig werden, falls das nicht geſchieht, und es geſchieht nicht ſo leicht. Per aspera ad astra. — Jedoch war die Sünde allzuſtark in ihm und an ihm geworden, und riß ihn mit ſich fort.

Er ſprang empor, ging mit raſchen Schritten in der kleinen Zelle auf und nieder. Es giebt keine Sünde, dachte er, was ich thun will, iſt gut, ſobald ich es zu thun vermag. Werde ich davon überwältigt, ſo erleide ich, was ich unterging und werde mich nicht beklagen. Die Sünde, was nun einmal ſo heißt, reißt Sünde nach ſich bis in den Tod. Es iſt raſend, ſich dem natürlichen Lauf der Dinge zu widerſetzen.

Er griff ſich an ſein Herz; eine lange Pauſe, er warf den Kopf in die Höhe, ſein Blick war verklärt. Er bedachte nun noch einmal mit Klarheit und Ruhe die Lage der Sachen, ſeine Erlebniſſe der letzten Stunde, deren Erwägung ihn auf dem Heimwege ſo muthlos gemacht hatte. Er wollte Eliken um jeden Preis beſitzen; der Augenblick des Genuſſes war ihm für eine Ewigkeit des Leidens nicht zu theuer erkauft. Wenn er ihn nicht im Sturme erzwang, ward er ihm nimmer zu Theil. Sie haßte ihn; er war gewiß, ſie würde ihn meiden, blieb ſie die Herrin ihrer ſelbſt; und dennoch mußte ſie ihn geliebt haben, um ihn ſo haſſen zu können. So leicht ſich das Blatt gewendet hatte, mochte

es ſich wieder umwenden. Und war ſie nur einmal erſt ſein, ſo dankte ſie es ihm ſicherlich, ſie von dem unreifen Knaben errettet zu haben, mit dem nur ein thörichter Irrthum ſie verbunden hatte. So entfloh er dem düſtern Berufe, dem er jetzt leben mußte, floh mit ihr in ferne, ferne Lande, in den heiteren Orient, wo er menſchlich fühlen durfte. Er wollte ſich in die Seligkeit auflöſen, ein geliebtes liebendes Weſen ganz ſein zu nennen, und dann ſterben, ſterben den entzückendſten Tod, der in dem Symbole des Lebens enthalten iſt.

Odilo's richtiger Takt hatte ihm zur Stelle die Wahrheit fühlbar gemacht, daß die Art und Weiſe, wie ihn der Burgherr begrüßt und entlaſſen, ihm keine Hoffnung gewährte, auf dem verdeckten Wege der Liſt noch etwas für ſeine Abſichten auszurichten; er wußte ſo viel gewiß, daß er, gleichviel bis zu welchem Grade, verrathen oder verdächtig war, und das genügte ihm. Hatte der hellbenkende Ritter aber ihn einmal durchſchaut, um wie viel mehr nicht ſeine eigne Tochter, die er von Kindheit an gekannt; ſo daß kein Zweifel übrig blieb, ſeine nächſten Maßregeln würden eines ſo entſchloſſenen Mannes würdig ſein und ſicherlich dahinaus gehen, den Bräutigam nach der Burg zu berufen, um durch den Abſchluß der Verbindung jede weitere Gefahr, die anders nicht zu biegen oder zu wenden war, zu brechen. Erkundigungen, die er unter der Hand einzog, machten ihm dieſe vorläufige Annahme zur Gewißheit, und ſo ließ er ſich auf das Wagniß ein, ſeinen Feind als Werkzeug ſeiner Abſicht zu gebrauchen. Er that Illamer durch einen Eilboten, unter dem Deckmantel der Freundſchaft, kund, welche Gefahr ſeiner Liebe drohe und forderte ihn, gleich wie in Elikens Namen, zu unverzüglicher Rückkehr auf. Er trug dabei eben nichts Geringeres im Sinne

als Elisen durch Illamer heimlich aus der Burg zu locken und bei der ersten Zusammenkunft der Liebenden den Jüngling tödten zu lassen; die Jungfrau aber selbst zu entführen und so lange an einem geheimen Orte gefangen zu halten, bis er mit ihrem Willen ihre Gunst erwürbe. Und zwar brachte dieser Verrath ihm den zwiefachen Vortheil ein, daß er ihn zugleich von seinem Nebenbuhler befreite und das auszusprengende Gerücht von einer gemeinsamen Flucht der Liebenden desto glaubhafter machte, je unmittelbarer des Edelknaben Rückkehr mit seinem Verschwinden zusammentraf. An wagehalsigen Helfershelfern und Gesellen zu dieser Unthat fehlte es ihm bei den obgedachten ehemaligen Verhältnissen des Klosters unter dessen Angehörigen und Unterthanen nicht, und den Besitz der Mittel, sie zu dingen und sich feil zu machen, hatte ihm die Mannigfaltigkeit seiner Verbindungen und Händel mit der Welt vollauf gesichert. Auch ging der Edelknecht in Wahrheit unbedenklich in die Falle ein, die ihm der Mönch gestellt, und war um so mehr im Stande, seine Rückkehr zu beschleunigen, als Odilo dem Prior des Klosters einen heimlichen Wink gegeben hatte, auf welchen dieser die Erledigung der Streitsache selbst mit betrieb. Illamers Geschäft, das eigentlich schon längst zu Ende war, oder in der That gar keiner Erledigung bedurft hätte, so unwiderleglich leuchtete das Recht des Burgherrn ein, ward nunmehr sofort zu dessen Gunsten geschlichtet.

Und Illamer legte den Raum, der ihn von der Heimath trennte, in stürmender Eile zurück, indem er sich, noch ehe ihn die Burg Znio wiedersah, auf einem Umwege nach dem Kloster Blattnitz begab, wo er mit dem Beschützer seiner Liebe eine stundenlange heimliche Unterredung hatte.

Es war ein rauher ſtürmiſcher Herbſttag geweſen, es war zeitig dunkel geworden, und hatte Eliken aus dem düſtern Garten ihrer väterlichen Burg in ihr Zimmer getrieben. Sie hatte unter den alten heimlichen Lindengängen umſonſt Beruhigung ihres Gemüthes geſucht, und mehr als eine warme Thräne war in dieſem fruchtloſen Bemühen aus ihren Augen auf das herbſtlich duftende, naßkalte, welke Laub am Boden gefallen. Wir haben Stimmungen, wann das ſchlechteſte Wetter uns nicht ſchlecht genug zum Ausgehen, zum Verweilen im Freien iſt. Je ſchlimmer es tobt, ſtürmt und regnet, deſto mehr fordert es den Trotz unſerer Körperkraft heraus, was dann im Verhältniß zu den Seelenkräften, mit dem Unglück eben ſo der Fall iſt und das wahre Leben ausmacht, das kein Tod vernichtet. Elika war an dem heutigen Tage in einer ähnlichen Stimmung geweſen, und hatte ſich an dem Verſcheiden der Natur erfreut, weil es ihr mit ihrer Liebe eben ſo erging, wie der Natur. Nur hatte den Trotz ihrer Kraft die Wohlthat der Thränen gemildert, die ihr gegönnt worden und waltete zuletzt die Wehmuth dennoch in ihr vor.

Sie hatte ſich die Augen trocken geweint und war in ihre Kammer gegangen. Ihr Vater war in Geſchäften ausgeritten und konnte erſt in ſpäter Nacht wiederkehren. Ihre Mutter war nicht wohl auf und wollte allein ſein. Ein geſelliges Abendeſſen in der kleinen Familie fand darum nicht Statt. Sie ſelbſt verbat ſich ſogar Speiſe und Trank und ſchickte ihre Zofe fort, die ſie bedeutete, ſie bedürfe ihrer für den Abend nicht weiter.

Sie ſchob den Riegel an der Kammerthüre vor, das kleine Gemach lag faſt ganz in Dunkel verſenkt. Sie warf ſich in einen Armſtuhl, der in der tiefen Brüſtung des Fenſters ſtand und ſchaute gedankenvoll in die Nacht, wie der

Wind die ſchweren ſchmutzig grauen Wolken mit aller Gewalt weiter trieb. Er klapperte mit den kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben. Seltſame Töne hallten draußen bisweilen durch die öde Stille, ſo ängſtlich gedämpft, als fürchteten oder ſchämten ſie ſich ſelbſt, laut zu werden; die Natur war wie nervös geworden. Hier rauſchte es dann, dort raſchelte es.

Elika ſchmeckte die Süßigkeit der Erſchöpfung, worein ein anhaltendes heftiges Weinen uns verſenken kann. Ihr Kopf war in die Kiſſen der Rückenlehne gebeugt, es durchſchauerte ſie unwillkürlich. Manche Menſchen pflegen eben nur im Zuſtande der Erſchöpfung deſſen fähig zu ſein, größere als die alltäglichen Wahrheiten ihres Lebens einzuſehen. Zerſtreuung, Unwille, oder was weiß ich alles, hält ſie ſonſt ab, ſie zu erkennen, bis ihnen am Ende die Erkenntniß, wie eine reife Frucht, die ihr Zweig nicht länger halten will, vom Baume fällt. Auch Elika gieng es jetzt nicht anders.

Ihre Gedanken fielen auf Odilo und wie ein Nebel zerfloß es ihr davor: ſie liebte ihn!

Ja, warum hätte ich auch ſonſt dieſen tiefen unerſchöpflichen Abſcheu vor ihm hegen, ihm gegenüber ausſprechen können, als weil er mir über alles werth ſein ſollte? ſprach ſie. O, wie floß die Weisheit von ſeinen Lippen und tränkte meine Seele mit Erquickung! Allein wie mögen doch ſo edle Züge ſolche Niedrigkeit bergen? Ich ſage Niedrigkeit? Weswegen? Ganz gewiß iſt es eine Schmach, daß er in ſeinem Stande irdiſche Liebe zu fühlen, daß er ſie mir zu erklären fähig war. Aber wenn er nun eben nicht das Gelübde gethan hätte und wäre frei? — O, hinweg von dieſem Abgrunde? Und warum? Wie ſollte ich mir nicht ſelbſt eingeſtehen, was ich für ihn empfinde? Iſt es Sünde, daß ich es empfinde, ſo bin ich der nicht ſchuldig, denn ich beging

ſie nicht freiwillig. Ich wäre ſchuldig, wenn ich es ihm nicht verhehlte, wenn ich die Schwäche meines Herzens verriethe. Warum ſollte es nicht Gefühle, Seelenbündniſſe hienieden geben, die für eine andre Welt gültig geſchloſſen werden? Warum auch ſollten wir hier alles erndten was wir ſäen? Ich liebe ihn in dieſem für ein andres Leben. Ich liebe ſeine unſterbliche Seele. Ob ſie dort eine Perſönlichkeit hat, ob nur ein Theil des Ewigen iſt, gleichviel! Sie iſt eben liebenswerth, weil ſie ewig iſt. Sie hat nichts mit ſeinem irdiſchen Theil gemein, deſſen Häßlichkeit ſie wie ein beſchmutztes Kleid einhüllt; und die haſſe ich, jene bemitleide ich in ihrer Leidenſchaft und liebe ich, weil ich ſie bemitleide. Und wie ſüß, es ihm jenſeit zu ſagen, daß ich ihn doch erkannte, wie ſüß das Erröthen der Seele für ihn und mich, daß ich es ihm hier verhüllen mußte! — Ich bin mit meiner Mutter zerfallen. O, es iſt ein Schmerz, ein Unglück, eine Verſuchung; allein ich bin nun einmal nicht wie ſie. Von meinem Vater trennt mich ein Verhängniß. Ich verehre und liebe ihn; jedoch ich ſoll es ihm nicht ſagen können, er ſoll nun nicht mein Freund, mein Rathgeber ſein. Iſt es meine Schuld? Bin ich deshalb ſtrafbar, daß mich an keinen Menſchen auf Erden die Treue bindet? . . . . . Ach! was ſage ich da von Treue! Und auch ihm bin ich ja untreu; . . . . daß ich ſo fragen darf! meinem Geliebten, gegen den ich ſchon ſo oft und ſehr in meinem Herzen undankbar geweſen bin, und der mich doch immer treu und zärtlich liebte. Wie oft, mit welchen Schwüren hat er es mich verſichert! Und ich ſoll ſo fremd wieder aus dem Leben gehen, als ich in daſſelbe eingegangen bin? Entſetzlichſter Gedanke! O, um alles nur nicht das! Ich bin ein ſchwaches hülfloſes Mädchen und bedarf der Stütze der Liebe. Ich will ihm treu ſein, dem Einzigen der es mir iſt, dem

ich angehöre. Ich habe ihm Liebe zugeſchworen, und alſo iſt es kein Verbrechen, es iſt Pflicht über alle Pflichten, ihn zu lieben. Nur nicht des Fremden, Unbekannten Weib ſein, der mir mit Zwang nahen will, der meinen Willen in Feſſeln ſchlüge ..... Und wenn Illamer nicht zu rechter Zeit wiederkäme, mich zu erretten? Wenn ich alle Abende, ſo wie bis heute, ſehnſuchtsbange, vergebliche Stunden an dem Fenſter ſtünde und auf ihn, auf ſein gewohntes Zeichen harrte! wenn ich geopfert würde ....

Ein neuer Ausbruch von Schmerz hemmte ihre Stimme, ſie ſprang vom Stuhle auf und rang die Hände. Sie kannte nun die Verzweiflung der Rathloſigkeit, in der man keinen Ausweg, keine Rettung mehr aus der Noth erſieht und ſo tief entmuthigt oder aufgerieben iſt von der Vorſtellung des Drohenden, daß man ſogar die letzte Hülfe, auf die man noch hoffen könnte, nicht mehr in Gedanken mag, und den Tod, den Untergang allem vorzieht, um nur endlich keinen Kampf mehr zu beſtehen.

Und, o Gott! rief Elika wieder aus: ich gebe Vater, Mutter, Alles, ich gebe mein Leben, meine Ehre darum — und das Verzagen eben verlieh ihr neuen Muth zu wünſchen, um ſich nur aber- und abermals ſteigern zu können — wenn Du mich errettetſt, wenn er kommt! — Denn das Allernächſte behält im Leben zuletzt doch immer Recht.

Beruhigt und halb erſchrocken über die Heftigkeit ihrer Ungeduld ging ſie inzwiſchen einigemale in der Kammer ſinnend auf und ab. Jetzt blieb ſie vor dem hohen Fenſter ſtehen. Sie ſchob eine kleine Scheibe auf und ſah über den Garten nach dem Walde. — O, mein Himmel! was glänzt bei der Kapelle? Was leuchtet da? Was für ein Licht taucht abwechſelnd aus dem Düſter und tritt flackernd wieder hinein, und aber- und abermals? Das iſt nicht das ewige

Lämpchen am Altare. Nein, nein, er iſt es, er! Illamer, mein Erretter, mein Geliebter! Du biſt es, Du erwarteſt mich, ich komme!

Sie zitterte vor Freude und Angſt an allen Gliedern, indem ſie für den nächtlichen Ausgang, zu dem ſie das Licht aufforderte, ihren Anzug einrichtete. Es war ſchon ſpät, in der neunten Stunde, die abnehmende Mondesſichel ging bald auf, eine Helligkeit am Horizonte, wo ihn die Wolken zuweilen frei ließen, oder dünner verſchleierten, zeigte es an. Es war in der Burg todtenſtill. Die Leute waren alle in einem entfernten Flügel zum Abendeſſen beiſammen. Die Mutter müſſe ſchon ſchlummern, dachte ſie, als ſie über den unerleuchteten Bogengang an ihrer Thüre vorbeiſchlich. Es rührte ſich nichts in dem Zimmer; ſie hörte die alte Wanduhr picken. Sie erreichte den Hof, den Garten; die Hunde unten kannten ſie und ſchwiegen. Sultan, der größte, kroch an der klirrenden Kette, die er nach ſich ſchleppte, aus ſeiner Hütte und ſuchte ſie durch freundlich demüthige Sprünge zu überreden, ihn, wie nicht ſelten auf ihren abendlichen Ausgängen, auch diesmal mitzunehmen. Ihr Herz war aber heute zu wund, als daß ſie noch hätte das Geringſte thun mögen, was nicht unerläßlich war. Sie entfernte ſich von der Burg; aus der Ferne tönte ihr die Fröhlichkeit der verſammelten Dienerſchaft nach. Sie eilte, ein dichtes, dunkles Tuch über dem Kopfe, durch den langen Lindengang einem geheimen Pförtchen zu, zu dem ſie, ohne jemandes Vorwiſſen, ſich einen Schlüſſel verſchafft hatte. Sie ſah ſich öfter ſchüchtern um und erſchrak über ihr eigenes nachflatterndes Gewand. Sie hörte ihre fliehenden Schritte im Laube raſcheln und meinte, es wären fremde hinter ihr. Sie verſchwand in das dichte Gebüſch, das die Pforte verbarg. Ihre dunkle Geſtalt ward dahinter im Freien wieder ſicht-

bar. Es wäre zu dunkel geweſen, ſie fliehen zu ſehen, aber der ſchwarze Punkt in der braunen Dämmerung ward immer kleiner und grauer. Sie hatte eine gute Viertelſtunde Weges durch niederes Strauchwerk und Geſtrüpp zurückzulegen. Sie eilte ſich außer Athem, gerade auf das fortflackernde Flämmchen zu. Sie ſtrauchelte einmal über das andere und blieb einen Augenblick ſtehen, um nichts als das laute Klopfen ihres Herzens zu hören. Sie war des Weges ſonſt ſo oft bei nächtlicher Weile gewandert; allein noch niemals hatte ſie dieſe Herzensangſt dabei empfunden. Endlich langte ſie an Ort und Stelle an. Ein halb mit Gras überwachſener, und, wie es ſchien, nur wenig gebrauchter Fahrweg ging aus dem Walde nach verſchiedenen Richtungen weiter. Auf der Wegſcheide ſtand eine kleine Kapelle. Ein alter Nußbaum davor breitete ſeine Zweige über ihr Dach aus, und an einem hervorragenden Aſte des Baumes hing eine Laterne, in der Elikens Lichtlein durch die angelaufenen Gläſer leuchtete. Der Wind bewegte die Laterne an ihrer Schnure hin und her, und an der Wand der Kapelle ſo wie unter dem Baume auf dem Raſen hin ſchwankte der Widerſchein des Lichtes wie die dünnen langen Schatten, die es um ſich warf.

Elikens erſtes Gefühl trieb ſie an, vor dem Eingange der Kapelle niederzuſinken. Sie wollte beten; aber ſie konnte es, trotz aller Anſtrengungen ihres Geiſtes, nicht. Ihre Blicke ſchoſſen unruhig nach allen Seiten; ihre Bruſt hob ſich wild. Sie hörte dichtbei ein Pferd ſchnauben. Ein dunklerer Schatten bewegte ſich hinter einem Buſche vor und glitt heran. Die Liebenden erkannten und begrüßten einander, ſie ſank an ſeine Bruſt. Allamer wollte reden; er hatte ein ſchnelles Roß, das ihn hierher getragen, unfern angebunden und war zur Flucht bereit. Er wollte

Elisen dazu bereden, nachdem es ihm gelungen war, ihre Aufregung zu mäßigen. Sie preßte ihn aber wiederholt in ihre Arme, als ob sie einen ewigen Abschied von ihm nähme. Endlich erstickte sein dicker weiter Mantel, worein er sie hüllte, ihr Schluchzen; und sie ward wenigstens stiller, wo nicht ruhiger.

Da durchschnitt die Luft von dem Dickicht her der gellende Ton einer Pfeife; Zweige bewegten sich und knickten; von allen Seiten nahten schwarze Gestalten, vermummt, mit blanken Waffen.

Illamer riß sich empor, ließ die vor jähem Schrecken Halbohnmächtige auf den Rasen niedergleiten, warf seinen Mantel von sich, über sie, und zog sein Schwert. Alsbald klirrten die langen Klingen im tödtlichen Kampfe an einander. Elisa sah noch, als sie wieder zu sich kam, die letzte verzweifelte Gegenwehr Illamers, den die Ueberzahl seiner Feinde immer härter umdrängte. Jetzt umfaßten sie, indem sie aufgesprungen war und sich retten wollte, da das nahe Wiehern des Pferdes sie an die Möglichkeit erinnerte, von hinten rauhe Arme: sie stieß einen Schrei aus: Illamer wandte sich nach ihr um; und in dem Augenblicke ward ihm ein Schwert in die entblößte Brust gestoßen. Er stürzte, aufbrüllend, zu Boden, und die Sinne vergingen Elisen wieder auf lange Zeit. Einige der Vermummten bemächtigten sich der Bewußtlosen und schafften sie zu einem Tragsessel, den sie unweit des Kampfplatzes stehen hatten. Sie entfernten sich damit eiligst waldeinwärts, derweil Andere zurückblieben, Illamers entseelten Leichnam abseits zu begraben. Es währte nicht lange, so hatten sie ihr trauriges Geschäft beendet und trabten auf dem Rosse des Edelknaben nach einer anderen Richtung, dann war der Schauplatz der Unthat wieder so still und ruhig wie

wenige Stunden zuvor, und nur der Sturmwind sauſte noch durch die Wipfel der Bäume, oder knarrte in den alten Aeſten und klapperte mit dem morſchen Holzwerk der Kapelle. Die Laterne war wieder weg und Nacht und Finſterniß hatte Alles in ihren Schooß begraben.

Erſt am kommenden Morgen ward Elika in ihrer väterlichen Burg vermißt. Ihr Verſchwinden war allen Bewohnern ein Räthſel. Ihre Mutter war außer ſich; ihr Vater fühlte ihren Verluſt vielleicht noch tiefer; kam aber in der Thätigkeit des Nachforſchens nicht dazu, ihn zu äußern. Die klugs zu ihm gelangende Kunde von Illamers Rückkehr nach Znio und ſeiner eben ſo unerklärlichen, plötzlichen, ſpurloſen Entfernung in der nämlichen Nacht, benahmen ihm und ſeiner Gattin freilich jeden Zweifel an der Wahrheit der Thatſache, daß der Abenteurer ſie entführt habe. Indeſſen blieben ſeine Anſtrengungen, die Flüchtigen zu erreichen, denen er Monate lang nachſtellte, fruchtlos; und Vater und Mutter mußten ſich endlich in die Nothwendigkeit ergeben, die Unglückſelige für verloren zu halten.

Die Mutter begab ſich an den Hof des Landesfürſten, zu einer Verwandtin, um ſich von ihrem Kummer zu zerſtreuen; der Vater konnte und wollte aber das Angedenken an ſein beklagenswerthes Kind in ſeiner Seele nicht ſchwächen, und verließ ſeine Burg nicht mehr, wo er in düſterer Zurückgezogenheit lebte und ſeine Zeit in tagelangem Durchſchwärmen der Wälder zubrachte. Er genoß ſeinen Schmerz mit Luſt und Liebe und gewann ihm die poetiſche Seite ab: ſeine Gattin litt ihn nur mit Widerwillen auf unpoetiſche Weiſe, und deshalb blieb er ihr nicht: da nur das Poetiſche allein in der Welt Beſtand hat, es mag ſich zu erkennen geben oder erſcheinen wie und wo es will. Es war dem Ritter überdies, als müßte er noch einmal von

ihr hören; ja, als weile sie in seiner Nähe, als könnte, als würde sie hinter jedem alten Baume, aus jeder elenden Hütte, seiner Hülfe bedürftig hervortreten. Er war einer der Menschen, die Jahre lang mit einem geliebten Wesen zusammen leben, ohne ihm sein Gefühl, seine herzliche Neigung, oder Zärtlichkeit zu bezeigen, und aus denen dieselbe nur erst dann recht hervorbricht, wann ihr Gegenstand für sie aufgehört hat da zu sein — gleich wie die abgebrochene Blumenknospe plötzlich aufblüht, so wie man das Ende ihres Stieles in die Flamme hält; — um sie mit der schärfsten Bitterkeit des Leidwesens zu der Erkenntniß ihrer eignen Liebe zu bringen, und mit Reue zu erfüllen, daß sie das Geliebte von sich scheiden ließen, ohne ihm auch nur eine Ahnung dessen zu gönnen, wie innig ihr Herz ihm angehörte. Ja, es ergeht diesen Menschen mit jeder Freude des Lebens so, daß sie sie erst schätzen und empfinden lernen, wenn sie vorüber ist, wie Kurzsichtige ihre Bekannten, denen sie auf der Straße begegnen, nicht früher erkennen, als bis sie sie nicht mehr sehen; und sie verlassen das Leben mit Thränen in den Augen, weil ihnen gerade erst die Hand des anklopfenden Todes die Lust erweckte, in dasselbe einzugehen. —

Sobald die verlorene Elika wieder zu sich kam, herrschte ein beinahe völliges Dunkel um sie. Sie erkannte die Gegenstände nicht. Ein Fenster erblickte sie, oder wenigstens hielt sie eine lichte Stelle ihres Aufenthaltes für eines; jedoch unterschied sie dahin durch so viel wie nichts: es schien ein dicker Nebel in der Luft zu hangen. Ihre Glieder schmerzten sie, wie zerschlagen; sie regte sich nicht und lag wie Blei, sie meinte, heim auf ihrem Bette: weiter konnte und mochte sie nicht nachdenken. Sie war nur froh, daß

alles ſo ruhig um ſie war, denn ſie fühlte das heftigſte Kopfweh.

Eine weibliche Geſtalt ſaß unfern ihres Lagers, und ſchien, derweil ſie ihretwegen gewacht hatte, vom Schlafe übermannt zu ſein: es war ja doch die Mutter! Ein wohlthuendes Gefühl durchrieſelte ſie bei der Vorſtellung, daß ſie in Sicherheit ſei. Ihr Kopfweh ließ nach; es ward hellere Dämmerung, ihre Gedanken fingen an, ſich zu ſammeln, ſie freute ſich der Ruhe und Stille; ſie dankte der Mutter im Herzen ihre Freundlichkeit und Verſöhnlichkeit.

Allein, indem ſie mit weichem Wohlwollen ihr Auge auf der dunkel umriſſenen Geſtalt weilen ließ, unterſchied ſie dieſelbe allmälig im Einzelnen. Es war ein altes Skelett, in Lumpen gehüllt, das gelbe Geſicht voll tauſend beweglicher Falten, mit wenigem, halb grauem, halb ſchwarzem ſtruppigem Haar auf dem Haupte. O, Jeſus! das iſt nicht meine Mutter. Wo bin ich? ſchrie ſie auf. Sie richtete ſich mit dem Oberleib im Bett in die Höhe und ſtarrte in wilder Unordnung die Alte an. Dieſe erweckte der Aufſchrei aus ihrem Schlummer und die widerwärtigſte Rohheit leuchtete aus den kleinen grauen Augen, als ſie ſich zu beleben anfingen. Sie ſuchte ſich mit dem jungen Mädchen zu verſtändigen, ſie zu beruhigen, umſonſt! Mit dem anwachſenden Tageslichte ward es auch in Elikens Erinnerungen wieder hell. Illamer ſtarb noch einmal in ihrer Seele, und ſie überließ ſich den Ausbrüchen ihrer Verzweiflung. Sie wollte entfliehen, ſchrie um Hülfe; das alte Weib bedeutete ſie, daß ſie nicht entkommen und keinen Beiſtand finden könne, da ſie in einer Einöde des tiefſten Waldes ſei, wo Niemand ſie höre, und Elika ſah, daß der Raum, in dem ſie ſich befand, ſo feſt wie ein Kerker verwahrt war. Starke Eiſenſtäbe waren vor dem Fenſter, die

Wände dick von Stein, die Thüre doppelt und dreifach verſchloſſen; und die Alte hatte das Ausſehen, auch geſetzt, daß ſie ganz allein wäre, im Nothfall Kräfte genug zu haben, mit leichter Mühe die Schlüſſel gegen ſie zu vertheidigen. Zum Fenſter hinaus ſah Elika, daß hohe überhangende Felſen auf dieſer, und wahrſcheinlich auch auf der anderen Seite ihren Kerker umſchloſſen; Tannen und Geſtrüpp bekleideten die Felſenwände und erfüllten desgleichen den Raum bis zu ihnen. Wie hätte alſo ihre Stimme irgend wem vernehmlich werden können? Erſchöpft und niedergeſchlagen warf ſie ſich auf ihr Lager zurück. —

Die Alte hatte ihr erſt gleichgültig zugeſehen, und ſich dann ſchweigſam in eine Ecke geſetzt, wo ſie ſpann. Sobald ſie wahrnahm, daß Elika ſtiller ward, bot ſie ihr Speiſe und Trank an; regte ſich aber nicht von ihrem Sitze, da ihr dieſe keine Antwort gab. Elika ahnete nun wohl, in weſſen Händen ſie ſich befand. Und natürlich hatte kein Anderer als Odilo den gelungenen Anſchlag auf ihre Freiheit und Illamers Leben ausgeführt. Das kleine Waldhaus lag in einem engen Felſenkeſſel, mehrere Stunden von jeder bewohnten Stätte ab, auf dem Gebiete des Kloſters, und hatte ihm zu der Zeit, als daſſelbe noch in Kriegshändel verwickelt war, zum Hinterhalte oder Schlupfwinkel ſeiner Reiſigen, oder zum Kerker für Gefangene gedient, die ein rauher Kloſterknecht bewachte, der es von jeher mit ſeiner Frau und ſeinen Geſellen bewohnt hatte, und nur das Gewerbe eines Köhlers damals mehr zum Schein betrieb, obwol ihn die ſeitdem veränderten Kloſterangelegenheiten gleichfalls genöthigt, von ſeinen Abwegen abzulaſſen und ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes redlicher als ſonſt zu nähren. Dem Vater Odilo, der ihm immer Schutz verliehen, diente er deshalb in ſeinem vielverzweigten Verkehre mit der Welt

freilich nach wie vor, und seit seiner ersten Jugend an ein Leben voll Gewaltthätigkeiten gewöhnt, konnte es diesem jetzt nicht große Mühe machen, ihn durch Geld und gute Worte für sein verbrecherisches Unternehmen zu gewinnen, und dazu zu bewegen, Elisen heimlich bei sich einzukerkern. Auch waren es der Köhler und seine Spießgesellen gewesen, die, in Odilo's Beisein, die Jungfrau geraubt und ihren Geliebten gemordet hatten, und versah nun eben seine Frau bei ihr das Amt einer Kerkermeisterin, derweil er sich augenblicklich selbst zu einigen nahen Meilern begeben hatte, mit denen er beschäftigt war, und sich auch in der That unbesorgt entfernen konnte, da er bei der geringsten Gefahr, die ihm seine Frau verkündigte, im Stande war, ihr mit seinen Leuten ungesäumt zu Hülfe zu eilen. Ja, überdies war es, vielfältigen Erfahrungen nach, beinahe für eine Unmöglichkeit zu erachten, daß sogar der angestrengteste Hülferuf aus einem solchen Orte ein fremdes menschliches Ohr hätte erreichen können. Und zum Ueberflusse der Vorsicht hatte man vor Zeiten die Wohnung so angelegt, daß der Eingang oder vordere Theil von dem hinteren, wo Elisens Kerker lag, durch einen Felsenvorsprung geschieden war.

Aus den Betrachtungen und Gefühlen, die die Jungfrau gegenwärtig über ihre Lage anstellen und haben konnte, wurde sie durch den Schall einer kleinen Glocke erweckt. Auf dieses mit Odilo verabredete Zeichen, das ihr ein Anderer nicht zu geben gewußt hätte, eilte die Alte hinaus ihn zu empfangen, und nicht lange, so öffnete sich die Thüre abermals und es trat allein der Mönch in Elisens Gemach. Die Thüre ward wieder hinter ihm geschlossen.

Odilo blieb am Eingange stehen: war es Schaam, war es Unschlüssigkeit, was ihn zögern ließ? Sie sah und er-

kannte ihn; und, wenn ſie ſchauderte, als ſie ſeinen Blick feſt auf ſich gerichtet ſah, mußte dieſe Bewegung in ihrem tiefſten Innern vor ſich gehen, denn ſie war ſtark genug, mit Anſtrengung aller Kräfte, ſeinen Blick zu erwiedern. Sie erhob ſich blaß, krampfhaft gefaßt und ſtand ihm gegenüber. Es trat eine ſonderbare Pauſe ein: Odilo unterbrach ſie zuletzt und nahm das Wort.....

Jedoch wozu die Erklärungen wiederholen und verfolgen, die ſie ſich zu machen hatten? Wozu dieſe erſte Zuſammenkunft oder eine folgende ſchildern, die da alle nur zu dem unerfreulichſten Ergebniſſe beiſteuerten, und zwar den Beweis führten, daß die urſprüngliche moraliſche oder geiſtige Kraft, die wir an Märtyrern oder großen Genien entzückt bewundern und preiſen, ihrer eigenſten Natur und ihrem Weſen nach nur in wenigen Menſchen zur Erſcheinung kommen kann, ja, daß da ſo viele und wenn der Beſten auch, denen ſie abgeht, nicht im Stande ſein ſollen, in allen und jeden Drangſalen des Lebens, mit dem ihnen nur bedingungsweiſe gegönnten, anerworbenen oder auch gleichſam ererbten Kräften auszuhalten.

Es ſcheint mir nur darauf anzukommen, mit wenigen Federſtrichen die einzelnen Sproſſen anzudeuten, auf denen Odilo und Elika die Leiter ihres Verhängniſſes hinunterſtiegen.

Odilo unterließ auf keine Weiſe, ſeine Anträge, Bitten und Beſtürmungen zu erneuen. Elika beantwortete ſie mit einer Entrüſtung, deren Energie, gegen das Erſtemal gemeſſen, das Gefühl ihres Unglücks um das Doppelte erhöhte. Er ging und kam in einigen Tagen wieder. Er ermüdete nicht in ſeinen leidenſchaftlichen Schwüren und Beſchwörungen. Die Schärfe ihres Schmerzes hatten unterdeß Thränen abgeſtumpft; ſie nahm ihn leidender, ſchweigſamer, viel-

leicht trotziger auf. Er hinterbrachte ihr die Nachricht, wie vergeblich ihre Aeltern ihr nachgeforſcht hätten und ſprach davon, daß auch Illamers beklagenswerthes Schickſal, das er durch ſeinen verzweifelten Widerſtand ſich ſelbſt zugezogen, aller Welt, die ihn mit ihr geflohen wähne, ein Geheimniß geblieben ſei. Sie erſchrak faſt vor der Wuth, die ſie darüber gegen ihn empfand; allein ſie ſchwieg, da ſie die Nothwendigkeit einſah, ſich zu verſtellen, um über lang oder kurz vielleicht dennoch entfliehen zu können. Einmal dieſer Anſicht, war ſie, oder ſtellte ſie ſich vielmehr bei ſeiner nächſten Wiederkehr freundlicher. Die troſtloſe Einſamkeit oder noch troſtloſere Geſellſchaft des alten Weibes hatte ihren Trotz gebrochen, ohne daß ſie es ſich noch eingeſtand. Odilo that ihr nun die Abreiſe ihrer Mutter nach der Stadt zu wiſſen, wo ſie ſich von ihrem Verluſte zu zerſtreuen ſuchen wolle. Das gab ihr einen Stich ins Herz. Von den Geſinnungen ihres Vaters ſchwieg er; er ſagte bloß, der Ritter ſei die meiſten Tage auf der Jagd. Sie wagte nicht weiter nachzufragen. Da ihre Mutter ſchon ſich anſchickte, ſich zu tröſten und zu ergeben, wie hätte er es ſich mehr zu Herzen nehmen ſollen, ſie verloren zu haben, dem ſie nie etwas geweſen war, dem ſie ſogar nicht einmal ſo viel als ihr hatte ſein können.

Ihr Schmerz ward Wehmuth und Schwäche oder Kleinmuth. Ihren Geliebten hatte der Tod von ihr getrennt, der ihr nicht etwa ſo theuer geweſen war, daß ſie um ſeinetwillen hätte verzweifeln ſollen; und alſo mußte ſie ſich wohl nach und nach faſſen. Ihre Aeltern gaben ſie auf, und von dem natürlichen Lauf der Dinge ſtand nichts anderes zu erwarten, als daß ſie ſie nach und nach vergeſſen würden. Sie hatte nun Niemand mehr auf Erden, der nach ihr

licher, und ſie ſah die Wahrheit ſeiner Leidenſchaft täglich vor Augen. Er war allerdings ein Mörder, Räuber, Meineidiger, Kirchenſchänder; aber er war das alles nur aus Liebe zu ihr; er war vor dieſem ein verehrter, weiſer, edler Mann und Heiliger geweſen. Ja, es hätte ihn doch Niemand härter anklagen können, als er es ſelbſt ſo oft in ihrer Gegenwart that. Er verdiente Mitleiden, ſie mußte vielmehr für ihn beten als ihn verfluchen. Dies dachte oder fühlte ſie eben ſo unbeſtimmt wie unwillkürlich. Man ſieht, wie geſchickt und glücklich ihre Eitelkeit ſich vor ihr ſelbſt zu rechtfertigen war und wie das neue Gefühl ſich allmälig bei ihr einſchmeichelte. Die Einſamkeit ward der jungen Gefangenen immer unerträglicher, je mehr ihre moraliſche Ausdauer abnahm und ſich freiwillig aufhob. Er wußte ihr bisweilen zu rechter Zeit mit unaufhörlichen Leiden und Martern und ewiger Gefangenſchaft zu drohen, bald wieder eben ſo dies Drohen mit der Verzweiflung zu entſchuldigen. Er verhieß ihr auf der anderen Seite für ihre Vergebung die Freiheit, und ſprach ihr nach Gelegenheit von ſeinem großen Einfluſſe bei italiſchen Kirchenfürſten vor, die ihm vom Pabſte die Dispenſation vom Kloſtergelübde zuverſichtlich verſchaffen würden. Elikens moraliſche Kraft ward am Ende von allen dieſen Angriffen faſt vernichtet, und da ihre Körperkraft doch bis zu einem gewiſſen Grade widerhielt, ſo verlangte ihr Gemüth, um in ein nothdürftiges Gleichgewicht dazu geſtellt zu werden, einen ſtützenden Anhalt, und konnte dieſen nicht anderswo als in der Erheiterung ſeiner Gegenwart ſuchen und finden. Sie ward auf dieſe Weiſe, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſein Geſchöpf, und gab mit der Selbſtachtung auch ihre moraliſche Selbſterhaltung auf. Sie ſank und ſank faſt bis zu einem animali-

ſchien; ja, ſie trog und belog ſich auf hunderterlei Weiſen, um ihre Demoraliſirung nur noch längere Zeit zu verleugnen. Sie ergab ſich dem Mönche ohne Liebe und Leidenſchaft ſogar, bloß aus Stumpfheit und Erſchöpfung ihrer Gefühle.... Ein halbes Jahr lang dauerte ihre Entwürdigung. —

Da war ihr der Winter mit ſeinen Stürmen und Fröſten, der Frühling mit ſeinen Wonnen und Blüthen unbemerkt vorübergegangen; ſie hatte anfänglich nicht gewagt, Odilo um größere Freiheit oder Milderung ihrer Haft zu bitten, hernach es aber gar nicht mehr gewünſcht. Und der Sommer ſtand für die übrige Welt bereits in voller Pracht, als eines Nachts ein ungewöhnlich ſchweres Gewitter ſie aus dem feſten entnervenden Schlafe der Abſpannung und einen ängſtlichen Träumen weckte.

Elika hatte von erſter Kindheit an eine unbezwingbare, grenzenloſe Furcht vor Gewittern gehabt. Sie erſchrak denn auch auf den Tod, als ſie das furchtbare Krachen des Donners, ſeinen zehnfachen Widerhall in den Felſen und die plätſchernden Regengüſſe hörte, das unaufhörliche Leuchten der Blitze ſah, die mit grellen, rothen, blauen, gelben zitternden Lichtwogen durch ihre Kammer zuckten. Die Felſen ſelbſt ſchienen zu beben, die Natur, in ſcheuer Demuth, wie ein Kind, das gefehlt hätte, die väterliche Strafe zu erwarten. Elika verkroch ſich anfänglich unter die Decke ihres ärmlichen Lagers; allein bei den verſtärkteren Donnerſchlägen, die immer und immer wiederholt das Dach ihrer Hütte zu treffen ſchienen, fuhr ſie ohne Faſſung aus dem Bette und rannte in dem leichten Nachtgewande, das ſie trug, mit aufgelöſtem fliegenden Haar, die Hände ringend, unter der Laſt ihrer Gewiſſensſchwäche wimmernd auf und ab. Sie hatte allen Halt in ſich verloren, ſie wußte nicht, was ſie ſagte oder that, ſie rief ihrer Kerkermeiſterin dem entſetzli-

chen Köhler flehentlich zu, sie möchten sie in ihrer Angst und Noth doch nicht verlassen; sie zählte die Augenblicke der Stille zwischen dem Toben draußen mit hochklopfendem Herzen, in äußerster Spannung; sie hörte nichts; sie glaubte sie geflohen, sie meinte vergehen, in dieser Empörung der Natur umkommen zu müssen.

Indem that es in ihrer nächsten Nähe einen Schlag, als ob die Welt untergehen sollte; Donner und Blitz waren eins; die entzündete Luft schien ein schwefelichtes Feuer ohne Brennstoff. Elika stürzte, wie von dem Blitze getroffen, zusammen und blieb viele Minuten betäubt liegen.

Der Blitz hatte in das Haus getroffen und die alte Köhlerfrau erschlagen, indem sie zu ihrer Gefangenen gehen gewollt. Das Dach des Hauses war zugleich entzündet und wie denn eben dem Feuer des Himmels eine hundertfache Energie innen wohnt, in einem Nu in helle Flammen gesetzt worden. Die Thüre des Kerkers ward von der Erschütterung des Schlages aufgesprengt, Rauchmassen wälzten sich hinein, die Flamme prasselte mit dem Regen um die Wette und leckte bereits an mehreren Stellen nach den inneren Räumen. Da fiel der erstickende Dampf der Ohnmächtigen auf die Brust und hatte glücklicherweise zur Folge, sie durch den Angriff auf ihr Leben aus der Unthätigkeit der Betäubung zu erwecken. Sie richtete sich auf, riß sich empor, der Instinkt trieb sie ihrer selbst unbewußt hinaus; hinter ihr begann die Decke einzustürzen. Als sie in den vorderen Raum gelangte, stieß ihr Fuß an Etwas, sie sah zu Boden; der zerstörte Leichnam ihrer alten Wärterin bot ihr den scheußlichsten Anblick dar. Sie hatte nicht Zeit, ihr Entsetzen in sich anwachsen zu lassen; es trieb sie mit Sturmeseile weiter, sie gelangte glücklich vor den Eingang. Sie

die in äußerem Ueberfluß bald von dem niederſtrömenden Regen erdrückt, gelöſcht, ausgegoſſen, bald wieder mit verſtärkter Wuth von innen herausgepeitſcht wurden. Das Dach hob ſich und ſtürzte mit einem Theil der Mauern zuſammen; ein einziger Dampf- und Flammenpfuhl lag vor der Geretteten, die eine Minute ſpäter darin ihr Grab gefunden hätte. Ein ſchwerer Seufzer entfuhr ihrer Bruſt; die Freude des Bewußtſeins, daß ſie aus ihrer Haft errettet ſei, tauchte in ihrer Seele aus dem Wirrſaale von Gedanken und Gefühlen auf, die ſie beſaßen. Doch war es nur, wie wenn aus einem qualmenden Brande ein Funken unter tauſenden in die Luft emporgetrieben wird und eben ſo ſchnell verſchwunden iſt, und das Bewußtſein ward augenblicklich wieder von dem unbeſtimmten gegenſtandloſen Grauſen verſchlungen, dem ſie ganz und gar zur Beute geworden war.

Sie ſtürzte ſich in die Nacht des Waldes und Sturmwetters. Sie irrte pfadlos umher. Ihre Gewänder troffen vom Regen; ihr naſſes Haar lag glatt und ſchwarz dem bleichen Geſichte an und hing ihr wie Schilfgras hinten und auf beiden Seiten über die Schultern. Sie mußte ſich in dem Dickicht oft durch Dornen reißen; vom Blitz zerſchmetterte Bäume ſtürzten neben ihr auf den von den Regenfluthen zerriſſenen und durchwühlten Boden nieder.

Das unabläſſige Getöſe ließ ſie alle Augenblicke glauben, ſie werde verfolgt, ſie werde den Köhler neben ſich ſehen. Ihre Blicke ſchweiften ſcheu nach allen Seiten. Sie vernahm das Angſtgebrüll der wilden Thiere. Der Regen, der Froſt der Näſſe und der Nacht kühlte ihre äußere Erhitzung gleich im Ausbrechen wieder ab; allein ſie kochte innerlich deſto heftiger. Tauſendfache Schrecken erfüllten ſie; und ſie fühlte, wie ſie nur allein aus dieſen Schrecken die Kräfte

nahm, sich aufrecht zu erhalten und weiter zu schleppen. Sterbensmüde und erschöpft, den Tod zehnfältig vor Augen und innerlich fühlend, gewann sie nun gerade so sich selbst und ihren Muth wieder. Sie war wie in dem Zustande des Hellsehens; alle Schrecken der Natur gestalteten sich ihr symbolisch zu ihrem Innern, oder dieses mündete gleich wie ein Fluß ins Meer des Alls. In dieser äußeren Empörung fand ihre innere eine Lösung; sie büßte in den Kasteiungen der Natur. Sie gab sich verloren, und in dem Gefühle errang sie sich zum Erstenmale die rechte Schätzung ihres Lebens.

So trieb sie sich die ganze Nacht im Walde umher. Gegen Morgen hörte das Gewitter auf, der Sturm legte sich und die Bäume brauf'ten nur noch ruckweise; sie sah die Finsterniß dünner werden. Der Himmel leitete ihre Schritte, der Wald ward lichter. Ein scharfer Morgenwind strich durch die alten Buchen, sie wußte noch nicht, als sie wieder anfing, sich auf sich zu besinnen, wohin sie ihren Lauf nehmen solle, um Erholung zu finden und sich vor den Verfolgungen ihrer Kerkermeister zu schützen. Die Kniee knickten ihr zusammen, sie stieß sich im Rennen mehr wie einmal mit der Stirne an einen Ast oder Stamm, sie war voller Beulen und Quetschungen und achtete es nicht; sie raffte sich immer gewaltsam wieder auf, wenn die Kräfte ihr brachen; jetzt war es ihr, als ob sie Hundegebell, Stimmen tiefer im Walde drinnen vernehme. Sie wollte schon völlig verzagen; da erblickte sie unweit vor sich ein Dach, sie eilte darauf zu, sie konnte schon zwischen die einzelner stehenden Bäume durch in das Freie sehen. Sie glaubte sich hier wieder zu erkennen, sie stand am Saume der Waldung, es war das kleine Dach der Kapelle, das sie gesehen hatte, sie erreichte das Kirchlein. O Himmel, welches Glück! Die

Thür war nur angelehnt, wie es ſich ihr zeigte, als ſie den Verſuch machte, ſie zu öffnen. Der Küſter der benachbarten Dorfkirche, der über dieſes kleine Gotteshaus die Mitaufſicht führte, hatte am vergangenen Abende darin etwas zu beſorgen gehabt und bei eiligem Fortgehen die Thür zwar wieder zugeſchloſſen, den Riegel aber vor den Haken, anſtatt hinein getrieben. Elika ſtieß die Thür raſch vor ſich auf und ſtürzte in die Kapelle. Der durch das Oeffnen erregte Zugwind warf die Thür hinter ihr ins Schloß. Sie hatte ihre letzten Kräfte verwendet, ſie wußte von nichts mehr und ſank am Fuße des Altares nieder; nur die unmittelbarſte Noth hatte ſie bisher aufrecht erhalten.

Hier lag ſie mit der Stirn auf der Marmorplatte, und es that ihr wohl, die eiſige Kälte derſelben in die äußere Kälte ihres Kopfes eindringen zu laſſen. Es erwärmte ſie in nur ſcheinbarem Widerſpruche, indem die zur Kälte kommende Kälte die innere Fiebergluth ihres Kopfes zwang, oder durch die Steigerung reizte, nach außen zu ſtrömen. Es that ihr wohl zu fühlen, wie Glied für Glied erſtarrte, ſobald es nicht mehr von dem Verſtande in Anſpruch genommen ward. Das wenige Leben, das noch in ihr war, ballte ſich um ihr Herz zuſammen, wo es ihrem Gefühle nach wie eine Wolke warmen Dampfes auf und abwogte, und die wiederkehrenden Kräfte erſt nach einer Weile anfingen, etwa wie Gasflügelchen in einem Glaſe mit ſtehendem Waſſer ſich allmälig an den Rand abſetzen, durch die durchdringlichen Wände ihrer Bruſt in den übrigen Körper hineinzuperlen. Zuerſt fühlte ſich das Leben da nur ſelbſt, alsdann ging es wieder zum Bewußtſein äußerer Dinge über. Elika ſah, jedoch ohne die Augen von der Platte aufzuſchlagen, bloß vermittelſt des erhöhten Gefühles, im Hellſehen, die heiligen Gegenſtände um und neben ſich, das Meßbuch,

die Leuchter mit den geweihten Kerzen auf der ſchwarzen Altardecke von Sammet, die kleinen Heiligenbilder und Votivtäfelchen, den Schimmer des ewigen Lämpchens, deſſen Schwäche alles nur mit Schatten in Schatten abzuzeichnen vermochte.

Die zerſtörte Geſtalt des ermordeten Illamer nahte von der Thür her ſchüchtern mit dem Weihbecken und beſprützte ſich und ſie mit dem Waſſer, deſſen eingebildete Lauheit oder Milde ſie unausſprechlich erquickten, indem die einzelnen Tropfen, leuchtenden Funken gleich, durch ihr Gewand ihren Körper berührten. Darauf ſtellten ſich ihr die Scenen, die ſie vor der Kapelle hier mit ihm verlebt hatte, abermals, aber ohne daß ſie Antheil daran nahm, indem ſie ſich wie eine Fremde außer ſich erblickte, ihrer Einbildungskraft dar. Die Täuſchung des Irdiſchen war von ihr und ihnen gewichen. Sie ſah die letzte Kataſtrophe ebenfalls ſich ereignen, ſie ſah die Schreckgeſtalten der Vermummten, ihre Angeſichter, die ſie hinterdrein nur allzu oft hatte erblicken müſſen. Sie hörte ihre rauhen Stimmen wieder, und, horch! vor allen andern ward ihrem Ohr die Stimme des Köhlers vernehmbar, die die übrigen übertönte und am Ende allein hörbar blieb, weil es in der That deſſen Stimme war. Elika wußte auch ſogleich, wie die Welt der Einbildung in die Wirklichkeit überging.

Der Köhler hatte an dem Abende vorher mit ſeinen Knechten in einem entfernteren Meiler gearbeitet und, von der Dunkelheit des nahenden Gewitters überraſcht, die Nacht darunter zubringen müſſen. Mit dem erſten Grauen des Tages, und ſobald die ärgſte Wuth des Unwetters vorüber war, hatte er allerdings den eiligſten Rückweg zu ſeiner Wohnung angetreten, um nach ſeiner Gefangenen zu ſehen. Allein er hatte, dabei angelangt, nur noch die rau-

chenden Trümmer der Hütte vorgefunden, und nicht entdecken können, ob die Bewohnerinnen entronnen oder verbrannt wären. In dieser Ungewißheit mußte er zu dem Entschlusse greifen, um die höchstnöthige Vorsicht nicht zu verabsäumen, nach bestem Vermögen die Nachbarschaft zu durchforschen. Er hatte nichts gefunden und dehnte seine Nachsuchungen nun auf die entferntere Waldung aus. Es ward inzwischen Tag und nach einer Weile fand er auf einer ausgehauenen Stelle seinen Hund wieder, der sich halbverbrannt vergebens weiter zu schleppen suchte. Das Thier hatte sich nicht eher aus seinem Verschlusse im vorderen Hüttenraume befreien können, als bis Elika durch die gesprengte Thür eilte, und war ihr dann, ohne daß sie es wußte, vom Feuer kläglich zugerichtet, gefolgt; allein nur bis dahin gekommen, wo es sein Herr antraf. Sobald es dessen Witterung bekam, gab es seine Freude durch sein letztes Winmern zu erkennen; und war ihm noch im Sterben treu und dienstbar, indem es des Köhlers Absicht zu errathen schien und nochmals Miene machte, sich aufzuraffen und einer Spur zu folgen. Allein seine Lebenskraft ward mit dieser vergeblichen Anstrengung ausgelöscht, so daß es zur Stelle unter Zuckungen starb. Sogar das Herz des Mörders rührte dieser Zug und er hatte feuchte Augen, als er sich zu dem Hunde niederbog, ihn sanft streichelte und einige unverständliche Laute von sich gab. Auch meinte der Köhler, den Wink des Hundes wohl verstanden zu haben und verließ ihn, um seine Verfolgung fortzusetzen. Jedoch blieb sie stundenlang wieder vergebens und ward er am Ende dennoch fast an seiner Meinung irre, daß Elika sich gerettet habe. Er rief immer und immer umsonst in den Wald; hörte aber nur seine eigene Stimme wiederhallen, und kam zulent zu der Kapelle, als die Wolken eben anfin-

gen, zu zerreißen und den schon lange angebrochenen Tag durch ihre künstliche Nacht heller dämmern zu lassen. Er wollte nun auch in die kleine Kirche dringen, nachdem er sie von allen Seiten umgangen war, denn durch die Fenster konnte er nichts deutlich sehen, sie waren vom Sonnenschein und Regen erblindet, oder von Staub innen angelaufen; auch war es allzu dunkel und hatte das Licht noch nicht Zeit gehabt, sich in dem verschlossenen Raume auszubreiten und zu setzen. Allein er fand die Thür verschlossen und zu fest, sie zu sprengen, was er doch desgleichen der Heiligkeit der Kirche wegen nicht wagen mochte. Er war überdies überzeugt, Elika könne nicht darinnen sein. Er hielt das Ohr an die Thür und horchte, um recht sicher zu gehen. Seine freche Stimme nannte nach Pausen wiederholt ihren Namen, ob sie vielleicht schwach und hülfsbedürftig sei; jedoch blieb alles still und erfolgte kein Laut der Antwort. Nur Elikens Herz pochte in diesen bängsten Momenten so überlaut, daß er es fast hätte hören können, denn sie fühlte die Bedeutung der Zwischenzeit in solchem Grade, daß sie darüber sich selbst vergaß, und zum Erstenmale seit lange wieder ihre Seele in einem Gebet ohne Worte zu Gott erhob, indem sie überzeugt war, sie werde mit dem erhört, was sie von ihm begehrte, und doch selber nicht zu nennen wußte. . . . . .

Und siehe da! bereits entfernte sich ja auch der grausame Köhler wieder und hörte sie seine verhallenden Schritte, sein schwächer werdendes Fluchen kaum noch aus dem Walde dringen, in den er sich wie ein reißendes Thier beim Anbruche des Tages verkroch. . . . . .

Von dem Gebete an, in dem sich nun Elika selbst vergessen hatte, war es ihr, als sei Gott, oder dies Gebet die Luft, in der sie athme, und kam sie, wie in stiller Ver-

zückung, nicht wieder aus ihm heraus und zu den alten Bekümmerniſſen. Und zwar hatte ihr Gott in Wahrheit, von dieſer Selbſtverleugnung an, die Bürde ihres Daſeins abgenommen, und in dem Augenblicke, als ihr Geiſt in ihrem Körper aufgehört, leben zu wollen, dieſen der Schlag gerührt und gelähmt, ohne daß ſie es empfunden, wiewohl es ihr fortan nur war, als ob damit das Wehr der Schleuſe aufgezogen worden, das ihre nun in vollen ſprudelnden Wellen in ihr Flußbett unaufhaltſam weiterſtrömende moraliſche Kraft gehemmt gehalten hatte. —

Noch in eben dieſem Zuſtande traf ſie der Meßner einige Stunden nachher an, als ihn ſein Beruf in die Kapelle führte. Wie erſtaunte er, ein Weib an der verſchloſſenen Gottesſtatt zu betreffen, wie entſetzte er ſich, in der verwelkten, zertretenen, gleichwie zum Opfer hingeſtreuten Blume die Tochter ſeines eignen Herrn und Gebieters zu erkennen! Er wollte mit Fragen in ſie ſtürmen; ſie war unfähig zu antworten, hörte ihn kaum, bedeutete ihn bloß, ſie wolle heim. Sich ſelbſt fortbewegen konnte ſie nicht; und ſo eilte der Meßner mit ſeiner frohen und betrübten Zeitung nach der Burg, um Hülfe herbeizuſchaffen. Der Burgherr war allda von dem ſchweren Gewitter die ganze Nacht abgehalten worden, ein Auge zuzuthun, und hatte ſie, in Gedanken bei ſeiner verlorenen Tochter, durchwacht. Er war endlich gegen Morgen eingeſchlummert und träumte noch von ihr bis in den Tag hinein, als ihn der Meßner wecken ließ.

Wir beſchreiben nicht ſeine Gefühle bei der Kunde vom Wiederfinden der Geliebten, bei ihrem Wiederſehen, als er mit Leuten zu ihr geeilt kam und ihren troſtloſen Zuſtand begriff und erkannte.

Der ernſte kalte Mann hatte zuvor ſein halbes Lebenlang

ſein von ſeiner Gattin wohl oft gekränktes Gefühl in ſich verſchließen gelernt. Er hatte ſich der Liebe zu ſeinen Kindern faſt immerdar gleichſam erwehrt und ſich ihre Aeußerung niemals zugelaſſen. Er hatte in der Blüthe ihrer Jahre mehrere ſeiner holden Lieblinge durch den Tod verloren, hatte ſie, ohne daß ſie ihn verſtanden, auf ewig von ſich ſcheiden geſehen; und desungeachtet brach erſt jetzt die Eisrinde, die ſein Herz umgeben gehabt. Ja, gleich als wolle es dieſe vielleicht letzte Gelegenheit nicht vorüber gehen laſſen, neu geboren zu werden, hing es ſich nun mehr mit höchſter Innigkeit daran. Er weinte wie ein Kind am Halſe ſeiner Mutter, neben ihrem harten Lager knieend, küßte hundertmal die kalten Hände, benetzte ihr in ſeinem Schooße ruhendes ſchweres Haupt mit ſeinen Thränen und war unerſchöpflich an Liebkoſungen, mit denen er ſie überhäufte, bis der Druck ihrer Hand, der Blick ihres dunklen Auges ihm den bittern Troſt der Gewißheit gewährte, daß ſie ihn erkenne und verſtehe, obwohl ſie noch nicht wieder reden konnte und es wiederholt umſonſt verſuchte.

Durch ſeine Diener zuletzt an die unabweisliche Nothwendigkeit gemahnt, die Wiedergefundene, um ihrer Erhaltung willen, ohne Säumniß auf die Burg zu bringen, befahl der Ritter denn auch, es mit größter Vorſicht in das Werk zu ſetzen, wie geſchah. Es thaten ihr die Mittel wohl, die man da zu ihrer vollkommeneren Wiederbelebung anwendete. Sie fand die Sprache wieder und benutzte ſie faſt nur dazu, das zuvor gewaltſam zurückgehaltene Uebermaaß von Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Vater auszuſchütten, das ihr Herz für ihn gehegt, der ſo ſelig wie ein Liebender bei ihr war.

Jedoch fühlte ſie bald ihr Ende in der Wiederholung des Schlagfluſſes nahen, den ihr die Begebniſſe der

vergangenen Nacht zugezogen hatten, und verlangte ſie zu beichten und die Sakramente zu empfangen, noch bevor aus zarter Schonung ihr Vater gewagt hatte, ſie um die Mittheilung ihrer Schickſale anzugehen.

Der Ritter ließ darauf einen ehrwürdigen Prieſter kommen, dem er ſchon ſeit längerer Zeit ſein geiſtliches Vertrauen geſchenkt gehabt hatte, und mit ihm blieb Elika eine geraume Weile ungeſtört allein, bis der nahe bei harrende Vater plötzlich wieder zu ihr gerufen wurde. Die von ihr richtig vorgefühlte Schlußkriſis ihres Lebens trat nämlich in beſchleunigter Folge der heftigen Aufregung ein, in die die abgelegte Beichte ſie verſetzt hatte, und ſie verſchied wenige Minuten ſpäter ſtill und ſanft.

Der fromme Prieſter entfernte ſich bald nach ihrem Tode wieder aus der Burg, und ſchien über die empfangene letzte Mittheilung der Sterbenden wie über die eines gräßlichen Geheimniſſes erſchüttert, ja entſetzt zu ſein. Ihn darum befragen konnte und durfte auch der Vater nicht; und in ſeinem Schmerze dachte er nicht einmal daran, es zu thun. Doch war ihm der Gedanke vorher ſchwer aufs Herz gefallen, ſomit vielleicht in ewiger Ungewißheit über das eigentliche Schickſal ſeines Kindes bleiben zu müſſen, das er bei ſich fortwährend fälſchlich Illamer Schuld gab, und eben ſo wenig die mindeſte Rache oder Genugthuung deswegen zu erlangen. Sein Auge hatte zu wiederholten Malen das ihrige beſorglich darum befragt; obgleich nicht ein Wort zur Unterſtützung dieſer Frage über ſeine Lippen gefloſſen war. Ihr Auge hatte aber das ſeinige ſtets ſo flehentlich gebeten, ihr ſeinen Wunſch zum Opfer zu bringen, daß er ſich zuletzt genöthigt geſehen, ſich damit ein für allemal zu beſcheiden. Er ließ zu ſeiner Zeit die entſeelte irdiſche Hülle Elikens in die Gruft ſeiner Ahnen zur Ruhe

beſtatten, und hoffte nun in Lebensüberdruß, ihr dahin bald nachzufolgen, nachdem er ſich von dem Anblicke der ihm einzig theuren Züge zum Letztenmale losgeriſſen hatte.

Indeſſen ſollte das verhängnißvolle Geheimniß nicht in Dunkel und Schweigen begraben bleiben. Es begab ſich damals, nach Elikens Rückkunft, eine Zofe durch das Krankenzimmer in ein kleines dazu gehöriges Gemach, das keinen andern Ausgang hatte, und von dem nur eine dünne Bretterwand das dicht daran ſtehende Sterbebette ſchied, um aus einem Kleiderſchranke Wäſche für das Fräulein zu holen. Von allen Anweſenden verſah ſich ihrer dabei nicht ein Einziges, und als wenige Minuten hinterdrein der Geiſtliche eintrat, ließen ſie ihn, der ſogleich die Thüre abſchloß, mit Eliken allein. Erſt die feierliche Stille, die nunmehr entſtand, und darauf ertönende Stimme des Prieſters machten die Zofe aufmerkſam auf das was vorgegangen war und noch vorging. Sie hatte gefunden was ſie geſucht, und wollte im erſten Augenblicke eiligſt ihren Rückweg antreten. Allein zu ihrem Schrecken mußte ſie alsbald erkennen, daß dies nicht mehr thunlich ſei. Zu ſchüchtern und zu unſchlüſſig, um etwa Geräuſch zu erregen und ihre Nähe kund zu geben, verhielt ſie ſich darum ſtill und ruhig, und ſo hörte ſie die Beichte der Sterbenden, faſt unmittelbar in ihr eigenes Ohr geſprochen, von Anfang bis zu Ende, in Angſt und Bangigkeit mit an.

Des Fräuleins Tod erfolgte gleich nachher, und in der Beſtürzung und Verwirrung, die dies Ereigniß mit ſich brachte, konnte es auch wohl geſchehen, daß ſie aus ihrem Verſteck unbeachtet wieder in das Zimmer trat. Mehrere Tage lang ging ſie mit ihrem Schrecken und Geheimniſſe in der Burg umher, ohne zu wiſſen, was ſie thun oder laſ-

ſen ſolle. Am Ende fand ſie aber keine Ruhe mehr damit, und mußte ſich ihrem Gebieter entdecken.

Wie ſehr der Burgherr nun auch Mann war, ſo weinte er doch vor Zorn und Rachedurſt, als er die Wahrheit von ihr vernahm. Er vertraute ſich ohne Säumen dem Burgherrn von Znio an, und Beide faßten einen gemeinſamen Beſchluß: Sie ſtellten ernſte kriegeriſche Zurüſtungen in ihren Veſten an, und überſandten dem Kloſter einen Fehdebrief. Der hochbetroffene Superior wußte ſich einen Grund dieſer unvermutheten Feindſchaft, ſo wenig wie die mindeſte Verſchuldung ſeinerſeits anzugeben. Er meinte daher, ſobald er die Sache reiflich bei ſich erwogen hatte, ein ihm ſelbſt noch fremdes Geheimniß oder Mißverſtändniß müſſe dabei obwalten, und eine perſönliche Unterredung mit den Rittern Alles am eheſten ausgleichen. Um ſeinen Mönchen keine unnöthige Sorge vor der Zeit zu machen, theilte er ihnen vorläufig noch kein Wort von dem Briefe mit, und erbat ſich, in Antwort darauf, von Elikens Vater perſönliche Sicherheit zu einer Zuſammenkunft mit ihm auf ſeiner Burg. Man geſtand ihm dies Verlangen zu und, ſo wie ſich leicht vorausſehen ließ, verſtändigten ſich denn auch beide Parteien mit wenigen Worten, ſobald die Ritter aus dem biedern Weſen des ihnen bisher perſönlich unbekannten Superiors und aus ſeinen Zuſicherungen die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er, Odilo's Unthaten vollkommen unwiſſend, und alſo auch eben ſo ſchuldlos daran ſei. Sie thaten ihren erſten raſchen Schritt, zu dem ſie die Berückſichtigung deſſen verleitet hatte, was das Kloſterregiment vormals bezeichnete, gern und verſöhnlichend zurück, und der Superior ſicherte ihnen dagegen mit Hand und Mund die ſchärfſte Beſtrafung des Verbrechers zu.

Der Mönch Odilo saß am Tage nach jener Gewitternacht, wieder in Gedanken begraben, den Kopf in beide Hände gestützt, in seiner Zelle. Er hatte seit langer Zeit bereits alle geistlichen Uebungen aufgegeben, oder, neben seinen frömmeren Klosterbrüdern nur noch zum Scheine angestellt; hatte nach und nach alle Reue und, bis auf den leisesten Wunsch, ja sogar den Gedanken der Besserung aus seinem Herzen verbannt; hatte alles erlangt was er begehrt, denn an die Flucht, von der er Eliken gesagt, war es ihm nie eingefallen, ernstlich zu denken: und fühlte sich nun dennoch nicht beglückt, ja, schauderte, wenn er sich die Herabwürdigung und Schmach seiner Befriedigung vorstellte, wenn er der leblosen Umarmungen Elikens gedachte, die ihm nur die tiefste Beschämung einflößten. Ein grenzenloser Ekel an solcher Liebe des Todes, an sich selbst und seiner ganzen Welt hatte sein Gemüth allmälig wie mit einer Moderkruste überzogen, unter der sein moralisches Leben nunmehr stillstand. Elika war aus Mangel an Kraft gefallen, Odilo aus Ueberkraft. Er hatte seinen reichen Ueberfluß gemißbraucht, und so verfaulte das ungenutzt Vergeudete. Seine Gedanken richteten sich jetzt wieder jener Stunde zu, da er, der Jungfrau gewärtig, allein in der Klosterkirche gesessen hatte, und der himmlischen Liebe der Menschen eingedenk gewesen war. Und, o, wie tief beugte nun nicht jede solche Erinnerung sein Haupt zu Boden, das sie hätte erheben sollen! Wie leer, wie enttäuscht, wie vernichtet, wie unbefriedigt war er in der Befriedigung! Und was war es, das er in dem Rausch der Sünde für Genuß gehalten hatte? Welche sittliche Mordthat an der, die er mehr als sich selbst zu lieben gemeint; welcher Frevel an dem Schöpfer, in der Zerstörung seines Geschöpfes! —

Odilo verzagte vor der Ewigkeit, wenn er bedachte, sie

könnte, ja würde oder müßte nur allein ſeiner Gegenwart gleichen, und wünſchte ſich den Tod, um ſich ſelbſt zu verlieren, indem er doch nicht bedachte, daß ja eben dieſes Wünſchen ſchon der ewige Tod war. Doch trat in dem Augenblick eine willkommene Störung, ein Laienbruder, bei ihm ein, und benachrichtigte ihn, ein Leibeigener des Kloſters harre ſein in dem Sprachzimmer und habe ihm eine Mittheilung zu machen. Er ſtutzte, und begab ſich raſch dahin: ſeine unerklärliche Unruhe, ſeine heftige Aufregung verriethen ihm ſchon voraus, daß von nichts Unwichtigem die Rede ſein werde. Auch hatte er ſich nicht geirrt; es war in der That der Köhler, der mit ſeiner Meldung kam: er war bereits den ganzen Morgen vergebens nach der Verlorenen umgeirrt, und hatte doch alsdann, da er gar keine Spur von ihr entdecken können, des Wahrzeichens ungeachtet, das ihm der ſterbende Hund geliehen, ſeine anfängliche Vermuthung ihres Todes wieder aufgenommen, und bei der Brandſtätte aufs neue ſo lange und ſorgſam nachgeforſcht, bis er unter Schutt und Aſche wirklich den halbverbrannten Leichnam ſeiner Frau gefunden, und nun, bei ſeiner Müdigkeit und Unluſt zu weiteren Anſtrengungen, ſich leicht eingebildet hatte, daß, wo der eine Körper ſichtbar, der andere gewiß auch verborgen ſei.

Er that dem Pater an dem Nachmittage dieſe Schreckensbotſchaft kund, und derſelbe ſchrak doch nicht davor zurück, da in der Gemüthsſtimmung, in der er ſich befand, ihn auch das Schlimmſte nicht mehr überraſchen konnte: er war von nun an innerlich wie äußerlich an einem und demſelben Ziele angelangt, und durfte es dabei nur für ein Glück anſehen, das edleren Verbrechern in der Regel beſchieden iſt, daß ihn der Arm der himmliſchen Gerechtigkeit ſchon vor dem möglichen Eingriffe der irdiſchen, oder doch

mit ihr zugleich erreichte. Der Meinung des Köhlers von dem Tode der beiden Frauen pflichtete er allerdings auch bei, und spürte Elikens Leichnam nur noch zu seiner völligen Beruhigung an Ort und Stelle nach, oder wendete die nächsten Tage mit dazu an, die Nachbarschaft, wiewohl darum vergeblich, wegen ihrer etwanigen Flucht auszukundschaften, weil die Ereigniſſe ihrer väterlichen Burg auf das strengſte verheimlicht wurden. Nur kehrte er von allen dieſen Wegen bloß zu dem Ende eines Abends in ſein Kloſter heim, daß ihn die Knechte ungeſäumt ergriffen und, mit Ketten belaſtet, in den tiefſten Kerker warfen.

Einer weiteren Erklärung dieſer Behandlung brauchte es für ihn nicht, und er hatte in dem Verließe Zeit und Gelegenheit, ſich mit dem Leben abzufinden; derweil ihn, nach dem Geſtändniſſe, der Superior oft beſuchte und die Freude und Beruhigung gewann, ihn durch ſeinen liebreichen Zuſpruch aus der derzeitigen Hölle ſeines moraliſchen Zuſtandes in das Fegefeuer der Erkenntniß und Reue zu erheben.

Seiner eignen Pflicht und Schuldigkeit, über einen ſo außerordentlichen Fall an den General des Ordens zu berichten, hatte der Superior natürlicherweiſe gleich genügt, und ſo lief denn etwa nach einem Monate die entſcheidende Antwort deſſelben auf ſeine Anfragen ein, und geſchah es, daß in deren Folge ein ſofortiges Kapitel wegen Pater Odilo gehalten ward, das ihn einſtimmig dazu verdammte, angeſehen, daß die Kirche kein Blut vergießen mag, in Pace geführt zu werden.

In der zweiten Nacht nach dem Tage, an dem dieſes Urtheil gefällt worden war, führte man den Verbrecher in den großen Kapitelſaal vor die in feierlicher Verſammlung anweſende Brüderſchaft, und degradirte ihn vom Mönchs-

ſtande. Man zog ihm Alles aus, nahm ihm Jegliches ab, was dazu gehörte, und er mußte ſich danächſt auf die Delinquentenbank niederſetzen. Gegen ihm über lag die Ordensregel, die er übertreten hatte, und die ſämmtlichen Religioſen umgaben ihn und ſangen einen Pſalm. Zwiſchen jedem Verſe fand eine lange Pauſe ſtatt, und unterdeſſen zog man dem Verurtheilten die übrigen Kleidungsſtücke, eines nach dem anderen aus und zerriß ſie. Man ſchnitt ihm Bart und Haare ab, ſchabte ihm die Haut von den Fingern, und nahm ihm die Tonſur, indem man ihm die oberſte Kopfhaut mit einem Scheermeſſer ablöſ'te, um ihm gewiſſermaßen die Konſekration wieder zu nehmen, die er beim Profeß erhalten hatte. Dies geſchehen, las man ihm ſein Urtheil vor und führte ihn in Pace.

Voraus ging der Pater Kreuzträger mit umgekehrter Kapuze; darnach kam Odilo ſelbſt, bis auf den Rock entkleidet; hinter ihm der Kirchendiener mit ausgelöſchten Lichtern. Neben dieſem einher ſchritten zwei andere Geiſtliche, deren einer das Rauchfaß, der andere den Weihwaſſerkeſſel trug.

Alle Brüder des Conventes gingen mit dem langſamen, feierlichen Zuge, die Kapuzen eingedrückt, die Augen zur Erde gekehrt, das Geſicht voll Trauer und Beſtürzung, die Hände unter das Skapulier geſteckt. Sie ſangen in tiefem Trauertone Sterbelieder.

So bewegte ſich der Zug über den Kloſterhof auf den Pl[illegible] vor der Kirche, wo an der Mauer des Verbrechers Grab zu ſeinem Empfange bereit ſtand. Als man davor angelangt war, läutete ein Kloſterdiener ſo eben die Mitternachtſtunde aus. Da ſtimmte der volle Chor der Brüderſchaft das Libera an, beſprengte man den Verurtheilten mit Weih-

waſſer, räucherte, und reichte ihm ein Brot, einen Topf mit Waſſer und ein angezündetes geweihtes Licht.

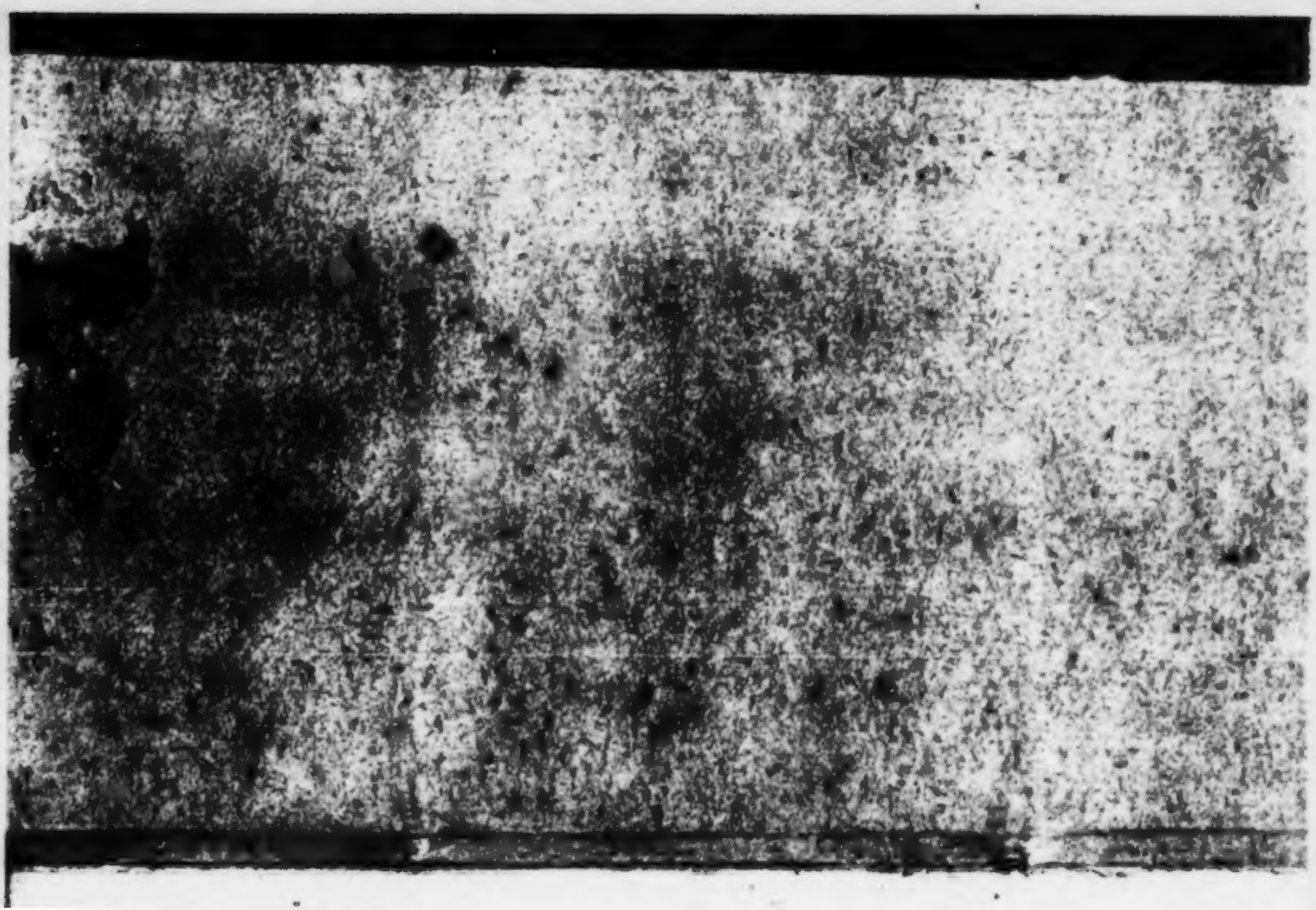
Er nahm Alles ſtillſchweigend, und jetzt war der Augenblick genaht, daß er auf ewig in ſein Grab geſenkt werden ſollte. Da ſtürzte er, von dem Schmerze dieſer Trennung vom Leben noch einmal überwältigt, lautlos auf ſeine Kniee, breitete die Arme nach dem Himmel aus und rang die Hände, indem ſein Antlitz in dem Ausdrucke des unbeſchreiblich ernſten Kampfes zu erſtarren ſchien. Grabesſtille herrſchte, der Vorſchrift des Geſetzes gemäß, ringsum, und die Brüder fühlten ſeinen Schmerz zu tödtlich mit, um zu weinen oder zu ſchluchzen. Die Verzweiflung wollte ihn mit ihren Schlangenarmen als gewiſſe Beute umſchlingen: allein er ſtieß ſie mit ſtarker Seele von ſich. Sein Antlitz ward ſtill und mild: er ergab ſich dem Himmel.

Man ſenkte ihn in die von allen Seiten ausgemauerte Gruft, und die Arbeitsleute begannen den Eingang zuzumauern.

So ſollte er denn den Tag nicht wiederſehen und die Finſterniß dieſer Nacht für ihn eine ewige ſein? Mit nichten! Er war in Demuth zerknirſcht und im hellſten Tage, da er ſich Gott darbrachte. Er verzehrte ſich wie ein ausgehendes Licht erſichtlich in Sehnſucht nach ihm. Und, von dem zuvor ſo ungewöhnlichen Geräuſche der Nacht, von dem hellen Schimmer der Fackeln aus ihrem Schlummer erweckt, fingen die Vögel des anſtoßenden Kloſtergartens, auf ihren Bäumen ſitzend, in dem Augenblicke, als Odilo die Gruft betrat, durch die tiefe Stille ihre zu frühen Morgenlieder laut zu zwitſchern und zu ſingen an.

Ein Thräne des Dankes gegen den Himmel entrollte dem aufblickenden Auge des Sterbenden: er ward der Vö-

L 4. 27.

L 8. 27.

gel des heiligen Heron wieder eingedenk, und wagte zu Gott zu hoffen, daß er in einer anderen Welt der himmlischen Liebe theilhaft werden könne, der er hienieden verlustig geworden war.